Ramy Youssef

Die Anerkennung von Grenzen

Eine Soziologie der Diplomatie

Studien zur Weltgesellschaft

campus

Die Anerkennung von Grenzen



Studien zur Weltgesellschaft – World Society Studies
Herausgegeben von Bettina Heintz, Boris Holzer und Matthias Koenig
Band 8

Ramy Youssef, Dr. rer. soc., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Allgemeine Soziologie mit Schwerpunkt Makrosoziologie an der Universität Konstanz.

Ramy Youssef

Die Anerkennung von Grenzen

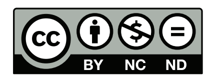
Eine Soziologie der Diplomatie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner Dissertation *Die Anerkennung von Grenzen. Zur gesellschaftlichen Funktion und Ausdifferenzierung von Diplomatie,* die im Frühjahr 2019 an der Geisteswissenschaftlichen Sektion der Universität Konstanz eingereicht und verteidigt wurde (Gutachter: Prof. Boris Holzer, Ph. D., Prof. Dr. Alfons Bora und Prof. Dr. Christian Meyer).

Für die Förderung des Promotionsvorhabens danke ich der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) und dem Exzellenzcluster EXC 16 »Kulturelle Grundlagen von Integration« der Universität Konstanz.

Ramy Youssef



ISBN 978-3-593-51317-1 Print
ISBN 978-3-593-44578-6 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-44578-6

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Lettre de créance ... 9

Teil I: Zu einer allgemeinen Soziologie der Diplomatie

1 Diplomatische Kommunikation im und als System ... 17
2 Zur Funktion der Diplomatie ... 34

Teil II: Diplomatie in segmentären Gesellschaften

3 Zur Binnendifferenzierung segmentärer Gesellschaften ... 47
4 Reziprozität und die Anerkennung von Grenzen ... 56
5 Sachdimension: Verwandte als Gesandte ... 65
5.1 Zur Ubiquität diplomatischer Probleme ... 65
5.2 Zur Rekrutierung von Boten und Rednern ... 69
5.3 Diplomatische Kommunikation als Netzwerkproblem ... 73
6 Zeitdimension: Typisierungen des Vertrauten und Fremden ... 78
6.1 Vertrautheit als zeitlicher Generalisierungsmodus ... 79
6.2 Übergänge zwischen Kriegs- und Verhandlungsphasen ... 87
6.3 Zur Gegenwartsorientierung diplomatischer Interaktionen ... 92

7 Sozialdimension: Konfliktvermeidung als Problem 96
7.1 Bedingungen der Konfliktvermeidung 96
7.2 Don’t kill the messenger! Zurechnungen von Verantwortung 98
7.3 Polyphonie und Ambivalenz als Ausdrucksmittel 102

Teil III: Diplomatie in stratifizierten Gesellschaften

8 Die Grenzen stratifizierter Gesellschaften 111
8.1 Fremdheit in stratifizierten Gesellschaften 111
8.2 Fremdheit in diplomatischen Interaktionen 122
8.2.1 Kosmologische Widersprüche und Ambivalenzen 125
8.2.2 Ähnlichkeiten als produktive Missverständnisse 132
8.2.3 Exkurs zu »falschen« Gesandtschaften 139
9 Zur Binnendifferenzierung stratifizierter Gesellschaften 143
9.1 Rang und Status in stratifizierten Gesellschaften 143
9.2 Bindung trotz Abwesenheit 154
10 Sachdimension: Diplomatische Rollen und Kontaktebenen 163
10.1 Zur Differenzierung diplomatischer Kontaktebenen 163
10.2 Kontexte diplomatischer Kommunikation 171
10.2.1 Herrschaftsrollen als diplomatischer Kontext 173
10.2.2 Dynastische Systeme als diplomatischer Kontext 178
10.2.3 Das Botenwesen als diplomatischer Kontext 181
10.2.4 Militär, Wirtschaft und Religion als diplomatische Kontexte 191
11 Zeitdimension: An- und Abwesenheit als Zeitproblem 201
11.1 Zeitstrukturen und -semantiken stratifizierter Gesellschaften 201
11.2 Zeremoniell und Ritual im diplomatischen Zeithaushalt 208
11.3 Diplomatische Zeitbindungen: Geschichten und Verträge 213
11.4 Diplomatisches Vertrauen und Misstrauen als Zeitproblem 219

12 Sozialdimension: Höfische als höfliche Kommunikation? 226

12.1 Der distanzierte Gesandte als Unsicherheitsfaktor 232

12.2 Der ideale Gesandte als Unsicherheitsfaktor 236

Teil IV: Diplomatie in der Weltgesellschaft

13 Zur Soziologie der modernen Weltgesellschaft 251

13.1 Die Grenzen der Weltgesellschaft: Globale Erreichbarkeit, normalisierte Fremdheit..251

13.2 Funktionen, Segmente und Klassen 260

13.3 Das politische System der Weltgesellschaft....................................264

14 Sachdimension: Code, Programme, Subsysteme 274

14.1 Codierung und Programmierung der Diplomatie 277

14.2 Subsysteme: Bi- und multilaterale Diplomatie, internationale Verwaltung, Publikum...281

14.2.1 Das System der bi- und multilateralen Diplomatie 284
14.2.2 Das System der internationalen Verwaltung 295
14.2.3 Das Publikum der Diplomatie: Prinzipale und Projektionen 304

14.3 Diplomatische Interaktionen in der Weltgesellschaft...................311

14.4 Diplomatische Organisationen 320

14.4.1 Zur Selbstkonditionierung diplomatischer Organisationen........320
14.4.2 Der diplomatische Dienst als Familienbetrieb? 329
14.4.3 Diplomatische Grenzstellen 339

15 Sozialdimension: Verhandlungsmacht...357

15.1 Macht als politisches Erfolgsmedium..357

15.2 Souveränität als Kontingenzformel 363

15.3 Der Diplomatie-Code in Verhandlungen und Verfahren 368

16 Zeitdimension: Zeithaushalt und Gedächtnis der Diplomatie 381

16.1 Die Zeit als Sonderhorizont der modernen Gesellschaft 382

16.2 Autonomieverlust durch Telekommunikation? 385

16.3 Diplomatische Eigenzeit: Vertrauen und Geheimhaltung 390

16.3.1 Vertrauen und Geheimhaltung in diplomatischen Grenzsystemen 390

16.3.2 Diplomatische Äquivalente persönlichen Vertrauens 395

16.3.3 Exkurs: Vertrauen, Misstrauen und die Differenzierung diplomatischer und geheimdienstlicher Grenzstellen 398

16.4 Das Völkerrecht als Gedächtnis der Diplomatie 405

Acte final: Diplomatie und Soziologie an ihren Grenzen 410

Literatur 419

Index 483

Lettre de créance

Der Forschungsstand zur Diplomatie ist mittlerweile kaum noch zu überblicken. Insbesondere die Geschichts- und Politikwissenschaften haben dem Gegenstand in den vergangenen zwei Jahrzehnten umfangreiche und detaillierte Studien gewidmet. Die Soziologie hat sich diesen Verhandlungen bislang kaum angeschlossen, obwohl andere Disziplinen in zunehmendem Maße auf ihre Ressourcen zugreifen. Die vorliegenden Untersuchungen haben das Ziel, die Soziologie an den interdisziplinären Verhandlungstisch zu bringen.

Soziologische Analysen können versuchen, ebenso souverän wie die Geschichtswissenschaft mit historischem Material umzugehen oder ebenso souverän wie die Politikwissenschaft praxisnahe Expertise zur Weltpolitik anzubieten. Sie können jedoch nicht annähernd das empirische Auflösungsvermögen historischer Analysen erreichen und beschränken sich, sofern sie sich überhaupt der »Historischen Soziologie« zuordnen, meist auf die vergangenen zwei Jahrhunderte, jenseits derer neben Michael Mann und Shmuel N. Eisenstadt allenfalls noch die Klassiker des Fachs zitierbar sind: Weber, Parsons, Elias, Foucault, Luhmann. Hinsichtlich ihrer Praxisrelevanz kann die Soziologie ebenso wenig mit politikwissenschaftlichen Beiträgen konkurrieren, die mit dem Sprachgebrauch der Praxis besser abgestimmt sind und institutionelle Verflechtungen zwischen Politikwissenschaft und Weltpolitik voraussetzen können.

Vor diesem Hintergrund scheint es für interdisziplinäre Verhandlungen sinnvoller zu sein, die Grenzen anderer Disziplinen anzuerkennen und zugleich auf der Anerkennung eigener Grenzen zu bestehen. Das schließt die Formulierung eigener Positionen nicht aus, die im Detail von anderen Beiträgen abweichen und durchaus zugespitzt werden können, wenn es der Anschaulichkeit dient und dazu beiträgt, sich der Aufmerksamkeit der Verhandlungspartner zu versichern. Mitunter wird es erforderlich sein, um Rücksichtnahme auf soziologische Relevanzkriterien und Leistungskapa-

zitäten zu bitten, aber auch taktvoll zu übersehen, wie die Soziologie in anderen Disziplinen rezipiert wird. Die Schwierigkeiten dürften jedoch weniger in interdisziplinären Verhandlungen, sondern vielmehr in der Mobilisierung der eigenen Disziplin liegen. Die Frage ist jedoch, wie und wo anfangen?

Überprüfbare Kausalhypothesen aufzustellen und mit quantitativen Analysen zu untermauern ist auf lange Sicht unverzichtbar. Gleichwohl folgt aus der dafür erforderlichen Reduktion auf bestimmte Wirkungsbeziehungen und Variablen, dass sich erst nach langwierigen Prozessen der Wissenskumulation ein Überblick über einen Gegenstand ergibt, der seit Längerem grundlegenden Veränderungsprozessen ausgesetzt ist und damit bereits die Ergebnisse früherer Forschungen infrage stellt. Empirisch gesättigte Fallstudien gibt es ebenfalls in Hülle und Fülle. Ihnen noch weitere hinzuzufügen, ist ein Luxus, den man sich allenfalls erlauben kann, wenn ein Forschungsfeld in der eigenen Disziplin bereits so weit etabliert ist, dass man auf Rezeption hoffen kann. Neuere geschichts- und politikwissenschaftliche Forschungen konnten zumindest auf einer älteren Diplomatiegeschichte oder auf einer eigenen Subdisziplin, den Internationalen Beziehungen (IB), aufbauen und ihnen mit innovativen kulturgeschichtlichen oder praxeologischen Ansätzen neue Impulse verleihen. Die Soziologie der Diplomatie ist seither vor allem in den IB institutionalisiert – jedoch in ähnlicher Weise, wie etwa die Rechtssoziologie vielerorts ein Nischendasein in den Rechtswissenschaften fristet oder die Historische Soziologie als »Sozialgeschichte« in den Geschichtswissenschaften beherbergt und von der übrigen Soziologie eher stiefmütterlich behandelt wird. Für die Soziologie ist daher die Diplomatie, gemessen an der Institutionalisierung und Publizität anderer Bindestrichsoziologien, *terra incognita*. Auch im deutschsprachigen Bereich müssen verdienstvolle soziologische Studien zur Diplomatie ihren Gegenstand als empirisch relevanten Anwendungsfall für soziologisch leichter anschlussfähige Fragestellungen rahmen, die sich auf Probleme der transnationalen Arbeitsmigration (Niedner-Kalthoff 2005) oder der gesellschaftlichen Synchronisation von Entscheidungsprozessen (Laux 2017) beziehen.

Für eine allgemeine Soziologie der Diplomatie scheint es daher sinnvoll zu sein, das Vorhandene, so gut dies eben möglich ist, zu verwerten, um auf diese Weise Forschungsergebnisse neu zu kontextualisieren und zu verknüpfen, die bislang aufgrund interdisziplinärer und disziplininterner Arbeitsteilung kontaktlos nebeneinanderstanden. Eine soziologische Gesellschaftstheorie, kombiniert mit einer funktional-vergleichenden Heuristik, ist ein

(immer auch anders möglicher) Weg, um über historische und kulturelle Grenzen hinweg neue Zusammenhänge herzustellen und den Forschungsstand in ein neues Licht zu rücken. Von einem *Gesellschaftsvergleich* der modernen mit historischen Gesellschaften wäre jedoch eine *Universalgeschichte* der Diplomatie zu unterscheiden. Der Vergleich erfasst zunächst keine historischen Prozesse, sondern zeigt variable Bedingungen für variable diplomatische Problemlösungen auf – was auch für historische Forschung durchaus aufschlussreich sein mag. Darüber hinaus dienen vor allem (historische) Selbstbeschreibungen als Material einer Wissenssoziologie, die nach Beziehungen zwischen semantischen Beständen und gesellschaftlichen Strukturen fragt. Dass die diplomatische Praxis sich in konkreten Situationen artikuliert und sich nicht immer an die Vorgaben und Erwartungen der Semantik hält, kann jedoch kein Argument gegen eine »textualistische« oder »intellektualistische« Wissenssoziologie sein (so aber Reckwitz 2003). Statt unterschiedliche Wissenssoziologien gegeneinander auszuspielen, wird hier anhand bereits gut erforschter Fälle zu zeigen sein, wie die diplomatische Praxis mit semantischen Beständen und Erwartungen umgehen kann und wie diese auf die Praxis reagieren. Dass bei der Wahl von Quellen und Fällen stets mehr Sinnzusammenhänge und Verweisungsmöglichkeiten bestehen, als in einer Monografie realisiert werden können, versteht sich von selbst.

Dass hier ein *soziologischer* Bericht vorliegt, ist nur dem Umstand zu verdanken, dass der Autor aufgrund biographischer, intellektueller und institutioneller Zufälle die Seiten gewechselt hat, von der Politikwissenschaft zur Soziologie konvertiert ist und das Thema »Diplomatie« mitgenommen hat. Seitdem galt es, zunächst als »Fremder« in einer neuen Disziplin Fuß zu fassen – mit allen Irritationen, Ambivalenzen und Gratwanderungen, die dieser prekäre Status mit sich bringt. Ohne die Anregung und Unterstützung, aber auch ohne die Nachsicht und Fürsorge von Wegbegleitern, wäre die Mission kläglich gescheitert. Mit der Gewissheit, hier nicht alle nennen zu können, denen ich Dank schulde, möchte ich dennoch einige von ihnen hervorheben:

Eine erste Anregung zum Thema ergab sich durch einen Zwischenfall am Wiener Flughafen, dem ich die Bekanntschaft mit dem damaligen Gesandten der ägyptischen Botschaft in Wien, Dr. Hassan El-Laithy, verdanke. Ich lernte einen mustergültigen Diplomaten kennen: freundlich, höflich, verbindlich, aufgeschlossen und interessiert an der Weltsicht eines jungen Wiener Studenten ägyptisch-polnischer Herkunft. Ich erhielt einen kleinen Ein-

blick in die Welt eines Diplomaten, der mit seiner Familie ein – wenngleich komfortables – Nomadendasein führte, das ihn auch bald dazu zwang, die Zelte in Wien abzubrechen und weiterzuziehen.

Anregungen wissenschaftlicher Art verdanke ich dem Seminar »Institutionen des modernen Staates«, welches im Sommer 2009 von Hannes Wimmer am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien gehalten wurde. Dort erging in einer Sitzung der Aufruf: »Schreiben Sie einmal ein Paper zur Diplomatie!« Gemeint waren alle, aber ich fühlte mich vor dem Hintergrund meiner schon vorhandenen diplomatischen »Erfahrung« angesprochen und herausgefordert. In diesem Seminar und weiteren Lehrveranstaltungen von Hannes Wimmer wuchs zugleich das Interesse an Systemtheorie und es reifte der Entschluss heran, ein Promotionsstudium an dem Ort zu beginnen, an dem man Systemtheorie wohl am besten lernen kann: in Bielefeld.

Die Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) setzte ihr Vertrauen in mich und mein Forschungsprojekt und bot sowohl ideelle als auch materielle Unterstützung. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken. In der »Forschungswerkstatt« von Alfons Bora, der freundlicherweise auch die Zweitbegutachtung der Dissertation übernommen hat, konnte ich die hohe Kunst konstruktiver und präziser Kritik gewissermaßen im sequenziellen Vollzug studieren und bemühe mich seither, wenngleich mit wechselndem Erfolg, diese nachzuahmen. André Kieserling vermittelte mir bei einem Vortrag in meinem ersten Bielefelder Semester, ohne mich damals zu kennen, den nachhaltigen Eindruck, dass ich die Systemtheorie allenfalls zur Hälfte verstehe. Ein von ihm veranstaltetes Seminar zur funktionalen Analyse klärte vieles auf und führte mich in eine Denkweise ein, die in diesem Buch deutliche Spuren hinterlassen hat. Sein Interesse an meiner Arbeit und die Gelegenheiten zum kolloquialen Austausch ermutigten mich, weiterzumachen – auch und gerade dann, wenn dies erforderte, noch einmal zum Start zurückzukehren. Inga Laß und Simon Lange, die ein Büro mit mir teilten, gilt mein Dank für ihre interkulturell kompetente Nachsicht gegenüber den Schrullen und Schmähs eines gebürtigen Wieners. In Christopher Dorn, seinerzeit ebenfalls Mitglied der BGHS, fand ich in vielen Hinsichten einen Bruder im Geiste.

Eine Verlängerung meines Forschungsvorhabens verdanke ich dem Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« (EXC 16) an der Universität Konstanz. Ohne diese Förderung wäre der vorliegende Bericht um einiges kärglicher ausgefallen. Herzlich bedanken möchte ich mich auch für die Anregungen, die ich im Rahmen der Arbeitsgruppe »Signaturen der

Frühen Neuzeit« unter der Leitung von Rudolf Schlögl erhalten habe. Hier bot sich die Gelegenheit, auch Unfertiges einem wohlwollenden und sachkundigen Publikum vorzustellen, und in interdisziplinäre Vorverhandlungen einzutreten.

Im Konstanzer Arbeitsbereich »Allgemeine Soziologie und Makrosoziologie« fand ich bei Diana Burchardt stets freundliche, tatkräftige und unentbehrliche Unterstützung bei der Überwindung administrativer Hindernisse. Ohne die Spieleabende und täglichen Spaziergänge mit Philipp Neeb wäre ich in Konstanz dem Wahnsinn verfallen. Was ich an ihm habe, merke ich vor allem an den Entzugserscheinungen, die sich einstellen, wenn er sich auf wochenlangem Urlaub befindet.

Fabian Lechner hat in meinen Manuskripten nicht nur unzählige Beistriche gestrichen, sondern sorgte sich auch um mein Wohlbefinden und meine Gesundheit und spendete Mut und Trost außerhalb eines manchmal unbarmherzigen Wissenschaftsbetriebes. Er ist mir wie kaum jemand sonst ans Herz gewachsen.

Eva Janetzko und Isabell Trommer haben dankenswerterweise die Publikation dieses Buches beim Campus Verlag stets äußerst hilfsbereit und entgegenkommend betreut. Der Herausgeberin und den Herausgebern danke ich für die Aufnahme dieses Bandes in die Buchreihe »Studien zur Weltgesellschaft – World Society Studies«.

Mein besonderer Dank gilt dem Erstgutachter Boris Holzer. Er ließ mir, auch als Vorgesetzter, alle Freiheiten, die ich – mitunter etwas über Gebühr – in Anspruch genommen habe, um mein Projekt zu verwirklichen. Dass dies über einen relativ langen Zeitraum mit einer lückenlosen finanziellen Absicherung möglich war, wäre ohne seinen Einsatz und ohne seine Zuversicht so gut wie unmöglich gewesen. Ich hoffe, dereinst auch anderen Studierenden bieten zu können, was er mir an unbeirrbarer Unterstützung, einfühlsamer Ermutigung und großmütiger Geduld entgegengebracht hat.

Ohne meine Eltern wäre freilich überhaupt nichts möglich gewesen. Ihre Sorge ob des unsteten akademischen Lebenswandels ihres Sohnes erhält mit dem nun vorliegenden und immerhin greifbaren Ergebnis hoffentlich eine kleine Beruhigung und Entschädigung.

Ramy Youssef
Konstanz, im März 2020

Teil I: Zu einer allgemeinen Soziologie der Diplomatie

1 Diplomatische Kommunikation im und als System

Eine allgemeine Soziologie der Diplomatie muss Auskunft darüber geben können, welche Elemente die Diplomatie umfasst und wie diese zueinander in Beziehung gesetzt und damit konstituiert werden. Erst auf diese Weise lässt sich Diplomatie als kompakter Gegenstand auflösen und hinsichtlich ihrer Strukturiertheit und Prozesshaftigkeit begreifen (Nexon 2010). Bislang versteht man unter Relationen vor allem *Wechselwirkungen*, in denen Körperfunktionen, psychische Intentionen und soziale Rahmenbedingungen einander konditionieren und damit für die Analyse diplomatischen Handelns miteinbezogen werden können. Wenn ich mich diplomatisch engagiere, habe ich dafür demzufolge bestimmte nachweisbare physiologisch-psychisch-soziale Gründe und verursache bestimmte Folgen: Ich muss arbeiten, um mich ernähren zu können, habe ein Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und finde ein Leben in repräsentativen Residenzen mit Dienstwagen erstrebenswert, sodass ich bei Erfüllung bestimmter Bedingungen eine entsprechende Laufbahn einschlagen kann und in unterschiedlichen Positionen diplomatische Aufgaben verrichte, die bald mehr, bald weniger weitreichende, direkte und indirekte Folgen für die diplomatischen Beziehungen meines Landes haben, welches wiederum ein Interesse daran hat, durch den Einsatz diplomatischer Mittel Einfluss auf andere Länder auszuüben und nach Anerkennung zu streben, womit es weitere Nebenfolgen verursacht, indem es Entwicklungshilfe leistet, Bündnisse schließt oder Kriege erklärt und dabei andere Länder in ihren Möglichkeiten einschränkt sowie von anderen Ländern in den eigenen Möglichkeiten eingeschränkt wird.

Man gelangt auf diese Weise also zu Ereignisketten, die es erfordern, biologische, psychische und soziale Vorgänge in ein Verhältnis wechselseitiger kausaler Einflussnahme zu setzen, um bestimmte verallgemeinerbare Regelmäßigkeiten zu identifizieren und diplomatisches Handeln auf diese Weise zu erklären. Kausalität impliziert jedoch im Prinzip unkontrollierbare, unendliche und kaskadenhafte Ursache-Wirkungs-Beziehungen, sodass analy-

tisch bestimmte Schwellen der Indifferenz gezogen und kausal in besonderem Maße relevante und wiederholt beobachtbare Faktoren destilliert werden. Besonders relevante Einheiten werden in diesem Sinne als Teile eines größeren Ganzen aufgefasst und Struktur entstünde dadurch, dass bestimmte Regelmäßigkeiten beobachtbar seien, wenn die Teile einander in ihren Einflussmöglichkeiten konditionieren. Menschen seien in diesem Sinne »mit Haut und Haar« Teile einer politisch-rechtlich integrierten Gesellschaft, die meist mit dem Staat gleichgesetzt wird, der wiederum Teil eines internationalen Systems sei. Dass kausale Einflussnahmen durch die Teile nicht einfach Durchgriffe sein können und jeder Teil alle für den Selbsterhalt erforderlichen Wirkungen erzielen kann, wird durch die Differenz zwischen der Ebene der Teile und der emergenten Ebene des Ganzen oder als Differenz zwischen Mikro- und Makroebene ausgedrückt. Körperliche, psychische, nationale und internationale Eigenschaften, Bedürfnisse und Interessen könnten sich schließlich nicht unmittelbar Geltung verschaffen, sondern seien auf eigenständigen Ebenen anzusiedeln, denen freilich unterschiedliches Gewicht beigemessen wird. Bald gelten menschliche Individuen und ihr Verhalten, bald die Innenpolitik von Staaten und bald das internationale System als ausschlaggebende Ebene (Onuf 1995; Singer 1961). Außerdem werden in den Beziehungen zwischen Staaten (als Teile eines internationalen Systems) jeweils unterschiedliche Vermittlungs- und Integrationsmechanismen für ausschlaggebend erachtet, wie etwa Macht(un)gleichgewichte (Waltz 1979), internationale Werte und Normen (Kratochwil 1989), ökonomische Interessen sowie schließlich die Diplomatie, deren Funktion darin gesehen wird, die Staaten als Teile des Systems durch Vermittlung oder Verhandlung, jedenfalls aber durch eine strukturierte und gewaltfreie Form wechselseitiger Einflussnahme, zu einer Ganzheit zu integrieren (2).

Der blinde Fleck dieses Vermittlungsdenkens in weiten Teilen der einschlägigen Forschung liegt jedoch darin, die Eigenlogik der Diplomatie nicht angemessen berücksichtigen zu können, weil die Diplomatie, sofern sie überhaupt registriert wird, eben »nur« als Vermittlungsinstanz gesehen wird, während die Erklärungsstrategien vor allem auf Eigenschaften der Teile (individuelle oder nationalstaatliche Ressourcen und Interessen) und/oder des Ganzen (Machtgleichgewichte, Normen, Werte) abzielen (Jönsson/Hall 2005: 13f.). Einschlägige Arbeiten, die Diplomatie als Vermittlungsinstanz auffassen, können zwar angeben, sich mit Diplomatie zu befassen, doch fungiert diese eher als Anlass zur Oszillation zwischen Teilen und Ganzem, ohne selbst in den Blick zu geraten. Ansonsten wird die Diplomatie im

Extremfall kaum als relevanter Einflussfaktor, sondern eher als Korrelat gesehen, das seine Existenzberechtigung in der Bereitstellung einer Infrastruktur findet, die, wie eine Telefonleitung, zwar notwendig, aber keineswegs ausschlaggebend zu sein scheint (Waltz 1979). Die Diplomatie bildete nicht zuletzt aus diesem Grund über Jahrzehnte hinweg kaum einen beachtenswerten Gegenstand politikwissenschaftlicher Forschung und erfuhr erst in den vergangenen zwanzig Jahren eine (immer noch vergleichsweise marginale) akademische Aufmerksamkeit (Jönsson/Hall 2005: 12–19).

Einen wesentlichen Beitrag leisteten hier insbesondere praxeologische Zugänge, die zuvor vor allem in der Soziologie und Ethnologie entwickelt wurden (Pouliot/Cornut 2015). Mit ihnen kann tatsächlich die Diplomatie selbst insofern ins Blickfeld gerückt werden, als man nun ihre Praxis empirisch erfassen kann: Zunächst in einem einfacheren Sinn als »das, was Diplomaten machen«, aber auch in einem anspruchsvolleren Sinn als Netzwerke zwischen sehr heterogenen körperlichen, materiellen, psychischen und symbolischen Elementen, die durch routinierte Vollzüge zueinander in Beziehung gesetzt würden, einander in ihren Einflussmöglichkeiten konditionieren und damit erst wirksam als Elemente konstituiert würden. Elemente eines diplomatischen Praxisnetzwerks oder -feldes seien in diesem Sinne Unterschiede, die aufgrund ihrer Beziehungen zu anderen Elementen für den regelmäßigen Vollzug diplomatischer Praxis einen Unterschied machen.

Mit einer von Pierre Bourdieu inspirierten Variante der Praxeologie kann man beobachten, dass die Teilnahme an einem diplomatischen Diner von besonderen Bedingungen abhängt (Neumann 2012: 45–72): Einerseits kann man nicht immer nur verhandeln, sondern muss regelmäßig Mahlzeiten zu sich nehmen, wenn man nicht verhungern möchte. Andererseits muss man aber auch eine gewisse Routine im Umgang mit Messern und Gabeln besitzen, die sich aufgrund ihrer Eigenschaften nicht in beliebiger Weise zum Verzehr von Fischspeisen einsetzen lassen. Man muss diese Praxis zudem vor dem Hintergrund besonders feinfühliger symbolischer Differenzen und Distinktionen vollziehen, also etwa wissen, dass Fischgabeln für den Fischverzehr vorgesehen sind, ebenso wie, dass es einen besonderen Unterschied macht, wenn die norwegischen Gastgeber eines diplomatischen Diners norwegischen Lachs servieren. Körper, Fischgabeln, Fisch und symbolische Marker seien somit Elemente eines Praxisnetzwerks, das durch routinierte Vollzüge konstituiert würde, welche man mehr oder weniger gut beherrschen könne, wovon wiederum Einfluss- und Aufstiegschancen in der Diplomatie abhingen. In diesem Sinne kann man die Diplomatie als ein Praxis-

feld auffassen, in dem um knappes, symbolisches Kapital in der Form diplomatischer Anerkennung konkurriert wird und Einflusschancen von einem bestimmten Habitus, also der kompetenten Reproduktion diplomatischer Routinen, abhängen (Pouliot 2011; 2016). Mit diesem Zugang handelt man sich analytisch jedoch bestimmte Folgeprobleme ein:

Einerseits ist die Praxeologie Bourdieus primär auf Beziehungen ausgerichtet, in denen bestimmte Ungleichheiten zwischen individuellen Akteuren reproduziert werden. Die Diplomatie ist vor diesem Hintergrund als Feld zu verstehen, in dem vorrangig menschliche Individuen um Positionen konkurrieren und dabei aufgrund ihrer Sozialisation unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen. Nun reicht bei aller Sympathie mit den Praktikern der Diplomatie das politikwissenschaftliche Interesse nicht so weit, dass man darüber die internationalen Beziehungen zwischen Staaten als Akteure mit eigenen Ressourcen und Interessen ignorieren möchte. »Staaten« sind jedoch, wie Bourdieu vor dem Hintergrund seiner theoretischen Vorannahmen konsequent und damit vollkommen berechtigt argumentiert, nicht selbst als Akteure, sondern als Felder zu begreifen (Bourdieu 2014). Die Möglichkeit der (diplomatischen) Delegation konstituiert ein politisch-bürokratisches Feld daher nicht als Akteur eigener Art mit entsprechenden Interessen, Ressourcen und Strategien, sondern beruht auf einem »politischen Fetischismus«, der eine besondere Rolle in der Konkurrenz zwischen Individuen um politisch-symbolisches Kapital einnimmt (Bourdieu 1992): Wer im Vollzug politisch-diplomatischer Praxis glaubhafter als Andere darzustellen vermag, als Repräsentant »des Staates« und seiner Interessen auftreten zu können, verfolgt dabei insgeheim, ob bewusst oder unbewusst, nur die eigenen Interessen im politischen Konkurrenzkampf. Diese theoretische Prämisse wird jedoch übergangen, wenn man, im Bemühen um politikwissenschaftliche Anschlussfähigkeit, Staaten zu Akteuren umdefiniert, ohne die Konsequenzen für das gesamte Theorievokabular und Methodenarsenal der Bourdieuschen Praxeologie zu berücksichtigen (Bigo 2011).

Andere Schwierigkeiten ergeben sich aus der bereits erwähnten Problematik von Vermittlungsfiguren, die in der Praxeologie Bourdieus eine besondere Form annehmen. Feldtheoretisch inspirierte Analysen der Diplomatie gehen etwa davon aus, dass ein diplomatischer Habitus zwischen diplomatischen Akteuren und dem diplomatischen Feld vermittle und ausschlaggebend für die soziale Relationierung von Akteuren im Feld sei (Pouliot 2016). Zwischen dem Habitus eines Feldes und dem Akteur würden wiederum die inkorporierten Dispositionen vermitteln, die einem diploma-

tischen Akteur im Sinne eines »Bauchgefühls« eingäben, welchen Platz er in einer diplomatischen Hackordnung einzunehmen habe (ebd.: 71ff.). Was jedoch vermittelt zwischen dem Akteur und seinen Dispositionen? Was vermittelt, in andere Theoriesprachen übersetzt, zwischen dem Akteur einerseits und Prozessen der Strukturation oder Figuration andererseits? Die Forschung muss sich auf jeder weiteren Ebene und bei jeder weiteren Vermittlungsinstanz immer wieder die gleichen Fragen stellen, bis man auf der Ebene von Spiegelneuronen angekommen ist (Holmes 2013). Bereits die Differenz zwischen Neuronen und Bewusstsein des Diplomaten führt in diesem Sinne jedoch zu Henne-Ei-Problemen oder zu *tangled hierarchies*, in denen man kontinuierlich in einen *strange loop* gerät:

> »[T]here is a shift from one level of abstraction (or structure) to another, which feels like an upwards movement in a hierarchy, and yet somehow the successive ›upward‹ shifts turn out to give rise to a closed cycle. That is, despite one's sense of departing ever further from one's origin, one winds up, to one's shock, exactly where one had started out« (Hofstadter 2008: 102).

Es gibt also, anders formuliert, allenfalls umweltsensible Selbstreferenz, aber keine durchgehende »Leiter«, auf der man von einer Emergenzebene zur nächsten hinauf- oder hinabsteigen könnte. Dennoch wird die Diplomatie mittlerweile auf Quantenebene gesucht (Der Derian 2012; Gunaratne 2005; Holmes 2019; Wendt 2015). Auf dieser kaum noch unterschreitbaren Ebene hat man festgestellt, dass ein und dasselbe Ereignis nicht nur beobachterabhängig ist, sondern *gleichzeitig* mehrere Möglichkeiten in unterschiedlichen Kontexten bzw. auf unterschiedlichen Ebenen aktualisieren kann – was sich eine phänomenologisch geschulte Soziologie auch vorher schon vorstellen konnte (Luhmann 1981e; 1990b). Die nun auch physikalisch bewiesene Möglichkeit der gleichzeitigen ereignishaften Verschränkung sprengt herkömmliche Theorien und Modelle, die von Einflussbeziehungen im Sinne einer Aufeinanderfolge von Ursachen und Wirkungen, zwischen psychischer und sozialer oder zwischen »Mikro«- und »Makro«-Ebene, ausgehen (Vogd 2014).[1]

Eine vorläufige Ausweichmöglichkeit besteht darin, im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie nicht von vermittlungsbedürftigen Ebenendifferenzen, sondern von einer »flachen« Ontologie auszugehen und Körper, materi-

1 Wissenschaftstheoretisch wird vor diesem Hintergrund etwa für Systemtheorien plädiert, die mit Ergebnissen der Quantenphysik eher kompatibel seien (Lucadou/Kornwachs 1983).

elle Objekte, sowie Ideen, Begriffe und Symbole als qualitativ gleichartige »Prozessoren« in »horizontalen« Praxisnetzwerken aufzufassen (Pouliot 2010). Im Vergleich zur relationalen, aber methodisch doch humanzentrierten Soziologie Bourdieus wird also eine Symmetrisierung unterschiedlicher Prozessoren angestrebt, die für die Reproduktion von Praxisnetzwerken Unterschiede darstellen, welche für routinierte Vollzüge einen Unterschied machen. Eine offene Frage bleibt jedoch, wie Diplomatie als Praxis erfasst werden kann, wenn sie verstanden wird als »a series of practices that overlap with other, seemingly unrelated practices such as eating and drinking, or watching television […]. Diplomatic practices are no more than variants of other practices inherent to social life« (Neumann 2012: 38). Wenn dies zutrifft, möchte man wissen, um welche Serie von Praktiken es sich handelt und ob überhaupt spezifisch diplomatische Praktiken existieren, wenn sich diese so auflösen lassen, dass sie sich mit Praktiken des Trinkens überlappen. Als »Letztelemente« soziologischer Analyse können Praktiken jedoch insofern nicht überzeugen, weil sie sich selbst immer weiter auflösen lassen. Sie können keine »Ereignisse« sein, insofern sie selbst raumzeitlich ausgedehnt sind. Eine medizinische Operation kann nicht, jedenfalls nicht als einzigartiges und elementares Ereignis, die Praxisformation »Medizin« reproduzieren (so aber Hillebrandt 2014: 102ff.), weil es sich bei genauerer Betrachtung selbst in eine unendliche Vielzahl von Ereignissen auflösen lässt. In umgekehrter Richtung gibt es damit auch keinen logischen Unterschied zwischen Praktiken und »Praxisformationen«, weil es sich bei beiden Phänomenen um Aggregate und nicht um eine Beziehung zwischen unauflösbaren Letztelementen und Aggregaten handelt. Analoges wird man auch für Verhandlungen im Verhältnis zur Diplomatie annehmen können. Woran ließe sich ferner eine Überlappung von Praktiken feststellen? Wird Trinken zu einer diplomatischen Handlung, wenn ein Diplomat zum Weinglas greift? Trägt eine Diplomatin auch dann zur Diplomatie bei, wenn sie allein trinkt? Wie wird schließlich ein diplomatischer Sinnzusammenhang zwischen ansonsten sehr unterschiedlichen Praktiken hergestellt, an dem man auch in der Praxis erkennen könnte, wann und wo es *nicht* um Diplomatie geht?

Diese Fragen werden zunächst analytisch beantwortet, indem Praxis als Modell aufgefasst wird und die Forschung sich damit ihren Gegenstand selbst zurechtschneidet (Andersen/Neumann 2012). Allerdings beruhen diese Modelle auf *accounts* in konkreten Interaktionen, die immer mehrere, aber nicht zwingend immer diplomatische Probleme lösen müssen. Man spricht dabei von »hybriden« Praktiken, die sich ihrerseits aus hybriden

Praktiken zusammensetzen. In diesem Sinne hat man unter anderem auch zu zeigen versucht, dass Wissenschaft bei weitem nicht nur Wahrheitssuche und Erkenntnisgewinn umfasst, sondern in konkreten praktischen Vollzügen auch Geräte gewartet, Anträge geschrieben und Gehälter ausbezahlt werden müssen (Knorr Cetina 1992). Dabei unterschätzt oder ignoriert man geflissentlich die Differenz zwischen der Wissenschaft und ihren Voraussetzungen sowie täglichen Begleiterscheinungen.

Es gibt demnach Verweisungszusammenhänge, die zwar konkrete Körper und Dinge voraussetzen, von ihnen und ihren konkreten Eigenschaften jedoch abstrahieren müssen, um situationsunabhängig wiedererkennbar und einsetzbar zu bleiben. Weiter steht es zu vermuten, dass dies auch auf Diplomatie zutrifft, wo Praktiken der Kommensalität zwar möglich, aber weder zwingend erforderlich noch identitätskritisch sind. Für die Erfassung identitätskritischer Strukturen und Elemente genügt es indes nicht, Symbole wie Dinge zu behandeln, deren Zusammenwirken mit anderen Dingen eine Situation in eine diplomatische Situation umwandelt. Symbole kommen schließlich nicht aus dem Nichts, sondern müssen kommuniziert werden.

In diesem Sinne unterscheidet man etwa zwischen Diskursen und Praktiken, deren Verhältnis durch »Kultur« vermittelt wird (Neumann 2002). Hiermit handelt man sich wiederum die bereits beschriebenen Folgeprobleme von Vermittlungsmetaphern ein. Außerdem versteht man unter Diskurs einen Sinnzusammenhang von Sprechakten, was sich insofern als problematisch erweist, als Kommunikation einerseits auf Sprache verkürzt und andererseits hinsichtlich ihrer Einflussmöglichkeit – und damit kommunikationstheoretisch ebenso unzureichend – bestimmt wird.

In der einschlägigen Literatur scheint zumindest dahingehend Konsens zu herrschen, dass es sich bei Diplomatie um eine bestimmte Form der Kommunikation handelt (Cioffi-Revilla 1979; Keller 1968; Korzenny/Ting-Toomey 1990; Marcus 1985; Pigman 2010). Umso mehr überrascht es, dass Kommunikationstheorien bislang kaum rezipiert wurden. Zwar findet man viele Typologien, die zwischen diplomatischer *face to face*- und Telekommunikation, zwischen verbaler und nonverbaler oder zwischen geheimer und öffentlicher Kommunikation unterscheiden (Cohen 1986b; Jönsson 2016; Jönsson/Hall 2003; Wong 2015). Wesentlich seltener findet man jedoch eine Einbettung in eine allgemeine Theorie der Kommunikation. Wo dies der Fall ist, wird meist auf klassische Sender-Empfänger-Modelle zurückge-

griffen (Cioffi-Revilla 1979; Jönsson/Hall 2003). Deren Verdienst liegt zunächst darin, Kommunikation als einen störungsanfälligen Prozess beobachtbar zu machen und nach Ursachen für Störungen bei der Informationsübertragung zu fragen. Sie übernehmen die Problemsicht der Praxis, die zwar ein berechtigtes Interesse daran hat, »Missverständnisse« und »Informationsverluste« zu vermeiden, sich jedoch nicht mit den Konstitutionsbedingungen von Kommunikation befassen muss. Für soziologische Forschungsinteressen erweisen sich diese Modelle deswegen häufig als unzureichend.

Fasst man Diplomatie als einen Prozess der Übertragung einer Information von einem Sender zu einem Empfänger auf, fungiert die Intention des Senders als Maßstab für die Einheit, Reinheit und Stabilität der Information, die allenfalls durch das Übertragungsmedium und schließlich durch die Interpretation des Empfängers »verzerrt« würde. Der Empfänger wird allein aufgrund dieser einseitigen Perspektive in seiner konstitutiven Bedeutung für den Kommunikationsprozess unterschätzt und lediglich als eine weitere Störquelle in einem Modell behandelt, dessen Ideal der reibungs- und verlustfreien Informationsübertragung am ehesten noch im »Kurzschluss«, also im Selbstgespräch, verwirklicht werden kann. In vielen Fällen, wie etwa in *face to face*-Interaktionen, ist man außerdem technisch gesehen auf mehreren »Kanälen« *gleichzeitig* Sender und Empfänger von Kommunikation (Goffman 1963: 15ff.). Noch während eine Diplomatin spricht, kann sie nicht nur das Stirnrunzeln ihres Verhandlungspartners »empfangen«, sondern nimmt auch sich selbst und ihre Reaktion auf das Stirnrunzeln wahr, während der Verhandlungspartner seinerseits darum bemüht sein mag, um Kontrolle seines Gesichtsausdrucks zu ringen, und andererseits den Erfolg am Verhalten seines Gegenübers abzulesen. Kommunikation kann schon deshalb keine Mitteilung von Gedanken sein, weil die Kommunikation schon anläuft, während man noch denkt. Wer Sender und wer Empfänger einer Information ist, steht auch keineswegs im Voraus fest und kann im Übrigen auch nicht einfach im Vorhinein durch Ankündigungen und Vorabsprachen geklärt werden, weil auch diese nichts anderes sein können als Kommunikation unter Bedingungen der Gleichzeitigkeit, sodass sich dasselbe Problem erneut stellen würde. Die Lösung liegt vielmehr darin, dass sich Information nicht einfach nur auf irgendeinen berichtenswerten Sachverhalt in der Welt bezieht und diesen in der Kommunikation »repräsentiert«. Vielmehr muss sie gleichzeitig darüber Auskunft geben, dass eine Mitteilungsabsicht vorliegt, die einem Sender zugerechnet werden kann und an einen Empfänger

adressiert ist, der dies wiederum *verstehen* muss – was ein Sender jedoch nicht für den Empfänger übernehmen kann. Der Sender ist damit nicht Verursacher der Mitteilung einer Information, sondern wird vielmehr zusammen mit dem Empfänger erst durch die Kommunikation selbst in die jeweilige Funktion eingesetzt (Garfinkel 2013).

Von Kommunikation soll hier also nur die Rede sein, wenn ein Ereignis als Information einer Mitteilungsabsicht zugerechnet und dies durch Anschlusskommunikation zu verstehen gegeben wird (Luhmann 1995c; Schneider 1994). Wenn eine Diplomatin beim Diner mit der Gabel an das Weinglas schlägt, ist dies erst dann ein Fall von Kommunikation, wenn dieses Ereignis einer Mitteilungsabsicht zugerechnet und als soziale Handlung verstanden wird und diese Zurechnung wiederum in der Kommunikation bekräftigt oder (als Versehen, Missverständnis oder Missgeschick) bestritten wird. Unabhängig davon, ob Kommunikation nun mündlich, nonverbal oder schriftlich vollzogen wird, kann nur die Kommunikation selbst Aufschluss darüber geben, ob Kommunikation stattgefunden hat; nur die Kommunikation kann somit durch Anschlusskommunikation klären, ob ein Ereignis als soziales Geschehen aufzufassen ist. Damit ist die Kommunikation jene Instanz, die Sender und Empfänger als Zurechnungspunkte bzw. Adressen selbst errechnen muss (Fuchs 1997). Der Handelnde kann durch seine intentionale Sinnbestimmung zwar beeinflussen, aber nicht selbst prozessieren, was andere als Mitteilungsabsicht zu verstehen haben. Ebenso können andere durch ihre psychische Interpretation nicht sozial verbindlich festlegen, was als Mitteilungsabsicht zu gelten hat. Ein Bewusstsein ist für ein anderes unhintergehbar intransparent und unerreichbar. Diplomatische Kommunikation ist von diesem unverbindlichen Blickwinkel aus betrachtet damit nicht als Sonderform der Handlung konstituiert, sei es ein diskursiver »Sprechakt« (so aber Neumann 2002) oder eine kommunikative Handlung, die auf letzten Vernunftgründen oder »geteilten« Normen und Werten beruht (so aber Risse 2000). Sie rechnet selbst zu, wer handelt und wer erlebt, und hat zwar Ursachen, aber keinen letzten Grund außerhalb ihrer selbst – was nicht ausschließt, dass sie unter bestimmten Bedingungen Semantiken der »Vernunft« einsetzen kann, wenn Begründungsprobleme die Kommunikation in einen infiniten Regress zu stürzen drohen.

Wenn man wissen will, was sozial der Fall ist, kann man demnach auch aneinander anschließende Kommunikationen beobachten. Kommunikation kann in ihrer Reproduktionsweise weder durch Gedanken noch durch

Körpervollzüge oder physikalisch-chemische Prozesse substituiert werden, so wie im Übrigen auch Gedanken nur Gedanken, aber nicht Körperzellen oder Kohlenstoffatome ersetzen können. Bewusstsein, Organismen und die physikalisch-chemische Welt sind je für sich Ordnungsbildungen, die ihre je eigenen Elemente auf je eigene Weise miteinander relationieren und damit konstituieren.

Gleiches gilt für *soziale Systeme*, die sich ausschließlich durch Kommunikation reproduzieren und gerade deshalb von ihrer Umwelt abhängig und beeinflussbar bleiben müssen (Luhmann 1984). Im Gegensatz zu biologischen oder psychischen Systemen reproduzieren sich soziale Systeme nicht durch Zellteilungen oder durch Gedankengänge, sondern in Form von Kommunikationsereignissen, die sich im Augenblick ihres Eintretens instantan wieder auflösen und allenfalls durch neue Ereignisse ersetzt werden können. Ereignisse haben damit als Letztelemente (im Gegensatz zu Praktiken) selbst keine zeitliche Ausdehnung, sondern sind durch die Gleichzeitigkeit ihres Erscheinens und Auflösens bestimmt (vgl. Youssef 2016). Gleichwohl stellen Menschen mit Körpern und Bewusstsein nicht »bloß« die Umwelt sozialer Systeme dar, sondern sind *gerade als Umwelt* systemrelevant. Daher werden sich die folgenden Überlegungen sowohl für jene Schnittstellen interessieren, an denen sich Kommunikation auf intentionales Bewusstsein, körperliche Wahrnehmung oder die Welt der Dinge bezieht, als auch auf die manifesten Kommunikationsprobleme, die sich dabei ergeben. So werden Möglichkeiten indirekter Kommunikation zu klären sein, die gerade darauf beruhen, dass Kommunikation nicht auf Bewusstsein zugreifen kann, sondern für die Diplomatie äußerst wichtige Ambivalenzen darüber erzeugt, ob Verhalten in *face to face*-Interaktionen auf Mitteilungsabsichten zurückzuführen ist oder nicht. Aus der Differenz zwischen Kommunikation und Wahrnehmung ergeben sich wiederum diplomatische Ermessens- und Verhandlungsspielräume, die darauf beruhen, dass man die Wahrnehmung von Gesandten durch Kommunikation weder rekonstruieren noch programmieren kann. Die Schnittstellen diplomatischer Kommunikation zu Dingen werden ebenso von Belang sein, wenn es gilt, diplomatische Folgeprobleme moderner Telekommunikation in den Blick zu nehmen oder den Einsatz »sprechender« Artefakte in Stammesgesellschaften als Möglichkeit zu rekonstruieren, menschliche Überbringer aus der diplomatischen »Schusslinie« zu nehmen.

Durch Kommunikationen als operative Elemente grenzen sich soziale Systeme von ihrer nicht-sozialen Umwelt ab, bleiben von dieser jedoch in besonderem Maße abhängig. Kommunikationen sind keine Substanzen, sondern flüchtige Ereignisse, die sich im Moment ihres Erscheinens auflösen und nur in Beziehung zu anderen Kommunikationsereignissen »Sinn« erhalten. Aber welche Relationen konstituieren diese Elemente?

Ein geäußerter Kompromissvorschlag in einer diplomatischen Verhandlung wirft das Problem auf, dass im Anschluss eigentlich alles Mögliche passieren könnte. Nur weil ein Angebot auf dem Verhandlungstisch liegt, legt dies noch nicht die Möglichkeit fest, dass es vom Verhandlungspartner angenommen, abgelehnt oder auch als Anlass interpretiert wird, mit einem Schuh auf den Tisch zu hämmern, Seneca zu zitieren oder mit dem Finger in der Nase zu bohren. Diese beliebigen Anschlussmöglichkeiten lassen sich sinnhaft nur durch Erwartungen in eine bestimmbare Form bringen. Gleichwohl kann sich die Fortsetzung der Kommunikation nicht allein an den Erwartungen eines Verhandlungspartners orientieren, da diese für den jeweils anderen Beteiligten intransparent und deshalb unverbindlich sind. Sozialen Orientierungswert haben erst *Erwartungserwartungen*, also Erwartungen darüber, welche Erwartungen die Teilnehmer voneinander erwarten können. Wer sich an einer diplomatischen Verhandlung beteiligt, begibt sich nicht in eine vollkommen unbestimmte Situation, in der alles möglich ist, sondern kann erwarten, was vom Anderen erwartet wird und mit welchen eigenen Erwartungen man sich blamieren würde. Erwartungserwartungen bilden in diesem Sinne die *Strukturen* sozialer Systeme, deren allgemeinste Funktion in der Herstellung dieser Erwartbarkeit, oder allgemeiner: in der Reduktion sozialer Komplexität, liegt (Luhmann 1984: 411ff.). Im Unterschied zum soziologisch üblichen Begriffsgebrauch sind Strukturen also weder als (statistische) Regelmäßigkeiten noch als Kontaktmuster oder, im Sinne der Sozialstrukturanalyse, als Verteilung von Ressourcen und Merkmalen zu verstehen, sondern in einem allgemeineren Sinne als nicht-beliebig erwartbare Verknüpfung von Kommunikationsereignissen.[2]

Es ließe sich keine soziale Erwartung über Diplomatie bilden, wenn mit jedem unerwarteten Ereignis die Welt insgesamt zur Disposition stünde und mit der geringfügigsten Abweichung fraglich wäre, ob es sich bei Kommuni-

2 Das schmälert keineswegs das Verdienst einschlägiger Forschung, die über den Strukturbegriff anders disponiert, sondern soll nur auf Übersetzungsprobleme aufmerksam machen.

kation sachlich überhaupt noch um Diplomatie oder nicht schon um etwas ganz anderes handelt, ob man zeitlich noch an der Erwartung diplomatischer Immunität festhalten kann, nur weil sie enttäuscht wurde, oder ob diese Erwartung insofern sozial gegen Widerspruch immunisiert ist, als sie mit der Unterstützung anonymer Dritter rechnen kann. Strukturen müssen daher einigermaßen situationsunabhängig generalisiert sein. Sie müssen auch angesichts wechselnder Umstände sachlich identifizierbar und wiedererkennbar sein, mitunter auch nach einer Enttäuschung verfügbar bleiben und selbst bei vereinzeltem Widerspruch soziale Unterstützung finden können (vgl. für das Folgende Luhmann 1974d). Andernfalls wäre die sachliche Identität einer Verhandlung schon allein dadurch gefährdet, dass der Magen eines Diplomaten knurrt, oder die Norm diplomatischer Immunität schon allein dadurch Makulatur, dass der Zoll einen fremden Diplomatenkoffer öffnet, während sich jemand, der auf der Erwartung diplomatischer Immunität besteht, als spleeniger Sonderling wiederfinden könnte, dessen Erwartung niemand unterstützenswert fände.

Diplomatische Erwartungen können in *sachlicher* Hinsicht durch *Typenprogramme* für Interaktionen (Kieserling 1999: 18f.), unter Umständen auch durch *Rollen* und noch abstraktere Symbolisierungen, wie einen symbolischen *Code* »weltpolitisch verhandelbar/nicht-verhandelbar«, sowie durch diplomatische Programme (etwa das Protokoll) generalisiert werden (Luhmann 1984: 429ff.). In der Form des Typenprogramms kann eine Interaktion als »Verhandlung« gerahmt und gegen sonstige Veränderungen der Sachlage wiedererkennbar stabilisiert werden. Unabhängig davon, ob ein Beteiligter die Nase rümpft, einen Schluck Wasser trinkt oder es im nächsten Augenblick zu regnen anfängt, selbst die Frage wer verhandelt und worüber verhandelt wird, ist unter dem Gesichtspunkt dieses allgemeinen Interaktionstyps austauschbar, ohne dass die Erwartung aufgegeben werden muss, dass es sich beim aktuellen Geschehen vorrangig um eine Verhandlung handelt. Diese Form der Generalisierung findet man auch in Stammesgesellschaften, die diplomatische Kommunikation primär in Form von zumeist ritualisierten Typenprogrammen ausdifferenzieren. In der modernen Diplomatie, teilweise aber auch in stratifizierten Adelsgesellschaften, sind Erwartungen darüber hinaus auch in der Form von Rollen generalisiert. Dies ermöglicht eine flexiblere Austauschbarkeit der Interaktionstypen und Themen, sodass Situationen auch dann diplomatisch gerahmt sein können, wenn aktuell gar nicht verhandelt, sondern ein Abendessen ausgerichtet wird. Unter dem diplomatischen Code »weltpolitisch verhandelbar/un-

verhandelbar« sind schließlich auch Rollen austauschbar, sodass auch dann diplomatisch kommuniziert werden kann, wenn Unternehmerinnen, Prominente oder Privatiers mit guten Beziehungen in diplomatische Kommunikation inkludiert werden und dazu beitragen, im Kontext von Weltpolitik aus unverhandelbaren verhandelbare Positionen (und umgekehrt) zu gewinnen.

In *zeitlicher* Hinsicht können Erwartungen soweit generalisiert sein, dass man auch im Enttäuschungsfall an ihnen festhalten und sich wiederholt auf sie beziehen kann (Luhmann 1974d: 121). In diesem Sinne kann die Erwartung, dass fremde Diplomaten Freizügigkeit und Immunität genießen, als *Norm* stilisiert werden, sodass auch im Enttäuschungsfall an ihr festgehalten und vom Normbrecher Rechenschaft verlangt werden kann (Frey/Frey 1999). Je nach Gesellschaft werden diplomatische Erwartungen auf unterschiedliche Weise zeitlich generalisiert. In Stammesgesellschaften geschieht dies etwa in Form von vertrauter Routinen, die von Normen kaum zu unterscheiden sind, während in stratifizierten Gesellschaften normative Erwartungen aus einer schriftlich überlieferten Tradition abgeleitet werden, und in der modernen Diplomatie schließlich die Form des modernen Völkerrechts und von Mitgliedschaftsnormen in internationalen Organisationen annehmen.

Die Generalisierung diplomatischer Strukturen in der *Sozialdimension* beruht auf Möglichkeiten der *Institutionalisierung* (Luhmann 1974d: 122). Diplomatische Strukturen sind institutionalisiert, wenn man nicht befürchten muss, bei erwartungskonformem Handeln sozial isoliert zu werden, sondern mit Zustimmung und Unterstützung unbeteiligter Dritter rechnen kann. Institutionalisierung erübrigt damit häufig die Ermittlung von faktischem Konsens bei allen Beteiligten und ermöglicht dafür die schlichte Unterstellung allgemeiner Zustimmung. Von Interesse werden hier insbesondere institutionalisierte Rituale sein, die in Stammesgesellschaften diplomatische Probleme lösen, aber auch die Institutionalisierung der Verhandlungsspielräume von Gesandten in der Diplomatie stratifizierter Adelsgesellschaften sowie schließlich Verhandlungs- und Verfahrenstechniken, die zur Institutionalisierung moderner diplomatischer Strukturen beitragen.

Wie auch immer soziale Strukturen generalisiert sein mögen: Eine wesentliche Leistung sozialer Systeme besteht darin, nicht nur mehrere, sondern vor allem widersprüchliche Strukturen zu relationieren. Soziale Systeme sind gerade nicht »systematisch« in dem Sinne, dass sie auf einem einzigen Prinzip beruhen, aus dem sich alle Strukturen ableiten und zu einer logisch wider-

spruchsfreien Gesamtordnung zusammenfügen ließen (Luhmann 1968). Soziologisch gesehen sind soziale Systeme vielmehr anomisch, also durch Paradoxien, Selbstwidersprüche und Ambivalenzen strukturiert (Merton 1976). Die diplomatische Norm der souveränen Gleichheit von Nationalstaaten, um ein Beispiel zu nennen, ist Bedingung für die Möglichkeit diplomatischer Ungleichheiten, weil die Funktion dieses Gleichheitssymbols darin liegt, spezifisch diplomatische Ungleichheiten von anderen Ungleichheiten (militärischer oder ökonomischer Art) unterscheiden zu können. Die protokollarische Gleichheitsnorm besagt nur, dass die Diplomatie über ihre eigenen protokollarischen Ungleichheiten disponiert und etwa eine bevorzugt zu behandelnde Doyenne des diplomatischen Corps nicht nach Maßgabe der militärischen Kapazitäten ihres Staates bestimmt, sondern nach dem diplomatischen Dienstalter. Die Erwartung, dass diplomatische Kommunikation die diplomatische Anerkennung voraussetzen würde, erweist sich in der Praxis ebenfalls als problematisch und selbstwidersprüchlich, wenn die diplomatische Anerkennung wiederum diplomatische Kommunikation voraussetzt.

Wie jede andere Kommunikation setzt auch Diplomatie Erwartungen darüber voraus, welche Ereignisse überhaupt als soziale Handlungen mit zurechenbaren Mitteilungsabsichten verstanden werden können. Diese grundlegenden Erwartungen können jedoch in der Diplomatie nicht gänzlich andere sein als in anderen sozialen Systemen. Wenn ein Mensch nur im Familienkreis als potenzieller Kommunikationspartner, in der Diplomatie jedoch als kommunikationsunfähiger Einrichtungsgegenstand gelten würde, man also mit jedem Systemwechsel in Gefahr geriete, zum unverständlichen Alien zu werden, wäre man wohl am besten beraten, allein zu Hause zu bleiben. Es muss deshalb ein umfassendes System geben, das auch in unterschiedlichen Kontexten erwartbar macht, was als Kommunikation oder soziale Handlung erkennbar ist und wer oder was als kommunikationsfähige Adresse in Frage kommt. Systeme dieses Typs sollen im Folgenden als *Gesellschaften* beschrieben werden.

Die für die folgenden Überlegungen wichtigste Funktion eines Gesellschaftssystems liegt in der Ermöglichung von Kontakten, die unter einer »Normalitätshypothese« eingeleitet werden können, sodass Kommunikationsfähigkeit als unproblematische Bedingung weiteren Verhaltens unter-

stellbar ist (Luhmann 1975a: 54).[3] Kommunikation in einer Gesellschaft ist dann realisiert, wenn sie auf generalisierten und unterstellbaren Erwartungen über die Kommunikationsfähigkeit von Adressen beruht, die nicht bei jedem Kontakt als besonders problematisch erscheint und aufwändig festgestellt werden muss. Wer oder was als Adresse in der Gesellschaft gilt, ist damit grundsätzlich für Kommunikation erreichbar (Fuchs 1997).

Wenn dies zutrifft, ist damit eine der folgenreichsten Implikationen für die weiteren Untersuchungen gegeben, dass Diplomatie nicht nur als Kommunikation »zwischen« Gesellschaften, sondern auch als Kommunikation *in* einer Gesellschaft vollzogen werden kann. Gesellschaft wird realisiert, wenn und wo Kommunikation als erwartbar und fortsetzbar erlebt wird. Die Bedingungen dafür können erheblich variieren, sodass es Gesellschaften gibt, die zwar Tiere, Pflanzen und Artefakte, nicht aber zwingend fremde Menschen als kommunikationsfähige Wesen einschätzen, während in anderen Gesellschaften Fremde als mögliche, aber moralisch und kognitiv unterqualifizierte Kommunikationspartner in Frage kommen. Erst die moderne Gesellschaft realisiert sich strukturell und in ihrer Selbstbeschreibung als *Weltgesellschaft* in dem Sinne, dass es nur noch eine einzige Gesellschaft gibt, in der kommuniziert werden kann, und ein universalisierter Menschheitsbegriff sich auch darin artikuliert, dass alle Menschen generalisierte Adressen für Kommunikation darstellen (Stichweh 1994).

Eine Gesellschaft kann Subsysteme ausdifferenzieren, die zwar allesamt Gesellschaft gleichzeitig mitreproduzieren, aber Kommunikationsbedingungen je nach Gesellschaftsformation unter Gesichtspunkten der Zugehörigkeit zu einer Verwandtschaft, einer Schicht oder zu einem Funktionssystem wie etwa Politik oder Wissenschaft weiter spezifizieren. Moderne Diplomatie wird vor diesem Hintergrund als Subsystem des weltpolitischen Systems der Weltgesellschaft ausdifferenziert, räumt der Funktion der Diplomatie einen Primat gegenüber anderen Problemen ein und verfügt dafür über eigene Rollen, Programme und einen »Code«. In segmentären Gesellschaften (oder: »Stammesgesellschaften«), ebenso wie in stratifizierten Gesellschaften (oder: »Hochkulturen«), ist die Diplomatie dagegen ein Problem, das in Systemen gelöst werden muss, die der Diplomatie keinen Funktionsprimat einräumen, sondern auch noch ganz andere gleichberechtigte Probleme zu lösen haben,

3 Präziser, aber nicht unbedingt verständlicher müsste man sagen, dass die Funktion der Gesellschaft in der kommunikativen Konstitution von Welt als Verweisungshorizont möglicher Adressierbarkeit sowie möglicher Sach- und Zeitbezüge liegt.

wie etwa aristokratische Oberschichten oder tribale Zusammenkünfte, in denen weltpolitische Belange von Intimbeziehungen kaum zu trennen sind.

Die damit angedeutete und später genauer auszuführende Typologie gesellschaftlicher Differenzierungsformen ist mit ihrer schlichten Dreiteilung (segmentär/hierarchisch/funktional) zunächst ein offensichtlicher Affront gegenüber differenzierteren Typologien, die im Einzelnen zwischen Reichsbildungen und Stadtstaaten oder zwischen nomadisierenden Gesellschaften und sesshaften Agrargesellschaften etc. unterscheiden (Buzan/Little 2000). Der Reiz der Typologie liegt jedoch nicht in ihrer Detailtreue, sondern in ihrer Abstraktion, die nicht gleiche Gesellschaften, sondern gerade äußerst unähnliche Gesellschaften miteinander vergleichbar machen soll. Differenzierungsformen sind in erster Linie jedoch keine historischen Epochenbegriffe oder gar gesellschaftliche »Entwicklungsstufen«, sondern sind zunächst als Formen zu verstehen, die in *allen* Gesellschaften vorkommen und deren *Kombination* und *Gewichtung* sehr unterschiedliche Ausprägungen annehmen kann.

Damit ist jedoch nur die *Sozialstruktur* einer Gesellschaft beschrieben. Davon zu unterscheiden ist die *Semantik*, welche die Möglichkeiten der Beschreibung der Gesellschaft und ihrer Umwelt strukturiert. Die Unterscheidung Sozialstruktur/Semantik geht im Gegensatz zur Unterscheidung Überbau/Unterbau jedoch nicht von Verhältnissen der Vorrangigkeit oder der einseitigen Determination, sondern vielmehr von Verhältnissen wechselseitiger Konstitution, Antizipation, Rekonstruktion und Koevolution aus (Stichweh 2000b). Erst durch die Semantik wird die Sozialstruktur thematisierbar und erst die Sozialstruktur ermöglicht die Ausdifferenzierung von Rollen und Systemen, die von unmittelbaren Handlungszwängen entlastet sind und sich mit der Beobachtung und Beschreibung der Gesellschaft und der Pflege ihrer Semantik befassen können. Die Sozialstruktur kann sich verändern, während man in einer Gesellschaft noch an inkompatiblen semantischen Traditionen festhält. Umgekehrt können Semantiken mögliche, aber (noch) nicht realisierte Sozialstrukturen beschreiben. Sozialstruktur und Semantik sind jedoch gleichermaßen höherstufig generalisierte Erwartungen, die einerseits als solche enttäuschungsanfällig sind und andererseits von konkreten Gegebenheiten der Praxis absehen müssen, um diese anschlussfähig zu halten:

»Die Probleme, die über die soziale Strukturierung des Gesellschaftssystems auf das tägliche Handeln überwälzt werden, können durchaus ›alltagssprachlich‹ gelöst werden […]. Einerseits bietet so die ›Lebenswelt‹ einen Boden für die Reformulierung

einer überzüchteten Semantik; und andererseits kann eine ›wissenssoziologische‹ Theorie formuliert werden, in der Widersprüche, Inkommensurabilitäten, Revolutionen in der Semantik als mehr oder weniger normale Tatbestände vorkommen« (Luhmann 2008: 243).

Innerhalb einer Gesellschaft sind jedoch auch weitere Systembildungen möglich, welche die Zusatzbedingungen der Kommunikation definieren und diese zur eigenen Grenzziehung benutzen. *Interaktionen* vollziehen Kommunikation und damit gleichzeitig auch Gesellschaft, jedoch mit der identitätskritischen Einschränkung, dass sie die wechselseitige Wahrnehmung von Anwesenden voraussetzen (Kieserling 1999). *Organisationen* vollziehen als soziale Systeme eigenen Typs ebenso Weltgesellschaft, setzen aber keine Anwesenheit, sondern Entscheidungen über sowie als Folge von Mitgliedschaft voraus, mit denen Systemgrenzen gezogen werden (Luhmann 2000a). Die Unterscheidung Interaktion/Organisation/Gesellschaft tritt damit an die Stelle von herkömmlichen Mikro/Meso/Makro-Unterscheidungen und hat für die hier anstehenden Überlegungen insofern den Vorteil, als das Verhältnis von Interaktion, Organisation und Gesellschaft als evolutionär variables und kontextabhängiges Verhältnis beobachtbar wird (Luhmann 1987f.; 2015). Gesellschaften sind in unterschiedlichem Maße von Interaktionen abhängig und bilden nicht immer formale Organisationen aus. Auch die moderne Diplomatie ist zwar wie diplomatische Kommunikation in anderen Gesellschaften in besonderem Maße interaktionsabhängig, darüber hinaus aber ohne Organisationen mittlerweile kaum noch vorstellbar.

Diplomatische Kommunikation vollzieht sich also in vielfacher Hinsicht unter kontingenten Bedingungen, die jedoch erst sichtbar werden, wenn ein ahistorischer Bezugspunkt eingenommen werden kann, von dem aus gesehen strukturelle Bedingungen als variabel, austauschbar und somit vergleichbar behandelt werden können. Dies soll der – historisch vorbelastete – Begriff der *Funktion* leisten.

2 Zur Funktion der Diplomatie

Für epochen- und kulturübergreifende Vergleiche ist es wenig ertragreich, von bestimmten diplomatischen Merkmalen, Akteuren oder Rollen auszugehen, wenn gerade deren Kontingenz und Austauschbarkeit von Interesse ist. Man käme allenfalls zu einer Aneinanderreihung von Gattungsbegriffen, Modellen oder Idealtypen, wie »*wampum*-Diplomatie« (Andersen/Neumann 2012; Jennings 1985), Diplomatie vom type ancien (Thiessen 2010b) oder Cyber-Diplomacy (Potter 2002), deren sachlicher Zusammenhang unklar bliebe. Diesen Zusammenhang lediglich in einer dihairetischen Gattungs- oder Typenabstraktion zu suchen und Diplomatie als »nicht-kriegerische Interaktion zwischen Gemeinwesen« (Reinhard 2000: 370) aufzufassen, führt zu Begriffen, die für den Gegenstand selbst wenig besagen, dafür aber mehr einschließen, als beabsichtigt war. Vor diesem Hintergrund empfiehlt sich eine funktionalistische Begriffsbildung, die weniger nach dem Was oder Warum, sondern vielmehr nach dem Wozu der Diplomatie fragt.

Die Diplomatie unter Bezugnahme auf eine Funktion zu beschreiben, ist keineswegs ein neuer Ansatz. Vielmehr hat der Funktionsbegriff selbst (jedenfalls in der alteuropäischen Tradition) eine maßgebliche Rolle in der Selbstbeschreibung der Diplomatie eingenommen. Ehe ein funktionaler Begriff der Diplomatie vorgeschlagen werden soll, kann es schon aus wissenssoziologischen Gründen lohnend sein, einen Blick auf die Rolle des Funktionsbegriffs in der diplomatischen Ideengeschichte zu werfen. Dabei kommt zum Vorschein, dass unter Funktion im Allgemeinen die Aufgabe der Vermittlung zwischen Teilen und deren Integration zu Ganzheiten verstanden wurde. In diesem Sinne war die Diplomatie weder ein Teil noch ein Ganzes, sondern selbst eine Funktion.

In der alteuropäischen Tradition werden unter »Funktion« bereits im *Codex Iustinianus* Verrichtungen eines öffentlichen Amtes verstanden,[1] und in diesem juristischen Sinne bleibt der Begriff auch im europäischen Mittelalter in Gebrauch (Thiel 1973: 511ff.). Von den Tätigkeiten eines Amtsträgers werden damit bestimmte zu erfüllende Leistungen für das Fortbestehen eines Gemeinwesens hervorgehoben, wodurch eben nicht alle Tätigkeiten einer Person als *functio* eines *officium* (oder *munus, ministerium, honor*) in Frage kommen.[2] Von diesem Punkt ausgehend kann in der diplomatischen Ratgeberliteratur des 15. Jahrhunderts für die Entsendung von *ambaxiatores*[3] zwischen lobenswerten Gründen zum Wohle des Gemeinwesens (*ad bonum reipublice*) und tadelnswerten kriegerischen Anlässen (*ad indicendum et inducendum bella*) unterschieden werden, die mit diesem *officium* vereinbar oder unvereinbar seien (Rosergio 1905: 6f.). Die Unsicherheiten darüber, welche Handlungen eines *ambaxiatore* lobens- oder tadelnswert seien, werden in der italienischen Renaissance im 16. Jahrhundert nicht mehr wie bei Bernardus kanonisch bearbeitet, sondern mit Verweis auf Semantiken des Interesses (Luhmann 1990c: 6f.) und der Staatsräson (Luhmann 1993d; Stichweh 1991: 191ff.) diskutiert. Damit verlagert sich in der frühneuzeitlichen Ratgeberliteratur das Problem der theologischen Rechtfertigung von diplomatischen Entsendungen hin zur Frage nach der Vermittlung zwischen eigenen und fremden Interessen und der damit verbundenen Notwendigkeit, einerseits die eigenen Interessen möglichst geheim zu halten und andererseits Einblick in die (geheimen) Interessen fremder Fürsten zu erhalten. So fasst auch François de Callières die Funktion des *ministre envoyé* zusammen: »Les fonctions d'un Ministre envoyé dans un Pays étranger, se peuvent reduire à deux principales; l'une est d'y traitrer les affaires de son Prince, & l'autre est de découvrir celles

1 Das Substantiv *perfunctio* meint i.d.R. die vollständige (und überstandene) Verrichtung einer höheren Aufgabe, etwa eines Kriegsdienstes (*militia*) oder einer Gesandtschaft (*legatio*). So werden im Codex diejenigen Gesandten, die ihre Aufgabe in Übersee zu verrichten hatten, für zwei Jahre von weiteren Ehrenämtern befreit: »Transmarina legatione apud nos perfunctos constitutum est biennii vacationem munerum civilium et honorum habere, non eos, qui de proximo obsequium rei publicae videntur exhibuisse« (Cod. 10, 65, 3).

2 Die Bezeichnungen für »offizielle« Positionen variieren bis ins Hochmittelalter hinein stark und sind kaum zu systematisieren. Sie bezeichnen nicht nur eine Funktionsorientierung, sondern auch gesellschaftlich hervorgehobene Positionen sowie Verhältnisse persönlicher Wertschätzung des Königs bzw. Unterordnungs- und Dienstverhältnisse (Zotz 1993).

3 Die etymologischen Wurzeln des Wortes *ambaxiatore* (später *embassador* bzw. *ambassador*) sind die gleichen wie bei »Amt« bzw. »Beamter« und liegen im keltischen *ambactos*, also »Dienstmann« oder »Gefolgsmann« (Köbler 2010: 326f.).

d'autrui« (Callières 1750: 107). Für Abraham van Wicquefort liegt die Funktion eines Botschafters ebenfalls darin, einerseits *un messager de paix*, andererseits aber auch *un espion honnorable* zu sein (van Wicquefort 1730: 6, Bd. II; Hervorh. im Orig.). Dabei unterscheidet er zwischen der Funktion eines *ambassadeur* einerseits sowie seinen Handlungen andererseits und benutzt diese Unterscheidung, um klarzustellen, dass nicht jede Tätigkeit, wie etwa die gesellige Unterhaltung bei Hofe, als Amtshandlung eines *ambassadeur* verstanden werden könne.

Die diplomatischen Reflexionstheorien der Frühen Neuzeit, von denen jene von Wicquefort und Callières zu den prominentesten zählen, sind überwiegend als Ratgeber und Handbücher zum Gebrauch von Diplomaten bestimmt und setzen sich mit praktischen Fragen des Handwerks auseinander. Erst ab der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert steht mit dem Terminus »Diplomatie« ein Begriff zur Verfügung, mit welchem von den Aufgabenbereichen und konkreten Handlungen von Gesandten abstrahiert werden kann.[4] Die theoretische Reflexion über Diplomatie zielte danach weniger auf konkrete Empfehlungen für Diplomaten ab, sondern beschäftigte sich zunehmend mit der Funktion der Diplomatie für das europäische Staatensystem.

Dass eine Mehrzahl von Staaten ein Ganzes bilden kann, welches aus Teilen besteht,[5] wird in der europäischen Völkerrechtslehre spätestens seit Hugo Grotius unter dem Begriff des »Systems« diskutiert.[6] Mit anthropologisch begründeten Motivationssemantiken wie Bedürfnis, Interesse oder Streben wurden die Teile zueinander in Beziehung gesetzt und in der Vorstellung der Tradition durch Funktionen, Zwecke oder Ziele zu einer Ganzheit integriert (allgemein hierzu Luhmann 1980a).[7] Die Paradoxie, die in der Unterscheidung zwischen dem Ganzen und seinen Teilen steckt,[8] wurde in

---

4 Üblicherweise wird auf die 1796 von Edmund Burke publizierten »Letters on a Regicide Peace« für die erstmalige Nennung dieses Begriffs verwiesen (Burke 1834: 336). Für frühere Hinweise siehe Leira 2016.

5 Siehe für die folgenden Überlegungen zur semantischen Karriere dieses Schemas Luhmann 1997: 912ff..

6 »Sic etiam accidere potest, ut plures civitates arctissimo inter se foedere colligentur, et faciant σύστημα quoddam ut Strabo non uno loco loquitur, neque tamen singulae desinant statum perfectae civitatis retinere […]« (Grotius 2005: 75).

7 Hier sei wieder auf Grotius verwiesen, der von einem *appetitus societatis* ausgeht, welcher der menschlichen Gattung eigentümlich sei und zu einer ruhigen und geordneten Gemeinschaft strebe (Grotius 2005: 5f.).

8 Wenn das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile, wie lässt sich dann dieses »Mehr« bestimmen, wenn nicht wiederum als Teil des Ganzen?

Richtung des Problems der Vermittlung zwischen den Teilen entfaltet und dadurch unsichtbar gemacht. Trotzdem blieb sie als Selbst- und Fremdbeschreibungsgenerator auch für die rezentesten Publikationen folgenreich. Auf der Ebene der Teile wurde der partikularistische Selbsterhalt als Bedürfniszweck vorausgesetzt, der auf Ebene des Ganzen durch Mechanismen der Machtakkumulation (im Staat) bzw. der Machtverteilung (im Staatensystem) koordiniert werde. Die Semantik, mit der solche Vorstellungen häufig abgehandelt wurden, ist die Metapher des *Mächtegleichgewichts*.[9] Dieses häufig anzutreffende Modell »unterlegt eine überindividuelle und naturgegebene Harmonie der Bedürfnisse, die die Bestimmung des einzelnen als Selbsttätigkeit und Selbstentfaltung mit der Bewegung des Ganzen vereint« (Müller 1990: 462). Die kosmologischen Ordnungsannahmen über die Welt wurden in der Frühen Neuzeit von organischen und mechanischen Hintergrundmetaphern geprägt (Blumenberg 1960: 69ff.). So beschreibt schon Machiavelli die Beziehungen zwischen den italienischen Stadtstaaten vor dem Einmarsch Karls VIII. als »in uno certo modo bilanciata« (Machiavelli 1976: 109) – eine Metaphorik, die beinahe zeitgleich auch von Francesco Guicciardini in seiner *Storia d'Italia* verwendet wird (Guicciardini 1984: 4ff.) und eine weite Verbreitung findet. Sie ist insofern folgenreich, als in ihr bereits der Vorbote späterer Systembegriffe gesehen werden kann.

Eine der frühesten Zusammenführungen von Systembegriff und internationalem Mächtegleichgewicht findet sich im 18. Jahrhundert, naturrechtlich begründet, bei Emer de Vattel, der Europa als ein *système politique* beschreibt, welches die Nationen auf diesem Kontinent durch gemeinsame Interessen und *l'équilibre du pouvoir* zusammenhalte (Vattel 1835 [1758]: 108f.). Clausewitz notiert später zur nach-napoleonischen Pentarchie in Europa: »[D]ie Tendenz des Gleichgewichts ist die Erhaltung des vorhandenen Zustandes, wobei wir allerdings voraussetzen, daß in diesem Zustande Ruhe, d. i. Gleichgewicht, vorhanden war; denn wo diese schon gestört ist, eine Spannung schon eingetreten ist, da kann die Tendenz des Gleichgewichts allerdings auch auf eine Veränderung gerichtet sein« (Clausewitz 1952: 538). In naturrechtlich argumentierenden Schriften zum Völkerrecht wird im 18. Jahrhundert jeder Staat als Teil einer Staatengesellschaft in die moralische Pflicht genommen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um zur Wohlfahrt und Perfektion des Ganzen im Sinne eben dieses Gleichgewichts beizu-

---

9 Für eine Ideengeschichte dieses Konzepts in den Internationalen Beziehungen siehe Little 2007.

tragen,[10] worin noch im 19. und 20. Jahrhundert die Funktion bzw. der Zweck der Diplomatie gesehen wird.[11] Nach dem Zweiten Weltkrieg bewegt sich die intellektuelle Auseinandersetzung über Diplomatie im Wesentlichen weiterhin innerhalb des begrifflichen Koordinatensystems des 19. Jahrhunderts. Sie teilt aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven die Annahme, dass die Funktion der Diplomatie in der Integration von Teilen zu einem internationalen Ganzen liege (Berridge 2010: 1ff.; Bull 2002: 163ff.; Der Derian 1987; Jönsson/Hall 2005: 33ff.; Sending 2011a; Watson 1984: 14ff.; Wight 1978: 113ff.).

Die bisher erörterten Funktionsbegriffe gingen, zusammenfassend gesagt, teleologisch von der Annahme aus, dass Teile zu einer Ganzheit streben würden und die Diplomatie diesen Prozess vermittelt. Auf der Ebene der Einzelstaaten, also der Teile des Staatensystems, könne das Bedürfnis von Staaten nach Selbsterhalt und Durchsetzung eigener Interessen durch Diplomatie ausbalanciert werden. Die desintegrativen Folgen egoistischer Motivationen und Bedürfnisse der Teile wurden als Probleme behandelt, die

---

10 So formuliert Emer de Vattel: »La première loi générale, que le but même de la Société des Nations nous découvre, est que chaque Nation doit contribuer au bonheur et à la perfection des autres, dans tout ce qui est en son pouvoir« (Vattel 1835 [1758]: 93). Ähnliches findet man auch bei Kant: »Indessen ist dieses das Verlangen jedes Staats (oder seines Oberhaupts), auf diese Art sich in den dauernden Friedenszustand zu versetzen, daß er, wo möglich, die ganze Welt beherrscht. Aber die Natur will es anders. — Sie bedient sich zweier Mittel, um Völker von der Vermischung abzuhalten und sie abzusondern, der Verschiedenheit der Sprachen und der Religionen, die zwar den Hang zum wechselseitigen Hasse, und Vorwand zum Kriege bei sich führt, aber doch, bei anwachsender Kultur und der allmählichen Annäherung der Menschen zu größerer Einstimmung in Prinzipien, zum Einverständnisse in einem Frieden leitet, der nicht, wie jener Despotismus (auf dem Kirchhofe der Freiheit), durch Schwächung aller Kräfte, sondern durch ihr Gleichgewicht, im lebhaftesten Wetteifer derselben, hervorgebracht und gesichert wird« (Kant 2011: 42; Hervorh. im Orig.). Allerdings verweist Kant auf die Natur nicht in theoretischer, sondern in praktischer Absicht (ebd.: 36).

11 So ist für den österreichischen Geographen und Statistiker Joseph Lichtenstern der »eigentliche Gegenstand der Diplomatie […]: der im allgemeinen Staatszweck enthaltene Mittelzweck der friedlichen Wahrung und Sicherung der ganzen Anstalt des Volksvereins gegen jede dem Staate von Außen drohende Gefahr […]. [A]ber auch die Erhaltung und Beförderung aller übrigen Menschheitszwecke durch den Völkerverkehr« (Lichtenstern 1820: 6). Ähnlich auch Carl von Rotteck in dem von ihm zusammen mit Karl Theodor Welcker herausgegebenen »Staats-Lexikon«: »Die Diplomatie […] beschränkt den Kreis ihrer Lehren, Fertigkeiten und Uebungen auf die Erstrebung der Staatszwecke in der Wechselwirkung mit anderen Staaten, und zwar allermeist in friedlicher, d. h. ohne unmittelbare Anwendung von Zwangsgewalt geschehender, Wechselwirkung« (Rotteck 1837: 412f.).

schon aufgrund ihres Vorhandenseins Stabilitätswirkungen verursachen und somit für das Ganze und dessen Systembestand als funktional gedacht wurden.

In einer systemtheoretischen Lesart wird unter der Funktion der Diplomatie jedoch nicht mehr eine teleologische Transformation von Ursachen in Wirkungen, ja nicht einmal ein Imperativ (so aber Cornago 2013) verstanden, sondern vielmehr »ein regulatives Sinnschema, das einen Vergleichsbereich äquivalenter Leistungen organisiert. Sie bezeichnet einen speziellen Standpunkt, von dem aus verschiedene Möglichkeiten in einem einheitlichen Aspekt erfaßt werden können« (Luhmann 1974a: 14).

Die funktionale Analyse ist vor diesem Hintergrund eine Begriffs- und Theoriebildungstechnik mit dem Anliegen, Problemzusammenhänge zu generalisieren, Vergleichsmöglichkeiten aufzuzeigen und auf diese Weise zu einer zwar abstrakten, aber doch reichhaltigeren Beschreibung ihres Gegenstandes zu gelangen. Sie simuliert dabei die Perspektive der Praxis, die auch im Angesicht eines Problems mehrere mögliche Lösungen vergleichen muss. Sie erweitert jedoch den in der Praxis üblichen Vergleichsbereich und lässt zugleich offen, wann im konkreten Fall welche Lösung eines diplomatischen Problems realisiert wird. Stattdessen gibt sie Bedingungen und Folgeprobleme *möglicher* Lösungen an. Wenn hier also realisierte Problemlösungen diplomatischer Kommunikation diskutiert werden, dann erfolgt dies nicht unter der Annahme, dass sie allgemein anwendbar oder empirisch überall und wiederholt beobachtbar seien. Vielmehr sind sie als Lösungen zu verstehen, die stets auch anders, aber eben nicht beliebig anders möglich sind. Man wird dann immer noch sagen können: »This is all very well, but it doesn't apply to the Bongo-Bongo« (Douglas 2010: 64). Aber dies könnte ein Anlass sein, mithilfe der hier vorgestellten funktionalen Begriffe die Diplomatie der Bongo-Bongo mit der irokesischen und der modernen Diplomatie zu vergleichen. Dann könnte immerhin geklärt werden, ob und unter welchen Bedingungen bestimmte Problemlösungen der irokesischen *wampum*-Diplomatie und einer funktional differenzierten Diplomatie äquivalent und damit austauschbar sind.

Die funktionale Analyse leistet damit eine *Vorarbeit* für fallbezogene Analysen. Vergleiche sind selbst weder wahr noch falsch, sondern allenfalls soziologisch instruktiv oder unbrauchbar. Man kann Käse mit Käse und Kreide mit Kreide vergleichen, kommt damit aber nicht zu gehaltvollen wissenschaftlichen Analysen. Gerade im historischen Vergleich diplomatischer

Praktiken können sich Ähnlichkeiten als irreführend herausstellen (Kornprobst 2007). Im Gegensatz dazu kann man Religion und Opium unter dem Gesichtspunkt einer gemeinsamen Funktion vergleichen und damit soziologisch instruktive Analysen durchführen. Davon zu unterscheiden wären Erklärungen und Fallrekonstruktionen, die angeben, wie oder weshalb Akteure sich in einer bestimmten Situation für Religion oder Opium entscheiden. Der funktionale Vergleich kann allerdings die Bildung deduktiver Hypothesen anregen, sodass am Einzelfall getestet werden kann, unter welchen Bedingungen eine bestimmte Problemlösung faktisch realisiert wird (Luhmann 2010a). Er leistet zudem Hilfestellung für rekonstruktive oder sequenzanalytische Verfahren, die konkrete Interaktionen dabei beobachten, wie Zug um Zug Struktur entsteht, indem bestimmte Problemlösungen ausgewählt werden und andere unberücksichtigt bleiben (Schneider 1991: 233ff.). Die funktionale Analyse kann außerdem die Ergebnisse erklärender und rekonstruktiver Forschungen berücksichtigen und sie zueinander in Beziehung setzen. Umgekehrt können rekonstruktive Verfahren und deduktive Kausalanalysen, wie im Übrigen auch die Praxis, davon profitieren, durch die Ergebnisse der funktionalen Analyse mehr Möglichkeiten zu sehen, als ein konkreter Fall zunächst nahelegen würde. Die Brauchbarkeit einer funktionalen Analyse erweist sich nicht nur darin, auch Unähnliches und sehr entfernt Verwandtes vergleichbar zu machen. Sie liegt darüber hinaus in der Möglichkeit der Symmetrisierung von gesellschaftlich variablen Problemlösungen, die ihre Gemeinsamkeit darin haben, dass sie allesamt intendierte und unintendierte, positive und negative Folgeprobleme zeitigen und somit kaum noch *a priori*, sondern allenfalls situationsbezogen auf einer Perfektions- oder Rationalitätsskala angeordnet werden können.

Funktionale Definitionen sind insofern kontingente analytische Konstrukte, also Selbsterzeugnisse der Soziologie, welche sich in den hier angestrebten Überlegungen nur in dieser Hinsicht die Freiheit nimmt, die Praxis mit mehr Möglichkeiten anzureichern, als diese selbst verwirklichen könnte, um Sacheinsichten zu gewinnen, Überraschungseffekte zu erzielen und damit Forschungsanreize zu setzen. Nur in dieser Hinsicht verfährt sie zwar analytisch, aber nicht beliebig (Luhmann 1974b).

Die Beliebigkeit funktionaler Analyse wird zunächst dadurch eingeschränkt, dass ihr Gegenstand tatsächlich in der Lage sein muss, das von ihr angegebene Bezugsproblem zu lösen. So wäre Diplomatie empirisch eindeutig überfordert, wenn ihr Bezugsproblem darin bestünde, Kinder zu erzie-

hen, Kranke zu heilen oder Kunstwerke zu schaffen – was nicht ausschließt, dass sie weltpolitische Rahmenbedingungen für Erziehung, Krankenversorgung und Kunst schaffen kann. Beliebigkeit wird aber auch dadurch eingeschränkt, dass solche empirischen Systeme den Gegenstand funktionaler Analyse bilden, die ihre eigenen Grenzen ziehen und sich selbst beschreiben. Selbstbeschreibungen sind ein Anhaltspunkt und ein wichtiges Korrektiv, weil funktionale Begriffe auch dazu dienen sollen, nicht nur Strukturen, sondern auch Selbstbeschreibungen der analysierten Systeme vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten zu problematisieren (Kieserling 2004). Sie müssen sich daher einerseits von Selbstbeschreibungen distanzieren, diese andererseits aber noch rekonstruieren können. Die vielleicht wichtigste Implikation, die sich daraus ergibt, liegt darin, dass die funktionale Analyse nicht in ein Konkurrenzverhältnis zu den Selbstbeschreibungen ihres Gegenstandes tritt und auch nicht von einer epistemologischen Überlegenheit ihrer soziologischen Einsichten ausgeht. Sie denunziert die Selbstbeschreibung ihres Gegenstandes nicht als »Kategorienfehler« der »Modernen« und präsentiert sich nicht selbst als »Diplomatie«, deren Aufgabe darin läge, »endlich zu entdecken, woran ihren [modernen, westlichen; Anm. RY] Mandanten wahrhaft liegt« (Latour 2014: 51). Wenn sich die gegenwärtige Diplomatie als »modern«, »neu« oder »westlich« beschreibt, liegt der funktionalen Analyse vielmehr daran, zu fragen, welche Bedingungen dies ermöglichen und welche praktischen Probleme auf diese Weise gelöst werden, um daraufhin ein Vokabular zu entwickeln, das diese Bedingungen aufklärt und aus einem anderen Blickwinkel betrachtet.

Nachdem der funktionalistische Blick somit neu justiert und geschärft wurde, stellt sich die Frage nach der Funktion der Diplomatie in neuer Weise und erfordert eine neue Antwort:

In einer Gesellschaft können Probleme auftreten, die durch kollektiv verbindliches Entscheiden, also durch politische Kommunikation, bearbeitet werden. Die Funktion politischer Kommunikation liegt im Bereithalten der Kapazität zur Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen und damit einhergehend in der Herstellung und Sichtbarmachung von Kollektiven, die an diese Entscheidungen gebunden sind (Nassehi 2003: 147ff.). Diese Kollektive stehen hier deshalb im Plural, weil sich eine Gesellschaft nie selbst als singuläres politisches Kollektiv konstituiert, sondern den Hintergrund bildet, vor dem sich ein politisches Kollektiv von anderen unterscheiden kann. Begrenzte politische Entscheidungsreichweite scheint schließlich eine

kaum variierende Bedingung politischer Kommunikation zu sein. Jedenfalls gibt es bislang kein Beispiel für einen »Weltstaat«, der für die gesamte menschliche Population politische Entscheidungen hergestellt und durchgesetzt hätte. Stattdessen kann man politisches Entscheiden stets in begrenzter Form beobachten: Die Subsysteme (seien es Stämme, Patronagesysteme in hierarchischen Gesellschaften oder moderne Staaten) können zwar *intern* kollektiv verbindlich Entscheidungen herstellen, aber nicht *füreinander*.

Ein Folgeproblem politischen Entscheidens liegt demnach in seiner eingeschränkten Reichweite und Bindungswirkung, die zwar spezifische Adressatenkreise erfassen kann, das Verhältnis mehrerer solcher Systeme zueinander jedoch prekär werden lässt. Dies ist insbesondere bei Problemen der Fall, die über die Grenzen eines Kollektivs hinaus auf andere Kollektive in der Umwelt verweisen, ohne diese durch Entscheidungen mitbinden zu können, und dadurch zum Attraktor *weltpolitischer Kommunikation* werden (Albert 2016). Weltpolitische Kommunikation ist vor diesem Hintergrund einerseits funktionales Äquivalent zu einem Weltstaat (Watson 1984: 22ff.; Albert/Stichweh 2007), andererseits ein Fall reflexiver Politik, also gewissermaßen eine »Politik der Politiken«. Politik zerfällt somit in Probleme der *Binnenpolitik* und der *Weltpolitik*, mit welcher sich politisch gebundene Systeme wechselseitig selbst binden können.

Somit ist es nur folgerichtig und im Übrigen auch herrschende Meinung, das Bezugsproblem diplomatischer Kommunikation als Folgeproblem der Weltpolitik aufzufassen. Präziser gesagt, liegt die Funktion der Diplomatie in der *weltpolitischen Kommunikation unter der Bedingung wechselseitig anerkannter Grenzen*. Trifft dies zu, lässt sich nun verstehen, weshalb die Diplomatie keinem binnenpolitischen System zugeordnet werden kann. Erst die Bedingung der wechselseitigen Anerkennung von Grenzen, wie kurzfristig und prekär sie auch immer gegeben sein mag, erfordert die Differenzierung von diplomatischen Drittsystemen, die autonom und eigenselektiv Kommunikationsereignisse miteinander verknüpfen. Systemtheoretisch lassen sich diese Systeme allgemein als *Kontaktsysteme* beschreiben, die »entstehen, wenn dieselben Beteiligten häufiger aus verschiedenen Anlässen zusammentreffen und dabei in wechselnde Abhängigkeit voneinander geraten, indem einmal die eine und einmal die andere Seite die stärkere ist« (Luhmann 1983: 75). Die These lautet, dass Diplomatie in solchen Kontaktsystemen vollzogen wird, in denen weltpolitische Probleme unter der Bedingung gelöst werden, dass die Grenzen von (binnenpolitischen) Systemen in der Umwelt anerkannt werden. Dass Diplomatie in »neutralen Zonen« stattfindet, auf

Brücken, inmitten von Flüssen oder auf dem Gelände diplomatischer Vertretungen und internationaler Organisationen, die als »exterritorial« fingiert werden müssen, um ihre Unverletzlichkeit und Autonomie begründen zu können, ist als Symbolik nur vor dem Hintergrund dieser Funktion von Diplomatie zu verstehen. Dass in der Diplomatie Entscheidungen nicht als Befehle, sondern als Angebote ausgeflaggt werden, dass man taktvoll kommunizieren muss, um Einfluss auszuüben, ohne die Autonomie des Gegenübers offen infrage zu stellen, dass Verhandlungen eigene zeitliche Verhandlungsspielräume erfordern und nicht ohne weiteres jeden binnenpolitischen Input sogleich in Entscheidungen ummünzen können, dass Diplomatie ihre eigenen Geheimnisse kultivieren kann, von denen die Prinzipale nichts wissen, dass weltpolitische und diplomatisch-protokollarische Ungleichheiten divergieren können, weil es nicht auf die Macht des Staates, sondern etwa auf das Dienstalter und den Rang des Personals ankommt – all dies lässt sich nicht verstehen, wenn man die Funktion der Diplomatie in der »Aufhebung« oder »Überwindung« von Grenzen sieht. Es sind vielmehr Folgen der wechselseitigen Anerkennung von Grenzen, die nur in Kontaktsystemen bearbeitet werden können, die, in welcher Form auch immer, eigene Grenzen ausbilden, um selbst darüber disponieren zu können, wann mit wem worüber und auf welche Weise diplomatisch kommuniziert werden kann. Man kann sie insofern auch als *Grenzsysteme* bezeichnen, welche diplomatische Probleme bearbeiten und dafür vergleichbare Strukturlösungen entwickeln, die maßgeblich von gesellschaftlichen Strukturen abhängen.

Im vorgeschlagenen funktionalistischen Diplomatiebegriff findet der (historische) Gesellschaftsvergleich denn auch seine besondere Begründung, denn gegenwärtig gibt es nur ein diplomatisches System im Weltmaßstab, das für seine Funktion ein Monopol verwaltet und damit kontrollierte historische Vergleiche erforderlich macht (Kornprobst 2007). Als vergleichbares Äquivalent zur modernen Diplomatie käme sonst allenfalls die kontrafaktische Annahme eines »Weltstaates« infrage, der jede Politik in Form einer »Weltinnenpolitik« realisiert. Die funktionalen Analysen, die hier vorgenommen werden, sehen von diesem Vergleich jedoch weitgehend ab, um auf der Grundlage empirischer Befunde (historische) Gesellschaftsvergleiche anstellen zu können. Jede Komponente der hier vorgeschlagenen funktionalen Definition der Diplomatie muss daher für jeden Gesellschaftstyp neu spezifiziert werden. Alle sozialen Strukturen müssen und können vor dem Hintergrund einer konstanten Funktion der Diplomatie als variabel eingeführt

und diskutiert werden. Für die hier vorgeschlagene Funktion gibt es jedenfalls kaum theorieimmanente Sperren und Ableitungsregeln, aus denen sich zwingend nur eine mögliche funktionale Definition ergäbe.

Während des Forschungsprozesses wurden jedoch mehrere Varianten erprobt und haben sich entweder als zu allgemein oder als zu spezifisch herausgestellt. Jeder Versuch, Diplomatie (im Sinne Georg Simmels) auf eine soziale Form wie Kooperation oder Über- und Unterordnung zu reduzieren, hat sich als unbrauchbar erwiesen. Vielmehr hat sich gezeigt, dass eine funktionale Definition auch soziale Formen als variabel auffassen muss, um deren Differenzierung erfassen zu können. Ein wichtiges Merkmal diplomatischer Autonomie liegt in der Sozialdimension nicht zuletzt darin, dass sowohl Konflikte als auch Kooperation oder Hierarchien untereinander differenziert und auf unterschiedliche Schauplätze verteilt werden können. Eine andere funktionale Definition könnte Diplomatie unter dem Gesichtspunkt der Repräsentation, also der Herstellung kollektiver Adressierbarkeit vergleichen. Allerdings ist das Problem nicht spezifisch genug, weil Adressierbarkeit im Allgemeinen zunächst ein Problem darstellt, welches bereits auf der Ebene der Gesellschaft gelöst werden muss. Diese Funktion lässt jedoch auch offen, welches spezifischere Problem diplomatische (im Vergleich zu militärischen oder geheimdienstlichen) Repräsentanten tatsächlich zu lösen haben, wenn sie einmal aufeinandertreffen. Eine andere mögliche Funktion kann man in der Ermöglichung kognitiver, also lernbereiter Erwartungen in der Weltpolitik sehen und Verhandlungen unter diesem Gesichtspunkt vergleichen. Diese Funktion hat sich jedoch als zu spezifisch erwiesen, weil sich Diplomatie nicht auf diesen Erwartungsmodus festlegen lässt. Dennoch sind einige Überlegungen in dieser Richtung erhalten geblieben und wurden in eine funktionale Analyse weltpolitischer Grenzstellen eingearbeitet (14.4.3).

Die hier vorgeschlagene Funktion der Diplomatie hat sich demgegenüber auch im Gesellschaftsvergleich bewährt und konnte sowohl Probleme der Adressierbarkeit als auch der Einflussnahme in Verhandlungen als Folgeprobleme wechselseitig anerkannter Grenzen interpretieren und weiter auflösen. Trotzdem ist sie nur ein erster Vermessungspflock, der in soziologisch weitgehend unbeackertes Terrain geschlagen wird, um es für Anschlussforschungen zu sondieren und zu kartographieren.

Teil II: Diplomatie in segmentären Gesellschaften

3 Zur Binnendifferenzierung segmentärer Gesellschaften

Systematisch vergleichende Arbeiten zur Diplomatie in segmentären Gesellschaften sind sowohl dünn gesät als auch methodisch antiquiert (siehe insbesondere Numelin 1950; 1963; 1967). Sie gehen von einer anthropologischen Universalität der Diplomatie aus und operieren mit einer Heuristik, die nach Gattungsähnlichkeiten sucht und Vergleiche anstellt zwischen Botenstäben und Akkreditierungsschreiben, zwischen Tötungstabus und diplomatischer Immunität sowie zwischen »Stammeszugehörigkeiten« und Nationalitäten. Unterschiede fallen in dieser Optik vor allem zeitlich und sachlich als Unterschiede der Entwicklung und Perfektion auf, und auch prominente Selbstbeschreibungen der Diplomatie können sich vor dem Hintergrund ähnlicher Annahmen Ursprungsszenarien wie das folgende ausmalen:

> »Selbst in der Urgeschichte müssen Momente eingetreten sein, wo eine Gruppe Wilder mit der andern zu verhandeln wünschte, wenn auch nur, um zu verstehen zu geben, dass sie von der Schlacht des Tages genug hätte und eine Pause wünschte, um ihre Verwundeten zu holen und ihre Toten zu begraben. Von allem Anfang an und selbst von unsern Cromagnon- und Neandertalvorfahren muss erkannt worden sein, dass solche Verhandlungen zum Scheitern verurteilt gewesen wären, wenn der Emissär der einen Seite getötet und verspeist worden wäre, ehe er Zeit gehabt hätte, seine Botschaft zu überbringen. Der Brauch, dass es besser sei, solchen Unterhändlern gewisse Vorrechte und Immunitäten einzuräumen, die Kriegern sonst versagt waren, muss deshalb schon in den allerfrühesten Zeiten eingeführt worden sein. Die Person eines solchen Gesandten oder Boten musste, wenn sie mit den richtigen Vollmachten ausgestattet war, von allem Anfang an als irgendwie ›sakrosankt‹ gelten, und von diesem Brauch stammen die besondern [sic!] Freiheiten und Rechte, deren sich die Diplomaten heutzutage erfreuen« (Nicolson 1947: 15).

Die folgenden Überlegungen weichen in mehreren Hinsichten von dieser Tradition ab. Zunächst geht es nicht um die Rekonstruktion eines Urzustandes. Vielmehr haben die Analysen dieses Kapitels Gesellschaften zum Gegenstand, die über weitgehend institutionalisierte Grenzen verfügen, woge-

gen es durchaus nomadisierende *(hunter-gatherer) bands* gibt, die kaum über ein ausgeprägtes gesellschaftliches Grenzbewusstsein verfügen und damit auch Politik und Diplomatie keine besondere Rolle spielen mögen (Woodburn 1979). Es geht also auch nicht darum, für jede segmentäre Gesellschaft die notwendige Existenz von Diplomatie zu belegen. In diesem Sinne mag es Gesellschaften geben, in denen sich politische und diplomatische Probleme im hier gemeinten Sinn überhaupt nicht stellen. Für alle anderen Fälle versucht die Analyse jedoch einerseits diplomatische Bezugsprobleme zu finden, die den Vergleich zeitlich und sachlich sehr disparater Lösungen ermöglichen sollen. Andererseits benutzt sie funktionale Begriffe als Ankerpunkte einer soziologischen Fremdbeschreibung, die sich *absichtlich* in ein inkongruentes Verhältnis zu den Selbstbeschreibungen ihres jeweiligen Gegenstandes setzt, um auch deren Beitrag zur Lösung sozialer Probleme thematisieren zu können (Kieserling 2004). Sie leistet damit zugleich eine soziologische Verfremdung von Selbstbeschreibungen ihres Gegenstandes und kann daher nicht voraussetzen, dass dieser ihre Begrifflichkeit teilt. Sie wird Funktionen daher auch dort vermuten, wo es nicht einmal einen Begriff von Funktion gibt, und diese unter vorläufiger Ausblendung anderer Möglichkeiten zum Ausgangspunkt wählen. Die Phänomene, die in diesem Kapitel ins Blickfeld gerückt werden, könnten außerdem unter ganz anderen Vergleichsgesichtspunkten des Rechts, der Mediation oder der Gruppentherapie diskutiert werden. Dies wären indes Bezugsprobleme, die jeweils unterschiedliche Vergleichsserien erzeugen würden, die nicht den Gegenstand der folgenden Überlegungen bilden können.

Mit funktionalen Begriffen wie Weltpolitik und Diplomatie gewinnt man die Möglichkeit, auch in segmentären Gesellschaften bestimmte Phänomene in einen problembezogenen Vergleichszusammenhang zu setzen. Gleichwohl differenzieren sich in diesen Gesellschaften für diese Bezugsprobleme keine funktional spezialisierten Systeme aus. Vielmehr wird zu zeigen sein, dass sich diplomatische Probleme einerseits auf der Ebene situativer Relevanz und thematisch fokussierter Interaktionssysteme finden lassen, und es andererseits aufgrund der primär segmentären Differenzierung dieser Gesellschaften kaum Interaktionen gibt, die sich nicht unter diplomatischen Gesichtspunkten rekonstruieren ließen.

Dafür muss das Bezugsproblem von Diplomatie, das als weltpolitische Kommunikation unter der Bedingung der Anerkennung von Grenzen definiert wurde, für den Kontext segmentärer Gesellschaften jedoch zunächst

respezifiziert werden. Schon der Begriff »Weltpolitik« kann im Hinblick auf segmentäre Gesellschaften keinen singulären *globalen* Kommunikationszusammenhang meinen, den das gegenwärtige Staatensystem darstellt. Ein Gattungsbegriff von Weltpolitik, der von der Bedingung einer einzigen globalen Weltgesellschaft ausgeht, wird für segmentäre Gesellschaften wenig besagen können. Deshalb wurde ein funktionaler Begriff gewählt, der Weltpolitik als Problem der Herstellung von kommunikativer Bindungswirkung zwischen politisch kommunizierenden Systemen auffasst und die Frage der Weltkonstitution und räumlichen Reichweite von Kommunikation empirisch variabel halten kann. Auch in segmentären Gesellschaften kann insofern von Weltpolitik gesprochen werden:[1] Die Familie, das Dorf, die Geheimgesellschaft, das Frauenhaus und andere Subsysteme realisieren Binnenpolitik, sofern sie intern das Problem kollektiv bindender Kommunikation bearbeiten. Sie sind insofern an Weltpolitik beteiligt, als sie Systeme in ihrer Umwelt nicht durch ihre eigene Politik mitbinden können, sondern stattdessen zu diplomatischen oder kriegerischen Mitteln greifen müssen. Wie sich diese Systeme aber im Einzelnen konstituieren, muss hier aus Gründen der Vergleichbarkeit offenbleiben, zumal empirisch mit sehr unterschiedlichen Kombinationen weltpolitisch relevanter Systeme zu rechnen sein wird. Neben der dadurch hergestellten Vergleichbarkeit liegt ein weiterer Effekt dieser Begriffswahl in der Ablösung von Begriffen wie »inter-tribale« bzw. »internationale Beziehungen«, die eine gesellschaftsvergleichende funktionale Analyse der Diplomatie nur bedingt instruieren können.

Der Begriff der *Grenze* muss für segmentäre Gesellschaften ebenso spezifiziert werden. Anthropologische Bemühungen stießen bei der Lösung dieses Problems ihrerseits an Grenzen, solange sie versuchten, ihre eigenen Analysekategorien in ein Untersuchungsfeld hineinzutragen, um Grenzen von und in Stammesgesellschaften zu identifizieren. Vor allem die Annahme einer Homogenität und Konvergenz von »Ethnie«, »Kultur«, »Sprache«, »Verwandtschaft« und »Wohnsitz«, die einem modernen, wenn man so will: »nationalistischen« Beobachter naheliegend erscheint, erwies sich für die Be-

---

1 Diese Begriffsdisposition erscheint im Lichte anderer Publikationen vielleicht weniger idiosynkratisch, die im Kontext segmentärer Gesellschaften ohne großen semantischen Begründungsaufwand von »geopolitics« in »world-systems« (Collins 1992), von »tribalen Kriegen« (Helbling 2006; Kuchler 2013), »tribaler Diplomatie« (Andersen/Neumann 2012) und von »security regimes« zwischen »Stammesdemokratien« ausgehen (Crawford 1994).

schreibung tribaler Verhältnisse als problematisch (Barth 1969). Ein bewährter Ausweg aus diesem Dilemma liegt demgegenüber in einer Verlagerung der Beobachterposition auf eine Ebene zweiter Ordnung (Barth 2000). Aus dieser Perspektive wird dann primär die Sinnbestimmung der beobachteten Beobachter ausschlaggebend:

Erst wenn Grenzen in der Kommunikation thematisch werden, kann man davon ausgehen, dass sie auch Struktur- und Orientierungswert in diesen Gesellschaften haben und nicht bloß analytische Annahmen ohne empirisches Korrelat darstellen. Eine wichtige Konsequenz dieses Perspektivwechsels ist daher, dass man auch die Frage der Räumlichkeit sozialer Grenzen empirisch offenhalten muss. Zwar sind in segmentären Gesellschaften raumbezogene Grenzen als Element der Selbstbeschreibung belegbar, aber diese sind nicht selten »bodenvage« (Mühlmann 1985: 19). Schon für eine funktional differenzierte Weltpolitik ist die Fixierung auf räumliche Grenzen problematisch, da auch in diplomatischen Interaktionen Grenzen semantisch und praktisch reproduziert werden, ohne dass die Verhandlungsparteien durch einen Grenzzaun im Verhandlungszimmer getrennt werden müssten (Parker/Adler-Nissen 2012). Ein systemtheoretischer Begriff *sinnhafter* Grenzen kann den Vergleichshorizont erweitern und territorial definierte Grenzen als lediglich eine von vielen möglichen Symbolisierungen weltpolitischer Differenzierung behandeln. Im Fall von segmentären Gesellschaften empfiehlt es sich daher, im Anschluss an Wilhelm E. Mühlmann, von *limitischen Strukturen* auszugehen:

»Eine Grenze ist offensichtlich vorhanden, aber sie muß nicht (jedenfalls nicht in der Hauptsache) durch den ›Boden‹ markiert werden. Sie bestimmt sich vielmehr durch den Menschen selbst, der zum Träger von ›Grenzzeichen‹ wird. Diese Grenze markiert sich durch Tätowiermuster, Körperbemalung, Körperdeformationen, Schmuck, Tracht, Sprache, Küche, Lebenshaltung, in Summa: durch die ›Kultur‹ als Sachbesitz, Überlieferungen, Mythen usw. […] Das alles ist nicht bloß ›da‹, es grenzt auch ab gegen die ›Anderen‹« (Mühlmann 1985: 19).

Im Sinne dieser limitischen Strukturen wird hier noch zu zeigen sein, dass insbesondere diese »Anderen« wie Fremde, Gäste und Boten sehr viele, sehr unterschiedlich konstituierte Grenzen zugleich verkörpern und damit praktisch und semantisch mitproduzieren, sodass der jeweils »Andere« in sehr vielen verschiedenen Hinsichten sowohl als »Eigener« als auch als »Anderer« beobachtet werden kann. Zuvor soll aber in den folgenden Abschnitten näher ausgeführt werden, wie interne Grenzen in segmentären Gesellschaften gezogen und stabilisiert werden.

Der Begriff der »segmentären Gesellschaft« weist eine längere, zum Teil auch problembehaftete Tradition auf. Trotz der offensichtlichen Homonymie ist der systemtheoretische Begriff der segmentären Gesellschaft aber nicht deckungsgleich mit anthropologischen Begriffen wie *segmentary lineage* (Evans-Pritchard 1940). Schon die idiosynkratische Art und Weise, in welcher die Systemtheorie über Begriffe wie System oder Struktur disponiert, hat mit strukturalistischen und strukturfunktionalistischen Begriffen nur noch wenig gemein. Im Kontext systemtheoretischer Gesellschaftstheorie ist mit einem Primat segmentärer Differenzierung jedenfalls gemeint, dass die primären Subsysteme einer Gesellschaft geteilt oder fusioniert werden können, ohne dass deshalb die übrigen Subsysteme zwingend ihre Funktionsweise umstellen müssten (Halbmayer 2010: 287ff.; Luhmann 1997: 634ff.; Sigrist 1997). Die Segmentation ist in diesen Fällen die primäre Form gesamtgesellschaftlicher Differenzierung – was andere Differenzierungsformen nicht ausschließt, diese aber sehr wohl in ihrer Tragweite und Tragfähigkeit einschränkt. Wie auch immer die Subsysteme segmentärer Gesellschaften konstituiert sind, sei es durch räumliche Nähe, Kontaktdichte, Reziprozitätsverpflichtungen oder Verwandtschaftsbeziehungen: Der Ausfall eines Systems kann durch die anderen Systeme kompensiert werden, ohne dass dies Auswirkungen auf die primäre Differenzierungs*form* der Gesellschaft bedeuten muss. Eine hierarchische Gesellschaft wäre im Vergleich dazu kaum (wieder)erkennbar, wenn die Oberschicht die Funktion der Unterschicht erfüllen müsste, so wie man kaum von einer funktional differenzierten Gesellschaft sprechen könnte, wenn die Politik den Totalausfall der Kunst oder der Wirtschaft kompensieren müsste.

Eine Differenzierungsform wie die Segmentation ist im systemtheoretischen Sinne außerdem kein ontologisches Prinzip, das alle Strukturen zu einer logischen und starren Gesamtordnung integriert, alles faktische Handeln anleitet und alle anderen Möglichkeiten ausschließt. Sie ist auch keine Norm, die durch Abweichungen lediglich sichtbar und bestätigt wird und tritt außerdem nirgendwo in Reinform auf, sondern stets in Kombination mit anderen Differenzierungsformen, die quer zu ihr und gegen sie gerichtet sein können. Segmentation ist schließlich auch kein analytisches Artefakt eines soziologischen Beobachters, sondern setzt voraus, dass es Korrelate in den Selbstbeschreibungen einer Gesellschaft gibt, die, wenngleich in anderer Terminologie, auf Segmentation schließen lassen.

Die Segmente von Stammesgesellschaften können als Verwandtschaftszusammenhänge konstituiert sein, auf räumlicher Nähe, auf Sympathie oder

auf der Kontakthäufigkeit beruhen, und auf sehr unterschiedliche Weise ineinander verschachtelt sein. Sie nehmen aber wohl nur im Ausnahmefall jene idealtypische Form an, die Marshall D. Sahlins beschreibt:

»Smaller groups are combined into larger ones through several levels of incorporation. The particular arrangements vary, of course, but the scheme might read something like this: families are joined in local lineages, lineages in village communities, villages in regional confederacies, the latter making up the tribe or ›people‹-itself set in a wider, inter-tribal field« (Sahlins 1968: 15).

Für die hier angestellten Überlegungen kommt es allerdings nicht darauf an, dass empirische Fälle diesem Modell genau entsprechen. Viel mehr genügt die Annahme, dass gesellschaftliche Probleme zwischen Subsystemen unterschiedlicher Größe, Reichweite und Konstitution verschoben werden können und sich auf diese Weise inklusive Hierarchien bilden, die auch *sequential hierarchies* (Johnson 1982: 396ff.), *pyramidal societies* (Southall 2004: 249ff.) oder *segmentary hierarchies* (Sahlins 1968: 15f.) genannt werden. Diese etwas irreführende Terminologie suggeriert zwar eine hierarchische Differenzierung, in welcher kleinere Einheiten die »Unterschicht« bilden und die wichtigsten Entscheidungen auf der Ebene größerer Aggregate getroffen würden. Gemeint ist aber im Gegenteil, dass die wichtigsten gesellschaftlichen Leistungen subsidiär von relativ autarken kleineren Segmenten erbracht werden, die eher lose in größere, umfassendere Einheiten integriert sind. Die Kommunikation verdichtet sich dann innerhalb von kleineren Segmenten vor allem in der Form ständiger *face-to-face* Kommunikation[2] (Fried 1966: 534), während übergeordnete segmentäre Ebenen eher situativ, bei rituellen Anlässen sowie insbesondere für die Mobilisierung von Unterstützung im Konfliktfall relevant werden.

In dieser ungleichen Verteilung der Interaktionsdichte zwischen verschachtelten Segmenten liegt zugleich ein wichtiger Faktor für die Form gesellschaftlicher Differenzierung. Die Binnen- und Außengrenzen dieser Gesellschaften können jedenfalls nicht unabhängig von deren Interaktionen

2 Der Begriff der *face-to-face* Kommunikation ist hier insofern problematisch, als Interaktionen in segmentären Gesellschaften sich nicht zwingend durch Blickkontakte und die Wahrnehmung von Gesichtern konstituieren, wie Christian Meyer (2015) gezeigt hat. Sie können sich, wie noch zu zeigen sein wird (7.3) vielmehr dadurch auszeichnen, dass jede Fokussierung auf Personen vermieden wird und die Interaktion nicht durch wechselseitig wahrgenommene Anwesenheit, sondern durch eine eher vage Form unterstellter Erreichbarkeit konstituiert wird.

gezogen werden (Luhmann 2015: 18f.). Was sich in Interaktionen abspielt, kann unmittelbare Folgen für die Gesellschaft insgesamt zeitigen, die nicht durch Schriftgebrauch oder Organisation abgefedert werden können. Dies gilt im besonderen Maße für Konflikte: »Interaktionssysteme können offene Konflikte schlecht nebenherlaufen lassen, dazu sind sie nicht komplex genug. Sie haben nur die Wahl, Konflikte zu vermeiden oder Konflikte zu sein« (ebd.: 25). Daher kennen segmentäre Gesellschaften insbesondere in kleineren Segmenten mit der höchsten Interaktionsdichte ausgeprägte Formen der Integration und Konfliktunterdrückung bzw. -vermeidung (Liberman 1985: 12ff.).

Diplomatische Kommunikation hat in segmentären Gesellschaften vor diesem Hintergrund einen besonderen Bezug zu interaktiven Konflikten. Es soll hier auch an späterer Stelle noch genauer darauf eingegangen werden, welche diplomatischen Konfliktvermeidungsstrategien in konkreten Verhandlungssituationen zur Anwendung kommen (7.2). Das bedeutet jedoch keineswegs ein Abweichen von der Annahme, dass mit »Konfliktlösung« oder »Friedensstiftung« die Funktion der Diplomatie nur unzureichend erfasst ist. Im Gegenteil: Erst die hier gewählte funktionale Definition der Diplomatie kann offenlassen, wie soziale Formen wie Konflikt, Über-/Unterordnung oder Konkurrenz aufeinander bezogen und realisiert werden. Die Bedingung raumzeitlicher Kopräsenz, die im Prinzip jede Kommunikation in segmentären Gesellschaften begleitet, wirkt sich jedenfalls maßgeblich auf Kooperations- und Konfliktchancen segmentärer Gesellschaften aus.

In segmentären Gesellschaften wird die kommunikative *time-space distanciation* durch Erfordernisse interaktiver Kommunikation konditioniert (Giddens 1987: 92f.). Kommunikation erfordert dann im Regelfall Anwesenheit, sodass bei größerer räumlicher bzw. sozialer Distanz, also: in den jeweils umfassenderen Subsystemen, Interaktionen unwahrscheinlicher werden. Eine geringe Interaktionsdichte korreliert unter diesen Bedingungen aber auch mit geringerer sozialer Relevanz, sodass die Grenzen dieser gesellschaftlichen Subsysteme nicht unabhängig von der Interaktionsdichte gezogen werden können (Kieserling 1999: 224). Zwischen größeren und umfassenderen segmentären Einheiten auf der Ebene von Klans oder Moieties werden Interaktionen jedoch nicht nur seltener, sondern auch prekärer: »The larger the segment involved the greater the anarchy that prevails« (Evans-Pritchard 1940: 157). Daher liegt eine »universell kritische Systemvariable segmentärer

Gesellschaften […] im ›Skalarstress‹, d. h. dem exponentiellen Anstieg der kommunikativen Komplexität, welcher die institutionellen Möglichkeiten der Handlungskoordinierung über kollektiv verbindliche Entscheidungen rasch überfordert« (Wimmer 1996: 31). Klans und Moieties können zwar häufig mehrere Tausend Personen umfassen, ohne über politisch zentralisierte Entscheidungsinstanzen zu verfügen. Je größer die Zahl an zu berücksichtigenden Personen wird, desto unwahrscheinlicher wird jedoch die einstimmige Akzeptanz kollektiv bindender Kommunikation und desto eher kommt es ohne weitere Sicherungsmaßnahmen zu Konflikten.

Aus der Kleingruppenforschung weiß man, dass eine kritische Schwelle für die Akzeptanzwahrscheinlichkeit in der Kommunikation bereits bei sechs Personen erreicht ist, ab welcher größere Gruppen von gleichrangigen Anwesenden bereits auf Schwierigkeiten stoßen, einvernehmliche Lösungen zu erzielen (Johnson 1982: 392f.). Diese Problemlage ist auch in segmentären Gesellschaften beobachtbar, sofern politische Probleme in Interaktionen mit hohen Konsenserfordernissen unter gleichrangigen Anwesenden gelöst werden müssen. Die Reichweite und die Akzeptanzchancen bindender Kommunikation bleiben daher zunächst durch den Skalarstress auf überschaubare Verhältnisse begrenzt, innerhalb derer Konsens noch am ehesten möglich ist. In Kleinsegmenten mit hoher Interaktionsdichte und geringer Teilnehmerzahl sind also die Konsenschancen am höchsten, sodass kollektive Bindungswirkung auf gesellschaftlicher Ebene vor allem im *bottom up*-Verfahren erzielt werden kann. Politik besteht dann vor allem darin, den Konsens, der in vielen Kleinsegmenten hergestellt wird, zu aggregieren. Dadurch bleibt die Anzahl der in der Interaktion erreichbaren Teilnehmer so überschaubar, dass einstimmige Beschlüsse wahrscheinlicher werden (Bailey 1965: 2ff.). Die Zahl der Teilnehmer in diplomatischen Zusammenkünften wird also durch Segmentation gering gehalten, was Konflikte in diesen Interaktionen unwahrscheinlicher werden lässt, oder zumindest ihre unmittelbaren Auswirkungen auf die Interaktion selbst begrenzt.[3] Die durch

3 Selbst bei einer größeren Zahl von Einheiten wird der Skalarstress dadurch reduziert, dass nicht mehr alle für alle anderen erreichbar sind (und jeder jedem ein Wolf sein kann), sondern Konflikte innerhalb überschaubarer Verhältnisse ausgetragen werden: »Inter-tribal war is not such that any one Konkomba tribe is perennially at war with all the other tribes. In fact, few men know even the names of more than perhaps six tribes in all, including their own. The Betshabob fight bitterly with their neighbours the Bemokpem but few of them even know of the Benandem who lie beyond the Bemokpem to the south. That is to say that even the relation of unending hostility does not, in this system, extend widely in space« (Tait 1953: 221; vgl. Kaberry 1965: 362).

höhere Interaktionsdichte integrierten Kleinsegmente werden dann zu Einheiten in einer umfassenderen inklusiven Hierarchie, deren Adressatenkreis mehrere Tausend Personen umfassen kann. Diese umfassenderen Systeme entfalten, wie gesagt, allenfalls situative Relevanz, sowie auch *pantribal institutions* im Regelfall eher schwach ausgeprägt sind (Sahlins 1961: 325).

Um die Risiken des Konflikts zu reduzieren gibt es aber auch funktionale Äquivalente, wie die Abspaltung von kleineren Einheiten (*fissioning*), die für die gesellschaftliche Differenzierungsform als solche insgesamt folgenlos bleiben kann (Johnson 1982: 408). Rituale können ebenso das Konfliktrisiko in Interaktionen reduzieren. Sie sind eine typisch ambivalente Technik der kommunikativen Kommunikationsvermeidung und fangen das Risiko des Konflikts durch Festlegung von Handlungsabfolgen auf, die man nur richtig oder falsch ausführen kann (Wimmer 1996: 172). Man könnte ebenso »Casting« als funktionales Äquivalent zur Bearbeitung des Skalarstress nennen. Denn auch durch den Ausschluss notorischer Querulanten können die Konsenschancen auch bei größerer Teilnehmerzahl erhöht werden (Meggitt 1977: 118). Dies setzt jedoch einen gewissen Freiraum zur Disposition über Teilnahmechancen und vor allem eine Entkopplung von politischer Bindungswirkung, Betroffenheit und Anwesenheitserfordernissen voraus. Auch der Übergang zur stratifikatorischen Differenzierungsform bzw. die Bildung von *simultaneous hierarchies* (Johnson 1982: 409) stellen gegenüber segmentären Hierarchien funktional äquivalente Problemlösungen dar, sind aber sozial unwahrscheinliche Strukturbildungen, die durch ihre Ungleichheitszumutungen entmutigt werden. Das wirft jedoch die Frage auf, wie sich segmentäre Gesellschaften gegen Trends zur Ungleichheit stabilisieren, wie sie ihre Differenzierungsform aufrechterhalten und unter welchen Bedingungen interne Grenzen als Prämisse weltpolitischer Kommunikation anerkannt werden können. Die folgenden Überlegungen zum Phänomen der Reziprozität sollen zur Klärung dieser Fragen beitragen.

4 Reziprozität und die Anerkennung von Grenzen

Zunächst reproduziert Reziprozität die segmentäre Differenzierung der Gesellschaft: Sobald ein Dorf im Verhältnis zu anderen Dörfern ökonomische Überschüsse produziert, ist es verpflichtet, diese zu teilen und kann im Gegenzug in schlechteren Zeiten wiederum mit Unterstützung rechnen. Dadurch bleiben Ungleichheiten nur vorübergehender Art, sodass die Differenzierungsform der Segmentation längerfristig stabilisiert werden kann und die Ausdifferenzierung von politischen Zentren auf evolutionäre Hürden trifft. Dieser Nivellierungseffekt der Reziprozität (Martin 2009: 72ff.) zwischen funktional gleichartigen Segmenten gewährleistet somit bereits eine wichtige Autonomiebedingung für Diplomatie. Er verhindert nämlich nicht zuletzt Machtungleichheiten, die dazu führen würden, dass ein dominierendes Segment allein über die Lösung weltpolitischer Probleme bestimmen könnte, und damit diplomatische Verhandlungen überflüssig machen würde. Für die Institutionalisierung von Reziprozität müssen aber weitere Bedingungen erfüllt sein, zu denen vor allem die wechselseitige Anerkennung sowohl von Adressierbarkeit als auch von Grenzen segmentärer Einheiten gezählt werden können.

Das Problem der Anerkennung von Adressierbarkeit findet in Reziprozitätsstrukturen segmentärer Gesellschaften eine mögliche und häufig beobachtete Problemlösung. Es handelt sich dabei zunächst um ein Problem in der Sozialdimension von Sinn. Diese ist »durch die Anerkennung von Alter als Alter Ego und somit als Träger anderer Erlebnisse und anderer Erwartungen konstituiert« (Schützeichel 2003: 46). Noch vor der Ausdifferenzierung einer Sachdimension, die durch den Schriftgebrauch eingeleitet wird, und vor der Eigenständigkeit einer zeitlichen Dimension von Sinn, die sich mit der Konstitution abstrakter Zeithorizonte der Vergangenheit und Zukunft einstellt, ist die Sozialdimension jene, wenn man so möchte, primordiale Dimension, in der die Welt unter dem problematischen Aspekt erlebt wird, dass Andere

sie anders erleben können. In dieser Dimension artikuliert sich also primär doppelte Kontingenz, die in segmentären Gesellschaften in die Form doppelter Konditionierung, also in die Form der Reziprozität gebracht werden kann (Luhmann 1984: 186f.; 1997: 650ff.). Die zunächst unbestimmten Möglichkeiten des Erlebens und Handelns von Ego und Alter Ego werden durch Reziprozität auf das enger gefasste Problem heruntergebrochen, Leistungen und Gegenleistungen in ein Verhältnis wechselseitiger Konditionierung zu bringen. Mit dem ständigen Tausch von Leistung und Gegenleistung nimmt ein soziales Verhältnis eine bestimmbare, erwartbare, handhabbare und dann auch enttäuschbare Form an. Gelungene Reziprozität ist in diesem Sinne ein Indiz für die Gleichsinnigkeit des Erlebens und Handelns von Ego und Alter Ego, während Enttäuschungen auf Verständnisschwierigkeiten schließen lassen.

In einem viel grundsätzlicheren Sinne wird Reziprozität aber auch zum »Lackmustest« für die Frage, wer oder was in segmentären Gesellschaften als zurechnungsfähige Adresse für Kommunikation beobachtet wird, denn diese Frage ist durchaus offen und erkenntnisbedürftig. Sie stellt sich wohl nicht im Nahbereich des Vertrauten, nicht zwischen den Bewohnern derselben Behausung. Das Verhältnis zum Unvertrauten artikuliert sich in segmentären Gesellschaften aber auch nicht nur in Bezug auf fremde Menschen, sondern auch auf die ökologische Umwelt dieser Gesellschaften (Fuchs 1996; Gehlen 1977: 170ff.; Luckmann 1970; Tenbruck 1986: 157ff.). Auch Tiere, Pflanzen und Artefakte können als Träger von Reziprozitätserwartungen beobachtet und durch Gabentausch und Opfergaben friedlich gestimmt oder gerächt werden (Santos-Granero 2007: 6ff.). Insbesondere Erwartungsenttäuschungen wie plötzlicher Tod, Missernten und ähnliche Unglücksfälle, sind derartigen Adressen zurechenbar, die dafür unter Zuhilfenahme divinatorischer Praktiken ausfindig gemacht werden können (Dux 1990: 119; Brison 1989: 100; Gluckman 1972).

Einerseits ist die Adressierbarkeit von nicht-menschlichen Einheiten eine institutionalisierte Fiktion, die nicht nur für moderne Organisationen charakteristisch ist (14.4), sondern, wie noch am Beispiel der irokesischen *wampum* zu zeigen sein wird, auch für die Lösung diplomatischer Probleme eine wichtige Rolle spielen kann. Andererseits gibt es die Einschränkung, dass nicht alle Menschen zwangsläufig als Kommunikationspartner infrage kommen. Vielmehr werden fremde, unvertraute Menschen als potenziell gefährliche Wesen gemieden oder im Zweifelsfall getötet (Stichweh 1994: 74f.; 1997a: 170). Denn ein Fremder mag zwar rein äußerlich wie ein Mensch

aussehen. Ob er aber tatsächlich als Partner für Kommunikation in Frage kommt, ist damit längst nicht vorab festgelegt. Im Gegensatz zu stratifizierten Gesellschaften, die Gattungsähnlichkeiten als Index für Kommunikationsfähigkeit einsetzen, und im Vergleich zur modernen Gesellschaft, deren »Kosmologie« auf funktionalen Äquivalenzen basiert, scheinen in segmentären Gesellschaften vor allem *Analogien* als primärer Form der »Ontologie« zu fungieren (Halbmayer 2012; Pedersen 2001).

Für segmentäre Gesellschaften, die im Hinblick auf die Zurechenbarkeit von Handlungen einen in diesem Sinne situationsabhängigen Zugang pflegen, bietet der Gabentausch die Möglichkeit, ein potenziell gleichsinnig empfindendes Alter Ego nach dem »Prinzip der kleinen Schritte« (Luhmann 2000b: 50ff.) Zug um Zug nach Indizien abzutasten, die auf Adressierbarkeit schließen lassen. Denn dieses Alter Ego muss erst, wie noch im Hinblick auf zeitliche Implikationen näher auszuführen sein wird, »klassifiziert« werden. Erweist sich der Fremde als nicht anschlussfähig, weicht man ihm im günstigeren Fall weiträumig aus, oder man erlebt ihn als potenzielle Bedrohung, die rituell unschädlich gemacht oder getötet werden muss (Numelin 1963: 45). Im Erfolgsfall hingegen überzieht man das Unvertraute, das dem Fremden anhaftet, mit einer vertrauten Form und erkennt in ihm etwa einen mythisch überlieferten Gottkönig wieder, der nach langer Abwesenheit zurückgekehrt ist (Sahlins 2008: 124). Der Fremde wird als Reziprozitätspartner anerkannt, sodass längere Sequenzen des Gabentausches einsetzen können, in denen auch die Vertrautheit stetig zunehmen kann. Daneben bietet auch Adoption als funktionales Äquivalent die Möglichkeit, Beziehungsprobleme in Zuweisungsprobleme zu konvertieren: Der Gabentausch erübrigt sich, wenn die betroffene Person dem eigenen Verwandtschaftszusammenhang zugewiesen und damit die Pflege komplizierter Außenbeziehungen umgangen wird (Gehlen 1977: 209; vgl. Galloway 2006; Halbmayer 2010: 523). Für die hier beschriebenen Problemlösungen ist jedenfalls charakteristisch, dass sie darauf abzielen, »das Faktum der erfahrenen Fremdheit zum Verschwinden zu bringen« (Stichweh 1997a: 170).

Abgesehen von solchen prekären Anlässen strukturiert Reziprozität im Normalfall die Beziehung von gesellschaftlichen Segmenten und macht nicht zuletzt auch deren Grenzen sichtbar. Das kann man wiederum am Gabentausch sehen, der potenziell alles als austauschbar behandeln könnte, wenn es keine Grenzen der Substituierbarkeit gäbe, mit denen zugleich die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Innen und Außen markiert werden. Erst durch die *inalienable possessions* (Weiner 1992)

einer segmentären Einheit, also durch eigene unveräußerliche Sakralgegenstände wie Totems, Schreine oder die Gebeine der Ahnen, können andere Objekte mit Außenstehenden gegen andere Objekte getauscht werden. Die Tauschobjekte erhalten dadurch ihren besonderen Sinn, so wie umgekehrt die Funktion von Sakralobjekten vor allem durch die Erfordernisse ständiger Tauschbeziehungen verstehbar wird. Im Gabentausch wird daher nicht nur die Anerkennung von Adressierbarkeit, sondern auch die Anerkennung der Differenz zwischen Eigenem und Fremdem artikuliert. Im Gegensatz dazu werden Raub und Zerstörung von Sakralobjekten als Verletzung von Grenzen und als traumatischer Identitätsverlust erlebt. Solche Grenzübertritte kommen durchaus vor, obwohl (oder gerade: weil) man von wechselseitig anerkannter Adressierbarkeit ausgeht.

Mit der grundsätzlichen Anerkennung von Adressierbarkeit in der Form von Reziprozität ist daher noch nichts darüber ausgesagt, ob auch die Grenzen segmentärer Einheiten anerkannt und zur Prämisse weltpolitischer Problemlösungen werden. So unterscheiden etwa die Yukpa[1] zwischen den eigenen Nahestehenden (*Yu'pa*), mit denen man Beziehungen generalisierter bzw. balancierter Reziprozität pflegt, und den Feinden (*Yuko*), zu denen man in einem Verhältnis negativer Reziprozität steht (Halbmayer 2004; zu den Typen von Reziprozität siehe Sahlins 1972: 191ff.). Innerhalb des Kreises der *Yu'pa,* der intern je nach Grad der Vertrautheit intern weiter differenzierbar ist, werden intensive Beziehungen des Gaben- und Frauentausches gepflegt, die zur Fusion (oder im Konfliktfall: zur Spaltung) von Segmenten führen können,[2] während die Beziehungen zu den *Yuko* von wechselseitigem Mord, Krieg und Frauenraub geprägt sind (Halbmayer 2000) – Reziprozitätsverhältnisse also, in denen Segmente zwar einander als adressierbar

1 Die Yukpa werden hier noch des Öfteren beispielhaft erwähnt. Dies aber nicht deshalb, weil ihre sozialen Strukturen besonders typisch wären und *pars pro toto* für alle anderen segmentären Gesellschaften stünden. Vielmehr geht es um eine Veranschaulichung konkreter Lösungen für generalisierbare Problemzusammenhänge, wobei die strukturellen Lösungen der Yukpa lediglich auf mögliche weitere, funktional äquivalente Lösungen anderer Gesellschaften verweisen und damit zum Vergleich anregen sollen. Für eine vergleichende Fallrekonstruktion siehe Halbmayer 2004: 575ff..

2 Freilich gilt innerhalb der engsten Verwandtschaft, der *yipushno*-Gruppe, ein Inzesttabu. Gleichwohl: »Ebenso wie Sexualität in diesem Innen nicht erlaubt ist und als Inzest gilt, weil sie Gleiches mit Gleichem verbindet, kann auch eine gewalttätige Auseinandersetzung zwischen diesen nahen Verwandten nicht einfach ausgetragen werden. Denn diese Gewalt richtet sich gegen die eigene Solidaritäsgruppe [sic!], weshalb auf solche Konflikte oft mit Selbstmord reagiert wird« (Halbmayer 2010: 555).

anerkennen, in denen aber mitnichten von wechselseitig anerkannten Grenzen gesprochen werden kann.[3]

Auffällig an solchen binären Unterscheidungen wie *Yu'pa/Yuko* ist, dass sie für den vertrauten Nahbereich einen Präferenzwert markieren und für Fremde zunächst nur die andere Seite der Unterscheidung unter Ausschluss dritter Möglichkeiten vorsehen – sei es entlang der Unterscheidung verwandt/fremd oder anhand der Unterscheidung Freund/Feind (Stichweh 1997a: 178). Gleichwohl gibt es die Möglichkeit des *re-entry*, des Wiedereintritts der Unterscheidung in Richtung des Präferenzwertes. Denn nicht alle Probleme lassen sich im engsten Nahbereich und ohne Herstellung von Außenkontakten lösen. Das gilt für Ehebeziehungen, für die mitunter rigide Inzestverbote gelten, sodass Ehegatten auch in weniger vertrauten Sphären gesucht werden müssen. Es liegt auf der Hand, dass solche Außenbeziehungen dann nicht in der Form negativer Reziprozität aufrechterhalten werden können, sondern die Anerkennung fremder Grenzen nahelegen. Zwar gibt es durchaus dokumentierte Fälle des Frauenraubes, mit denen Exogamiegebote auch ohne Kooperation von Fremden eingehalten werden können. Diese dürften jedoch eher Vermeidungsalternativen darstellen: »Therefore, with an enemy no unproblematic sexuality can be established. If sexuality takes place with the outside, it is considered predatory or dangerous (many myths illustrate sexual relations with spirits, enemies, or animals that produce monstrous children)« (Halbmayer 2004: 47). Man ist daher stellenweise auf die Anerkennung fremder Grenzen angewiesen, wofür sich Sphären eines *included outside* ausdifferenzieren, in welchen Beziehungen weniger auf negativer Reziprozität beruhen, in denen aber für generalisierte Reziprozität und »selbstlose« Geschenke kaum hinreichende Vertrautheit vorausgesetzt werden kann. Stattdessen herrschen Bedingungen einer eher »nüchternen« *balanced reciprocity* im Sinne von Marshall Sahlins vor:

»Balanced reciprocity is less ›personal‹ than generalized reciprocity. […] The material side of the transaction is at least as critical as the social: there is more or less precise reckoning, as the things given must be covered within some short term. So the pragmatic test of balanced reciprocity becomes an inability to tolerate one-way flows; the relations between people are disrupted by a failure to reciprocate within limited time

---

3 Damit wird bereits deutlich, dass die Herstellung wechselseitiger *Adressierbarkeit* zwar eine wichtige Bedingung von Diplomatie ist. Aber diese gilt für Kommunikation im Allgemeinen und liefert noch keinen Ansatzpunkt für eine hinreichend auflösungsfähige Funktionsangabe diplomatischer Kommunikation.

and equivalence leeways. It is notable of the main run of generalized reciprocities that the material flow is sustained by prevailing social relations; whereas, for the main run of balanced exchange, social relations hinge on the material flow« (Sahlins 1972: 195).

In diesem Zusammenhang nennt Sahlins explizit auch Friedensvereinbarungen, die in der Form balancierter Reziprozität abgewickelt werden. Es liegt daher nahe, Phänomene, die hier unter der Funktion diplomatischer Kommunikation behandelt werden, in jener Sphäre des *included outside* zu vermuten, die durch ein Oszillieren von Unterscheidungen wie Eigenes/Fremdes, Identität/Differenz und Freund/Feind geprägt ist, und in welcher Interaktionen jenen unberechenbaren und prekären Charakter annehmen, der im vorangegangenen Abschnitt angedeutet wurde. Es ist demnach eine Sphäre, in der nicht nur Adressierbarkeit hergestellt wird, sondern einerseits fremde Grenzen anerkannt werden und andererseits die erfahrene Fremdheit nicht »zum Verschwinden« gebracht wird, sondern in ihrer Irritationsfunktion bewahrt bleiben kann. Stammesgesellschaften kennen daher Institutionalisierungen des Wiedereintritts eines ausgeschlossenen dritten Status zwischen vertraut/fremd und Freund/Feind vor allem in der Form des *Gaststatus* (Stichweh 1997a: 178). Man kann in der Gastfreundschaft mithin eine wichtige Bedingung der Möglichkeit diplomatischer Kommunikation in Stammesgesellschaften erblicken und ihr in diesem Zusammenhang einige Überlegungen widmen.

Eine Form des Umgangs mit Fremden, die Diplomatie nahelegt, stellt die reziproke Pflege der Gastfreundschaft dar. Außenstehende und Fremde erhalten dabei einen Sonderstatus als Gäste, der aber befristet sein kann und eine spätere Wiederaufnahme von Feindseligkeiten nicht ausschließt (Stichweh 1997a: 178). Dieser Status setzt eine Differenz voraus, die, im Gegensatz zu den bereits genannten Formen der Totalexklusion des Fremden, wenn man so sagen darf, an Symptomen der Überinklusion ablesbar ist: Dem Gast wird eine bevorzugte Sonderbehandlung zuteil, welche die Prekarität der Situation und die Gefahren, die vom fremden Gast ausgehen könnten, übertüncht. Daneben können aber auch Tötungstabus institutionalisiert sein, die den Gast vor gewalttätigen Übergriffen schützen sollen und gelegentlich als Form diplomatischer »Proto-Immunität« interpretiert werden (Numelin 1950: 108ff.; 1967: 60ff.; 1963: 44ff.).

Die Gastfreundschaft bringt damit nicht die wichtige Irritationsfunktion des Fremden durch Tötung oder Adoption zum Verschwinden, sondern

macht sie unter Einhaltung bestimmter Auflagen leichter erträglich und auch für die Lösung diplomatischer Probleme einsetzbar. Denn der Sonderstatus des Gastes kann sich nicht nur auf ein bestimmtes Individuum beziehen, das als solches beherbergt wird. Er kann seinen Bedeutungsgehalt auch auf den Herkunftskontext des Fremden ausdehnen, welcher im Regelfall nicht als einsamer, herkunftsloser Wanderer, als »absolut Anderer« im Sinne Derridas (2001: 26f.) erscheint, sondern auch als Angehöriger einer segmentären Einheit beobachtbar ist.

Der Körper des Fremden selbst ist demnach als Grenze, als Fall der eingangs erwähnten limitischen Strukturen zu verstehen. Durch entsprechende Kleidung, Bemalung (Howitt 1904: 679) und Tätowierungen (als unauslöschbarer »Zwangsschrift«, vgl. Hahn 2000a: 380ff.) wird der Körper einem Herkunftskontext zuordenbar. Indem Fremde die räumlichen Grenzen segmentärer Einheiten unbehelligt überschreiten, erinnern sie damit zugleich an andere Formen der Grenzziehung. In diesem Zusammenhang kann nicht nur die besondere Symbolik der Immunität des Gastes gesehen werden, dessen Körper unangetastet bleiben muss. Übergangsriten, die dem Empfang von Gästen und Boten vorausgehen, gehören ebenso zu jenen limitischen Strukturen, mit denen Grenzen markiert werden. Deren Darstellung kann, wie bei den Irokesen, zum Gegenstand aufwändiger Prozeduren werden, die der Fremde durchlaufen muss. Das Warten des Fremden an bestimmten dafür vorgesehenen Stellen, neutralen Zonen und Tabuplätzen, die sich üblicherweise an den sichtbaren Rändern von Ansiedlungen befinden, ist nicht nur bei den Irokesen ein zentraler Aspekt solcher *rites de passage* (van Gennep 1960; vgl. Boudou 2012: 272ff.; Ekvall 1964: 1144; Foster 1985: 105; Howitt 1904: 579, 691; Kaberry 1965: 367; Meggitt 1977: 118; Numelin 1950: 228ff.). In der *liminalen Phase* (Turner 1964), in welcher der Fremde für seinen Eintritt in das Dorf vorbereitet wird, können Reinigungsrituale durchgeführt werden, die den Fremden von möglichen Kontaminationen befreien sollen (Boudou 2012: 272ff.). Insbesondere bei Boten soll durch diese Rituale sichergestellt werden, dass die Umwelteinflüsse, denen die Reisenden auf ihrem Weg ausgesetzt waren, nicht zur Verzerrung der zu überbringenden Nachrichten geführt haben. Augen, Ohren und Mund werden von schädlichen Sinneseindrucken rituell gereinigt, sodass die Nachricht »rauschfrei« übermittelt werden kann (Foster 1985: 105f.). Andere Einführungsrituale bestehen darin, dass eine temporäre Verwandtschaft mit dem Fremden begründet wird, indem man den Speichel eines Angehörigen auf die Stirn des Fremden aufträgt (Numelin 1950: 113). All diesen Ritualen ist jedenfalls ge-

mein, dass der Fremde auf Grenzen aufmerksam macht und gemacht wird und auch die wechselseitige Anerkennung derselben rituell zum Ausdruck gebracht wird. Das Motiv der Anerkennung von Grenzen tritt bei diesen Anlässen besonders plastisch zutage und legt einmal mehr die hier vorgeschlagene funktionale Definition diplomatischer Kommunikation nahe.

Nun ist der Status des Gastes sachlich eher unspezifisch. Er vereinigt in sich Verhaltenserwartungen und -probleme, die man nicht nur bei Boten und Diplomatinnen, sondern auch bei Touristen, Gastarbeiterinnen und Ethnologen beobachten kann. Der Gaststatus kann dennoch zu jenen *preadaptive advances* (Luhmann 1997: 512) gezählt werden, von denen aus die Evolution diplomatischer Problemlösungen ihren *take-off* genommen haben dürfte. Er wäre jedoch deutlich zu unterscheiden von der expliziten Benennung von delegierten Vertretern, die Abwesende zu *repräsentieren* und in thematisch fokussierten Interaktionen diplomatische Probleme zu lösen haben.

In diesem Kapitel wurden bisher vor allem gesellschaftliche Bedingungen der Möglichkeit diplomatischer Kommunikation in segmentären Gesellschaften erörtert. Ausgehend von dieser Differenzierungsform und dem Verhältnis zwischen Interaktions- und Gesellschaftssystem wurde versucht aufzuzeigen, wie es überhaupt dazu kommt, dass es Fremde gibt und der Umgang mit ihnen zum Problem wird. Die Verständigungsmöglichkeiten sind in Gesellschaften, die sich hauptsächlich in Interaktionen vollziehen, auf überschaubare Verhältnisse beschränkt. Auch politisch bindende Kommunikation muss sich interaktiv vollziehen. Sie kann mangels Ausdifferenzierung von Herrschaftsrollen allenfalls durch den Konsens zwischen prinzipiell gleichrangigen Anwesenden zustande kommen, deren Anzahl dafür wiederum niedrig gehalten werden muss. Für die weltpolitische Kommunikation größerer segmentärer Einheiten muss der Konsens daher in kleineren Segmenten erst hergestellt werden. Da Kontakte auf höheren Ebenen aber selten und prekär sind, wird die dabei erfahrbare Fremdheit und Unvertrautheit zum Problem. In segmentären Gesellschaften, die im Allgemeinen ein situationsabhängiges Verhältnis zum Unvertrauten aufweisen, spielt Reziprozität eine Schlüsselrolle im Umgang mit Fremdheit. Einerseits dient sie der Klärung der Frage, ob Fremde überhaupt als Adressaten für Kommunikation infrage kommen, andererseits fungiert sie als Vehikel für den Aufbau von Beziehungen, in denen die zunächst erfahrene Fremdheit bewältigt werden kann. Die Institutionalisierung der Gastfreundschaft wurde in diesem Zusammenhang als wichtiger Anknüpfungspunkt für die Ausdifferenzier-

ung von Diplomatie diskutiert, da in ihr auch die Anerkennung fremder Grenzen zum Ausdruck kommt. Sie bildet einen Ausgangspunkt für die Entsendung von Boten und Rednern, die in Verhandlungen das Problem bindender Kommunikation unter der Bedingung der Anerkennung von Grenzen bearbeiten können.

Die nun folgenden Überlegungen schließen an den bisher erarbeiteten Ergebnissen an, und fragen nach weiteren Ermöglichungsbedingungen diplomatischer Kommunikation in sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht.

5 Sachdimension: Verwandte als Gesandte

5.1 Zur Ubiquität diplomatischer Probleme

Die Autonomiechancen diplomatischer Kommunikation werden zunächst durch die Interaktionsabhängigkeit segmentärer Gesellschaften konditioniert. Zwar kann zwischen diesen Gesellschaften und ihren Interaktionen unterschieden werden, da momentan Abwesende nicht sogleich aus der Gesellschaft herausfallen, sondern potenziell erreichbar bleiben. Dennoch bleibt die Lösung gesellschaftlicher Probleme von den Bedingungen interaktiver Kommunikation abhängig. Zu diesen Bedingungen zählt insbesondere, dass Interaktionen intern kaum weiter differenzierbar sind. Konflikte lassen sich in einem Interaktionssystem auch nicht abkapseln, sondern ziehen es insgesamt in Mitleidenschaft, wenn sie nicht unterdrückt werden. In Gesellschaften, die sich überwiegend interaktionsförmig reproduzieren, werden Sinnprobleme daher weniger zeitlich oder sachlich, sondern primär unter sozialen Aspekten thematisch. Man kann natürlich zwischen einem »vorher« und einem »nachher« unterscheiden, sowie man sachlich einen Menschen von einem Stein unterscheiden kann (Dux 1990: 110ff.). Zeitliche und sachliche Sinngehalte werden in diesen Gesellschaften jedoch nicht als eigenständige Problemdimensionen beobachtet, sondern gewinnen erst unter dem Gesichtspunkt an Relevanz, dass sie von anderen auf unterschiedliche Weise erlebt werden können und sich daraus Anlässe für Konflikte ergeben, die vermieden werden müssen, wenn nicht weitere Kreise von ihnen erfasst werden sollen.

In segmentären Gesellschaften wird man allerdings von vergleichsweise konkreten Verhältnissen ausgehen müssen. Sachlich orientiert sich die Rekrutierung von Gesandten weniger an abstrakten Rollen, sondern vor allem an persönlichen Kontakten. Zeitlich werden die einzelnen diplomatischen Verhandlungsinteraktionen weniger zu Interaktionszusammenhängen verknüpft, sondern bleiben relativ isoliert, so wie auch die zeitliche Bindungs-

wirkung von Einzelinteraktionen relativ begrenzt bleibt. Für die Institutionalisierung diplomatischer Interaktionen werden schließlich Mechanismen der Konfliktunterdrückung entwickelt, die zwar einen gewissen Grad sozialer Generalisierung ermöglichen, aber dafür die Artikulation abweichender Meinungen erschweren und damit die Breite möglicher Verhandlungsthemen einschränken. Die folgenden drei Abschnitte sollen diese Problemlagen nun näher ausführen. Sie sind nur aus analytischen Gründen grob an den drei Sinndimensionen orientiert und handeln ihre Kernprobleme daher absichtlich nicht sortenrein ab, sondern verweisen aufeinander.

In segmentären Gesellschaften ist jeder Einzelne in gewisser Hinsicht mit quasi-diplomatischen Problemen konfrontiert, denn er gehört »einem umfassenden System nicht deshalb an, weil er einer dazugehörigen Familie angehört, sondern deshalb, weil er zu *anderen* Familien und Gruppen, denen er *nicht* angehört, Beziehungen unterhalten muß und in diesen Beziehungen nicht durch die eigene Familie allein gehalten werden kann« (Luhmann 1997: 642, Fn. 74). Hinter jeder Person steht eine Familie, ein Dorf oder eine *lineage*, die bei Außenbeziehungen, also etwa bei der Vermittlung von Ehepartnern oder bei der Abwicklung von Tauschgeschäften, Beistand leistet. Wird ein näherer Verwandter oder ein Angehöriger eines Nachbardorfes getötet, kann dies einen Anlass für weltpolitische Problemlösungen darstellen. Der Klan des Täters kann mit demjenigen des Getöteten über Kompensationsleistungen verhandeln, um eine Blutfehde zu verhindern (Evans-Pritchard 1940: 155ff.). Gelingt es jedoch nicht, Konflikte auf diesen Wegen einzudämmen, können sich die in Stammesgesellschaften ubiquitären Reziprozitätserwartungen in Form von andauernden gegenseitigen Rachefeldzügen äußern, die immer größere gesellschaftliche Segmente erfassen und schließlich zum Krieg führen (Chagnon 1988). Daher benötigen nicht nur Einzelpersonen Unterstützung, sondern auch gesellschaftliche Segmente, die durch Verwandtschaftsbeziehungen zu politischen Verbündeten werden: »[K]inship rules are not part of the deep culture […], but are diplomatic agreements, often explicitly arrived at […], and which become modified when circumstances (especially military contingencies) arise« (Collins 1992: 377). Eines der wichtigsten Probleme diplomatischer Kommunikation dürfte demnach in der Sicherstellung von Unterstützung im Konfliktfall liegen. Gerade die gesellschaftlichen Subsysteme wie Klans und *lineages* haben dabei häufig die primäre Funktion von *military mobilization groups* (ebd.: 376; vgl. Kuchler 2013: 35ff.). Es liegt auf der Hand, dass diese Mobilisierung

sowohl Angriffs- als auch Verteidigungsbündnisse umfasst, und Bündnisse, die durch diplomatisches Arrangieren von Verwandtschaftsbeziehungen zustande gekommen sind, nicht zwangsläufig die Konfliktanfälligkeit in Stammesgesellschaften reduzieren. Es gibt sogar (intuitiv durchaus nachvollziehbare) Hinweise darauf, dass in segmentären Gesellschaften gerade intensivere Beziehungen mehr Anlässe für Konflikte produzieren, als Beziehungen zu fernerstehenden Entitäten, die weniger durch Konflikte als vielmehr durch Verhaltensunsicherheiten belastet sind (van der Dennen 2014: 467f.; Hayano 1974).

Sofern all dies zutrifft, überrascht es kaum, dass Allianzen aufgrund der Verquickung von Intimbeziehungen mit ökonomischen und weltpolitischen Problemen im alltäglichen Leben eine erhebliche Rolle spielen (Berndt 1964: 195). Jedes (männliche, erwachsene) Mitglied ist zudem nicht nur in diplomatische Probleme verwickelt, sondern nimmt zugleich auch kriegerische Rollen ein. Das führt zu relativ heterogenen Erwartungskombinationen, die in einer Person zusammengefasst werden.

Das Spannungsverhältnis entgegengesetzter Verhaltenserwartungen wird unter modernen Verhältnissen zwar teilweise als Identitäts- und Verhaltensproblem individueller Rollenträger aufgefasst (Luckmann 1996). Das ist allenfalls in einer Gesellschaft plausibel, die selbst funktional differenziert ist, sodass spezialisierte Rollen für Kriegführung und Diplomatie ausdifferenziert und mit anderen Rollen kombiniert werden. Man kann Ehemann und Soldat sein, und die entsprechenden Bezugssysteme der Intimbeziehung und des Militärs werden darauf aufmerksam machen, wenn beide Rollen verwechselt werden. Außerdem sind Wahlmöglichkeiten institutionalisiert, die auch den Rückzug aus gesellschaftlichen Subsystemen und vor allem höhere Grade und damit verbundene Probleme der Selbstdarstellungsfreiheit ermöglichen.

In segmentären Gesellschaften hingegen wird die Inklusion von Individuen nicht über selektive Teilhabe an funktional ausdifferenzierten Systemen vermittelt, sondern über die Vollinklusion in funktional diffusen sozialen Beziehungen. Die Verhaltenserwartungen, die sich daraus für das konkrete Individuum ergeben, sind daher kaum von sachlich spezifizierten Rollen unterscheidbar. Sie gerinnen stattdessen zu einem *Status*:

»[D]ort ist ein Vater zugleich Repräsentant einer Blutslinie, durch seine eigene Gebürtigkeit und Ehe zugleich der Repräsentant einer Heiratsregel zwischen Blutslinien und damit der Gesamtstruktur seines Verbandes. […] [A]us seinem Status folgen

bestimmte Vermeidungsregeln im Verkehr, Notwehr- und Blutrachepflichten, Tauschverpflichtungen in bestimmter Richtung usw. Und jeder hat die Vorstellung, die Andere von seinem Status haben, darzustellen und umgekehrt sich gegen jeden Anderen von dessen Status her zu verhalten, ihn in sein Handeln plastisch hineinzunehmen« (Gehlen 1977: 208).

Ein Status fasst mehrere Erwartungen zusammen, die einerseits nur durch ganz bestimmte Personen erfüllt werden können und andererseits durchaus in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinanderstehen. Die Identität des Status wird vor allem in der Verbindung diametral entgegengesetzter Verhaltenserwartungen erlebbar und gewinnt dadurch ihren Orientierungswert (Nadel 1957: 63ff.). Gerade im Umgang mit entgegengesetzten Erwartungen erweist sich die Individualität der konkreten Person. Das eigene Dorf ruft zum Krieg auf, aber man verweigert die Teilnahme am Feldzug, weil man mit Angehörigen des anzugreifenden Dorfes verwandt oder verschwägert ist und diesen Asyl gewährt (Hallpike 2001: 52).[1] Klassische Loyalitätskonflikte dieser Art stellen in segmentären Gesellschaften wohl den Regelfall dar (Berndt 1964: 193; Brown 1964: 352f.), jedoch mit dem Erschwernis, dass man als Person in die Gesellschaft voll inkludiert ist und nicht ohne weiteres von einem System in ein anderes überwechseln kann: »Wer so ›mit Haut und Haaren‹ in seinen Status hineingeht, hat keine andere Wahl, als sich von den geltenden Institutionen konsumieren zu lassen, er findet außerhalb ihrer keinen Punkt, wo er hintreten könnte« (Gehlen 1977: 208).

Während aber für die Kriegsführung potenziell jeder mobilisierbare männliche Angehörige in das Kriegsgeschehen eingebunden wird, kann es für diplomatische Interaktionen sinnvoll sein, den Skalarstress in Interaktionen durch eine überschaubare Zahl an erreichbaren Adressaten gering zu halten und dafür Boten und Redner zu entsenden.

1 Solche Fälle können auch unter dem Problembezug einer *double bind*-Situation rekonstruiert werden – »a situation in which no matter what a person does, he ›can't win‹« (Bateson 1972: 201). Das Dilemma widersprüchlicher Umwelterwartungen kann nach Bateson unter anderem dadurch gelöst werden, dass man zu einem Anderen wird, denn »in an impossible situation it is better to shift and become somebody else, or shift and insist that he is somewhere else. Then the double bind cannot work on the victim, because it isn't he and besides he is in a different place« (ebd.: 210). Die Erwartung der Stammesangehörigen, an einem Feldzug teilzunehmen, und die Erwartung, vertraute Personen zu unterstützen, wird demnach aufgelöst im »dritten« Status des Gastgebers.

5.2 Zur Rekrutierung von Boten und Rednern

Wer an diplomatischen Interaktionen teilnimmt, dürfte dabei gewisse Anforderungen zu erfüllen haben, denen nicht alle gerecht werden können. Deshalb stellt sich das Problem der Rekrutierung, das unter mindestens drei möglichen Gesichtspunkten lösbar wäre, nämlich:

- zugeschriebene persönliche Eigenschaften, Leistungen bzw. Erfahrungen,
- bestimmte Sonderstatus, welche die Ausübung diplomatischen Aufgaben nahelegen, sowie
- die strukturelle Position potenzieller Kandidaten im Verwandtschaftsnetzwerk, die Kontaktmöglichkeiten zu fremden Stämmen eröffnet.

Die Rekrutierung von Gesandten nach Leistungsgesichtspunkten dürfte für segmentäre Gesellschaften die Ausnahme sein, in denen die Position von Individuen sich primär aus fest zugeschriebenen askriptiven Merkmalen ableitet (Luhmann 1997: 636). Das schließt aber nur die karriereförmige Integration, nicht aber Reputationsungleichheiten oder die Betrauung mit prestigeträchtigen Aufgaben aus, die bestimmte Qualifikationen erfordern. So gibt es durchaus Belege dafür, dass vor allem auf rhetorische Fähigkeiten Wert gelegt wird (Calloway 2013: 22f.; Howitt 1904: 689; Keane 1991: 315; Numelin 1950: 143).

In Gesellschaften, in denen sich Kommunikation vor allem interaktiv vollzieht, kann die Bedeutung rhetorischer Kompetenzen für die Lösung politischer Probleme nicht hoch genug eingeschätzt werden (Bloch 1975; Brenneis/Myers 1984; Caton 1987). Die Qualifikationen eines Redners lassen sich am Beispiel der Irokesen besonders anschaulich studieren (Meyer 2005). Diese fordern vor allem eine gute Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtnis sowie Eloquenz – mithin jene Eigenschaften der *elocutio*, *memoria* und *inventio*, die man auch von einem klassischen Rhetor erwarten würde (ebd.: 57). Diese Begabungen kann ein Irokese jedoch nicht als Ergebnis eigener Leistungen verbuchen:

> »The ability to speak‹ is considered preordained, a gift to the individual from the Great Creator, and therefore any talented individual may become a speaker. There are no requisites other than that the individual be a male and that he be able to deliver the addresses to the satisfaction of the community« (Shimony 1994: 89).

Die Auswahl geeigneter Personen muss daher als Erkenntnis, also als Einsicht in den Willen des Großen Erschaffers stilisiert werden, die damit als

Äquivalent einer dem Stamm zurechenbaren Entscheidung fungiert. Denn die »Entscheidung« wurde in der irokesischen Selbstbeschreibung bereits von einer höheren Instanz gefällt und muss nun unter Einbeziehung eines Publikums interpretiert werden.[2] Es geht bei der Rekrutierung von Gesandten auch nicht um die Besetzung einer Stelle oder eines Amtes.[3] In diesem Sinne gibt es auch kaum bevollmächtigte Stellvertreter, die im Namen eines Stammes sprechen, zumal die Fiktion der Stellvertretung oder eines »Amtes« als eine »Erfindung« stratifizierter Gesellschaften zu betrachten ist (vgl. S. 187ff.). Das Problem dürfte vielmehr darin liegen, Individualität unter Verhältnissen zu würdigen, in denen jeder jeden kennt:

»All aspiring speakers ought to be given opportunities to perform and should be encouraged by their elders. Ideally, the altruistic aim of service to the community – the sharing of one's preordained talent – should be sufficient to motivate the expositor. However, a speaker is much admired; there is therefore an additional satisfaction to be derived from taking up this service« (Shimony 1994: 90).

Die Einführung von Leistungsgesichtspunkten oder gar explizit konkurrenzbasierte Auswahlverfahren sind demgegenüber schon relativ unwahrscheinliche Arrangements. Leichter institutionalisierbar dürfte indes die Ausübung diplomatischer Aufgaben von Trägern bestimmter Sonderstatus sein.

---

2 Man kann, wenn man auch wissenssoziologische Interessen verfolgt und solche Selbstbeschreibungen ernst nehmen möchte, daher auch nicht von Entscheidungen sprechen, da man solche Selektionsvorgänge mit dieser Begriffsdisposition terminologisch überfordern würde. Entscheidungen setzen zeitlich eine Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft als eigenständige Sinnhorizonte und sachlich eine Bandbreite an Alternativen sowie ein hohes Maß ertragbarer Kontingenz voraus; mithin Bedingungen, die sich in der modernen Gesellschaft einstellen.

3 Segmentäre Gesellschaften betrachten den Austausch von Personen weniger durch vergleichende Beobachtung, sondern etwa durch eine Konfundierung von Substitut und Substitutionsgesichtspunkt: Die Person des Chiefs wird mit seinem Status verschmolzen. Die Nachfolge wird aber nicht durch Vergleich geeigneter Kandidaten und anschließende Entscheidung reguliert, sondern wiederum als Erkenntnis stilisiert. Der Nachfolger nimmt bisweilen sogar den Namen seines Vorgängers an, sodass die Substitution semantisch entschärft wird: »[T]he Oneida chief was ceremonially ›raised up‹ in the place of his deceased predecessor and given the same name« (Calloway 2013: 53; vgl. Gehlen 1977: 209). Damit korrespondiert zugleich eine für orale Kulturen typische »Abhängigkeit des Personenbegriffs von einem Namenswissen, das aus der Tradition kommt« (Vesting 2011b: 111), sowie der häufig beobachtete Umstand, dass aus Personennamen häufig auf den genauen Status im Verwandtschaftsnetzwerk geschlossen werden kann (Lévi-Strauss 1981: 223ff.).

Die Kompetenz für diplomatische Angelegenheiten kann in verschiedenen Status inkludiert sein und zu deren selbstverständlichen Aufgabenbereich zählen. Das trifft insbesondere auf Frauen zu (Calloway 2013: 18; Numelin 1950: 135ff.; 1963: 55; Radcliffe-Brown 1922: 85f.; Reid 1988: 635ff.; van der Dennen 2014: 464ff.): Sie sind im Regelfall nicht selbst in kriegerische Aktivitäten involviert, was sie zu unverdächtigen Ansprechpersonen macht (Dempsey 2015: 18). Das setzt aber voraus, dass sich die Geschlechterbeziehungen anders als bei den Baktamanen gestalten, wo sehr scharf zwischen Männern und Frauen unterschieden wird und beide Geschlechter einander grundsätzlich mit Misstrauen begegnen (Barth 1975: 23ff.). Infrage kommen aber auch andere Gesandte, die nicht zusätzlich mit Kriegsaufgaben belastet sind, wie Knaben (Parker 1905: 63f.) oder betagtere Stammesmitglieder (Howitt 1904: 681; Lizot 1994: 216), die Nachrichten übermitteln und Verhandlungen einleiten können.

Häufig fungieren Stammesälteste oder Schamanen als Inhaber mitunter auch vererbbarer Sonderpositionen als Gesandte (Numelin 1950: 130, 134). So übernehmen auch Führungspersönlichkeiten in segmentären Gesellschaften selbst diplomatische Aufgaben, weil gerade weitreichende Außenkontakte wichtig sind, um Prestigechancen zu steigern. Dazu gehören auch *big men* (Sahlins 1963), die diplomatische Funktionen übernehmen und für den Aufbau und die Aufrechterhaltung von Allianzen sorgen (Helbling 2006: 350ff.; Kaberry 1965: 350ff.; Koch 1974: 63ff.; Meggitt 1977: 113ff.; Wimmer 1996: 179ff.). Es handelt sich aber weniger um einen Herrschaftsstatus, sondern um einen Führungsstatus, denn ein *big man* »holds no office or ascribed power, he does hold a grip on others and a superior reputation« (Sahlins 1968: 22). Seine Position verdankt er nicht vorher existierenden Ungleichheiten in seiner Gesellschaft, sondern einem *jump start* (Martin 2009: 216), der durch die Verteilung von Produktionsüberschüssen und daraus folgende Abhängigkeitsbeziehungen möglich wird: Der *big man* wird zu einem *hub* im sozialen Netzwerk, indem er sich die Gefolgschaft seiner Anhänger unter anderem durch großzügige Gaben und durch die Ausrichtung verschwenderischer Feste sichert. Sobald er sich diese Freigiebigkeit aber nicht mehr leisten kann oder ein anderer aufstrebender *big man* ihn darin übertrifft, verliert er seinen Status, der im Übrigen auch nicht als solcher vererbbar ist. *Big men* verfügen über materielle Ressourcen, die sie in Verhandlungen als Token einsetzen können, und pflegen weitreichende Kontakte, die auch für diplomatische Kommunikation relevant sind. Aus dieser Bündelung von Außenkontakten speist sich in nicht unerheblichem Maße der Einfluss der

big men. Denn diese sind nicht nur »Spezialisten der Bearbeitung von Skalarstreß einer Gemeinschaft« (Wimmer 1996: 185), sondern aggregieren durch ihr Kontaktnetz Umweltinformationen und erbringen für ihr System eine Leistung, die mit Formen moderner Unsicherheitsabsorption durchaus vergleichbar ist (16.3.3).

Am bekanntesten sind wohl die *big men* Neuguineas, die im Konfliktfall Verhandlungen einleiten und bei deren Scheitern die anschließenden Kämpfe finanzieren (Wimmer 1996: 178). Die *big men* der Siuai, die sogenannten *mumis*, sind ebenso in Diplomatie involviert. »Krieg ist nicht mehr die Folge der rituellen ›Yes-No-Maschine‹, sondern erfolgt als Konsequenz des Scheiterns der Diplomatie von Mumis, die wiederum von ihrer Zahlungsfähigkeit abhängt. […] Mumis schließen Frieden – das ist möglicherweise überhaupt ihre wichtigste Funktion« (Wimmer 1996: 184). Man findet vergleichbare Phänomene auch bei den sudanesischen Nuba, wo sie *bareda*, *egwar* oder *abahir* genannt werden:

»[T]hese men were not office-holders, appointed *ad hoc* on a ritual or other qualification (e.g. familiarity with an enemy tribe and its language). They were powerful, wealthy men, the leaders of their community, and they fulfilled the tasks of their office through the sway which they held over their fellow tribesmen. They were ambassadors and – in a loose sense – chiefs in one« (Nadel 1947: 309; Hervorh. im Orig.).

Außerdem gibt es den *elan*, der aber nicht selbst als Gesandter tätig wird, sondern Boten beauftragt:

»The Moro ambassador was known as kapredho, ›messenger‹. On his official errands he carried a spear to which a piece of cotton cloth was tied, so as to make him known to the enemy. Each Moro hill had its own ›messengers‹. […] Their office was not hereditary and their appointment strictly ad hominem. Moreover, they were merely subordinate agents. When a Moro family one of whose members had been captured by the enemy desired to make use of the services of the kapredho, it addressed itself first to the ›*big man*‹ of the community and handed him the ransom; he would then send the tribal ambassador on his mission« (Nadel 1947: 259; Hervorh. im Orig.).

Auch bei den Tiv ist eine mit dem *big man* vergleichbare Institution belegbar, nämlich der *tyo-or*, der bei Konflikten zwischen seinen Gefolgsleuten als Schlichtungsinstanz fungiert, sie in den Krieg führt und Friedensverhandlungen einleitet (Bohannan 1967: 49ff.). Außerdem kontrollieren einige dieser angesehenen Persönlichkeiten jene Marktplätze, die als neutrale Begegnungszone fungieren und gewährleisten damit die Sicherheit für Teilnehmer diplomatischer Interaktionen.

Die Ausübung solcher Führungskompetenzen wird jedoch vorwiegend durch Verwandtschaftsstrukturen konditioniert, die zugleich immer auch Schwellen des Kontaktes und der Einflussnahme darstellen. Wer unter diesen Bedingungen an diplomatischen Interaktionen teilnimmt, hängt nicht zuletzt von der Position im tribalen Verwandtschaftsnetzwerk und von persönlichen Beziehungen ab, die erst bestimmte Kontaktmöglichkeiten eröffnen.

5.3 Diplomatische Kommunikation als Netzwerkproblem

Segmentäre Gesellschaften kennen mitunter sehr rigide Kontaktlimitationen, die sich unter anderem aus Verwandtschaftsbeziehungen ableiten lassen. Bei den Bakongo ist es etwa jedem Gatten untersagt, direkten Kontakt zu seiner Schwiegermutter aufzunehmen, sodass er ihr nur über Boten Mitteilungen zukommen lassen kann (Frazer 1910: 622f., Bd. 2). Hier handelt es sich wohl um einen Extremfall, der aber anzeigt, wie weit solche Zugangsbeschränkungen gehen können, die sich auch auf die diplomatische Personalrekrutierung auswirken. So prädestinieren mitunter bestimmte verwandtschaftliche Positionen, wie diejenige des Schwestersohnes eines australischen *headman,* für diplomatische Aufgaben (Howitt 1904: 578). Selbst die bereits erwähnten *tyo-or* können ihre Verhandlungskapazitäten nicht überall zum Einsatz bringen, sodass für diplomatische Initiativen andere *frames* gefunden werden müssen:

»As long as he is representative of his segment (of any order) against its equivalent, he is approved by it. If he fails to be so, he is suspected of evil practices – bribery or witchcraft. His intervention in the affairs of segments not his own are equally suspect. Men of influence try to limit this suspicion by making use of every cross-segmental tie available: age-sets; kinship ties with *igba* and affines; ›best friend‹ *(hur-or)* ties; connection with a market. And wherever such a tie exists, he phrases his intervention in its terms rather than in those of political leadership (Bohannan 1967: 59; Hervorh. im Orig.).

Genutzt werden demnach Zusatzdifferenzierungen und Sozialbeziehungen, die quer zur Segmentierung nach räumlichen und verwandtschaftlichen Gesichtspunkten verlaufen und diplomatisch relevante Kontakte nahelegen. Dazu gehören *joking relationships* (Radcliffe-Brown 1940), Blutsbrüderschaften, Geheimgesellschaften (van der Dennen 2014: 483), Handels- und

Tauschbeziehungen (Numelin 1967: 75ff.; van der Dennen 2014: 468ff.) oder Gefangene, die als eigene Stammesmitglieder adoptiert wurden und die Sprachen fremder Stämme beherrschen (Nadel 1947: 259). Auch Angehörige segmentübergreifender Totemkulte kommen als Adressen infrage (Howitt 1904: 687). Vor allem aber sind es in diesen Zusammenhängen wieder Frauen, die als *boundary spanner* fungieren (Numelin 1950: 135ff.; Howitt 1904: 682f.). Wenn sie in eine neue segmentäre Einheit einheiraten und dort den Status der Ehefrau und Mutter einnehmen, legen sie damit nicht den Status als Tochter oder Schwester ab, den sie gegenüber ihren ursprünglichen Familienangehörigen eingenommen hatten (Nadel 1957: 65). Damit werden Frauen einerseits zum Unterpfand (man könnte auch sagen: zur Geisel) in der Beziehung zwischen zwei Familien, die dann nicht mehr gegeneinander Krieg führen können, ohne den eigenen Angehörigen zu schaden. Andererseits empfehlen sich Frauen durch ihre Kontakte für die Übertragung von Botschaften und für die Einleitung von Friedensverhandlungen (Helbling 2006: 367) – dies nicht zuletzt deshalb, weil ihre Verwandtschaftsbeziehungen ein funktionales Äquivalent für die Institutionalisierung diplomatischer Immunität darstellen. Abgesehen von den Frauen selbst werden daher auch weitere Verwandtschaftspositionen durch Heiratsallianzen eingebunden, wie das bei den Kwoma für Schwäger zutrifft, die durch Verheiratungen zu Alliierten der Ehemänner ihrer Schwestern werden (Bowden 1983: 750ff.). Bei den Kwoma beteiligt sich ein Schwager nicht an der Vorbereitung und Durchführung von Feldzügen gegen den Klan, dem der Ehemann seiner Schwester angehört, sondern übernimmt mitunter sogar Spionagetätigkeiten und warnt den Verbündeten vor bevorstehenden Angriffen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht übertrieben zu sagen, dass Heiratspolitik in Stammesgesellschaften, neben ökonomischen Aspekten der Mitgift, immer auch Bündnispolitik ist (Lévi-Strauss 1993; van der Dennen 2014: 466f.).

Mit welchen Verbündeten gerechnet werden kann, ergibt sich zum einen aus der Position der Betroffenen im sozialen Netzwerk sowie aus den Beziehungen und Allianzen zwischen einzelnen Segmenten und der konkreten Situation, für die je nach Typik bestimmte *scripts* nahegelegt und bestimmte Kontakte aktiviert werden können. Netzwerke können in diesem Sinne als Strukturen der Kontaktselektion verstanden werden, deren Funktion in der kontextabhängigen Ansteuerung von Adressen liegt (Tacke 2000). Im Falle segmentärer Gesellschaften werden diese Kontexte aber nicht durch funktional ausdifferenzierte Systeme definiert, die die Teilnahmebedingungen von

Individuen etwa über entsprechende sachlich spezifizierte Mitgliedschafts-Rollen regulieren. Es gibt kein diplomatisches System mit Organisationen, in denen Mitglieder angesteuert werden, wenn es um die Lösung diplomatischer Probleme geht. Die sachlichen Kontexte liegen vielmehr in der Form einer konkreten, situativen Relevanz variierender Problemlagen vor (Service 1975: 64).[4] Wenn ein *potlatch* veranstaltet, eine Braut gesucht oder Krieg geführt werden soll, werden im tribalen Netzwerk jeweils unterschiedliche Adressen angesteuert. Die Selektion dieser Adressen variiert aber weniger nach sachlich zuständigen Rollen, deren Träger zunächst anonym bleiben könnten. Gesucht wird folglich nicht irgendein austauschbarer Diplomat, der qua Rolle mit einer Mission beauftragt werden müsste. Gesucht werden vielmehr konkrete Personen mit guten Kontakten zu fremden Stämmen, von denen man erwartet, dass sie zur Problemlösung beitragen können. Dabei handelt es sich typischerweise um Probleme von translokaler Relevanz, in denen aus einer Bandbreite möglicher Kontakte gewählt werden muss, wohingegen innerhalb kleinerer Segmente davon ausgegangen werden kann, dass jeder jeden kennt und eine Differenzierung zwischen persönlichen und anderen möglichen Kontakten wenig plausibel erscheint (Holzer 2006: 98).

Bestimmte Probleme erfordern also weitreichende Kontaktnetze. Je weitläufiger die Kontakte sind, auf die ein Segment zugreifen kann, desto eher kann dieses Segment Abhängigkeiten vervielfachen und Außenbeziehungen weiter streuen. Klassischerweise entstehen solche Kontaktnetze als Korrelate der stammesübergreifenden Verheiratung, mit der im Regelfall

---

4 Siehe aber Roscoe 2009, wo von funktional ausdifferenzierten Systemen in segmentären Hierarchien ausgegangen wird. Dieses Modell empfiehlt sich selbst als Alternative zum hier diskutierten Skalarstress-Modell, welches lediglich Probleme der Informationsverarbeitungskapazität zum Ausgangspunkt der Systemdifferenzierung wählt und auf andere gesellschaftliche Funktionen nicht eingeht. Demgegenüber schlägt Roscoe vor, von konkreten Funktionen für jede Segmentierungsebene auszugehen. Demnach bilden kleine Kernfamilien Systeme der biologischen Reproduktion, während größere Siedlungen die Funktion ökonomischer Subsistenz erfüllen, und auf den obersten segmentären Ebenen vor allem die Funktion der Unterstützung im Konfliktfall verortet wird. Dabei leuchtet aber nicht ein, wieso auf der Ebene großer Klans die Funktion der Unterstützung im Konfliktfall andere Funktionen wie etwa Unterstützung bei Ernteausfällen ausschließen sollte, zumal auf jeder Ebene Krieger und Bauern gleichermaßen anzutreffen sind. Die hier vorgeschlagene flexiblere Alternative kombiniert hingegen das Skalarstress-Modell mit dem Anliegen von Roscoes Modell und geht von der Gleichzeitigkeit von Systemdifferenzierung und der problemabhängigen Ansteuerung von Adressen in tribalen Netzwerken aus. Für bestimmte Funktionen ausdifferenzierte Segmentierungsebenen wären dann lediglich ein Sonderfall der funktional orientierten Ansteuerung von adressierbaren segmentären Einheiten.

auch Allianzen gebildet werden. Mit dieser Heiratspolitik wächst zugleich das Reservoir an einsetzbaren Boten, die etwa in Konfliktfällen zwischen Stämmen vermitteln können. Die Möglichkeiten des Aufbaus solcher Kontaktnetze variieren dann mit den Spielräumen, die von gesellschaftlich institutionalisierten Heiratsnormen erst zugelassen werden müssen. Diese können nämlich durchaus rigide Endogamie- und Exogamieschranken umfassen, die wenig Variation zulassen. Die Möglichkeiten steigen aber vor allem dann, wenn die Partnerwahl entweder gänzlich freigestellt ist, oder zumindest zwei Kreisläufe unterschieden werden können, nämlich ein durch endo- und exogamische Vorschriften konditionierter Kreislauf, bei dem die Partnerwahl weitgehend durch die strukturelle Position der Gatten festgelegt ist (*prescriptive cycling*), und ein durch die Präferenzwahl bestimmter Unterkreislauf, der einen gewissen Spielraum für strategische Bündnisse zulässt (*preferential subcycling*) (Parsons 1966: 42). Sofern eine segmentäre Einheit Bündnispartner benötigt, müssen diese also nicht strukturell determiniert sein, sondern können mitunter flexibler gewählt werden.[5] Damit korreliert eine manipulierbare Verwandtschaftssymbolik, mit der gerade aktuelle Bündnispartner in neue *lineages* integriert werden können, was zur Kopplung von Verwandtschaftsstrukturen und politischen Allianzstrukturen beiträgt (Bowden 1983; Kaplan 1973; Wimmer 1996: 177). Die Verwandtschaftsstrukturen sind daher auch in einem eigentümlichen Sinne für situativ bedingte Eingriffe flexibel und lassen kaum Rückschlüsse auf eine generalisierte Kontaktebene zu.

Sofern sich die diplomatische Rekrutierung an flexibel auslegbaren Verwandtschaftssymboliken und persönlichen Beziehungen orientiert, treffen diese nicht als Träger sachlich generalisierter Rollen aufeinander. Verhaltenserwartungen beziehen sich dann weniger auf austauschbare Rollenträger, sondern auf relativ konkret bekannte Personen. Es gibt im Konfliktfall deshalb keine sachlich generalisierte Rückzugsebene, etwa in Form definierter Mitgliedschaftsregeln oder abstrakter Richtlinien eines diplomatischen Ethos, auf das man sich berufen könnte. Auch sachliche Kriterien und Regeln, an denen die Richtigkeit von Handlungen am Maßstab von Rollenerwartungen ablesbar wäre, sind unwahrscheinliche Strukturbildungen. Denn in segmentären Gesellschaften kann nur in dem Maße zwischen abstrakten

5 Das Maß an Unvorhersehbarkeit und Kontingenz sowohl in der Bündnispolitik als auch bei Konfliktverläufen in Stammesgesellschaften müsste demnach wesentlich höher sein, als bestimmte Spielarten des Strukturalismus zugestehen würden (vgl. Dresch 1986).

Regeln und ihrer konkreten Anwendung unterschieden werden, als man auch über hinreichende mnemotechnische Voraussetzungen verfügt, um situationsunabhängige, zeitlich stabile Tatbestandsmerkmale zu definieren (Luhmann 1997: 640; Vesting 2011b: 123ff.). Wo aber Schrift nicht verfügbar ist, sind diese Gesellschaften auf die mündliche Tradierung von Regeln angewiesen, die jeweils im Einzelfall aktualisierbar sein müssen, aber keinen Korpus mit hohem Konsistenzanspruch darstellen. Die sachliche Generalisierung von Verhaltenserwartungen, die an Boten und Redner gerichtet werden, beruht also weniger auf abstrakten Rollen, sondern auf der Bekanntheit und den Kontaktnetzen konkreter Personen, die, salopp formuliert, als »sie selbst« auftreten. Diplomatische Verhaltensprobleme artikulieren sich daher vor allem in der Form persönlicher Loyalitätskonflikte und nicht auch noch als Differenz zwischen Rollenerwartung und faktischem Verhalten (vgl. aber 12.2 und 14.4.3). Aus ihren persönlichen Kontakten folgen daher auch keine Verhandlungs- und Kooperationsspielräume, die man modernen Diplomaten aufgrund bestimmter Rollenerwartungen einräumen würde. Vielmehr bleiben diese Spielräume, wie noch zu zeigen sein wird, eng begrenzt.

Mit einer eher konkret-persönlichen Fassung von Erwartungen korrespondiert eine ähnlich ausgeprägte Konkretheit in zeitlicher Hinsicht. Gäbe es unpersönlich institutionalisierte Rollen für Diplomaten, würde dies voraussetzen, dass von dieser Rolle ein bestimmtes Verhalten erwartet werden kann und diese Erwartung auch im Enttäuschungsfall nicht aufgegeben wird. So persönlich-konkret, wie sich sachliche Erwartungen an diplomatische Kommunikation in segmentären Gesellschaften darstellen, so situations- und gegenwartsbezogen sind jedoch auch die Zeitstrukturen, in denen solche Erwartungen aktualisiert werden. Um diese zeitlichen Aspekte zu erörtern, bedarf es allerdings ausführlicherer Überlegungen.

6 Zeitdimension: Typisierungen des Vertrauten und Fremden

Zeit hat in segmentär differenzierten Gesellschaften einen ausgeprägten Gegenwartsbezug, der kaum von Fernhorizonten der Vergangenheit und der Zukunft bestimmt wird. Jeder kommunizierte Sinngehalt, der in diesen oralen Kulturen primär mündlich verbreitet wird, verflüchtigt sich ebenso schnell, wie das gesprochene Wort verhallt und wird in seiner räumlichen Reichweite von den Grenzen der Wahrnehmung eingeschränkt. Die so vermittelte Kommunikation muss sich daher vor allem unter Bedingungen der Anwesenheit situativ bewähren (Meyer 2015: 338ff.). Man kann darüber hinaus womöglich künftige und vergangene Ereignisse zeitlich einordnen, indem man deren Eintreten nicht anhand eines abstrakten Kalenders bestimmt, sondern sie vor oder nach anderen allgemein bekannten Ereignissen verortet. Das Haus wurde, exemplarisch gesprochen, nicht am 27. August gebaut, sondern nachdem die zweite Tochter verheiratet wurde. Daneben kann eine Zeit der Ahnen und Götter in einer unbestimmten Zeit verortet werden, die vermittelt durch Erzählungen und Mythen je gegenwärtig aktualisiert wird. Auch Rituale mit schematischen und vorhersehbaren Handlungsabläufen zählen zu den wichtigsten Formen der Fixierung und Tradierung von Sinngehalten in solchen oralen Kulturen, in denen »die Zukunft nicht anders erlebt werden kann denn als Verlängerung der ununterbrochenen Kontinuität ritualisierter Sprach- und Handlungsformen an wiederkehrenden und vertrauten Orten« (Vesting 2011b: 101). Wie weit man Ereignisse auf diese Art prospektiv und retrospektiv bestimmen kann, wird daher primär konditioniert durch das soziale Gedächtnis, das vor allem auf sprachliche Tradierung angewiesen ist (ebd.: 103ff.).[1]

---

1 Daneben dürften auch die relationale Lage und Beschaffenheit von Objekten sowie die Topographie von Landschaften wichtige Gedächtnisstützen bilden (Luhmann 1997: 585; vgl. Halbmayer 2010: 544f.). Für eine mögliche Kombination systemtheoretischer Prämissen mit der Akteur-Netzwerk-Theorie in diesem Zusammenhang siehe insbesondere Schmitt 2009.

Die für Kommunikation jeweils gegenwärtig relevanten Zeiträume sind daher insgesamt überschaubar, zumal der Bedarf sowohl an Geschichte als auch an langfristiger Planung von Bedrohungen innergesellschaftlicher und ökologischer Art konditioniert wird, die eher unmittelbar eintreten und kaum vorhersehbar sind (Braun/Plog 1982; Luhmann 1975b: 136). Dementsprechend kurz sind auch die zu überblickenden Handlungsketten, sodass ein vergleichsweise geringer Aufwand für die zeitliche Koordination künftiger Handlungen betrieben und entsprechend wenig Vertrauen vorausgesetzt werden muss. Das gilt gerade auch für prekäre Begegnungen mit dem Unvertrauten und Fremden, die, wie hier angenommen wird, für diplomatische Kommunikation in segmentären Gesellschaften eines der wichtigsten Bezugsprobleme darstellt. Die Bewältigung dieser Problemlage führt aufgrund bestimmter Zeitstrukturen zu Lösungen, die sich zwar jeweils gegenwärtig bewähren mögen, Zeitbindungen aber kaum über einzelne Interaktionen hinaus realisieren können.

Die Ergebnisse dieser Interaktionen erhalten ihre zeitliche Bindungswirkung weniger in Form von Entscheidungen oder Verträgen – denn was genau entschieden wird, bleibt, wie später gezeigt werden soll, häufig unklar. Was die einzelnen Interaktionsepisoden hingegen überdauert, dürfte ein konkretes Gesamtbild des jeweiligen Verhandlungspartners sein, das typisiert und mit zunehmender Vertrautheit zeitlich stabilisiert wird. Die zeitliche Generalisierung diplomatischer Beziehungen beruht, wenn diese Annahmen zutreffen, also vor allem auf Vertrautheit und auf Prototypisierungen. Vertrautheit beruht auf der Wiederholung eingeschliffener Routinen, die in relativ konkret Situationen einrasten und damit eine gewisse zeitliche Generalisierung gewährleisten. Zu diesen Situationen gehört auch das Erscheinen von Fremden, Feinden, Verbündeten etc. die in der Form von Prototypen *ad hoc* klassifiziert werden.

6.1 Vertrautheit als zeitlicher Generalisierungsmodus

Jede Kommunikation unterscheidet zwischen dem, was sie bezeichnet, und dem, was sie unbezeichnet lässt. Wenn ein Angehöriger der Tikopia »We, the Tikopia« sagt (Firth 1936), werden damit zwar zunächst die Tikopia bezeichnet. Was es in der Welt außer den Tikopia sonst noch geben mag, bleibt damit zugleich unmarkiert. »Tikopia« als eine Seite der Unterscheidung

Tikopia/Nicht-Tikopia ist damit die Präferenzseite, die weitere Anschlüsse erleichtert. Ein Anschluss an den Negativwert der Unterscheidung, etwa die Nachfrage »Was ist Nicht-Tikopia?«, müsste hingegen Zeit in Anspruch nehmen, um zu reflektieren, was mit Nicht-Tikopia gemeint sein könnte, und müsste dafür wieder am Positivwert anschließen, um zu definieren, was die Tikopia ausmacht. Mit jeder Kommunikation, die von dieser Unterscheidung Gebrauch macht, kondensiert und konfirmiert eine Form, die dadurch insgesamt an Vertrautheit gewinnt (Luhmann 1988b) und damit weitere Verschachtelungen, Verästelungen und Bifurkationen dieser Unterscheidung zulässt.

Vertrautheit ist in diesem Sinne nicht schon qua vorkonsentierter Lebenswelt gegeben, sondern eine Leistung sozialer Systeme (Luhmann 2000b: 20ff.). Für die Tikopia liegt daher eine überaus vertraute Form vor, wenn sie (in ihrer eigenen Sprache) »We, the Tikopia« sagen, denn dabei handelt es sich um eine »translation of a narrative expression which is constantly on the lips of the people themselves« (Firth 1936: xxi). Mit der Vertrautheit variieren aber, wie bereits angemerkt wurde, zugleich die Binnen- und Außengrenzen segmentärer Gesellschaften. Der Nahbereich des eigenen Hauses bildet eine Zone höherer Vertrautheit gegenüber fernen Einheiten, mit denen man kaum Kontakt unterhält. Zeitlich gesehen bedeutet Vertrautheit daher vor allem: ständige kommunikative Aktualisierung bestimmter Sinngehalte, während Fremdheit demgegenüber zumindest in zeitlicher Hinsicht als Problem sporadisch bleibender situativer Relevanz charakterisiert werden könnte.

Ähnlich verhält es sich auch bei den bereits erwähnten Yukpa, die zwischen *Yu'pa* und *Yuko* unterscheiden (Halbmayer 2004). *Yu'pa* bezeichnet den Präferenzwert dieser Unterscheidung, also jenen Nahbereich des Vertrauten, innerhalb dessen Gabentauschbeziehungen gepflegt werden können und Allianzen möglich sind. Die Negativseite ist *Yuko*, die Sphäre des Unvertrauten und Fremden, welcher Feinde, Geister und gefährliche Tiere angehören, die allesamt zu meiden sind. »These terms may be applied on various social levels, but regardless of different levels, the term *Yu'pa* is always used to designate the group with which the speaker identifies himself, whereas *Yuko* pertains to the other, to the non-identical« (Halbmayer 2000: 43). Auf diese Unterscheidung beziehen sich auch immer wieder zu erzählende Mythen der Yukpa, die erklären, wie das *Yuko* in die Welt kam. Sie geben damit dem Unvertrauten eine vertraute Form, sodass man von ihnen den Umgang mit dem Unvertrauten lernen kann (Luhmann 1997: 648f.),

und an der Unterscheidung von vertraut/unvertraut zugleich Routinen kondensieren, die fraglos und selbstverständlich vollziehbar sind.[2]

Vertrautheit ist ein Erlebensstil, der sich primär auf die auf die Vergangenheit, also auf bewährte und kondensierte Unterscheidungen und Routinen stützt. Man weiß, mit wem man Allianzen eingehen kann, wer geheiratet werden darf und mit wem Gaben getauscht werden können, weil es, wie man aus Mythen weiß, immer schon so war und auch die Ahnen so gehandelt haben bzw. in der Gegenwart immer noch am sozialen Geschehen mitwirken (Lee 1949: 405). Handlungen gewinnen ihren Sinn weniger durch ihre Richtung auf die Zukunft, sondern orientieren sich an der Typik der jeweils gegenwärtigen Situation, die bestimmte Routinen wiederholt auslöst: Man verschenkt Gaben, weil gegenwärtig die Situation eines Überschusses eingetreten ist, sowie Kriege beendet werden, weil man eine Pattsituation erreicht hat, die nun Friedensverhandlungen nahelegt (Kuchler 2013: 290f.; Meggitt 1977: 115ff.). Ähnliche Typisierungen beziehen sich auch auf Personen. Man hat vertraute, »natürliche« Freunde und ebensolche Feinde, die eher substanzialistisch definiert werden, wie sich wieder am Beispiel der Yukpa veranschaulichen lässt:

> »The difference between people and enemies is, therefore, one expressed as difference between people sharing the same *Yu-,* the same bodily aspects, or not. Among the Yukpa, as in many South American cosmologies, corporal identity is not considered a purely biological fact. It is rather a consequence of social processes. Most importantly it is achieved through the incorporation and exchange of the same substances, expressed in the exchange and the consumption of the same food. By feeding each other and by consuming the same class of food, beings are progressively transformed into individuals of the same ›meat‹ or the same ›substance‹« (Halbmayer 2000: 44).

Der Fremde ist nicht zu meiden, weil man einen konkreten Verdacht über bestimmte vergangene oder künftige Handlungen des Fremden hegt, sondern weil er gegenwärtig als Fremder erlebt wird und allein deshalb als gefährlich gilt. »Die Begegnung mit Fremden löst«, so Robert Michels, »in den meisten Einzelmenschen nicht den Eindruck einer Individualbegegnung, sondern einer Typbegegnung aus; die Kontakte sind nicht sympathetisch,

2 In dieser Hinsicht können Mythen als Form des Umgangs mit dem Fremden durchaus als funktionales Äquivalent für Diplomatie verstanden werden. So jedenfalls meine Lesart von James Der Derians Ausführungen zur »Mytho-diplomacy«, in denen mythischen Fiktionen eines gemeinsamen Ursprungs eine einheitsstiftende Vermittlungsfunktion zwischen voneinander entfremdeten Stämmen zugeschrieben wird (Der Derian 1987: 44ff.).

sondern kategorisch« (Michels 1929: 124; vgl. auch Stichweh 1997a: 177f.). Wer einem Fremden begegnet, der *Yuko* ist, kann Erwartungen bilden, ohne sich konkret mit dessen Abgründen auseinandersetzen zu müssen. Die andere Weltauffassung des Fremden wird

»dem Menschen als einem Gegenstand in der Welt angelastet, seiner Unvernunft, seiner bösen Absicht, seiner fremden Herkunft […] und damit entschärft. Derart interpretiert, beunruhigen und verunsichern sie das eigene Erleben nicht, sondern werden einem besonderen Faktum in der Welt zugeschrieben, auf das man sich durch bestimmbare Handlungen des Mißtrauens, der Vorsicht, der Kampfbereitschaft oder der psychologisch geschulten Indifferenz einstellen kann« (Luhmann 2000b: 22).[3]

Der Fremde ist dann zunächst kein Alter Ego, in dessen Perspektive man sich hineinversetzen müsste, sondern ein Sachverhalt neben anderen in der Welt. Diese Unterstellung ermöglicht nicht zuletzt auch die Substitution von zeitaufwändigem *role taking* durch eine Typisierung von »Vorurteilen«, die im Kontakt mit dem Fremden eine Form der zeitlichen Generalisierung von Verhaltenserwartungen darstellen.

In segmentären Gesellschaften nimmt dies die Form von *Prototypen* an (Hallpike 1979: 169ff.).[4] Dabei handelt es sich um Abstraktionen, die im Gegensatz zu Gattungsbegriffen nicht einzelne Gesichtspunkte generalisieren, um anhand solcher Merkmale konkrete Sachverhalte zu subsumieren, sondern um Gesamteindrücke, die konkrete Erfahrungen typisieren und nicht in einzelne Eigenschaften dekomponiert werden: »Being is apprehended as a whole, not in terms of attributes« (Lee 1949: 403). Prototypen beziehen ihren Sinn daher auch weniger aus ihrer Stellung in einem Klassifikationssystem, das auf eine konsistente und umfassende Einteilung der Dinge nach

---

3 Auch im Hinblick auf die eigenen Angehörigen gibt es etwa bei den Tauade (Papua-Neuguinea) »keine Fähigkeit, Selbstbeobachtung auszudrücken oder die Befindlichkeit anderer zu analysieren, um deren Verhalten zu erklären. Das ist einer der Gründe, warum bei dem Verlangen nach Rache die Absichten des Täters keine Berücksichtigung finden« (Hallpike 2001: 62). Innere Beweggründe und deren Ergründung sind eher ein Motivvokabular stark differenzierter Gesellschaften, die externe und interne Kontrollen etwa durch Praktiken der Subjektivierung wechselseitig aneinander steigern müssen (Elias 1997, Foucault 2009).

4 Das Problem der Funktion und Evolution abstrakter Wissensbestände in Form von Begriffen und Schematisierungstechniken soll hier noch öfter zur Sprache kommen. Dieses Terrain wurde seit Durkheim soziologisch und anthropologisch intensiv beackert – und teilweise vermint. Schon die Annahmen Durkheims halten einer genaueren Überprüfung nicht mehr stand (vorzüglich hierzu: Martin 2011: 112ff.).

isolierbaren Merkmalen abzielt, sondern verweisen auf eine als gemeinsam unterstellbare Erfahrung und setzen damit auch einen gemeinsamen Wahrnehmungskontext voraus: Wer wissen will, ob jemand oder etwas *Yuko* ist, muss nicht die Erfüllung vorab definierter Tatbestandsmerkmale überprüfen, denn die Normvorstellungen selbst bleiben dicht an unmittelbar erfahrbaren Sachverhalten hängen – an »›Tatbildern‹, […], die sich dann im Laufe der Zeit typifizieren, gegen Unterschiede in den Einzelfällen immunisieren, zuweilen in Worten oder Sätzen formuliert und mit all dem überlieferungsfähig werden« (Luhmann 1987d: 151).

Feinde *sind* (und zwar in diesem ganz konkreten Sinne) diejenigen, die bösartig sind, weil sie *Yuko* sind. Dabei wird weniger zwischen diesen Eigenschaften und eventuell davon abweichenden Handlungen unterschieden.[5] Denn auch Handlungen werden substanzialistisch erlebt und können sprachlich oft gar nicht anders ausgedrückt werden: »The Chinook will say, the man's badness killed the child's poverty, meaning that the bad man killed the poor child« (Boas 1911: 657; vgl. Lee 1949; Lévi-Strauss 1981: 11). Man kann, von dieser Perspektive aus gesehen, nicht gegen die eigene Seinsform handeln – es sei denn, man wird von bösen Geistern befallen und legt deshalb ein abweichendes Verhalten an den Tag. Man handelt nicht böse, sondern man ist entweder böse oder wird von etwas Bösem befallen. Derartige Zuschreibungen erfolgen *ad hoc* und erübrigen damit die Ermittlung möglicher Motive von Fremden, die schon als solche getötet werden können.

Treffen diese Beschreibungen zu, dürfte der zielgerichtete und strategische Aufbau von diplomatischen Beziehungen gegenüber dieser Ausgangslage bereits eine unwahrscheinliche Institution darstellen. Wenn es aber doch zu friedlichen Kontakten kommt, die sich verfestigen und sogar zu Tauschbeziehungen führen, muss dies aus Sicht der Beteiligten nicht auf einen Entwicklungs- und Annäherungsprozess zurückgeführt werden, in dessen Verlauf man mit dem Fremden vertraut geworden ist und den man als solchen

---

5 Die Unterscheidung zwischen persönlichen Eigenschaften und Handlungen dürfte ein relativ modernes Phänomen darstellen. Noch in den Heldenepen stratifizierter Gesellschaften treten die Protagonisten nicht als Handelnde auf, die auch anders handeln könnten, sondern als Stereotypen, die bestimmte Eigenschaften in allen möglichen Situationen konstant zum Ausdruck bringen. Rostam, als Verkörperung der Stärke, sucht ein Pferd, und wird dabei nicht als Handelnder beschrieben, der zwischen Alternativen entscheiden muss. Vielmehr ist dies wieder nur ein Anlass, um die Stärke Rostams zu zeigen: Denn es gibt nur ein Pferd, das nicht unter der Last von Rostams Gewicht tot zusammenbrechen würde.

vielleicht sogar gezielt planen könnte. Man findet in einer bestimmten Situation stattdessen Anzeichen dafür, dass der Fremde von denselben Ahnen abstammt und korrigiert vorläufig und ohne Änderung stabilisierter Prototypen den begangenen Irrtum in der eigenen Genealogie, die als mündliche Überlieferung flexibel genug für solche *ad hoc*-Anpassungen ist (Kuchler 2013: 291f.).

Es gibt demnach keine Semantik der »Menschheit«, die eine Einheit der Differenz zwischen Eigenem und Fremden zum Ausdruck bringen könnte. Fremde sind nicht einfach andere Menschen, sondern könnten überhaupt ganz andere Wesen sein, mit denen man auch körperlich wenig gemein hat, wie am Beispiel der Yukpa gezeigt wurde. Als Äquivalent für einen universalistischen Menschheitsbegriff fungieren aber »totemistische Verallgemeinerungen« (Lévi-Strauss 1981: 195), mit denen systemeigene Klassifikationen primär über Analogieschlüsse (und weniger auf der Grundlage phänotypischer Ähnlichkeit oder funktionaler Äquivalenz) auf systemexterne Fremde ausgedehnt werden, um diese als Angehörige zu behandeln und damit die erfahrene Fremdheit semantisch zu neutralisieren.[6] Die Kategorisierung von Fremden kann aber nicht nur routiniert oder *ad hoc* erfolgen, sondern kann auch Zeit in Anspruch nehmen, um zu testen, welcher Natur die Fremden sind und ob es sich um Feinde handelt oder nicht doch um Verwandte, die von gemeinsamen Ahnen abstammen. Genau darin kann der zeitliche Sinn diplomatischer Interaktionen in segmentären Gesellschaften vermutet werden, der aber von Problemen der Vertrauensbildung zu unterscheiden ist.

Vertrauen wird erst zum Problem, sobald Handlungen als freiwillig beobachtet werden und nicht als Erfüllung von Verpflichtungen oder als Ausdruck eines gesellschaftlichen Status gelten. Rechnet man mit einem Alter Ego, das freiwillig und immer auch anders handeln könnte und dessen Motivlagen für künftiges Verhalten daher einzukalkulieren sind, müssen Lösungen entwickelt werden, die diese Freiheitsgrade bei der zeitlichen Koordination von Handlungen mit Blick auf die Zukunft miteinbeziehen (Luhmann

6 Der Unterschied zum modernen Menschheitsbegriff liegt in der Ausdifferenzierung und wechselseitigen Steigerung universalistischer und partikularistischer Auffassungsperspektiven: Der Menschheitsbegriff legt eine universelle Anerkennung aller Menschen *unter Berücksichtigung* verschiedener partikularer Weltauffassungen nahe, während totemistische Verallgemeinerungen nicht zwischen eigenen und möglichen anderen Weltauslegungen differenzieren, sondern von deren *Identität* ausgehen.

2000b). Treffen die hier formulierten Annahmen über die »Zukunftslosigkeit« sowie über die substanzialistische Zurechnung von Handlungen jedoch zu, muss sich diplomatische Kommunikation vor allem gegenwärtig und unter fremden Adressaten bewähren können. Vertrauen als eine Projektion von Verhaltenserwartungen in eine ungewisse Zukunft dürfte dann weniger wichtig sein als die Frage, mit welcher Art von Wesen man es gegenwärtig zu tun hat, das einem als Fremder in einer konkreten Interaktion gegenübersitzt. Das bedeutet nicht, dass es in segmentären Gesellschaften kein Vertrauen gibt. Gerade persönliche, »sympathetisch« gefärbte Freundschaftsbeziehungen sind ohne Vertrauen wohl kaum vorstellbar. Dies lässt sich jedoch nicht ohne weiteres auf die Beziehung zwischen Segmenten hochrechnen. Die Angehörigen unterschiedlicher Segmente mögen befreundet sein und einander vertrauen. Dieses Vertrauen muss aber nicht auf die übrigen Angehörigen der jeweiligen Klans abfärben, die wechselseitig füreinander »kategorisch« fremd bleiben. Vielmehr können diese besonderen Freundschaftsbeziehungen erst vor dem Hintergrund verstanden werden, dass die Partner unterschiedlichen, verfeindeten Segmenten angehören und einander gegenseitig Schutz- und Gastrechte zugestehen:

»[T]he establishment of intertribal friendships does not change the sign of the relationship with ambiguous others, which on the whole continues to be characterized by distrust and hostility. Intertribal friendships are, however, islands of peace in a sea of actual or potential predation. Thus, they must be understood as exceptional attempts at sociality and civility where no such sociality or civility is expected« (Santos-Granero 2007: 15).

Außerdem kommt hinzu, dass aus persönlichen Beziehungen keineswegs erhöhte Spielräume für Kooperation resultieren. Demgegenüber liegen in stratifizierten Gesellschaften Bedingungen vor, in denen Vertrauensbeziehungen zwischen Herrscherdynastien auch auf abwesende, anonym bleibende Dritte ausstrahlen. In segmentären Gesellschaften hingegen werden mit Prototypen andere Grundlagen der Erwartungsbildung kultiviert, die in gewissem Umfang auch zeitlich generalisierbar sind.

Weniger in der Vertrauensbildung, sondern primär in der Klassifikation des Fremden nach redundanten Schemata liegt demnach, wie gesagt, das Problem diplomatischer Interaktionen in segmentären Gesellschaften. Das bedeutet auch, dass Kategorisierungen situativ angepasst werden können, wenn ehemalige Feinde sich in späteren Situationen als Verbündete erweisen – und *vice versa* (Helbling 2006: 301ff.). Die entsprechenden Prototypen müssen also selbst einerseits stabil gehalten werden und eindeutig erkennbar

bleiben. Andererseits muss für konkrete Fälle die Identifikation eines Prototyps flexibel gehandhabt werden können, sodass in Verhandlungen von den eigenen Kategorisierungen des Fremden zumindest vorübergehend abgerückt werden kann. Zum Problem wird dann aber, wie mit der Enttäuschung derart typenhaft stabilisierter Erwartungen umgegangen wird.

Man kann Erwartungen kognitiv stilisieren und lernen, sodass man einsieht, dass die vermeintlichen Verbündeten sich als unzuverlässig oder schlimmer noch: als Feinde oder als *Yuko* entpuppt haben. Eine Festlegung auf allein diesen Erwartungsstil, der sich immer wieder aufs Neue von seinen Partnern überraschen ließe, wäre jedoch nicht nur naiv, sondern auch langfristig bestandsgefährdend. Ein System, das so erwartet, bliebe stets von Launen in der Umwelt abhängig und wäre mithin überhaupt nicht als zurechnungsfähiges System mit eigenen Grenzen und Motivlagen erkennbar, wenn es nicht auch Widerstand gegen Umwelterwartungen leisten würde.[7] Außerdem würde es zugleich jede konsistente Außendarstellung unmöglich machen: Ein Klan, der bei der geringsten Erwartungsenttäuschung einen anderen Klan einmal zum Alliierten und dann wieder zum Feind umdeklariert, kann kein ernsthafter und zuverlässiger Bündnispartner sein.

Die Typisierungen müssen daher gegen Enttäuschungen in konkreten Situationen abgesichert sein, um als Grundlage zeitlich generalisierbarer Erwartungen zu fungieren. Man muss dann nicht von der Kategorisierung eines Klans als Bündnispartner abrücken, wenn es zu gewalttätigen Episoden zwischen Mitgliedern alliierter Familien oder Dörfer kommt oder man im Einzelfall nicht ausreichend für die geleistete Unterstützung im Kampf entschädigt wird. Man kann das Ereignis bagatellisieren und zum Einzelfall stilisieren oder man findet Erklärungen, mit denen unter Umständen die Verpflichtung zur Blutrache umgangen werden kann: »Eine Möglichkeit solcher Enttäuschungserklärung ist, den Vorfall auf eine Einwirkung übernatürlicher Kräfte zurückzuführen, ihn als Hexerei, als Rache der Toten, als gerechte Strafe Gottes zu beschreiben. Eine andere Art von Erklärung zielt auf die böse Absicht des Handelnden, auf sein ›Inneres‹, auf Schuld, Feindschaft oder Fremdheit« (Luhmann 1987d: 56). Alternativ dazu beharrt man gegenüber dem verbündeten Stamm auf Vergeltung und greift zu wie auch immer gearteten moralischen Sanktionen oder geht zur Blutrache über.

7 Zum Zusammenhang zwischen Widerständigkeit und »Außenwelt-Beseelung« siehe Gehlen 1977: 172.

Sind typisierte Erwartungen einmal stabilisiert, wird indes das ertragbare Ausmaß an Erwartungsenttäuschungen zum Problem. Die erfolgreiche Stabilisierung verhindert zwar, dass aus Anlass von Trivialitäten Alliierte zu Feinden (oder am Beispiel der Yukpa: von *Yu'pa* zu *Yuko*) umdefiniert werden – oder umgekehrt. Dennoch bleibt die Frage offen, wie viele und welche Zwischenfälle toleriert werden können, bis man im ehemaligen Verbündeten nun einen Feind erkennt. Es gibt schließlich zu viele Feinschattierungen des sozial möglichen Verhaltens, die eine genaue Festlegung dessen verhindern, was und wie viel an Provokation sanktionslos geduldet werden kann. Konflikte entflammen und klingen wieder ab, werden vergessen und können bei den nichtigsten Anlässen wieder erinnert werden. Daher wird es für alle Beteiligten wichtiger zu wissen, in welcher Situation der Tropfen gefallen ist, der das Fass zum Überlaufen brachte. Genau darin kann die Funktion von *Schwellen* gesehen werden.

6.2 Übergänge zwischen Kriegs- und Verhandlungsphasen

Die Generalisierung bestimmter Verhaltenserwartungen, die hier als Typisierung und Vertrautheit charakterisiert wurde, erfolgt innerhalb bestimmter Schwellen (Luhmann 2000b: 96ff.). Freunde werden ebenso wenig unvermittelt zu Feinden, wie aus Fremden plötzlich Vertraute werden. »Le point essentiel c'est que, chez ces indigènes, comme chez tant d'autres, on ne trouve pas cette distinction, si tranchée dans nos esprits, entre les concitoyens et l'étranger: de l'étranger au concitoyen, on passe par toute une série d'intermédiaires« (Lévi-Strauss 1949: 142). In diesem Sinne gibt es typischerweise mehrere Schwellen, die sich beispielsweise als bestimmte Wendepunkte oder Eskalationsstufen in einer Beziehung artikulieren. Sie können, je nach Eskalationsstufe, eher subtil erscheinen, etwa als sprachlicher Registerwechsel von einer alltäglichen zu einer »formelleren« Wortwahl (Myers/Brenneis 1984: 9). Mit der Eskalation von Konflikten können dann auch die Ausdrucksmittel spürbar an Drastik gewinnen und die Überschreitung von Schwellen anzeigen, bis jene letzte Hürde genommen wurde, die dazu führt, dass der Fremde nun als Feind kategorisiert wird.

Ähnliches gilt nicht nur für den Status von Personen, sondern auch für den Übergang zwischen zeitlichen Perioden. Man findet entweder Zeitordnungen vor, in denen man »einfach in einem permanenten Unsicherheits-

zustand [lebt], in dem jederzeit kriegerische Aktionen möglich sind, und der Zeitlauf [...] weniger durch die Unterscheidung Krieg/Frieden als durch die Unterscheidung Aktualität/Potenzialität strukturiert [ist]« (Kuchler 2013: 285; vgl. Brown 1964: 350). Oder Beginn und Ende von Feldzügen werden funktional äquivalent von Schwellenritualen markiert. Das Kriegsbeil wird ein- oder ausgegraben, Rauchzeichen steigen auf, oder Herolde werden entsandt, um die Herausforderung zum Kampf zu übermitteln und um Zeit und Ort der Kampfaustragung zu vereinbaren (Keeley 1996: 59f.). Diese und ähnliche Zeichen zeigen an, dass eine kritische Schwelle überschritten wurde und man nun in einen Zustand des Krieges eingetreten ist.

Die Funktion von Schwellen bezieht sich aber nicht nur auf Konflikte. Auch die Anerkennung fremder Grenzen kann sich etappenweise als Bewältigung kritischer Schwellen vollziehen. Charakteristisch für die Zeitordnung segmentärer Gesellschaften ist aber, dass nicht gleichzeitig verhandelt *und* Krieg geführt wird. Denn die Kommunikation in segmentären Gesellschaften vollzieht sich in Interaktionen, die in dieser Weise kaum funktional differenzierbar sind. Man müsste Feldzüge und Verhandlungen zumindest weiträumig trennen, um ein Übergreifen des Konflikts in die Verhandlungen zu vermeiden, und stünde dann vor dem Problem der zeitlichen Abstimmung parallel ablaufender Tätigkeiten. Dies würde, neben jeweils exklusiven Rollen, auch Synchronisationsleistungen zwischen Anwesenden und Abwesenden voraussetzen, die wohl erst durch Telekommunikation erbracht werden können.[8] Segmentäre Gesellschaften sind stattdessen in Fragen der Kriegsführung zeitlich gesehen »Einfachprozessoren« (Kuchler 2013: 285). Dementsprechend findet man auch Unterscheidungen zwischen *war chiefs* und *peace chiefs* oder zwischen *war emissaries* (also Herolden) und *peace emissaries* für Verhandlungen in Friedenszeiten (Numelin 1950: 170ff.), die mit ihrem Erscheinen entsprechende Schwellen markieren.

Kriegs- und Friedensphasen treten also nicht plötzlich ein. Auch die Anerkennung fremder Grenzen orientiert sich an Schwellen, an die man sich nach dem »Prinzip der kleinen Schritte« (Luhmann 2000b: 50ff.) herantastet. Dafür müssen mehrere Züge in einem Nacheinander sequenzialisiert wer-

8 Das sind Probleme, die noch Pheidippides ins Schwitzen brachten. Siehe aber als Gegenbeispiel wieder die irokesische Diplomatie, in der offenbar noch während laufender Kampfhandlungen verhandelt wurde, wie William N. Fenton (1985: 23) in einem Nebensatz bemerkt. Dabei hatten sie es aber bereits mit Gegnern zu tun, die sich nicht mehr an tribale Zeitordnungen gebunden fühlten.

den, sodass eine kleine Schwelle nach der anderen bewältigt werden kann. Für das Kreuzen zwischen beiden Seiten der Unterscheidung Freund/Feind muss schließlich Zeit aufgewendet werden. Man hält die Versöhnungsrituale nicht auf dem Kampfplatz ab, während ringsum noch die Behausungen brennen. Sie müssen stattdessen subtil und im Hintergrund vorbereitet werden, und allein dies kann bereits den Hauptteil diplomatischer Aktivitäten ausmachen, mit denen die Bereitschaft ausgelotet wird, einer Zusammenkunft zuzustimmen und damit die Grenzen des jeweils anderen (zumindest kurzfristig) anzuerkennen (Ekvall 1964: 1142ff.; Keeley 1996: 147). Entscheidend ist, dass im Verhältnis zum Fremden zunächst ein *re-entry* der Unterscheidung Freund/Feind eingeleitet und diese Unterscheidung zum Oszillieren gebracht wird. Das beginnt, wie bereits geschildert, zunächst mit dem Wiedereintritt des zuvor ausgeschlossenen Dritten in der Unterscheidung Freund/Feind oder verwandt/fremd, nämlich im Übergang zum Status des Gastes oder des Boten (5.2). Markiert wird dieser Statusübergang durch den niedrigschwelligen Einsatz von Ritualen im Sinne der bereits genannten *rites des passage*. Wenn diese Riten vollzogen wurden, können Gast und Gastgeber sich zumindest dahingehend vergewissern, dass sie sich in einer typisierten und grob vorgezeichneten Situation befinden, mit der konkrete, wenn auch vorübergehende Erwartungen an die gegenseitige Anerkennung von Grenzen verbunden sind. Oder es kommen Frauen zum Einsatz, die vermittelnd tätig werden und sich auch in Kriegszeiten ohne besonderen rituell markierten Status frei und unbehelligt bewegen können (Numelin 1950: 135ff.). Von den Arunta ist eine andere eingeübte Praxis überliefert, in der Frauen eine zentrale Rolle spielen:

»When a fight breaks out among the Arunta, and one of the parties wish to make it up, they send a man and his wife as messengers to the other camp. In order to try the adversaries' readiness to make peace the messenger has to put his wife at their disposal. If the offer is accepted and the men accordingly enter into intercourse with the messenger's wife – this act is called *Noa* (conjux) or *Ankalla* (›cousinship‹) – a favourable issue of the political situation may be expected; if it is rejected, the fighting is to continue« (Numelin 1950: 170).

Man wirft einen »Köder« aus, wartet ab, wie darauf reagiert wird, und setzt, wenn die Leistung positiv erwidert wird, die Tauschbeziehung (womöglich mit anderen Gaben) fort; oder man kommt zu dem Schluss, dass man es mit Wesen zu tun hat, die von bösen Geistern beseelt sind und sieht von einer weiteren Kooperation ab. Dass die Unterscheidung Freund/Feind durch Gastfreundschaft und Gabentausch zum Oszillieren gebracht wird, lässt

schließlich stets die Möglichkeit offen, dass diese unsichere und unberechenbare Lage in beide Richtungen der Unterscheidung aufgelöst werden kann. Außerdem kann angenommen werden, dass für eine Zeitordnung, die vor allem an vertrauten Routinen orientiert ist, derart ambivalente Ausnahmesituationen, wie sie durch den Kontakt mit Fremden eintreten, überhaupt nur unter der Bedingung zeitlicher Befristung akzeptabel erscheinen. Das entlastet aber nicht vom Problem des Anfangens.

Wie hier bereits erörtert wurde (4), fungiert die Gabe wieder als ein »Gesinnungstest«, der ein solches Oszillieren in Gang bringen kann, aber weniger nach Vertrauensbeweisen sucht, sondern nach Anhaltspunkten für die Kategorisierung des Anderen, also nach Kategorisierungsschwellen, die überwunden werden müssen, um Grenzen wieder anzuerkennen und den Kriegszustand damit vorläufig zu beenden. Die Sequenzialität dieses Prozesses der Schwellenüberwindung entspricht daher nicht zufälligerweise auch dem Nacheinander des Gabentausches (Nassehi 2008: 245ff.). Mit der Annahme der ersten Gabe sind schließlich nur niedrige Schwellen überwunden, die als solche noch nicht genügen, um den Kriegszustand zu beenden oder fremde Grenzen anzuerkennen und den Feindstatus »abzuerkennen«. Erst nach mehreren Sequenzen kommt es zu jenen großen Zusammenkünften, deren Charakteristika den Gegenstand des anschließenden Abschnittes zur Institutionalisierung diplomatischer Interaktionen bilden werden. Erst in diesen Interaktionen kann eine größere Schwelle für alle Adressaten durch einen ritualisierten Gabentausch sichtbar überwunden werden, der häufig im Grenzgebiet oder bestimmten neutralen Tabuplätzen vollzogen wird und damit die wechselseitige Anerkennung von Grenzen zum Ausdruck bringt (Shamala 2013: 20ff.; Turton 1979: 195f.).

Ein sequenzialisiertes Vorgehen in Verhandlungen ist aber auch dadurch bedingt, dass Gesandte nicht mit Verhandlungsvollmachten ausgestattet sind, sondern jede Initiative zuerst mit dem eigenen Stamm abgeklärt werden muss. Gerade in egalitären *face-to-face societies,* in denen jeder jeden kennt, muss für alle Betroffenen die Gelegenheit eingeräumt werden, sich zu einem bestimmten weltpolitischen Problem zu äußern (Myers 1986: 440f.). Nicht zuletzt deshalb müssen Kampfhandlungen und Verhandlungen zeitlich getrennt vollzogen werden, so wie auch nicht gleichzeitig verhandelt wird, während die Felder bestellt werden müssen, da jedes verhandelte Zwischenergebnis den Konsens aller Betroffenen einholen muss. Diese »basisdemokratischen« Konsenserfordernisse machen daher, als Äquivalent zu ausdifferenzierten Herrschafts- und Stellvertreterrollen, für jeden bindenden Be-

schluss die Konsultation von je gegenwärtig erreichbaren Teilen einer Gesellschaft, wenn nicht sogar die Präsenz der Gesellschaft schlechthin erforderlich (Druke Becker 2003: 37). Anderenfalls müsste man dieses Problem durch bevollmächtigte Stellvertreter lösen, denen mehr Einflussmöglichkeiten konzediert werden müssten, als mit Bedingungen einer eher egalitären Gesellschaftsstruktur vereinbar wäre. Die »Basisdemokratie« wie auch der Einsatz von Artefakten wie das *wampum* (vgl. S. 101) sind dafür funktionale Äquivalente. Diplomatie kennt unter diesen Bedingungen außerdem kaum institutionalisierte Arkanbereiche wie in stratifizierten Gesellschaften (11.4).[9] Ein weiterer Effekt liegt in einem schrittweisen Vorgehen in diplomatischen Verhandlungen, die dadurch sehr zeitraubend werden können. In Interaktionen der tribalen Diplomatie nimmt man sich so viel Zeit, wie nötig ist, um einen Konsens zu erzielen – auch wenn sich diese Deliberationsprozesse über Wochen und Monate hinziehen (Foster 1984: 183; Fenton 1985: 6f.).

In der modernen Diplomatie können zeitliche Aspekte und Konsensansprüche relativ unabhängig voneinander variieren, sodass nicht nur Verhandlungen aus Termingründen beendet werden können, selbst wenn man zu keiner zufriedenstellenden Lösung gelangt ist, sondern auch Zeitdruck aufgebaut werden kann, um Konsenschancen zu erhöhen. Im Gegensatz dazu können tribale Lösungsansätze für diplomatische Probleme nur in einem eingeschränkten Maße autonom über Zeit verfügen und müssen sich an striktere Vorgaben der sozialen und ökologischen Umwelt orientieren. Außerdem bleibt Zeit gegenüber Konsenserfordernissen eine nachrangige Variable und wird vor allem von der Reziprozität und ihrer sequenzierten Zeitordnung bestimmt. Bemerkenswert ist aber auch, dass diese Phänomene der Sequenzialität selbst erst von modernen Beobachtern unterstellt werden können, denn die Vorstellung einer zeitlichen Sequenz einzelner Züge entspricht durchaus nicht der Selbstbeschreibung segmentärer Gesellschaften. Denn deren Zeitsemantiken gehen von gänzlich anderen Prämissen aus, in denen auch einzelne Interaktionen ohne besondere Bezugnahme auf spätere Interaktionen beobachtet werden. Das bedarf einer näheren Erläuterung.

9 Gleichwohl gibt es auch Möglichkeiten der Geheimhaltung unter Anwesenden. In Papua Neuguinea bedienen sich delegierte Redner einer Geheimsprache, die nur von den Rednern der Gegenseite und nicht von den übrigen Anwesenden verstanden wird (Strathern/Stewart 1997: 686).

6.3 Zur Gegenwartsorientierung diplomatischer Interaktionen

Die Vorgänge und Erscheinungen in der Welt werden in segmentären Gesellschaften weniger zeitlich-prozesshaft, sondern eher »essenzialistisch« als Artikulation von Natur- und Seinszuständen beobachtet (Hallpike 1979: 424ff.; Lee 1940: 361f.). Es gibt häufig weder eine ausgeprägte Semantik von Kausalität[10] noch eine Beobachtung von Handlungen als Ursache von Wirkungen, so wie auch, wie bereits erörtert, nicht zwischen konstanten Eigenschaften und variablen Handlungen von Personen unterschieden wird. Auch langfristige Tauschbeziehungen werden nicht in ihrem zeitlichen Zusammenhang beobachtet. Denn die einzelnen Tauschakte sind für die Beteiligten keine Einheiten in einer zeitlichen Abfolge von Gabe und Gegengabe, keine Elemente eines Prozesses, der einzelne Interaktionen verknüpft. Vielmehr werden sie jeweils gegenwärtig und »für sich« als isolierte Anlässe der Hilfeleistung oder der Inanspruchnahme von Hilfe beobachtet (Luhmann 1975b: 137). Selbst der berühmte *kula*-Ringtausch wurde in seinem überregionalen Zusammenhang von keinem der Trobriander bemerkt, für die sich der Tausch stets nur in einzelnen Interaktionen vollzog, in denen die Weiträumigkeit des Tauschnetzwerks nicht überblickt werden konnte (Malinowski 1932: 83).

Ähnliches gilt auch für diplomatische Friedens- und Bündnisverhandlungen. Die Verhandlungssituation gebietet gegenwärtig ein bestimmtes Verhalten sowie bestimmte körperliche und sprachliche Ausdrucksformen, die Probleme *dauerhaft* lösen sollen, *indem* sie weniger auf die Strukturierung einer Zukunft und auf »Ereignisbeherrschung«, sondern eher auf die gegenwärtige Befriedigung akuter Interaktionsbedürfnisse bezogen sind – denn wenn diese nicht gelingt, ist man gut beraten, den Verhandlungsort so schnell wie möglich zu verlassen (Ekvall 1964: 1147; Meggitt 1977: 120).

Das daraus resultierende Hauptproblem dürfte demnach darin liegen, dass einzelne diplomatische Interaktionen keine verknüpfbaren Episoden

10 Daraus auf mangelnden Realismus zu schließen, wäre fatal. Denn auch das Kausalschema ist nur eine von mehreren möglichen Schematisierungen von Zeit und hat keinen Anspruch auf epistemologischen Vorrang. Segmentäre Gesellschaften sind nicht primitivere, sondern schlicht *andere* Beobachter. Vielleicht sollte man sogar eher die gegenwartsbetonte Zeitsemantik von Stammesgesellschaften zum Anlass nehmen, die Prämissen gegenwärtig geläufiger Kausalschemata zu hinterfragen. Denn alles, was geschieht, geschieht unhintergehbar gegenwärtig.

darstellen, sodass das Ende einer Verhandlung zugleich den Ausgangspunkt neuer Verhandlungen mitmeinen kann und man in der jeweils gegenwärtigen Episode bereits die künftige im Blick haben könnte (Cevolini 2007: 139). Stattdessen bezieht sich der zeitliche Horizont eher auf die unmittelbare Gegenwart, in der es keine Garantien für die Fortsetzung der Beziehung gibt. Im Vordergrund steht bei tribalen Verhandlungen daher weniger ein konkret zu erzielendes Ergebnis, sondern vor allem der kommunikative Vollzug der Interaktion selbst, in der Wörter als Gaben beobachtet und getauscht werden (Druke Becker 2003: 36; Liberman 1985: 17). Die Interaktion *ist* demnach die Beziehung zwischen segmentären Einheiten, so wie diese Segmente erst situativ in Interaktionen (seien es Verhandlungen oder Kämpfe) als Systeme konstituiert werden (Keane 1991: 314).

In diesem Sinne werden Friedensschlüsse sowie Angriffs- und Verteidigungsbündnisse vor allem dadurch stabilisiert, dass sich Kommunikation in Interaktionen vollzieht, in denen man sich einer wechselseitigen positiven Gesinnung versichern kann. Die diplomatischen Verhandlungsergebnisse nehmen deshalb weniger die Form von Entscheidungen und Verträgen an, zumal es häufig keine konkret benennbaren Ergebnisse gibt, sondern vor allem Darstellungen kooperativer Einstellungen. Man hat sich gegenwärtig der gegenseitigen Freundschaft versichert und geht davon aus, dass sich in absehbarer Zeit daran nichts ändern wird. Freilich gilt auch hier, dass der Zukunftshorizont relativ überschaubar bleibt: Verbündete kündigen Bündnisse auf, weil sie sich nicht angemessen entschädigt sehen oder nebenbei auch anderes zu tun haben (Brown 1964: 351f.; Vayda 1971: 8ff.), und Bedingungen endemischen Misstrauens (siehe etwa Chagnon 1968: 98) können die Halbwertszeit von Allianzen und Friedensschlüssen verkürzen und auch kurzfristige Seitenwechsel nahelegen. Vor allem die zeitlich eingeschränkte Bindungswirkung solcher *facework commitments* in Interaktionen (Giddens 1990: 80) bietet kaum Anlass zur Entstehung eines generalisierbaren Systemvertrauens. Das schließt nicht das dauerhafte Ausbleiben kollektiver Gewalt aus. Ob jedoch längere Perioden des »Friedens« als Folgen dieser Zeremonien beobachtet werden, ist eine Frage, die nur fallbezogen und dann vor allem: unter Berücksichtigung der Kapazitäten des sozialen Gedächtnisses oraler Kulturen beantwortet werden kann. In diesem Sinne lässt sich sagen, dass diplomatische Kommunikation in Stammesgesellschaften ihre Funktion erfüllt hat, wenn sie die Unterscheidung Freund/Feind zumindest kurzfristig zum Oszillieren gebracht und für eine kurze Dauer einen Zustand der Ambivalenz erzeugt hat, in welchem die Austragung von Konflikten und die

Vergeltung begangener Taten verzögert werden konnten (vgl. Luhmann 1987d: 158).

Mit den Überlegungen in diesem Abschnitt wurde versucht, das Problem zeitlicher Generalisierung im Hinblick auf diplomatische Kommunikation in segmentären Gesellschaften in groben Zügen aufzulösen. Ausgehend von Zeitstrukturen, die von einem unmittelbaren Gegenwartsbezug geprägt sind, wurden vor allem zwei zeitliche Implikationen im Umgang mit dem Fremden hervorgehoben. Fremdheit wird zeitlich konstituiert durch allenfalls sporadische kommunikative Aktualisierung bestimmter Sinngehalte, weshalb sich der Kontakt mit Fremden vor allem als Typbegegnung vollzieht.

Diese Prototypisierungen des Fremden wurden als zeitlich generalisierte Verhaltenserwartungen beschrieben, die gegen Enttäuschungen stabilisiert werden können. Auch Negativtypisierungen des Fremden als Feind schotten sich gegen Erwartungsenttäuschungen ab und erschweren damit ein Umlernen. Der Übergang vom fremden Feind zum Freund erfordert daher Zeit und erfolgt nicht abrupt, sondern muss mehrere Schwellen überwinden. Zeitlich wird dies durch Tauschsequenzen erreicht, die mit riskanten Vorleistungen ihren Anfang nehmen und dann die Bewältigung weiterer Schwellen ermöglichen. Gleichwohl werden diese Prozesse durch die Zeitstrukturen und -semantiken segmentärer Gesellschaften konditioniert.

Charakteristisch dabei ist, dass der Zeithaushalt einerseits von den Konsenserfordernissen in Verhandlungen bestimmt wird. Das betrifft nicht nur den Konsens zwischen den Teilnehmern diplomatischer Interaktionen, sondern auch den Konsens, der von Nicht-Teilnehmern eingeholt werden muss. Da sich deshalb Diplomatie stets öffentlich und unter Einbindung aller Betroffenen vollzieht, gibt es kaum jene Arkanbereiche diplomatischer Kommunikation, die einen autonomen Zeithaushalt ermöglichen würden. Die Zeit der Diplomatie hängt damit nicht nur vom beschaffbaren Konsens, sondern auch von der ökologischen und sozialen Umwelt diplomatischer Interaktionen ab, die auch auf Erntezeiten Rücksicht nehmen müssen.

Zeit wird außerdem weniger nach einem Kausalschema beobachtet, sodass Handeln als Verursachung von Wirkungen interpretiert werden könnte. Es wird stattdessen von substanzialistischen Prämissen ausgegangen, weshalb einzelne Tauschsequenzen nicht im Kontext eines zeitlichen Prozesses gesehen werden, den man gezielt planen und steuern könnte, sondern als je gegenwärtige Anlässe der Rache oder des Annehmens oder Erwiderns von Gaben. Auch einzelne diplomatische Interaktionen werden nicht als Epi-

soden einer zeitlich dauerhaft bestehenden Beziehung gesehen, sondern müssen vor allem je gegenwärtig bewältigt werden, und haben geringe Aussichten darauf, mit ihren Ergebnissen eine längerfristige Zukunft beeinflussen zu können. Auch dies trägt zur Prekarität dieser Interaktionen bei, die hier an verschiedenen Stellen bereits hervorgehoben wurde. Gleichwohl bilden Konflikte wichtige Anlässe für diplomatische Interaktionen. Diese Konflikte werden jedoch zum Problem für den Bestand und den reibungslosen Ablauf von Interaktionen, in denen die Unterscheidung Freund/Feind nicht nur zum Oszillieren, sondern zum Kochen gebracht wird. Das legt die Schwellen für die Institutionalisierung diplomatischer Interaktionen höher, da diese erst in dem Maße zu einer gesellschaftlich akzeptierten Einrichtung werden, als die Teilnahme auch die Unterstützung von Dritten findet. Diese Spannungslage zwischen Konsens und Konflikt bildet das Hauptproblem des folgenden Abschnittes.

7 Sozialdimension: Konfliktvermeidung als Problem

7.1 Bedingungen der Konfliktvermeidung

Zwei wichtige Bedingungen der Möglichkeit diplomatischer Interaktionen liegen zunächst in der Anerkennung von Grenzen, sowie in der Differenzierung der Umwelt in verschiedene Sektoren, von denen keiner allein die Interaktion dominieren kann. Wie die Anerkennung von Grenzen sachlich und zeitlich generalisiert wird, war Gegenstand der vorangegangenen Abschnitte. Zunächst fungiert die Gastfreundschaft als Vehikel der Anbahnung diplomatischer Kommunikation. Ferner eröffnen persönliche Beziehungen Kontaktchancen, die für diplomatische Interaktionen realisiert werden können. Zeitlich gelingt eine Generalisierung in der Form konkret-persönlicher Bekanntheit und Vertrautheit, die jedoch erst in Interaktionen mit prekärer Langzeitwirkung hergestellt werden muss. Die Differenzierung der Umwelt dieser Interaktionen in gleichrangige Sektoren wird, wie bereits erörtert wurde, vor allem durch Segmentation (also Fusion oder Teilung von gesellschaftlichen Segmenten) und Reziprozität aufrechterhalten. Auch Kriegsverläufe orientieren sich am Prinzip des Ausgleichs, sodass etwa Verhandlungen den Eintritt von Pattsituationen voraussetzen, die kaum eine Aussage darüber zulassen, welche Partei den Sieg davongetragen hat und damit den Verhandlungsmodus bestimmen könnte (Kuchler 2013: 290f.). Sofern Angehörigen ein gewisser Ermessensspielraum zugestanden wird, kann die Autonomie diplomatischer Interaktionen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt aber auch gesteigert werden, indem Anwesende partizipieren, die mehreren Systemen gleichzeitig angehören (am Beispiel einer Mitgiftverhandlung: Strauss 1988: 192). Zwar werden sie als Boten eines bestimmten Systems, etwa ihres Dorfes ernannt, aber erscheinen selbstverständlich auch als Angehörige ihrer jeweiligen Familien, Klans, Geheimgesellschaften oder Totemkulte. Die Abhängigkeit des Verhandlungssystems kann somit pluralisiert werden, wodurch verhindert wird, dass einige wenige Prinzipale in der

Umwelt das Geschehen bestimmen. Denn wenn die Agenten die Erwartungen ihres Dorfes nicht erfüllen, können sie mit der Unterstützung der anderen Systeme rechnen, denen sie ebenso angehören.

Neben diesen Bedingungen hängen die Chancen diplomatischer Kommunikation aber auch von der Annahme ab, dass man sich in eine zumindest in groben Zügen vorkonsentierte Situation begibt, wenn man an Verhandlungen teilnimmt. Man muss von bestimmten Selbstverständlichkeiten und Verhaltenserwartungen ausgehen, die von Dritten unterstützt werden und, wenn sie verletzt würden, Rechenschaftspflichten nach sich zögen. Das gilt paradoxerweise auch für institutionalisierte Formen des Austragens von Konflikten.

Prinzipiell kann in der Kommunikation jedem Sinngehalt widersprochen werden. Das legt bereits die Ja/Nein-Codierung der Sprache nahe (Luhmann 1997: 221ff.). Konflikte entstehen aber erst, wenn einer Sinnofferte widersprochen und dieser Widerspruch wiederum zurückgewiesen wird (Messmer 2003). Sie können zunächst episodenhaft auftreten, als Kommunikationssituationen, in welchen sich die Beteiligten kurzzeitig in einem Konflikt befinden, dieser allerdings nicht weiterverfolgt, sondern gelöst oder von anderen Themen abgelöst wird. Allerdings können Prozesse der Selektionsverstärkung dazu führen, dass Widersprüchen ständig widersprochen wird und sich durch gegenseitiges Nicht-Nachgeben Konflikte zu eigenen Systemen ausdifferenzieren, verstetigt werden und eskalieren können. Konflikte sind aber besonders kritisch für die Systemidentität von Interaktionen, weil sie nicht als Sondersystem ausdifferenziert und damit unter Anwesenden isoliert und abgekapselt werden können, sondern die Interaktionen selbst entweder zu Konflikten werden oder nicht.

Die diplomatischen Konfliktvermeidungstechniken segmentärer Gesellschaften setzen daher häufig bereits an der Vermeidung *jeglicher Chance* für gesichtsschädigende Widerspruchskommunikation an. Das kann durch Vermeidung von Kommunikation schlechthin erreicht werden – so gut dies unter Bedingungen ständiger Ko-Präsenz von Konfliktparteien möglich ist (Koch 1974: 74ff.). Rituale stellen ebenso eine Form der Kommunikationsvermeidungskommunikation dar: »An die Stelle der Öffnung für ein Ja oder Nein zu angebotenem Sinn tritt das Gebot, Fehler mit schwerwiegenden Folgen zu vermeiden. […] Es [das Ritual, Anm. RY] differenziert nicht zwischen Mitteilung und Information, sondern informiert nur über sich selbst und die Richtigkeit des Vollzugs« (Luhmann 1997: 235f.). Aus dieser Rich-

tigkeit wird auch auf die Gleichsinnigkeit der Teilnehmenden geschlossen, die sich in solchen Zusammenkünften auch selbst genügen kann.

Äquivalent dazu werden objektive Aspekte von Sinnofferten betont oder die Thematisierung indexikaler Sinngehalte (natürlich im Sinne von Garfinkel 1967) wird gemieden. Die Kommunikation operiert überwiegend mit kaum negierbaren Gemeinplätzen, Floskeln, feststehenden Redewendungen, Geschichtenerzählungen und rituellen Beschwörungsformeln (Ekvall 1964: 1145; Keane 1991: 318; Lizot 1994: 220f.),[1] oder es werden Sachverhalte zur Sprache gebracht, die für alle Teilnehmenden offensichtlich sind (Liberman 1985: 43). Redundanzen dieser Art, aber auch die ständige bestätigende Wiederholung des bereits Gesagten sowie Zusammenfassungen und Reflexionsschleifen, die den erreichten Konsens fixieren, gehören zu einem breiten Repertoire an Techniken der Objektivierung von Sinngehalten (Keane 1991: 317; Liberman 1985: 43ff.; Marshall 1961: 235; Myers 1986: 438).[2] Die wichtigsten Strategien der Konfliktvermeidung dürften aber in der Manipulation der Zurechnung von kommunizierten Initiativen auf teilnehmende Personen liegen. Die oberste Prämisse liegt dabei in der Schonung der Selbstdarstellung aller Teilnehmer – und segmentäre Gesellschaften scheinen in dieser Hinsicht überaus innovativ zu sein.

7.2 Don't kill the messenger! Zurechnungen von Verantwortung

Die Teilnehmer diplomatischer Interaktionen befinden sich häufig in einer prekären Lage. Sie müssen mitunter unangenehme Mitteilungen überbringen und werden außerdem als Angehörige ihres Systems beobachtet, sodass sie unmittelbar für dessen Mitteilungen zur Rechenschaft gezogen werden können. Während moderne Diplomaten sich weitgehend auf institutionalisierte Normen diplomatischer Immunität verlassen können, gilt dies für ihre

1 Rhythmisierung, Formelhaftigkeit und Redundanz sind mithin auch die wichtigsten Techniken der Fixierung und Verfügbarhaltung von Wissen in schriftlosen Gesellschaften, in denen jeder Sinngehalt mit dem gesprochenen Laut ansonsten augenblicklich verfliegen würde (Vesting 2011b: 90ff.).

2 Diese Redundanzen sind nicht zuletzt auch dem Umstand geschuldet, dass es auch für alle Teilnehmer darauf ankommt überhaupt etwas zu sagen, um nicht den Eindruck zu erwecken, in der eigenen Autonomie eingeschränkt und übergangen worden zu sein (Myers 1986: 440f.).

Pendants in segmentären Gesellschaften nur in eingeschränkter Weise. Schließlich ist es nicht zu allen Zeiten und an allen Orten gepflegter Brauch, den Überbringer schlechter Nachrichten zu schonen. Zwar genießen etwa irokesische Boten einen geschützten Status als Gäste, solange sie sich im Bereich des Gastgebers aufhalten. Sobald sie aber den Heimweg antreten, kann nicht ausgeschlossen werden, dass man ihnen folgt und sie außerhalb des eigenen Siedlungsgebietes tötet (Fenton 1985: 23). Die Bewaffnung und die damit mögliche rituelle Funktion der Entwaffnung von Boten lassen sich vor diesem Hintergrund verstehen (Barr 2004: 407). Wenn man indes wissen kann, dass der Gesandte über keinen eigenen Handlungsspielraum verfügt, sondern nur wortgetreu eine Nachricht übermittelt, muss er für den Inhalt der Mitteilung auch nicht selbst zur Verantwortung gezogen werden.[3] Am Beispiel der Irokesen und ihres Gebrauchs des *wampum* lässt sich dieser Sachverhalt besonders eindrücklich veranschaulichen:

Als *wampum* werden aus Perlschnüren gefertigte Gürtel bezeichnet, die sowohl als Tauschmittel als auch als rituelle Artefakte insbesondere ab dem 17. Jahrhundert weite Verbreitung unter den Irokesenstämmen fanden. Deren Bedeutung sowohl für Verhandlungen innerhalb von Irokesenstämmen als auch für das Verhältnis zwischen Irokesen und Kolonialsiedlern kann kaum überschätzt werden. Sie strukturierten nicht nur in ihrer Funktion als Tauschmittel jene Interaktionen und Kontaktsysteme, für die der Ausdruck *wampum-Diplomatie* geprägt wurde, sondern haben darüber hinaus auch mnemotechnische, schriftäquivalente Funktionen, da die Inhalte diplomatischer Übereinkünfte mit Symbolen auf *wampum* festgehalten und im Konfliktfall abgerufen werden können. Ihre Funktion geht aber über die Übermittlung von Nachrichten hinaus. Denn bei den Irokesen, wie auch bei einer Vielzahl anderer segmentärer Gesellschaften, trifft man auf die Annahme, dass auch Artefakte über Handlungsfähigkeit verfügen. Die Bezeichnung für einen besonderen *wampum*-Typ, der bei Einladungen zu Zusammenkünften übergeben wird, lautet in diesem Sinne daher

3 Als ein funktionales Äquivalent für Verantwortungsentlastung in unglücklichen Situationen kommt auch die häufig anzutreffende Vermutung in Betracht, dass man verhext worden sei (Gluckman 1972). Auch der Klatsch bietet eine Möglichkeit der Diffusion von heiklen Informationen, welche die Anwesenden (auf Kosten Abwesender) aus der moralischen »Schusslinie« nimmt (Kieserling 1998). Die Verbreitung von Gerüchten zählt mithin zu den wichtigsten diplomatischen Einflussformen irokesischer Frauen (Meyer 2005: 69).

»*enetshatiyotahkwaʔ* which literally means ›that which stretches a person's arm.‹ This word contains a morpheme -hkw-, the instrumental suffix, which has the effect of shifting. The focus of the action from the agent to an object used to carry out this action. […] We might loosely translate the term with the suffix as ›the thing that causes one to stretch out one's arm‹ or ›the thing by which invitations are made‹« (Foster 1985: 104).

Erfolgt also zwischen Irokesenstämmen eine Einladung zu einer Zusammenkunft, werden zwar Boten ausgesucht, die das *wampum* übergeben und die entsprechende Einladung dem genauen Wortlaut nach übermitteln müssen (Calloway 2013: 30). Allerdings wird von den eingeladenen Stammesmitgliedern die Nachricht nicht den Boten als Mitteilungshandeln zugerechnet, die mit ihren eigenen Worten die Kräfte eines *wampum* allenfalls verstärken können, sondern dem *wampum* selbst, in welches die Nachricht des einladenden Stammes »hineingesprochen« wurde. Eine Einladung ohne ein »eigentlich« sprechendes *wampum*, dessen Mitteilung von den Boten lediglich »interpretiert« wird, würde von den eingeladenen Stammesmitgliedern allenfalls als *cheap talk* – oder in der irokesischen Terminologie: als *talk in the bushes* (Fenton 1985: 27) – behandelt werden, dem keinerlei verbindlicher Charakter beigemessen werden könnte (Calloway 2013: 26f.; Feest 2003: 98; Jennings 2010: 121). Außerdem werden durch diese Differenzierung zwischen verbindlicher und unverbindlicher Kommunikation offenbar Verhandlungsspielräume eröffnet, in denen man »Testballons« aufsteigen lässt, um bei negativen Reaktionen Initiativen folgenlos zurückziehen zu können (Druke 1985: 89).

In der irokesischen Selbstbeschreibung sind also *wampum* die eigentlichen »Botschafter«, und es spricht einiges für die Vermutung, dass vergleichbaren Artefakten wie *message sticks* bei den Aborigines (Howitt 1889) ähnliche Eigenschaften zugesprochen werden.[4] Diese Form der Einbindung nichtmenschlicher Adressen hat für tribale diplomatische Kommunikation vermutlich eine Funktion, die man mit derjenigen eines *shifters* im linguistischen

4 Es gibt gleichwohl in der mir bekannten Literatur zu *message sticks* keinen Hinweis darauf, dass diesen Artefakten Kommunikationsfähigkeit unterstellt wurde. Überliefert ist jedenfalls, dass ihnen Zauberkräfte zugeschrieben wurden. Die Interessen der einschlägigen Literatur richten sich eher auf den Gebrauch von Proto-Schriftzeichen, auf Gedächtnisfunktionen und auf die Funktion von Botenstäben als Authentizitäts- und Identitätsnachweis (Frank 1940; Mathews 1897; Weule 1915). Allerdings scheint es fraglich, ob man für relativ einfache Mitteilung wie »Fest nach zwei Monden« Gedächtnisstützen benötigt bzw. ob durch leicht reproduzierbare Holzstücke mit zwei Einkerbungen auch nur annähernd glaubhaft die Authentizität einer Nachricht dargestellt werden kann.

Sinne vergleichen könnte (Bora 2015: 458f.). Als *shifter* wird eine Klasse von Ausdrücken bezeichnet, die ihren Sinn nur unter Bezugnahme auf die jeweilige Situation und die eingebundenen Kommunikationspartner erhalten. Worauf das Pronomen »Ich« referiert, hängt davon ab, wer in welchem Zusammenhang davon Gebrauch macht, was im Verlauf der Kommunikation sprunghaft wechseln kann. Es kann sich auf einen Kommunikationspartner beziehen, der sich selbst meint, wenn er »Ich« sagt, oder auf eine ganz andere Adresse, die »Ich« gesagt hat und dann wörtlich zitiert wird. In einem ähnlichen Sinne fungiert auch ein *wampum* als Verweisungs- und Zurechnungszeichen mit wechselnden Referenten. Je nachdem, wie das *wampum* in der Kommunikation eingesetzt wird, zeigt es an, ob die Mitteilung dem Boten zuzurechnen ist, oder dem »sprechenden« *wampum* selbst, und damit allenfalls dem Stamm, der in das *wampum* hineingesprochen hat. Es wird also eine Stoppregel für die Adressierung von Erwartungen definiert, die den Boten davor schützt, auch für unangenehme Nachrichten wie etwa für Kriegserklärungen unmittelbar zur Rechenschaft gezogen zu werden.[5] Das *wampum* dürfte demnach Funktionen für Diplomatie erfüllt haben, die von Rechtsinstituten wie der *plena potestas* oder ganz allgemein von modernen rechtlichen Semantiken der »Verantwortung« übernommen werden können (Bora 2015) – nur mit dem Unterschied, dass vergleichbare moderne *shifter* die Verantwortung durch Zuschreibung von Handlungsvollmachten zunehmend in die Richtung des Diplomaten dirigieren, der sich für seine persönliche Sicherheit dann aber auf äquivalente Lösungen verlassen können muss. Ein *wampum* *»vergegenständlicht«* die Kommunikation selbst und ist damit nicht Symbol, sondern *Substitut* für die sozial anspruchsvollere Symbolik bevollmächtigter Stellvertretung, die in Form von »Ämtern« in stratifizierten Gesellschaften »erfunden« wird (9.2).

Anhand des *wampum* können somit auch erste Schritte in Richtung einer Ausdifferenzierung einer eigenständigen Sachdimension nachvollzogen werden, in der man zwischen persönlicher und unpersönlicher Kommunikation unterscheiden und den Boten von sonstigen Rollenerwartungen entlasten kann. In diesem Fall gilt aber immer der Vorbehalt, dass die beschriebenen

5 Ein weiteres funktionales Äquivalent zum *wampum* bildet in diesem Sinne ein bemerkenswerter Einsatz von sprachlichen *shiftern*: »One frequently encounters personal pronoun substitutions in the dialogue; ›I‹ will be replaced by ›he‹ or by ›both of us‹ and ›you‹ will be replaced by ›both of you.‹ […] It enables the speaker to distance himself from the designated person« (Lizot 1994: 221). Aber auch die Darstellung von Trancezuständen bzw. Verkörperung von Geistern bieten im Kontext der Konfliktlösung Möglichkeiten der Distanzierung und Entpersonalisierung (Meyer 2010: 48ff.).

Techniken irokesischer Diplomatie auch im Zusammenhang mit dem Kontakt mit europäischen Siedlern zu sehen sind und nicht mit letzter Gewissheit gesagt werden kann, ob sie auch vor der Kolonisierung Nordamerikas praktiziert wurden. Ebenso kann, unter dem gleichen Vorbehalt, auch von einer gewissen Themenhygiene in irokesischen Verhandlungen gesprochen werden. Dies nämlich vor allem dann, wenn die Boten und Redner einerseits dazu angehalten werden, Nachrichten dem genauen Wortlaut nach zu übermitteln (was andere mögliche Themen ausschließt) und sie andererseits nicht von Systemloyalitäten belastet werden, die in der Interaktion andere Themen aufwerfen würden. Gleichwohl gibt es Themenbeschränkungen ganz anderer Art, die vor allem im Zusammenhang mit Konfliktvermeidungsmechanismen zu analysieren sein werden.

7.3 Polyphonie und Ambivalenz als Ausdrucksmittel

Jenseits der Einbindung von Artefakten ist für diplomatische Interaktionen in Stammesgesellschaften insgesamt eine »entindividualisierte Art und Weise der Abstimmung« (Meyer 2005: 270) auffällig. Die Zurechnung von Aussagen auf teilnehmende Personen wird – wie auch beim Einsatz des *wampum* – gesichtsschonend gemieden, und kommunizierte Sinnofferten werden weniger als Ausdruck persönlicher Präferenzen beobachtet, sondern als vorläufiger Diskussionsstand der Interaktion zugerechnet (Liberman 1985: 70ff.; Lindstrom 1990: 377). Häufig sind nicht einmal eindeutige Sprecherpositionen identifizierbar, weil Aussagen beinahe gleichzeitig wiederholt werden und einander überlappen (Liberman 1985: 63f.; Meyer 2015: 330ff.; Myers 1986: 438). Das gleichzeitige Anstimmen von Gesängen spielt in diesem Zusammenhang ebenso eine wichtige Rolle in derart prekären Interaktionen (Meggitt 1977: 130). Die Gleichzeitigkeit hat hier einen ähnlichen Problembezug wie jene artefaktorientierten Praktiken, die am Beispiel des *wampum* beschrieben wurden, nur mit dem Unterschied, dass keine Stoppregel für die Zurechnung von Verantwortung eingeführt, sondern von vornherein jede Attribution von Initiativen auf teilnehmende Personen sabotiert wird, indem der »Zwang zur Serialität« (Kieserling 1999: 37f.) in der Interaktion aufge-

hoben wird.[6] Unterbrechungen und Überlappungen werden daher nicht als störend oder als Verletzung einer Interaktionsordnung erlebt, sondern sind als unentbehrliche Strukturelemente der Kommunikation institutionalisiert (Graham 1993: 731ff.; Liberman 1985: 72ff.). Denn diese ermöglichen Themenwechsel, die nicht abrupt und mit klar erkennbaren Übergängen erfolgen, sondern sich eher unbemerkt vollziehen, indem konfliktträchtige Themen subtil übergangen werden, ohne dass jener kritische Moment, geschweige denn jener Teilnehmer identifiziert werden könnte, der den Themenwechsel herbeigeführt hat. Allerdings gibt es durchaus Koordinationsfunktionen für Redner und Mediatoren, deren Kunstfertigkeit darin besteht, angesichts so schwer überschaubarer Kommunikationsverhältnisse eine Kompromissformel herauszudestillieren, auf die sich alle einigen können (Ekvall 1964: 1142ff.; Myers 1986: 438; Read 1959: 431; van der Dennen 2014: 460).

Die Berücksichtigung möglichst aller Perspektiven kann unter solchen Umständen einen Vorrang gegenüber der Artikulation eigener Auffassungen beanspruchen (Read 1959: 431). Das geht sogar so weit, dass man, um Widersprüche der anderen Teilnehmer zu vermeiden, sich selbst im gleichen Atemzug sachlich widerspricht und das Gegenteil von dem behauptet, was man noch im Augenblick davor gesagt hat, um sich im nächsten Augenblick wieder selbst zu widersprechen (Kulick 2004: 127ff.). Das wird nicht als Problem gesehen, sondern gilt als vorbildliche rhetorische Begabung, und eine dementsprechende Interaktionsmoral prämiert Tugenden der Zurückhaltung und Unaufdringlichkeit mit der möglichen Folge, dass niemand mehr wagt, die erste Initiative zu ergreifen (Liberman 1985: 31; vgl. auch Marshall 1961: 235f.; McKellin 1990: 336ff.)[7] – im krassen Gegensatz zu endemischen Rangkonflikten in stratifizierten Gesellschaften.

Die Funktion des Interaktionsranges kann in der »allgemeinen Verteilung der Situationsherrschaft im Interesse der Selbstdarstellung« (Luhmann 1995b: 157) verortet werden. In tendenziell egalitären segmentären Gesell-

6 Christian Meyer (2015: 328ff.) erhebt in diesem Zusammenhang den wichtigen Einwand, dass Interaktionen nicht durch ihren Fokus auf ein gemeinsames Aufmerksamkeitszentrum definiert werden können, das sich durch die Konzentration der Blickführung der Anwesenden oder die Sequenzierung von Kommunikationsbeiträgen herausbildet. Damit werden nämlich kulturell sehr spezifische Anforderungen an Interaktionsverhalten beschrieben, die sich nicht ohne weiteres universalisieren lassen.

7 Das schließt nicht aus, dass man als Redner das eigene Prestige steigern kann, sondern definiert nur die schwierigen Bedingungen, denen man dabei ausgesetzt wird (Graham 1993: 725ff.).

schaften ist Rang in Interaktionen aber häufig überaus diffus verteilt, sodass nicht ausgemacht werden kann, wessen Situationsdefinition als Prämisse der Selbstdarstellung der übrigen Teilnehmer gelten könnte (Myers/Brenneis 1984: 11ff.). Interaktionen orientieren sich bei der sachlichen Themenwahl dann weniger an Rangverteilungen oder an vorher festgelegten, seriell abzuhandelnden Tagesordnungen, die bei heiklen Themen keine Ausweichmöglichkeiten bieten. Stattdessen steuert die Interaktion die Themenwahl anhand von Konsens- und Dissenssignalen, die bestimmen, was zur Sprache kommt und was besser unausgesprochen bleibt. Der offen artikulierte Widerspruch stößt aber, weil er als besonders dramatisch erlebt wird, auf institutionalisierte Hürden, mit dem Folgeproblem, dass die sprachliche Artikulation von Konsens kaum Rückschlüsse über individuelle Präferenzen zulässt. Das führt, neben dem erwähnten Phänomen logischer Selbstwidersprüche, einerseits zu Höhenflügen reflexiver Beobachtung, weil man weiß, dass alle wissen, dass man weiß, dass niemand sagt, was er denkt: »No matter what they say or agree to during a formal meeting, everyone […] knows that men and women will, in the end, do what they want« (Kulick 2004: 126; vgl. Lindstrom 1990: 385ff.). Wenn man sich dann aber so verhält, wie man in einer Verhandlung zugesichert hat, muss dies nicht als Erfüllung einer Zusage verstanden werden, sondern kann als Ausdruck von Präferenzen ausgewiesen werden, die man vorgeblich schon immer hatte und denen man auch ohne Verhandlung gefolgt wäre (Kulick 2004: 126).

Andererseits gibt es eine gesteigerte Sensibilität für sprachliche, körperliche oder artefaktvermittelte Ambivalenz, jene Spielwiese also, auf der Dissens subtiler artikuliert werden kann – »a man simply pouring out the remainder of the tea in his bowl on the ground, getting up with contemptuous slowness, and, without deigning a single backward glance« (Ekvall 1964: 1147). Die subtile Ambivalenz der Ausdrucksmittel ermöglicht die Artikulation von Widerspruch, ohne auf dieses Darstellungsmotiv festgelegt werden zu können. Denn das würde erfordern, dass es im Zweifelsfall die Möglichkeit der kritischen Nachfrage gibt, mit der nicht zuletzt auch Missverständnisse ausgeräumt werden könnten. Da man aber angesichts konfuser Interaktionsverhältnisse häufig nicht einmal bestimmen kann, wann im Verlauf einer Interaktion eine missverständliche Formulierung gefallen ist, wäre der Aufwand für Reparaturmaßnahmen so hoch, dass man eher davon absieht, um die Interaktion nicht zu gefährden (Liberman 1985: 209ff.). Inakzeptable Sinnofferten werden, wenn überhaupt, dann eher »tacitly rejected« (ebd.: 20)

oder zum Anlass für die Unterbrechung der Interaktion, die in kleineren voneinander getrennten Gruppen fortgesetzt wird (Druke Becker 2003: 35).

Ein gegenläufiges Äquivalent zu diesen Strategien des *face saving* bilden Settings wie das *wayamou* bei den Yanomamö, in welchem Widerspruch, Beleidigungen und Herausforderungen nicht nur erlaubt sind, sondern als ausschließliches Thema die Interaktion bestimmen (Lizot 1994: 217f.). Für den Erfolg der Interaktion ist dann entscheidend, dass die Kontrahenten einander nach allen Regeln der Kunst diskreditieren. Damit wird ein Forum für die Artikulation von Konflikten ausdifferenziert, in welchem die Gegnerschaft zum erwartbaren Prinzip der Selbstdarstellung der Teilnehmer wird. Durch diese Erwartbarkeit verliert der Konflikt aber auf paradoxe Weise seine Schärfe, da er eher den rituell reglementierten Bedingungen der Situation zugerechnet wird und weniger den Teilnehmern, die nun ihre Gegnerschaft darstellen können, ohne mit gravierenden Folgen rechnen zu müssen. Ähnliches dürfte auch für rituelle Kämpfe (Halbmayer 2010: 551f.; Warner 1931: 473ff.), *potlatch*-Feste antagonistischen Typs (Mauss 1923: 37ff.), und in der modernen Gesellschaft wohl für Sportveranstaltungen gelten, bei denen die Anerkennung von (nationalen) Grenzen trotz aggressiven Verhaltens gewahrt bleiben kann (Elias 2003).[8]

Problemlösungen dieses Typs bieten darüber hinaus Gefühlen eine Ausdruckschance, die ansonsten auf wenig Rückhalt stoßen würden. Segmentäre Gesellschaften erreichen damit, im Gegensatz zur Stabilisierung durch Funktionen, eine emotionale Stabilisierung, die ihre Wirksamkeit nicht der Orientierung an sozial definierten Bestandsproblemen verdankt, sondern der sozialen Berücksichtigung von Gefühlslagen (Luhmann 1995b: 372ff.).[9] Diese Wirksamkeit beschränkt sich allerdings auf überschaubare Verhält-

---

8 Damit sei nochmals darauf hingewiesen, dass hier keine Gattungsanalyse, sondern eine funktionale Analyse diplomatischer Interaktionen angestrebt wird (siehe auch White/Watson-Gegeo 1990: 5), die relativ heterogene Phänomene wie den Einsatz des *wampum*, die Kommunikation von Selbstwidersprüchen und den modernen Sport in einen Vergleichs- und Substitutionszusammenhang bringt.

9 Gemeint ist nicht die alte Unterscheidung Gemeinschaft/Gesellschaft. Vielmehr wird mit emotionaler Stabilisierung ein Problem des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und psychischer Umwelt adressiert, die sich operativ getrennt reproduzieren, aber in besonderer Weise auf Interpenetration zurückgreifen. Gerade das Wissen darum, dass niemand in solchen zeremoniellen Verhandlungen das ausdrückt, was ihn innerlich bewegt, bringt dieses System/Umwelt-Verhältnis und die Fragilität emotionaler Stabilisierungsmechanismen am besten zum Ausdruck. Was an Gefühlsäußerungen toleriert werden kann und was die Grenzen des Angemessenen überschreiten würde, wird mithin gesellschaftlich konditioniert (White/Watson-Gegeo 1990: 12ff.).

nisse, in denen die übereinstimmende Kommunikation(!) von Gefühlsorientierungen noch verhältnismäßig unproblematisch bleibt. Gelöst werden damit vor allem binnenpolitische Probleme auf der Ebene kleinerer Segmente, innerhalb derer negative Gefühle und Aggressivität unterdrückt und als Verhaltensprobleme nach außen gerichtet werden. »Das heißt: daß emotional stabilisierte Systeme Aggressivität und Konflikt als Formen der Außenanpassung vorziehen« (ebd.: 374).[10] Man kann dabei beobachten, dass auf der Ebene größerer Segmente harmonisierte Gefühlsäußerungen als Stabilisierungsgaranten nicht immer ausreichen, um weltpolitische Probleme zu lösen. Systeme können durch ein Bündnis allenfalls expandieren und müssen diese *entente cordiale* wiederum durch aggressives Verhalten gegenüber äußeren Gegnern kompensieren. Ein weiterer Effekt emotionaler Stabilisierung liegt darin, dass Aufgaben nicht mehr bewältigt werden können, die eine komplexere Informationsverarbeitung voraussetzen (ebd.: 375).

Es überwiegt insgesamt der Eindruck, dass in tribalen Verhandlungen *talk*, *decision* und *action* kaum unterschieden werden können (siehe mit einer Fülle an weiteren Literaturhinweisen Brison 1989; zum Handeln als »Selbstzweck« in segmentären Gesellschaften Gehlen 1977: 29ff.). Verhandelt wird weniger, um sachliche Ergebnisse mit zeitlicher Fernwirkung zu erzielen. Vielmehr ist, wie auch der Abschnitt zur Zeitordnung in segmentären Gesellschaften nahegelegt hat, das Gelingen der Interaktion selbst das »Ziel«. Jede Bedürfnisbefriedigung sollte unmittelbar in der Interaktion erfolgen und kann kaum im Hinblick auf eine Fernwirkung vertagt werden (Lee 1949: 408f.).[11] Jede Andeutung eines konkreten Verhandlungszieles könnte Widerspruch provozieren, Gefühle und Selbstdarstellungen verletzen und damit die Interaktion in einer ohnehin angespannten Lage gefährden. Konflikte werden, wenn sie nicht in Ritualen kanalisiert werden, gemieden,

10 Das ist allerdings nicht so zu verstehen, dass eine erlebte Frustration augenblicklich in kollektive Gewalt und Aggressivität umschlägt: »Kriege müssen von der gesamten Lokalgruppe rational geplant und koordiniert werden; sie brechen nicht als Resultat von Emotionen aus. Zweitens wird selbst Aggression bzw. Gewalt nicht allein durch Frustration ausgelöst - auch die Aussicht auf einen leichten Sieg ermuntert zu ›Aggression‹ -, und nicht jede Frustration führt zu Aggression, vor allem wenn wenig Aussicht besteht, dadurch Erfolg zu haben« (Helbling 2006: 198).

11 Die Evolution führt in diesem Sinne nicht von vormoderner, gegenwartsbezogener Expressivität hin zu moderner, zweckorientierter Instrumentalität. Das würde implizieren, dass in der modernen Gesellschaft Expressivität an Bedeutung verlöre. Demgegenüber müsste man indes für den Übergang zur modernen Gesellschaft vielmehr von einer *Differenzierung und wechselseitigen Steigerung* beider Variablen ausgehen.

sodass die Themen weniger nach sachlichen Problemlagen in der gesellschaftlichen Umwelt der Verhandlung variieren, sondern nach den Konsenschancen in der Interaktion selbst. Insofern werden die Verhandlungsteilnehmer nicht an Entscheidungen oder sachlich bestimmbare Ergebnisse weltpolitisch gebunden. Vielmehr liegt der Sinn von Verhandlungen in der Erarbeitung einer gemeinsamen Beschreibung des Konfliktverlaufs sowie in der wechselseitigen Darstellung einer positiven Gesinnung, die vor allem im Gabentausch sowie in der Leistung von Reparationszahlungen zum Ausdruck kommt (Lee 1984: 97ff.).[12]

Das ist in Gesellschaften unproblematisch, die nur wenige typisierte Situationen für Kooperation kennen, die nicht näher konkretisiert werden müssen (Luhmann 1975b: 136): Man unterstützt den Bündnispartner so gut es geht und wann auch immer man Ressourcen entbehren kann, bei Ernteausfällen, im Krieg und bei der Austragung zeremonieller Feste. Dies nicht zuletzt deshalb, weil man um die Reversibilität sozialer Lagen weiß, die potenziell jeden in die Verlegenheit bringen kann, zum Bittsteller zu werden. Diese und ähnliche Manifestationen gesellschaftlicher Alternativenarmut bilden daher nicht nur ein funktionales Äquivalent für Entscheidungen, sondern gehören mithin zu den wichtigsten Strukturmerkmalen von segmentären Gesellschaften (Luhmann 1987d: 149ff.).

Es zeigt sich also auch in diesem Zusammenhang, dass mit Begriffen wie »Entscheidung« im Kontext von Stammesgesellschaften sehr vorsichtig umgegangen werden sollte (Myers/Brenneis 1984: 12f.). Das hängt einerseits damit zusammen, dass es keine ausdifferenzierten Herrschaftsrollen gibt, die Verhandlungsergebnisse in ihren eigenen Klans durchsetzen könnten. Die Bindung an eine kooperative Selbstdarstellung, die in Verhandlungen vor allem durch emotionale Stabilisierung erreicht wird, betrifft daher zunächst jene Verhandlungsteilnehmer, die mit ihren Kooperationszusagen *facework commitments* eingehen, weshalb die Bindung von Abwesenden zum häufig ungelösten Sonderproblem dieser Interaktionen wird (Lindstrom 1990: 382). Allerdings gibt es auch Beispiele für eine geübte Praxis sachlich »unproduktiver« Verhandlungen in Gesellschaften mit deutlicheren Rang- und

12 Die Kompensation muss aber, typisch für Formen von *balanced reciprocity*, zeitlich unmittelbar und sachlich unter dem Gesichtspunkt der möglichst klar erkennbaren Äquivalenz zwischen Schaden und Entschädigung erfolgen, wobei Reparationsleistungen je nach betroffener segmentärer Einheit und der Verwandtschaftsposition der Kriegsopfer allgemein durch »Richtsätze« institutionalisiert sein können aber auch flexibel *ad hoc* und *ad hominem* festgelegt werden können (Koch 1974: 84; Meggitt 1977: 113ff.).

Statusdifferenzierungen (Brison 1989: 98). Die Tendenz zur Ergebnis- und Konfliktaversion in tribalen Verhandlungssystemen wird aber auch vor dem Hintergrund verständlich, dass es sachlich keine hinreichend generalisierte Kontaktebene gibt, auf die man sich im Konfliktfall zurückziehen könnte. Man kann vermuten, dass erst nach der Einführung von Schrift einerseits sachliche Sinngeneralisierungen möglich werden, die unabhängig von Interaktionszusammenhängen bestehen bleiben können, und andererseits kommunizierte Widersprüche dadurch erleichtert werden, dass auf Probleme des *facework* in Interaktionen kaum noch Rücksicht genommen werden muss.

Die Interaktionen, die hier beschrieben wurden, dürfen nicht selbst zu Konflikten werden und müssen beinahe ausschließlich nach diesem Gesichtspunkt rationalisiert werden. Das Ausdrucksverhalten wird dann entweder so eng normiert, dass es, wie in Ritualen, kaum aussagekräftige Rückschlüsse auf Einstellungen und Präferenzen erlaubt. Oder es etabliert sich gegenläufig dazu eine Atmosphäre ambivalenter Kommunikation, in der man nur Mutmaßungen über den Sinn von Handeln und Erleben der Verhandlungspartner anstellen kann. Die Themenwahl bleibt außerdem entweder auf Konsensthemen oder auf eine erwartbar-stilisierte Artikulation von Dissens beschränkt. Auch den Vertretern von Stammessegmenten können unter diesen Bedingungen kaum Verhandlungsspielräume zugestanden werden, da jede Initiative damit auch ihnen selbst zugerechnet werden könnte – mit unvorhersehbaren Konsequenzen für die persönliche Sicherheit und Unversehrtheit. Eine diplomatische Immunität ist kaum als abstrakte Norm institutionalisiert, deren Geltung man einklagen könnte. Stattdessen wird die Zurechnung von Kommunikation manipuliert und damit entweder auf Artefakte wie *wampum*-Gürtel oder auf *message sticks* gelenkt, die damit zugleich Stoppregeln für die Zuweisung von Verantwortung definieren und den Gesandten »aus der Schusslinie« nehmen. Oder die Interaktion verzichtet auf die Sequenzierung der Kommunikation und benutzt die Gleichzeitigkeit sprachlicher Äußerungen oder rhythmisierter Körperbewegungen, mit der die Zurechnung von Kommunikation auf Anwesende erschwert wird. Diplomatische Kommunikation wird damit, zusammenfassend gesagt, sozial vor allem von der interaktiven Rücksichtnahme auf Selbstdarstellungen strukturiert, welche die sachliche Themenwahl, aber auch die zeitliche Bindungsreichweite von Verhandlungen stark einschränkt.

Wie verhält es sich demgegenüber in stratifizierten Gesellschaften?

Teil III: Diplomatie in stratifizierten Gesellschaften

8 Die Grenzen stratifizierter Gesellschaften

8.1 Fremdheit in stratifizierten Gesellschaften

Die Funktion diplomatischer Kommunikation wurde als Bearbeitung des Problems weltpolitischer Kommunikation unter der Bedingung der Anerkennung von Grenzen bestimmt. Welche Systeme durch diese Grenzen definiert werden, blieb dabei aus Gründen der Vergleichbarkeit offen. Im Falle moderner Diplomatie handelt es sich im Allgemeinen um die Grenzen politischer Systeme, die interne Differenzierungen einer globalen Weltgesellschaft darstellen. Die Singularität dieser Gesellschaft, die neben sich keine anderen kennt, ist aber auch welthistorisch betrachtet »singulär« (Tyrell 2005). In diesem Sinne geht die herrschende Meinung davon aus, dass von einer Vielzahl von neben- und nacheinander existierenden vormodernen Gesellschaften gesprochen werden muss. Damit stellt sich eine Frage, die im vorangegangenen Kapitel nur angedeutet wurde, aber für stratifizierte Gesellschaften nun anhand einer breiteren Materiallage diskutiert werden kann: Wie vollzieht sich Diplomatie, wenn weltpolitische Grenzen zugleich gesellschaftliche Grenzen darstellen?

Der hier bereits vorgestellte Begriff der *Weltgesellschaft* setzt an dieser Problemlage an, indem er einen phänomenologisch-systemtheoretischen Zugriff auf konkrete Interaktionssituationen ermöglicht. Dieser Zugang unterscheidet sich in einigen Hinsichten von herkömmlichen Methoden, die sich an der territorialen Ausdehnung oder an der Verbreitung kultureller »Muster« orientieren. Denn er fragt primär nach den Bedingungen der Möglichkeit[1] für anschlussfähige Kommunikation, die nur Gesellschaftssysteme spezifizieren können (Luhmann 2015, 15ff.). Wo auch immer Kommunikation von diesen Bedingungen im Sinne einer (stets enttäuschbaren) »Norma-

---

1 Dies wiederum nicht im Sinne einer analytisch bestimmbaren Interaktionskapazität, sondern als Problem des empirisch beobachtbaren Abtastens nach Chancen kommunikativer Verständigung.

litätshypothese« ausgehen kann, wird Gesellschaft vollzogen. Wo diese Hypothese als problematisch erscheint, werden gesellschaftliche Grenzen aktualisiert.

Segmentär differenzierte Gesellschaften bearbeiten das Problem, indem sie Symptome des erlebten Fremden und Unvertrauten eliminieren – sei es, indem sie die Fremden selbst eliminieren oder *ad hoc* als Angehörige integrieren. Diese Problemlösungen werden in stratifizierten Gesellschaften jedoch in dem Maße unwahrscheinlich, als sich diese, bedingt durch Schichtung und Schriftgebrauch, mit anderen Mitteln auf Fremdheit einstellen. Kontakte mit Fremden sind unentbehrliche Ressource einer Oberschicht, die Heiratspartner, Luxusgüter, aber auch die Anerkennung von Herrschaftsansprüchen nicht bei den eigenen Untertanen, sondern in Fernbeziehungen suchen und finden muss. Auch mit dem Schriftgebrauch, oder präziser: in nun möglichen Kombinationen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, verändert sich das Verhältnis zum Unvertrauten und Fremden. Kommunikation setzt dann keine persönliche Vertrautheit voraus und bleibt weder auf den räumlichen Nahbereich noch auf die Gegenwart von Sprechern und Zuhörern beschränkt. Die Grenzen normal erwartbarer Kommunikation, und damit: der Gesellschaft, können dann schon deshalb nicht deckungsgleich mit der Unterscheidung von Vertrautheit/Fremdheit verlaufen, weil niemand mehr mit allem Geschriebenen vertraut sein kann. Außerdem erhöht der Schriftgebrauch kommunikative Konsistenzanforderungen und damit zugleich die Hürden für *ad hoc*-Klassifikationen des Fremden. Gesellschaftliche Weltbeschreibungen, die nun schriftlich in Oberschichten und Zentren angefertigt werden, nehmen dann die Form relativ elaborierter Kosmologien an (Luckmann 1991: 77–107; siehe ferner Galtung 1997: 367ff.; Gemeinhardt/Zgoll 2010; Richter 2017). Sie beschreiben nicht nur die Stellung der Gesellschaft in der Welt, sondern auch gesellschaftliche Grenzen und Fremde, die zwar zur Welt, aber nicht zur Gesellschaft gehören. Regelmäßige Kontakte mit Fremden sind daher zwar möglich – jedoch unter der kritischen Bedingung, dass sie sowohl strukturell als auch semantisch als betonte Ausnahmen des Außenverkehrs behandelt und in diesem Sinne symbolisch hervorgehoben werden. Das bedeutet, dass

»die Gesellschaft in der Figur des Fremden Störungen für sich selbst erfindet, die sie für ihre weitere Evolution benötigt und durch die sie nicht wirklich überrascht wird. Das heißt natürlich nicht, daß es den Fremden gar nicht gibt, die Gesellschaft ihn gewissermaßen nur herbeidenkt. Aber es heißt, daß die Gesellschaft den Fremden so selegiert oder formt, wie sie ihn braucht, um Innovationen über Externalisierung einzuführen. Die Überraschung durch den Fremden ist insofern nur eine scheinbare

Überraschung, aber sie ist eine nützliche Fiktion, weil sie Kernbereiche der gesellschaftlichen Wert- und Normenordnung gegen selbstbezogene Ambivalenz schützt und weil dieselbe Ambivalenz in der Figur des Fremden an die Grenze der Gesellschaft verschoben wird und dort auf Dauer gestellt werden kann« (Stichweh 2009a: 129).

Zugespitzt formuliert bearbeiten Gesellschaften ihre internen Ambivalenzen und Widersprüche, indem sie Kommunikationsmöglichkeiten künstlich verknappen, ihre eigenen Grenzen semantisch überschätzen und auf diese Weise Probleme externalisieren und auf Fremde projizieren können. Die Kontakte mit Fremden sind damit weder Vermeidungsfälle noch Normalfälle. Sie werden weder umgangen noch bagatellisiert, sondern werden gezielt gesucht, eben weil sie als außergewöhnlich gelten, woraus sich sowohl Ressourcen als auch Limitationen diplomatischer Kommunikation ergeben. Während sich Interaktionen durch Ko-Präsenz sowie Ko-Temporalität, und Organisationen sich durch Mitgliedschaft konstituieren, ist die soziale Ebene der Gesellschaft durch ihren Weltbezug konstituiert. Dies gilt für alle Gesellschaften gleichermaßen und daher auch für jene primär hierarchisch differenzierten Gesellschaften, die den Gegenstand dieses Kapitels bilden. Jede stratifizierte Gesellschaft ist nämlich insofern »für sich« eine Weltgesellschaft, als sie einen eigenen Weltentwurf projiziert, der den gesellschaftlich erreichbaren Sinn auf eine Kosmologie bezieht. Für die Weltentwürfe stratifizierter Gesellschaften lassen sich dabei eine praktische und eine semantische Ebene unterscheiden, die in Abhängigkeit voneinander variieren, sich aber nicht deckungsgleich zueinander verhalten.

In der Praxis artikuliert sich die Kosmologie in der Form eines kommunikativ unterstellten *Common Sense* (im Sinne von Geertz 1975). Mit *Common Sense* ist also kein objektiv bestimmbarer rationaler »Hausverstand« gemeint, der sich historisch gegen eine vormoderne Irrationalität der Mythen und Kosmologien durchsetzt. So mögen es bestimmte Selbstbeschreibungen diplomatischer Kommunikation sehen, die in einem vermeintlich rationalen *Common Sense* geradezu die Essenz moderner Diplomatie vermuten (kritisch dazu: Der Derian 1987: 46ff.). Eine soziologische Beschreibung kann demgegenüber von einer essenzialistischen Definition des *Common Sense* absehen und ihn als Vergleichsbegriff behandeln. Der *Common Sense* ist eine variable Leistung einer Gesellschaft und artikuliert sich in der Praxis als unproblematisch erlebte Unterstellung eines sozialen Weltbezuges, indem er »*Vorstellungen davon [vermittelt], was die normale und natürliche Wirklichkeit ausmacht*«

(Galtung 1997: 367; Hervorh. im Orig.). Wo davon ausgegangen wird, dass die Anwesenden wissen, was etwa Menschen zu Menschen macht, wie sich Geschlechter natürlicherweise zueinander verhalten[2] und welches sonstige Verhalten als natürlich erkennbar ist (oder an Unnatur grenzt), kann auch ein gemeinsamer Weltbezug unterstellt werden, ohne diesen zwingend thematisieren zu müssen.[3] Die Kommunikation vollzieht sich dann auf der Grundlage einer »Normalitätshypothese«, also »unter der Voraussetzung, daß es nur um spezifische Intentionen geht und nichts weiter los ist« (Luhmann 1975a: 54).

Die praktische Erfahrung eines gesellschaftlichen *Common Sense* spiegelt sich – unter bestimmten Vorbehalten – auch in der Semantik wider und wird von dieser mitstrukturiert. Im Falle stratifizierter Gesellschaften handelt es sich meist um moralisch-religiös konnotierte Semantiken, die in Form einer Kosmologie zueinander in Beziehung gesetzt werden. Wie auch immer diese im Einzelnen ausgearbeitet sein mag und wo auch immer sie gesellschaftliche Grenzen verortet: Es handelt sich stets um semantische Strukturen, also um kondensierte, höherstufig generalisierte Erwartungen. Nur unter diesem Vorbehalt vermitteln Semantiken eine Orientierung darüber, wie Fremde und die Kontakte mit ihnen gesellschaftlich anschlussfähig beschrieben werden können. Man wird daher annehmen müssen, dass gesellschaftliche Grenzen in der Praxis situativ höchst unterschiedlich verortet werden. Sie werden in einem Fall inklusiver, in anderen Fällen eher exklusiv ausgelegt, und die als Fremdheit interpretierte Irritation kann sowohl zum Gegenstand normativer Erwartungen als auch zum Anlass für Lernbereitschaft werden. Die Semantik legt dies, wie gesagt, nicht fest, sondern zeigt für dieses Problem mögliche situationsübergreifende Erwartungen an.

Von diesen Überlegungen ausgehend werden hier im Folgenden für die soziologische Beschreibung gesellschaftlicher Grenzen einerseits schriftlich fixierte Semantiken konsultiert, die auf mögliche Sozialstrukturen schließen

---

2 Das scheint mithin einer der wichtigsten Indikatoren zu sein, anhand derer unterschiedliche Weltprojektionen identifiziert werden. Siehe am Beispiel gesellschaftlich variierender Interpretationsweisen von Intersexualität Geertz (1975: 13ff.) sowie zu europäischen Diskussionen im 18. Jahrhundert zur Rolle von Frauen in »orientalischen« Gesellschaften Osterhammel (2010: 349ff.).

3 Das bedeutet aber nicht, dass bei Abweichungen vom *Common Sense* dieser Weltbezug selbst fraglich werden muss, sondern Abweichungen vor diesem Hintergrund als solche thematisierbar werden.

lassen[4] und nicht zuletzt auch als Sinnkondensate praktischer Interaktionserfahrungen gelten können.[5] In Ergänzung dazu werden schriftlich überlieferte historische Interaktionen als Fälle diskutiert, die nicht *pars pro toto* stehen und deren Funktion daher auch nicht in der statistischen Generalisierung, sondern in der Generalisierung von Problemzusammenhängen liegt, also im Verweis auf andere Möglichkeiten und auf Äquivalenzbeziehungen im Rahmen der funktionalen Analyse.

Das kosmologische Wissen einer Gesellschaft, um wieder zur Ausgangsfrage zurückzukehren, kondensiert also auch in Semantiken, die unter den genannten Bedingungen den *Common Sense* einer Gesellschaft reflektieren und diesen unter erhöhten Konsistenzanforderungen ausformulieren. So werden in diesem Zusammenhang abstrakte Begriffe wie *ma'at* (Assmann 2017), *dharma* (Boesche 2003: 13), *dao* (Feuchtwang 2014: 118ff.), *nizam-ı 'âlem* (Hagen 2005) oder *ordo* (Krings 2015) gepflegt, mit denen die Kosmologie nicht nur den Platz der Gesellschaft in ihrer Welt erklärt, sondern auch deren natürliche Ordnung und die natürliche Position konkreter Individuen innerhalb dieser Ordnung (Luckmann 1991: 88ff.).

Ein häufig wiedererkennbares Motiv in den Weltentwürfen stratifizierter Gesellschaften ist dabei die Gleichsetzung dieser Ordnung mit der Gesellschaft und die Verortung des Chaos in deren Umwelt oder in einer der Gesellschaft vorgelagerten Zeit. Wo diese Vorstellungen anzutreffen sind, wird die Gesellschaft als geordneter Teil einem ansonsten chaotischen oder jedenfalls problematischen Rest der Welt gegenübergestellt, der jederzeit über

4 Für im strengen Sinne methodisch kontrollierte generalisierbare Aussagen über Strukturen wäre die exemplarische Analyse von Fallbeispielen und Semantiken etwa durch explorative Fallrekonstruktionen zu ergänzen (Bora 1997). Hier steht jedoch ein Vergleichsinteresse im Vordergrund, welches im Rahmen einer Fallrekonstruktion kaum zur Geltung kommen könnte. Zwar sind fallrekonstruktive Methoden wie die Objektive Hermeneutik nach Oevermann gerade in ihren problembezogenen Vergleichsoperationen durchaus verwandt mit der funktionalen Methode. Wo aber die Fallrekonstruktion im Vordergrund steht, dient der Vergleich dem Verweis auf andere Möglichkeiten, die dann zwar thematisiert werden, aber mit dem Fortschreiten der Rekonstruktion in den Hintergrund treten.

5 Auch hier muss berücksichtigt werden, dass schriftliche Überlieferungen konkrete Interaktionen nur selektiv wiedergeben und nicht in jedem Fall als »objektive« Tatsachenberichte gelten dürfen (vgl. Pohl 2013: 71ff.). Schon allein die Selektivität der Überlieferung gibt jedoch Aufschluss über soziale Relevanzstrukturen sowie über praktische Probleme und ist in diesem Sinne wissenssoziologisch instruktiv. Es gilt hier mithin der Anspruch, um es mit einer geglückten Formulierung von Jürgen Osterhammel (2010: 28) auszudrücken, die Texte »in die ganz konkreten Kon-Texte gesellschaftlicher Praxis« zu stellen.

die Gesellschaft hereinbrechen kann. Oder die Zeit wird im Sinne einer Eschatologie als Abfolge von Chaos, Kosmos und einem letzten Perfektionszustand beschrieben, dessen Eintreten die Gesellschaft abwarten muss. Je nach kosmologisch begründetem Menschenbild wird außerdem der gesellschaftliche Zusammenhalt, wie etwa in der alteuropäischen Tradition, durch moralisch-vernünftige Einsicht der Menschen in die natürliche Ordnung erklärt.

Die grundsätzliche Möglichkeit der Einsicht in diese Ordnung gehört ebenfalls zu den Kernfragen elaborierter Kosmologien und kann qua Gattungszugehörigkeit zugeschrieben werden (für China: Black 2016: 96ff.; für die griechisch-römische Tradition: Black 2016: 196ff.). Inwiefern Fremde im Verständnis dieser Gesellschaften über eine derartige Einsicht verfügen, wird hingegen eher anhand von Kriterien wie dem Grad der »Verfeinerung« des Lebensstils oder der Beherrschung der (eigenen) Sprache (Wilcox 1991; Kleczkowska 2014), also letztlich: auf Grundlage beobachteter Ähnlichkeiten eingeschätzt – dazu gleich näheres.

Ebenso ist die Vorstellung verbreitet, dass es innerhalb der Gesellschaft privilegierte und weniger privilegierte soziale Positionen für die richtige Einsicht in die Natur der Dinge gibt (Luckmann 1991: 99), die von der Schichtzugehörigkeit oder von funktional differenzierten Rollen abhängen. Die Kosmologie variiert damit insofern in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Differenzierung, als das Monopol für eine privilegierte Reflexion und Deutung der Weltordnung in stratifizierten Gesellschaften in deren Spitzen lokalisiert ist und je nach sozialer Struktur ein Bezugsproblem einer Klasse von *literati* oder von Herrschafts- oder Priesterrollen darstellt (Luhmann 1997: 894).

Die Differenzierung von Zentren und Peripherien und das damit verbundene Problem gesellschaftlicher Außengrenzen bilden weitere Bezugspunkte kosmologischer Semantiken. So gibt es mit der Semantik der *koinonia politike* (später *societas civilis*) eine empirische Variante gesellschaftlicher Selbstbeschreibung, die von der Polis als urbanem Zentrum aus nicht nur eine ländliche Peripherie, sondern auch relativ eng umrissene gemeinschaftliche Grenzen beobachtet. Allerdings entstand diese Semantik vor dem historischen Hintergrund einer Vielzahl kleinerer ägäischer Stadtstaaten, die sich gegenseitig in ihre Schranken wiesen. Die gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen vormoderner Großreiche mussten ihre Plausibilität indes unter geopolitisch gänzlich anderen Bedingungen unter Beweis stellen. Deren Reichssemantik impliziert stattdessen einen »Sinnhorizont von Kommuni-

kationen, und zwar von Kommunikationen bürokratischer Eliten, die von der Einzigartigkeit ihres Reiches ausgehen und Raumgrenzen, wenn überhaupt, als vorübergehende Einschränkungen ihres faktischen Einflußbereichs hinnehmen« (Luhmann 1997: 670).

Wo dies zutrifft, wird von variablen gesellschaftlichen Grenzen ausgegangen, sodass die kosmologischen Begleitsemantiken kaum definitive Reichsgrenzen beschreiben. Stattdessen definieren sie eher Gesichtspunkte der Grenzziehung und den Spielraum, innerhalb dessen gesellschaftliche Grenzen variieren können. Sie zeigen damit zugleich an, wo man noch den eigenen *Common Sense* unterstellen kann und wo mit unverständigen Fremden gerechnet werden muss. So kann die Semantik auf Ähnlichkeiten zwischen dem eigenen Reich und fremden Gesellschaften hinweisen und antizipativ Expansionsmöglichkeiten anzeigen, die noch nicht realisiert wurden, oder retrospektiv bereits bestehende Grenzen nachträglich festigen. Dementsprechend formulieren die Selbstbeschreibungen dieser Reiche stabile Grenzen, wo man ernstzunehmendem Widerstand feindlicher Nachbarn erwartet, und eher vorläufige Grenzen, wo ein Anspruch auf Hegemonie oder Herrschaft realistisch erscheint. Mit der Einschätzung über realisierbare Einflussmöglichkeiten variieren zudem die Gesichtspunkte, anhand derer das jeweilige Zentrum definiert wird (Wang 1999): Wo der Einfluss schwindet, kann das Reich kulturell definiert und die »Zivilisierung« der Nachbarn als Problem aufgefasst werden. Wo es seine Hegemonie unangefochten behaupten kann, wird die Reichsemantik dementsprechend selbstbewusster formuliert und kann auf Definitionsmerkmale wie Herkunft oder Ethnie umstellen.[6] Man findet mithin je nach geopolitischer Situation Reichskosmologien, die entweder von einem einzigen hegemonialen Zentrum oder von einer Vielzahl von Zentren ausgehen (Polk 2008: 224ff.). Sie formulieren dabei Ansprüche auf Universalherrschaft oder beschreiben die Welt als so fragil und kontingent, dass die Pflege diplomatischer Beziehungen und

6 Die Funktion des Indikators für barbarische Fremde erfüllen in der griechischen Semantik (neben vielen anderen Bedeutungsgehalten) die Begriffe *physis* (Natur) und *nomos* (Sitte) (Keene 2005: 22ff.). Als Ausnahme darf man aber wohl die Institution des römischen Bürgerrechts sehen, mit dem auf Grundlage eines rechtlichen Status zwischen Römern und Fremden unterschieden werden konnte. Auch die stoische »kosmopolitische« Semantik hebt die Differenz zwischen Zivilisierten und Barbaren nicht auf, sondern impliziert letztlich eine Gleichsetzung von *humanitas* mit *Romanitas*, die sich weniger an ethnischen Kriterien, sondern an der Übernahme römischer Sitten, der Beherrschung der lateinischen Sprache und eben am Nachweis des Bürgerrechts beobachten lässt (Keene 2005: 45ff.).

eine vertraglich gesicherte Koexistenz mehrerer Zentren näherliegt (Assmann 1984: 112f.; Zeidler 2005: 47ff.).

Unter Berücksichtigung der hier genannten Vorbehalte fällt auf, dass die semantischen Haushalte stratifizierter Gesellschaften trotz einer hohen Mobilität von Personen, Artefakten und Ideen eine beachtliche Redundanz aufweisen. Das hängt vermutlich zum einen mit dem eben erwähnten Generalisierungs- und Abstraktionsgrad schriftlich fixierter Semantiken zusammen, die nicht bei jedem Anlass umgestellt werden müssen und deshalb über längere Zeiträume hinweg Gültigkeit und Plausibilität bewahren. Zum anderen kann man einen Zusammenhang mit der gesellschaftsstrukturell ermöglichten Monopolisierung der Weltdeutungskompetenz in gesellschaftlichen Oberschichten vermuten. Doch nicht nur Deutung und Auslegung der Weltordnung, sondern auch die Tradierung des kosmologischen Wissens ist in der Oberschicht lokalisiert, wo bewahrenswerte Texte zu kanonischen Texten und ausgewählte Autoren zu Autoritäten deklariert werden. Außerdem kann ein derart monopolisiertes und kanonisiertes Wissen schriftlich festgehalten und als Teil des »kulturellen Gedächtnisses« stabilisiert werden (Assmann 1994). Eine gewisse Beständigkeit und Kohärenz gesellschaftlicher Weltentwürfe kann trotz weitläufig zirkulierender Schriften aber auch dort auf relativ hohem Niveau erreicht werden, wo die erzieherische Vermittlung kosmologischen Wissens primär mündlich und unter Anwesenden erfolgt und die wortgetreue Repetition und Nachahmung kanonischer Texte gelehrt wird (Luhmann 1997: 893; Stichweh 1991: 133ff.). Mit Recht bezeichnet Jan Assmann (1994: 416ff.) daher Repetition und Deutung als zwei funktional äquivalente Mechanismen der Stabilisierung kosmologischen Wissens. Sie ermöglichen bis zu einem gewissen Grad eine semantische Abschottung von Weltentwürfen und tragen auf dieser Ebene maßgeblich dazu bei, dass faktische Kommunikationsmöglichkeiten und Kosmologien nicht miteinander Schritt halten, sondern zu Situationen führen, in denen ein gemeinsamer Weltbezug zumindest in Interaktionen implizit realisiert ist, aber unterschiedliche und widersprüchliche Praktiken aufeinander bezogen werden müssen. In diesem Spannungsverhältnis findet der Fremde seine Funktion – und seine Probleme.

Da historische stratifizierte Gesellschaften im Plural vorkommen, ist es zunächst wenig überraschend, dass von einer Vielzahl nebeneinander existierender vormoderner Weltentwürfe auszugehen ist. Im Gegensatz zur mo-

dernen Weltgesellschaft werden diese aber nicht vor dem Hintergrund eines einheitlich konstituierten Welthorizontes problematisiert. Die wechselseitigen Widersprüche dieser regionalgesellschaftlichen Weltentwürfe werden daher auch nicht in der Differenz ihrer »*unterschiedlichen Bezogenheit auf ein und dieselbe Welt*« (Nassehi 1998: 162) wahrgenommen. Es gibt in der Vormoderne somit keinen abstrakten Weltbegriff, der alle Welten zusammenfasst (Luhmann 1975c: 88), sondern eine Vielzahl von Weltprojektionen, die andere Weltauffassungen neutralisieren. Fremde und deren Weltentwürfe können daher zwar in der jeweils eigenen Kosmologie berücksichtigt werden. Doch heißt dies vor allem, dass die Widersprüche, die dabei zutage treten, zu Gunsten der eigenen kosmologischen Auffassung wegerklärt oder in eine hierarchische Beziehung gesetzt werden. Dazu gehören Stilmittel wie die Projektion von Utopien auf gerüchteweise bekannte Gesellschaften, die Romantisierung und Exotisierung, aber auch die moralische Pejorisierung des Fremden, mit denen die möglichen Implikationen seiner Weltauffassung für die eigene Kosmologie entschärft werden. Der Fremde wird dann, sei es als Tier, als Heide oder als Barbar, jedenfalls als partiell uneinsichtig im Hinblick auf die »eigentliche« natürliche und moralisch kodifizierte Ordnung stilisiert (Linck 1995; Jones 1971; Yang 2013; Zeidler 2005: 56ff.). Außerdem müssen die Weltentwürfe, die im Widerspruch zur eigenen Kosmologie stehen könnten, höhere Rezeptionsschwellen überwinden.[7] Zeichnen sich hingegen Ähnlichkeiten ab, werden sie anhand je eigener Weltdeutungsschemata interpretiert. Nicht zuletzt auf diese Weise können Interaktionen mit Fremden trotz widersprüchlicher Weltentwürfe stattfinden.

Gerade die Kommunikation mit Fremden (und damit auch: diplomatische Kommunikation) bietet also Anlässe, bei denen auch Widersprüche und Inkonsistenzen in der eigenen »natürlichen Weltanschauung« beobachtet und problematisiert werden (Schütz 1972: 58f.). Der Umgang mit Fremden in stratifizierten Gesellschaften unterscheidet sich jedoch tendenziell von den zuvor beschriebenen Problemlösungen in segmentären Gesellschaften. Denn statt die Beunruhigungsqualität des Fremden mitsamt seiner

7 Damit wären etwa Probleme der mittelalterlichen Rezeption der griechischen, also: heidnischen Klassiker in der islamischen und christlichen Theologie angesprochen. Dass diese trotz eines langanhaltenden Erfolges nicht selbstverständlich und friktionsfrei vonstattenging, lässt sich etwa an den Pariser Verurteilungen des 13. Jahrhunderts, aber auch an jenen umständlichen Argumentationen ablesen, mit denen antike Philosophen erst zu »rechtschaffenen Heiden« oder zu Monotheisten stilisiert werden mussten, bevor an deren Lehren angeschlossen werden konnte (Marenbon 2015; Walbridge 1998).

widersprüchlichen Weltauffassung zu inhibieren, sei es durch Tötung, rituelle Reinigung oder temporäre Adoption in Verwandtschaftszusammenhänge, bilden sich in stratifizierten Gesellschaften institutionalisierte Inklusionsrollen für Fremde aus. Auch der Status des Gastes erhält andere Konnotationen, die eine nähere Betrachtung verdienen.

Die Praxis der Gastfreundschaft gegenüber fremden Gesandtschaften ist für stratifizierte Gesellschaften vielfach belegt worden (Frey/Frey 1999: 13ff.; MacClanahan/Henderson 1989: 18ff.; Nerlich 1999: 95ff.). Ihr den Rang einer universell verbreiteten Institution zuzuschreiben, scheint aber dennoch übertrieben zu sein, wenn man die prekäre Stellung von Gesandtschaften im alten Orient berücksichtigt (Bederman 2006: 107f.; Elgavish 2000). Wo sie aber anzutreffen ist, wird ihre Institutionalisierung entweder mit der Zweckmäßigkeit unversehrter Gesandtschaften erklärt, die ihrer Aufgabe ansonsten nicht nachkommen könnten, oder mit der Entstehung von Normen begründet, die durch Verträge oder schlicht durch Verrechtlichung zuvor gängiger archaischer Gebräuche zustande gekommen waren. Soziologisch instruktiver sind demgegenüber Erklärungen, die an der Möglichkeit der Reziprozität ansetzen, also davon ausgehen, dass die Reversibilität der Lagen nahelegt, fremde Gesandtschaften zuvorkommend zu behandeln, um für darauffolgende eigene Gesandtschaften die gleiche Behandlung erwarten zu können. Ähnliches trifft, wie bereits ausgeführt wurde, auch für segmentäre Gesellschaften zu, die sich in dieser Hinsicht kaum von stratifizierten Gesellschaften unterscheiden. Die Spezifika des Umgangs mit Fremden in stratifizierten Gesellschaften liegen vielmehr zunächst darin, dass das Problem der Adressierbarkeit des Fremden sich nicht in der Schärfe darstellt, wie sie in segmentären Gesellschaften zu beobachten ist. Stattdessen werden selbst sehr weit gereiste Gesandtschaften als solche erkannt und als Adressen für Kommunikation behandelt, sodass trotz gesellschaftlicher und sprachlicher Barrieren die Definition der Situation als »Gesandtschaft« im Regelfall beinahe selbstverständlich erfolgen kann. Gegenüber der eher tentativen Ermittlung von Adressierbarkeit, die sich in segmentären Gesellschaften auch auf nicht-menschliche Einheiten erstrecken kann, gelten in stratifizierten Gesellschaften zunächst alle Menschen und damit auch Fremde zwar grundsätzlich, jedoch nicht als moralisch bedingungslos adressierbar. Damit brechen wichtige Möglichkeiten der Neutralisierung von Fremdheit ebenso weg, wie die zuvor beschriebenen Spielräume, die in der Ausdehnung der Adressierbarkeit auf die ökologische Umwelt liegen. Im

Vergleich zwischen primärer Segmentation und Stratifikation der Gesellschaft wird das Verhältnis zum Fremden damit also zugleich einfacher und komplexer.[8] Einfacher deshalb, weil nicht erst entschieden werden muss, ob das fremde Gegenüber ein zurechnungsfähiger Partner für Kommunikation ist. Und komplexer insofern, als es schwieriger wird, die Fremdheit des Fremden durch Aberkennung seiner Adressierbarkeit zu neutralisieren.

In stratifizierten Gesellschaften muss die erlebte Fremdheit fremder Gesandtschaften nicht inhibiert oder unschädlich gemacht werden, auch wenn bestimmte, aus segmentären Gesellschaften bekannte Reinigungsrituale einen Bestandteil von Empfangszeremonien bilden können (Frey/Frey 1999: 12f.). Vielmehr wird gerade die Fremdheit des Fremden als Ausnahme dramatisiert, um ihm einen Platz in der eigenen Kosmologie einzuräumen. Das mag zum einen daran liegen, dass stratifizierte Gesellschaften bereits zahlenmäßig größer sind und man gerade in Ballungsräumen laufend unbekannten Menschen begegnen kann, sodass Fremde im hier beschriebenen Sinne gegenüber diesen lediglich unbekannten »hiesigen« Menschen gesondert ausgezeichnet werden. Gerade die erlebte Fremdheit wird dann zum Anlass für die Differenzierung von Inklusionsrollen für Fremde *als* Fremde, ohne dass dafür die Integration in einen eigenen Verwandtschaftszusammenhang notwendig wäre. Es mögen dann zwar Gastgeber für die Unterbringung fremder Gesandtschaften Sorge tragen und für die Unversehrtheit sowohl der eigenen Bevölkerung als auch der fremden Gesandtschaft bürgen, wie im Falle der griechischen *proxenoi*. Doch ein Verwandtschaftsverhältnis, sei es auch befristet, wird dafür weder vorausgesetzt noch begründet. Weniger Verwandtschaft als vielmehr die schichtmäßige Differenzierung der Gesellschaft wird nämlich zum Garanten der Unversehrtheit fremder Gesandtschaften. Die möglichen Prestigegewinne durch Fernbeziehungen wurden in diesem Zusammenhang bereits angesprochen. Dazu gehört auch, dass eine Gesandtschaft für ihren Gastgeber zur willkommenen Gelegenheit werden kann, dessen Großzügigkeit zu demonstrieren und daraus Kapital zu schlagen (Lubkin 1986; Stichweh 2001: 114f.). Bei solchen Anlässen parasitiert nämlich nicht nur die Gesandtschaft, sondern einerseits auch eine weitere Öffentlichkeit, die an Festgelagen und Spektakeln zu Ehren der Gesandtschaft teilnimmt und andererseits der Gastgeber selbst, der sein eigenes Prestige erhöhen kann, ohne dabei auf die ansonsten virulenten lokalen Verteilungskonflikte Rücksicht nehmen zu müssen. Denn die Großzügigkeit

8 Dies nur als Hinweis darauf, dass soziale Evolution nicht als Prozess einer einseitigen Steigerung von Komplexität zu begreifen ist.

richtet sich primär an Fremde, die nicht mit den Einheimischen um materielle und immaterielle Ressourcen konkurrieren, sodass eine Gesandtschaft zugleich Anlass für einen schichtübergreifenden *potlatch* bietet.

Wie im vorangegangenen Abschnitt, so kann auch hier von einer Überinklusion des Fremden gesprochen werden, die zwar die Fremdheit des Fremden nicht negiert, aber auch nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass vom Gast auch Gefahren ausgehen können, zumal dieser nicht selten im Auftrag eines potenziellen Feindes unterwegs ist. Bereits die sprachlichen Bezeichnungen des Gastes weisen eine Nähe, wenn nicht sogar eine Homonymie zu Feindbegriffen auf, wie im Falle des lateinischen *hostis* (Stichweh 2009a: 132; 2009b: 76f.). Die Ambivalenzen, die der Figur des fremden Gesandten in diesem Sinne anhaften, lassen es für Bernard de Rosier sogar plausibel erscheinen, dass sie die (pseudo-)etymologischen Wurzeln des Wortes *ambaxiator* darstellen, da doch der Gesandte im Auftrag des Friedens derartige Ambivalenzen auszuräumen habe: »vel ab effectu officii dicitur ambaxiator quia ambigua scindit, et esse debet actor pacis« (Rosergio 1905: 3). Zu diesen problematischen Ambivalenzen und Widersprüchen gehört, dass die Weltentwürfe in stratifizierten Gesellschaften jeweils nur ein Zentrum der Welt vorsehen, aber im Plural vorkommen. Gesandte müssen dann auch als Repräsentanten eines anderen Weltbildes auftreten, um im Auftrag ihrer Prinzipale deren Platz im Zentrum der Welt auch gegenüber den Gastgebern zu vertreten – mit handfesten diplomatischen Folgen.

8.2 Fremdheit in diplomatischen Interaktionen

Von den hier skizzierten phänomenologischen Annahmen ausgehend, ließe sich diplomatische Kommunikation vor dem Hintergrund einer Weltprojektion daran erkennen, dass die Prämisse eines geteilten Weltentwurfes in Interaktionen nicht als problematisch erlebt, sondern mit hinreichender Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird. Trifft dies zu, wird die Interaktionssituation als normal und natürlich im Sinne eines kosmologischen *Common Sense* aufgefasst. Die Funktion dieses Weltbezuges für diplomatische Kommunikation lässt sich dabei insbesondere im Zeremoniell stratifizierter Gesellschaften ablesen, wo Vorrang und räumliche Platzierung von Gesandten, aber auch das *decorum* des Interaktionsgeschehens bis in die Ebene von

Mikrogesten hinein in wesentlichen Zügen kosmologisch begründet und verstanden werden können. Welche Kleidung man bei solchen Anlässen tragen darf, wer in Gegenwart eines Königs seinen Hut abzunehmen hat und welche zeremoniellen Distanzen zwischen Personen eingehalten werden müssen – dies sind Fragen, die im Verständnis von Zeitgenossen bereits durch eine kosmologische Ordnung beantwortet sind, die es durch richtige Interpretation, Nachahmung und Einhaltung zeremonieller Vorschriften aufrechtzuerhalten gilt (Maguire 1997; Orthmann 2011; Payne 2013; Truschke 2016; Wang 2000).

Kosmologie, Zeremoniell und diplomatische Kommunikation können daher aus wissenssoziologischer Perspektive nicht in dem Sinne differenziert werden, dass kosmologische und zeremonielle Aspekte nur als ideologischer Überbau einer ansonsten interessengeleiteten und rationalen Politik aufzufassen seien. Vielmehr scheint sich in einer mittlerweile umfangreichen kulturwissenschaftlichen Forschung die Ansicht durchgesetzt zu haben, dass zeremonielle Aspekte nicht einfach nur irrationale Elemente sind, die dem »eigentlichen« Zweck diplomatischer Interaktionen allenfalls im Wege stehen, sondern dass gerade das Lösen zeremonieller Probleme einen wesentlichen Bestandteil diplomatischer Kommunikation bildet (Roosen 1980). Das Zeremoniell ist unter anderem auch insofern Politik, als diese in vormodernen stratifizierten Gesellschaften als Herstellung und Darstellung einer Ordnung aufgefasst wird, deren Natürlichkeit und Richtigkeit vor allem in rituellen Interaktionen erfahrbar werden muss, in denen die Ordnung stets aufs Neue getestet und behauptet wird (allgemein hierzu: Geertz 1983; vgl. auch Assmann 1984: 106f.; Dillon 2010: 76ff.; Hevia 1989: 77ff.; Llewellyn-Jones 2013: 42ff.; Seligman u.a. 2008: 17f.; Stollberg-Rilinger 1997).

Ordnung ist in diesen Gesellschaften insofern eine *Interaktionsordnung*, als sich folgenreiche Kommunikation trotz Schriftgebrauchs vor allem unter Anwesenden vollzieht (Schlögl 2008). *Politisches* Wissen bedeutet dann nicht nur, über einen *sense of one's place* (Goffman 1951: 297) im Zeremoniell zu verfügen, sondern auch die eigene Position in einer Interaktionsordnung kompetent begründen zu können. Das schließt nicht aus, dass es unterschiedliche Auffassungen darüber gibt, wie und nach welchen Kriterien die Weltordnung auszulegen ist und welcher Gesandte welche Position im Zeremoniell beanspruchen kann – auf die damit angesprochenen Rangkonflikte wird noch zurückzukommen sein. Entscheidend ist hier vielmehr, dass sich diese Konflikte auf eine als gemeinsam unterstellbare Welt beziehen, die selbst nicht negiert, aber widersprüchlich interpretiert werden kann. Zere-

monielle Ranglisten, die Versuche der Kodifizierung von Rangproblemen darstellen, sind daher für empirische Auskünfte über die Weltprojektionen in diplomatischen Interaktionen nicht minder instruktiv als die Rekonstruktion von interdynastischen Heirats[9]- oder Patronagebeziehungen.[10]

Wo nicht schon ein spezifisches diplomatisches Problem, wie eine Rangordnung, sondern überhaupt die geteilte Auffassung einer Situation als »Gesandtschaft« in Frage steht und auch das Wissen über situationsadäquates, »natürliches« Verhalten nicht zugänglich ist, kann weder von einem einheitlichen Weltentwurf noch von einer in groben Zügen vorkonsentierten Situation ausgegangen werden. Man kann sich womöglich noch in der Interaktion darüber verständigen, dass das Geschehen überhaupt als Kommunikation aufzufassen ist – was nicht immer selbstverständlich ist, wie an Beispielen des prekären Umgangs mit Fremden in segmentären Gesellschaften diskutiert wurde. Das wären jedoch Fälle von Kommunikation, die sich in noch unentschiedenen Situationen vollziehen, in denen die Chancen einer erfolgreich unterstellbaren intersubjektiven Verständigung erst ausgelotet und erprobt werden müssen.[11] Sobald sich aber solche Situationen häufen und damit zugleich Erfahrungswerte und Wissen verfügbar werden, können sie bewältigt werden, kann sich also auch Kommunikation darauf einstellen und das Problem der Durchsetzung widersprüchlicher Weltentwürfe Lösungen zuführen.

Diplomatische Kommunikation vollzieht sich dann in Grenzsystemen, in denen mit der Fortsetzung von Kommunikation gerechnet wird, das Ver-

9 Als kleines Beispiel dafür, wie Heiratsbeziehungen Aufschluss über Weltprojektionen geben können, sei hier eine diplomatische Initiative genannt, bei der eine Allianz zwischen den Dynastien von Avis und Vijayanagar durch reziproke Verheiratung von Prinzessinen gefestigt werden sollte: »And this was something that the Portuguese court could not countenance: namely, sending a Portuguese princess to a ›pagan‹ court in distant India« (Subrahmanyam 2012: 14).

10 Die Ranglisten in frühneuzeitlichen zeremonialwissenschaftlichen Traktaten verzeichnen primär christliche und im weitesten Sinne europäische Herrschaftsträger. Allenfalls Johann Christian Lünig (1719: 10f.) reiht in seiner Rangliste den türkischen Sultan an dritter Stelle ein und verortet an letzter Stelle alle sonstigen »Asiatisch= und Affricanischen Puissancen«. Die Praktikabilität dieser Rangliste hätte allerdings erst überprüft werden können, als die diplomatische Rangfrage bereits weitgehend entschärft war, nämlich im 19. Jahrhundert, als etwa die Hohe Pforte dazu überging, ständige diplomatische Vertretungen in anderen europäischen Hauptstädten zu unterhalten.

11 Damit ließen sich etwa Probleme in *first contact*-Situationen rekonstruieren, in denen auf keinerlei Erfahrung zurückgegriffen werden kann und deren künftige Wiederholung und Verstetigung noch ungewiss ist.

hältnis widersprüchlicher Weltsemantiken aber erst austariert werden muss. Wo unter dieser Bedingung, überspitzt formuliert, *Weltenpolitik* zum Problem wird, also *bindende Kommunikation unter der Bedingung der Anerkennung widersprüchlicher Weltprojektionen,* lassen sich ohne Anspruch auf Vollständigkeit[12] mindestens zwei Möglichkeiten des Umgangs mit diesen Weltprojektionen identifizieren. Sie realisieren sich in der Interaktion als »kreativer« Umgang mit Ritualen und zeremoniellen Programmen und in der gepflegten Semantik in der Form von kosmologischen Gradualisierungen auf der Grundlage beobachteter Ähnlichkeiten.

8.2.1 Kosmologische Widersprüche und Ambivalenzen

Eine Möglichkeit, regelmäßige Kontakte trotz widersprüchlicher Weltprojektionen auszuhalten, bietet die Engführung des Interaktionsverhaltens und die Selbstbeschränkung der Kommunikation, die in der *Ritualisierung von Interaktionen* und in der *Imitation von Ritualen* beobachtbar wird. Wo sich diplomatische Kommunikation primär im Kontext höfischer Kommunikation vollzieht, bedeutet sie vor allem: die Teilnahme von Gesandten am höfischen Zeremoniell. Rituale und Zeremoniell bilden, wie bereits angedeutet wurde, wichtige Medien der Weltverständigung. Man nimmt an Ritualen teil, vollzieht mit dem Körper zuvor festgelegte routinierte Bewegungsabläufe und trägt damit zur kommunikativen Stilisierung eines gemeinsamen Weltbezuges bei (Seligman u.a. 2008).

Selbst dort, wo gesellschaftliche Grenzen ausgehandelt werden müssen, können Rituale ein behelfsmäßiges Verständigungsmittel in diplomatischen Interaktionen darstellen. Sofern nämlich, wie oben ausgeführt, die Funktion solcher Gesandtschaften primär in der wechselseitigen Anerkennung und Steigerung von Status und Reputation gesellschaftlicher Spitzen liegt, kommt deren zeremonieller Ausgestaltung daher eine besondere Bedeutung und Relevanz zu. Wo sich gesellschaftliche Weltprojektionen stellenweise als inkompatibel erweisen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die Anwesen-

12 Eine der wichtigsten Problemlösungen im Kontakt mit fremden Gesellschaften könnte man an dieser Stelle vermissen, nämlich den Erwerb von Fremdsprachenkompetenz bzw. die Rolle von Dolmetschern. Die hier mit der Differenzierung von Gesellschaften und Weltprojektionen angesprochenen Probleme sind indes nicht zwingend auf fehlende Fremdsprachenkompetenz oder auf inkompetente Dolmetscher zurückzuführen. Vielmehr legen die hier angeführten Beispiele nahe, dass sie sich auch trotz einer vorhandenen *lingua franca* beobachten lassen und auf einer vorsprachlichen Ebene anzusiedeln sind.

den auch sehr unterschiedlichen *ritual communities* angehören, deren rituelle Praktiken erheblich voneinander abweichen können (Pohl 2013: 77). Offensichtliche Missverständnisse sind unter solchen Bedingungen meist unvermeidbar (Chaniotis 2005), und eines der großen Probleme in diesem Zusammenhang bildet in diplomatischen Interaktionen wohl das Aufeinanderprallen widersprüchlicher Weltentwürfe, die jeweils unterschiedliche Weltzentren beschreiben. Wenn die bisherigen Annahmen zutreffen, gehören diplomatische Interaktionen zu den wichtigsten Arenen, in denen diese Weltentwürfe miteinander konfrontiert und koordiniert werden müssen.

Eine mögliche Problemlösung liegt in einer stärkeren Differenzierung zwischen »Substanz« und »Zeremoniell« (Goffman 1967: 53ff.). Wo nämlich eine weitgehend geteilte Weltauffassung unterstellt, und aus der Verletzung oder Aufrechterhaltung zeremonieller Regeln auf eine »innere« Einstellung geschlossen werden kann, wird man die Orientierung von Fremden an zeremoniellen Regeln weniger ihren kosmologischen Überzeugungen, sondern ihrer Einstellung zu den übrigen Anwesenden zurechnen können. Die Weltgesellschaft, die sich in diesen Interaktionszusammenhängen und dann allenfalls in persönlichen Beziehungen artikuliert, kann ihre Verständigungsgrundlagen daher auch keinem gemeinsamen Wissenskorpus, keiner gemeinsamen Lektüre oder Körperpraxis, sondern nur diesen Interaktionen entnehmen. Man wird also im Sinne einer konsensfähigen Situationsdefinition die Einstellung der fremden Gesandten zur eigenen Kosmologie im Halbdunklen belassen, wodurch aber nun seine Einstellung zu den übrigen Anwesenden in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gerückt wird: Der Fremde mag zwar ein falsches Bild von der Welt haben, sollte dies aber für sich behalten und sich dennoch dem Zeremoniell unterziehen, um zumindest den Anwesenden gegenüber insbesondere durch Gesten der zeremoniellen Ehrerbietung seine Achtung auszudrücken (vgl. ebd.: 56ff.). Das Zeremoniell schützt sich also vor der Entzauberung durch Fremde, indem es deren Verhalten kosmologisch neutralisiert und dafür moralisch in der Interaktion aufwertet. Das kann einerseits zur Folge haben, dass gerade die Ehrerbietung fremder und exotischer Gesandtschaften dem *persönlichen* Ansehen des Empfängers (und nicht etwa seiner kosmologischen Funktion) zugerechnet wird, sodass Herrscher nun gezielt einschlägige diplomatische Kontakte pflegen, um auch als Person Achtung und Anerkennung zu erfahren. Andererseits werden zeremonielle Interaktionen von Anforderungen an kosmologische »Substanz« entlastet, da nun persönliche Achtungsmotive im

Vordergrund stehen, die sich in Interaktionen leichter artikulieren lassen. Beide Tendenzen ermöglichen dabei eine flexiblere Handhabung des Zeremoniells, wie die folgenden Überlegungen am Beispiel der Proskynese zeigen sollen – einer ebenso verbreiteten wie diplomatisch heiklen zeremoniellen Praxis (Zakharine 2005: 407ff.), die Gesandte gelegentlich vor fremden Herrschern vollziehen mussten. Wie kaum eine andere Geste bestätigt schließlich die Proskynese vor einem fremden Herrscher (jedenfalls in der Theorie) dessen Anspruch auf universale Herrschaft (Hevia 2009) – und negiert mitunter zugleich die Prämissen der eigenen Kosmologie.

In dem Maße, wie die unverhandelbare kosmologische Funktion des Zeremoniells zurücktritt und dieses als Gradmesser persönlicher Achtung fungiert, können Bedingungen und Formen des Achtungserweises den Gegenstand von Verhandlungen und reziproken Tauschbeziehungen bilden. Verhandlungen über die Ausgestaltung einer zeremoniellen Interaktion können im Erfolgsfall bedeuten, dass auf der Grundlage persönlicher Achtung fremde Weltentwürfe zumindest teilweise anerkannt, Konzessionen gemacht und Kompromisse vereinbart werden. Wo dies zutrifft, kann man mit einer treffenden Formulierung von Alexander Beihammer (2004: 174) »eine eigentümliche Mischung aus Gesten der Anerkennung und des Respekts gepaart mit einem beharrlichen Wetteifer um die wirksameren Repräsentationsmittel« beobachten. So einigt sich die englische Gesandtschaft unter Lord Macartney mit den Beamten der chinesischen Palastverwaltung darauf, den Qianlong-Kaiser bei der ersten Begegnung mit einer an europäischen Höfen üblichen Verbeugung zu begrüßen, statt den ansonsten üblichen *kotau* zu vollziehen; eine Form der Proskynese, die mit dem wiederholten Verbeugen, Knien und Niederwerfen vor dem Kaiser einhergeht (Hevia 1989). In anderen Fällen werden Interaktionsprobleme gemieden, indem auf die Schriftform ausgewichen wird, die aber mancherorts mit einem gewissen Grundmisstrauen in das Medium behaftet ist (Jucker 2008) und außerdem das Problem nicht selten auf die Ebene der zeremoniell korrekten Anredeform verschiebt (Beihammer 2002; Kresten 1992; Melo 2016; Signori 2005; Williams 2004).

Um an zeremoniellen Interaktionen teilnehmen zu können, müssen fremde Gesandte mitunter aber auch ihnen fremde und unverständliche Rituale mimikrieren. Sie können dann so beobachtet werden, *als ob* sie sich eine fremde Weltprojektion aneignen, ohne in den Verdacht zu geraten, zu gesellschaftlichen »Überläufern« zu werden. Der Status des Fremden als

solcher ist in diesem Modus des *als ob* zwar für alle Anwesenden und Abwesenden offensichtlich, doch darf in der Interaktion diese Fiktion weder als solche expliziert noch infrage gestellt werden. Wenn die Systempräferenzen in der Fortsetzung der Interaktion und in der Aufrechterhaltung von Kontakten liegen, verlangen solche Interaktionen allen Teilnehmern ein gewisses Maß an Taktgefühl ab und legen die Schonung der Selbstdarstellung des Gegenübers nahe. Man wird dann vermeiden, den fremden Gesandten in eine Situation hinein zu manövrieren, die ihm von Seiten seines Prinzipals den Vorwurf des Verrats einbringen könnte. Umgekehrt wird der Gesandte sich an die Spielregeln des Gastgebers halten, dessen Selbstdarstellung unterstützen, und das fremde Zeremoniell nicht als inhaltsleere Ausdrucksform bloßstellen, sondern darin eine Gelegenheit erkennen, dem Gastgeber persönliche Achtung zu erweisen und ihm auf dieser Grundlage Konzessionen (womöglich auf anderen Gebieten) abzuringen. Taktvolles Verhalten löst damit zwar bestimmte Interaktionsprobleme, stellt aber hohe Anforderungen an die Konsistenz der Selbstdarstellungen der Beteiligten. Die wieder heimgekehrte Gesandtschaft ist für ihr kompromissbereites Verhalten gegenüber dem Prinzipal ebenso rechenschaftspflichtig[13] wie die Gastgeber, die von ihren eigenen Gefolgsleuten zeremonielle Unterwürfigkeit verlangen und sich ausgerechnet Fremden gegenüber kulant zeigen. Für die Entlastung von solchen Konsistenz- und Selbstdarstellungsanforderungen gibt es aber mehrere funktional äquivalente Lösungsmöglichkeiten:

Dazu gehört zunächst das Stilmittel der nachträglichen Distanzierung. In diesem Zusammenhang muss auch die schriftlich und ikonisch vermittelte Propaganda verstanden werden, in der im Anschluss von diplomatischen Interaktionen die dort vollzogenen Rituale zu Gunsten der jeweils eigenen Kosmologie ausgelegt werden: Auf der einen Seite werden rituelle Niederwerfungsgesten als Bestätigung eines universellen Herrschaftsanspruches interpretiert, während die Gegenseite derartige rituelle Praktiken anschließend ins Lächerliche ziehen und als Ausdruck eines unsittlichen und ausschwei-

---

13 Von Athenaios wird überliefert, dass der athenische Gesandte Timagoras von den Athenern zum Tode verurteilt wurde, nachdem er vor dem Perserkönig Artaxerxes die Proskynese vollzogen haben soll. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die unerlaubte Annahme außerordentlich großzügiger Geschenke und der Misserfolg der Gesandtschaft insgesamt dafür ausschlaggebend waren (Hagemajer Allen 2003: 200). Athenaios' Version lässt aber immerhin auf ein Problembewusstsein im Hinblick auf das persische Zeremoniell schließen, das auch noch dann zum Ausdruck kommt, wenn Alexander nach dem Einzug in Persepolis die Proskynese von seinen Gefolgsleuten fordert (Lane Fox 2005: 421ff.)

fenden Lebenswandels deuten kann, dem man sich nur widerwillig und oberflächlich angepasst hat (Signes Codoñer 2001).[14]

Außerdem können bereits in der Interaktion selbst die Anforderungen an konsistente Selbstdarstellungen umschifft werden, indem man Gesandtschaften mit rangniedrigem Personal entsendet und dessen Unterwürfigkeit nicht dem Prinzipal, sondern der Gesandtschaft zurechnet, die sich aufgrund ihren niederen Ranges selbstverständlich auch vor fremden Fürsten demütig zu zeigen hat (Krischer 2009: 19) – mit dem möglichen Folgeproblem, dass der Empfang derartiger Gesandtschaften niederen Ranges den Aufwand nicht lohnt und sie nicht mehr zum fremden Fürsten vorgelassen werden.

Die Darstellung sowohl von Übergenauigkeit als auch von Ungeschicklichkeit gehört ebenso zum bewährten Repertoire zeremonieller Distanzierung (Goffman 1967: 58). Gerade in der eben erwähnten Propaganda gibt es den Topos des »schlauen Gesandten«, der es versteht, den zeremoniellen Vorgaben seines Gastgebers auszuweichen. Der Gesandte kann schließlich glaubhaft begründen, wenig Übung im Zeremoniell des Gastgebers zu haben, einem Übersetzungsfehler aufgesessen zu sein oder eigene körperliche Gebrechen dafür verantwortlich machen, dass man die Proskynese bedauernswerterweise nicht in der erwarteten Formvollendung vollführen kann. Es wird in der Interaktion dann vor allem vom mobilisierbaren Takt abhängen, ob man diese Darstellungen als Infragestellung des Zeremoniells oder als persönliche Missachtung, als unabsichtliche Absicht oder als absichtliche Unabsichtlichkeit auslegt (Hahn 2002; Moos 2006a). Ein Gastgeber kann aber auch hier vorsorgen, wie im 17. Jahrhundert jene portugiesischen und niederländischen Gesandten erfahren mussten, denen am chinesischen Kaiserhof in einem eigens für solche Zwecke eingerichteten Pavillon die Bewegungsabläufe des *kotau* beigebracht wurden (Hundt 1999: 18f.; Wills 1984).[15] Dabei war es für alle Beteiligten offenkundig, dass sich die europäischen Fremden aufgrund ihres fehlenden Kontextwissens weder von der Symbolik

---

14 Für einschlägige Beispiele aus der Gattung fiktiver Gesandtschaften und Verträge zwischen byzantinischen Kaisern und dem Damaszener Kalifat siehe Kaplony (1996: 333ff.).

15 Eine so sorgfältige Vorbereitung auf Rituale beschränkt sich aber nicht nur auf europäische Gesandte, sondern ist auch für japanische Gesandtschaften überliefert (Oláh 2014: 238f.). Man kann hier aber im Gegensatz zu europäischen Gesandten ein ausreichendes Wissen über die Bedeutung dieser Rituale voraussetzen, sodass die Vorbereitung auf das Zeremoniell wohl eher die latente Funktion haben dürfte, zu verhindern, dass sich fremde Gesandte bei zeremoniellen Regelbrüchen mit ihrer Unkenntnis aus der Affäre ziehen könnten.

des Zeremoniells einschüchtern lassen noch dessen kosmologische Hintergrundannahmen teilen.[16] Allein die Fiktion des Gegenteils vermag jedoch zeremonielle diplomatische Interaktionen zu tragen und zur Ausbildung und Verstetigung von Interaktionszusammenhängen beizutragen. So wiegt sich der Kaiserhof in der Illusion eines universellen Herrschaftsanspruchs, der gegenüber europäischen Dynastien freilich nicht durchgesetzt werden kann, während sich die europäischen Gesandten an der trügerischen Vorstellung festklammern, dass die Entrichtung von Tributen und die Teilnahme am höfischen Zeremoniell auch zu konkreten Verhandlungen und zu erhofften Handelserleichterungen führen würden.[17]

Das Zeremoniell kann zusammenfassend gesagt eine wichtige Scharnierfunktion in diplomatischen Kontaktsystemen übernehmen, in welchen sich widersprüchliche Weltprojektionen bemerkbar machen, aber als Problem persönlicher Achtung umdefiniert werden, die an der Einhaltung zeremonieller Vorschriften abgelesen wird. Das vielleicht wichtigste Folgeproblem dürfte dennoch wohl darin liegen, dass auf diese Weise zwar bestimmte Probleme der Anwesenheit fremder Gesandter gelöst werden, aber abgesehen davon auch noch andere Probleme diplomatischer Art auf der Agenda stehen können, die unabhängig von persönlichen Achtungserweisen konkrete *Verhandlungen* erfordern. Während Rituale aber nur daraufhin beobachtet werden können, ob sie richtig oder falsch durchgeführt werden, müssen Verhandlungen auf ein breiteres Repertoire möglichen Ausdrucksverhaltens zugreifen können.

Ein weiteres Folgeproblem des Zeremoniells liegt darin, dass es ebenso leicht zum Gegenstand scharfer Abgrenzungspraktiken werden kann. So werden Gesandtschaften, die sich schon bei der Einreise ins Landesinnere des chinesischen Kaiserreiches nicht dem chinesischen Zeremoniell unterwerfen, zur Umkehr gezwungen (Osterhammel 2010: 100). Ein Grenzbe-

16 »Officials [der chinesischen Palastbürokratie, Anm.] were not always much disturbed, however, by indications that foreigners were unimpressed and insincere participants in the tribute system. We have noted late Ming cynicism about sham embassies from Muslim Inner Asia. […] [I]t is clear that Board of Ceremonies officials knew that in the ›memorial‹ brought by Saldanha the King of Portugal did not call himself ›Your Minister‹ and that European monarchs did not use Ch'ing reign periods or seals granted by Ch'ing emperors in their ‹memorials.‹ Nor did the embassy routine embody any exceptional effort to make an impression on the foreigners; if it had, envoys probably would have been received in more spectacular, less matter-of-fact ceremonies« (Wills 1984: 177).

17 Für einen vergleichbar problematischen Fall am Hof der Safawiden siehe Rubiés (2016).

wusstsein kann sich aber auch dann im Zeremoniell artikulieren, wenn am byzantinischen Hof bei jedem Empfang fremder Gesandtschaften die Vorführung aufwendig konstruierter Maschinen (*automata*) auf dem Programm steht, die zwitschernde Vögeln und mechanisch bewegte brüllende Löwen darstellen und der gezielten Einschüchterung fremder Gesandter dienen. Umgekehrt bildet gerade ein gezieltes Understatement in der zeremoniellen Ausgestaltung der Hofhaltung Möglichkeiten der Grenzziehung und Distinktion, sodass der eigene bescheidene Lebenswandel als Kontrast zum dekadenten Zeremoniell fremder Höfe inszeniert werden kann (El Cheikh 2004: 152ff.). Gesellschaftliche Grenzen können sich aber auch in der Unterscheidung zwischen einem Verzicht und dem Insistieren auf Ritualen äußern, sodass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts am siamesischen Hof vietnamesische Gesandte mit informeller Herzlichkeit und unter Verzicht auf höfisches Zeremoniell empfangen werden können, während europäische Gesandte als eindeutige Fremde den rigiden Zwängen eines (wohl bewusst übertrieben theatralisch inszenierten) Hofprotokolls unterworfen werden (Osterhammel 1997: 402).

Diese und ähnliche Praktiken deuten erneut darauf hin, dass die Anerkennung von Grenzen als Bedingung diplomatischer Kommunikation keineswegs Kooperation, Harmonie, Konsens oder gar Frieden impliziert. Vielmehr können sich gerade anerkannte Grenzen als hochgemauerte Schwellen erweisen, die mögliche Übersetzungsversuche, wenn nicht ausschließen, so doch erschweren, und zu Reibungsflächen werden, an denen sich Konflikte erst entzünden können. Trotz all der hier skizzierten Probleme wird man aber bei nüchterner Betrachtung als Regelfall annehmen können, dass fremde Gesandtschaften sich an das Zeremoniell ihres Gastgebers gehalten haben dürften, um das Gesprächsklima nicht zu belasten. Gesandtschaften werden dann gut beraten gewesen sein, nach der Rückkehr in die Heimat ihren Prinzipalen nicht jede einzelne Begebenheit tatsachengetreu und im Detail zu berichten – die Spielräume, die sich dafür aus räumlich-zeitlichen Distanzen und der damit möglichen Differenzierung von Publika ergeben, werden hier in weiterer Folge noch ausführlicher zu behandeln sein (11.1). Ganz andere Folgeprobleme und Problemlösungen ergeben sich indes aus der Beobachtung von Ähnlichkeiten.

8.2.2 Ähnlichkeiten als produktive Missverständnisse

Von Ähnlichkeit soll hier gesprochen werden, wenn sie zum Thema empirisch beobachtbarer Kommunikation wird, in der Beobachtungen von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten angestellt werden. Ähnlichkeit ist für das Folgende daher weder eine den Dingen und Menschen innewohnende Eigenschaft noch ein analytischer Begriff, sondern ein Beobachtungsschema und damit ein Artefakt von Kommunikation, das es mit soziologischen Mitteln zu bestimmen gilt. Dieses Schema bietet Möglichkeiten der Auflösung kompakt erlebter Fremdheit in relevante und irrelevante Aspekte und löst damit das gleiche Problem, wie Reziprozität in segmentären Gesellschaften oder die funktionale Spezifikation von Interaktionen in der modernen Gesellschaft. Als Indikator fungiert dann weniger die Erwiderung von Gaben oder die Bezugnahme auf die Codes abstrakter Funktionssysteme, sondern die Beobachtung isolierbarer Ähnlichkeiten, die das wechselseitige Verhalten orientieren.

In stratifizierten Gesellschaften, die ihre Kosmologien ontologisch konzipieren, ist die Beobachtung von Ähnlichkeiten naheliegend. Denn diese beschreiben ihre Welt primär als eine Dingwelt, deren Ordnung darin besteht, dass alle Dinge und alle Menschen jeweils einer Gattung angehören, die eine feste Position in der Relation zur Welt und zu anderen Gattungen vermittelt (Foucault 1990). Welcher Gattung ein Phänomen angehört, lässt sich dabei aus der Ähnlichkeit schließen, die in der ontologischen Weltauffassung als »Index der Seinsgleichheit« (Luhmann 1974a: 25) fungiert.[18] Die Ontologie ist zugleich die Selbstbeschreibungsfolie stratifizierter Gesellschaften, die ihre Differenzierungen als Gattungsgrenzen auffassen, mit denen Ähnliches von Unähnlichem unterschieden wird.

Die Möglichkeit der Täuschung, des Irrtums und der Korruption durch Ähnlichkeiten ist dabei nicht ausgeschlossen, sondern kann als Negation der Kosmologie gleichsam miteingebaut und erklärt werden. So weisen Monstren auf die Möglichkeit der Überschreitung und Vermischung von Gattungszugehörigkeiten hin, indem sie sich aus ansonsten unterschiedlichen Gattungen zusammensetzen. Sie bilden damit aber auch neue Gattungen, deren Teileigenschaften zugleich als Eigenschaften anderer Gattungen

18 Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass in den Kulturwissenschaften neuerdings der Begriff der »Ähnlichkeit« gegen essenzialistische Beschreibungen empfohlen wird (Bhatti u.a. 2015). Aber vielleicht benötigt die Bildung einer anti-essenzialistischen Immunkompetenz gerade die Impfung mit abgeschwächten Erregern.

wiedererkennbar bleiben müssen, und untermauern so zugleich die Plausibilität der natürlichen Ordnung.[19] Während Sphinxen und Skiapoden allenfalls zum Gegenstand schriftlicher und ikonischer Semantik werden, artikuliert sich das Problem der zweifelhaften Gattungszuordnung auch sozialstrukturell in der Gestalt eines bis zur Unkenntlichkeit verarmten oder moralisch fragwürdig gewordenen Adels oder eines unverschämt reichen städtischen Bürgertums. Widersprüche dieser Art können in der Ontologie durch die Unterscheidung von Schein und Sein aufgefangen werden. Ein Mensch mag in seiner Erscheinung einem Adeligen ähneln, korrumpiert aber eine natürliche Ordnung, wenn er keine adelige »Substanz« nachweisen kann. In Fällen, in denen doch so etwas wie ein sozialer Aufstieg gelingt, wird dieser dann nicht auf Leistungen oder Entscheidungen zugerechnet, sondern muss als ursprünglicher Irrtum in der gesellschaftlichen Gattungszuordnung stilisiert werden, der durch den neu zu-erkannten höheren Status korrigiert wird (Luhmann 1997: 698).

Was oben für die Differenzierung nach »Gattungen« erläutert wurde, gilt ebenso für Wesens- und Gattungsunterschiede gegenüber dem Fremden, gleichviel worauf das Attribut der Fremdheit beruht: Ein Heide mag aufgrund seiner äußerlichen Lebensform noch so tugendhaft und sittsam nach christlichen Maßstäben erscheinen. Seine sittliche Lebensform ist jedoch sündhaft, sofern ihr nicht eine durch Bekenntnis, Kommunion und Praxis erworbene christliche Substanz zugrunde liegt, sodass sich das Problem des Umgangs mit Heiden auf das Ziel der Missionierung und Bekehrung verschiebt. Aus der Binnenperspektive einer Kosmologie mag auch ein Barbar zwar seinem Wesen nach ein Barbar sein, der die natürliche und vernünftige Ordnung kaum nachvollziehen kann. Damit wird aber nicht ausgeschlossen, dass er sich der natürlichen Ordnung in dem Maße annähern kann, als sich seine Lebensweise der eigenen angleicht. Gattungsdefinitionen schließen die Verständigung mit Fremden also nicht aus, sondern richten den Fokus auf weitere religiös-moralische Konditionierungen der Kommunikation mit Fremden oder auf differenziertere Klassifizierungen des Fremden.

19 Die Unterscheidung von Gattung und Monstrum ist im Zuge postmodernistischer Debatten unter Umkehrung der Vorzeichen vermehrt wieder aufgegriffen worden. Gegen essenzialistische Gattungslogiken werden nun Monstren, Cyborgs und Hybride als Normalzustand stilisiert. Damit erzielt man bisweilen zwar Überraschungs- und Verfremdungseffekte, braucht aber nun mehr denn je eine Gattungslogik, die als Negationsfolie einer hybridisierten Welt fungieren muss.

Entscheidend ist aber nun, dass für einen ontologischen Weltentwurf die Lebensweisen der Fremden nicht als Äquivalente erscheinen, sondern je nach Grad der Ähnlichkeit zum eigenen *Common Sense* hin geordnet werden. Auch das ist schließlich eine mögliche Implikation ontologischer Kosmologien stratifizierter Gesellschaften: *Sie erklären das Eigene zum Eigentlichen und beobachten davon ausgehend abgestufte Abweichungen und Ähnlichkeiten.* Man wird folglich in den gesellschaftlichen Selbstthematisierungen kaum funktional definierten Vergleichsgesichtspunkten wie »Religion«, »Kultur« oder »Politik« begegnen, mit denen auch sehr unähnliche Formen verglichen und als substituierbar behandelt werden könnten. Wer fremde Götter anbetet, praktiziert daher keine andere Religion, sondern ist ein Heide. Und wer ähnliche Götter anbetet, verehrt eigentlich die eigenen Götter.[20] Wenn fremde Trachten getragen werden, ist dies kein Ausdruck einer alternativen Kultur, sondern Barbarei. Lässt sich die fremdartige Kleidung mit der eigenen Tracht kombinieren, kann man sich auch selbst mit ihr schmücken und auf Prestigeeffekte hoffen (Linck 1995: 273ff.). Wo es keinen Herrscher gibt, handelt es sich nicht nur um eine andere Möglichkeit politischer Verfasstheit, sondern um Chaos. Kommt ein Gesandter aus einem fremden, aber ähnlichen Königreich, könnte dies hingegen eine Gelegenheit sein, den eigenen Anspruch auf Universalherrschaft gegenüber ernstzunehmenden Herausforderern zu demonstrieren.

Möchte man solche Phänomene begrifflich fassen und schillernde Begriffe wie »Ethnozentrismus« vermeiden, könnte man auch »von einer partikular basierten universellen Semantik sprechen. Jedenfalls muß die Welt durch Differenzen und durch Grenzbewußtsein komplettiert werden, und dies nicht nur, wie in segmentären Gesellschaften, in der Annahme eines

20 In diesem Zusammenhang spricht die Literatur dementsprechend von der *interpretatio Romana,* der *interpretatio Graeca* oder der *interpretatio Aegyptica,* mithin von Phänomenen, die ihre Gemeinsamkeit darin haben, dass die Götter fremder Gesellschaften aufgrund bestimmter Ähnlichkeiten mit den eigenen Göttern *identifiziert* werden (Lund 2007; Ando 2005; Merkelbach 2012: 231ff.). Als Indikatoren für die Identität der Gottheit fungieren bestimmte Attribute (wie die Sonne), Zuständigkeiten (etwa für Fruchtbarkeit) oder eine bestimmte Stellung innerhalb der Genealogie eines Pantheons, die darauf schließen lassen, dass auch in fremden Gesellschaften die eigenen Götter (unter fremden Namen) verehrt werden. Idiosynkratische Gottheiten, die keine Ähnlichkeiten mit eigenen Göttern aufweisen, können demgegenüber (etwa als *superstitio*) marginalisiert und der Uneinsichtigkeit der Fremden zugerechnet werden oder erfreuen sich solcher Beliebtheit, dass sie in die Genealogie des eigenen Pantheons aufgenommen werden – eine Möglichkeit, die in monotheistischen Religionen freilich auf hohe Hürden stößt (Assmann 2008).

›und so weiter‹ des Ähnlichen, sondern als Inkorporation der Andersartigkeit des anderen [sic!]« (Luhmann 1997: 667). [21]

Derartige Differenzierungen können sowohl exklusiv als auch inklusiv wirken, zum Gegenstand der Neugier, der Identifikation und der Aneignung und ebenso zum Anlass scharfer Abgrenzungspraktiken werden. [22] Sie müssen nicht immer die Form einer elaborierten Taxonomie annehmen, mit denen Fremde mit zunehmender Ähnlichkeit näher zum Zentrum hin geordnet werden, wie bei Unterscheidungen zwischen »wilden« und »gezähmten« oder zwischen »rohen« und »gekochten« Barbaren (Fiskesjö 1999). Die einschlägigen Xenologien können weitere Zusatzdifferenzierungen einführen und nicht nur zwischen Gläubigen und Heiden unterscheiden, sondern in der Form von *cosmological triangles* zwischen Gläubigen, »Völkern der Schrift« und Heiden oder zwischen Römern, Hellenen und Barbaren differenzieren (Harbsmeier 1985). Außerdem können sie von invariablen Eigenarten des Fremden ausgehen oder ihre Perspektive temporalisieren und Aspekte und Bedingungen einer möglichen »Zivilisierung« oder Missionierung problematisieren (Koselleck 1989). [23] Auffallend ist jedenfalls auch in diesem Zusammenhang, dass die zeitgenössischen Zivilisationsbegriffe (wie *humanitas/romanitas/christianitas*) wiederum weniger funktionale Vergleichsgesichtspunkte darstellen, die gleichwertige Sinngehalte in Substitutionsbeziehungen setzen, sondern eher partikularistische Maßstäbe für die Beobachtung von Ähnlichkeiten und Abweichungen im Verhältnis zu fremden Gesellschaften universalisieren (Poo 2005: 121ff.). [24]

21 »Ethnozentrismus« bildet eine mittlerweile verbreitete Kategorie soziologischer und anthropologischer Diskurse. Im Extremfall steht dem ein kultureller Relativismus gegenüber, der auf Vergleiche weitgehend verzichtet. Hier werden demgegenüber mit »Funktionen« semantisch gesehen relativ »moderne« Vergleichsgesichtspunkte gewählt. Sie symmetrisieren aber das Verhältnis der hier beschriebenen Gesellschaften, indem sie für alle Strukturlösungen Folgeprobleme aufzeigt.

22 Siehe am Beispiel inklusiver und exklusiver Europazentrik im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert: Osterhammel (2010: 57ff.).

23 Explizit eingeschlossen ist damit die Möglichkeit, dass die Differenz zu fremden Gesellschaften nach erfolgreicher Zivilisierung überhaupt nicht mehr thematisiert wird. Damit wären jedoch Prozesse gesellschaftlicher Fusionierung beschrieben, die zwar eine mögliche Folge von diplomatischer Kommunikation sein können, dabei aber jenen Problemkreis überschreiten, der diesen Abschnitt eingrenzt.

24 Mozi und Augustinus setzen so hohe moralische Standards an, dass eigene und fremde Sitten gleichermaßen als defizitär erscheinen (Fortin 2010; Pines 2011: 75ff.). Diese Diskurse finden aber ohne Beteiligung der Fremden statt und können das Problem des Letzturteils, wie bei Augustinus, ins (christliche) Jenseits verschieben.

Es versteht sich von selbst, dass die Lebensbedingungen je nach Geschlechter- und Schichtzugehörigkeit oder je nach Position im Zentrum/Peripherie-Gefälle stark variieren. Gerade diese Differenzen können als Ähnlichkeitsindikatoren fungieren und wichtige Orientierungshilfen für diplomatische Kommunikation bieten. So kann sich die Kommunikation an ähnlich ausgeprägten Geschlechterdifferenzen orientieren, wie Juliana Barr (2004) am Beispiel des diplomatischen Erstkontakts zwischen europäischen Siedlern und den Hasinai in der Region des heutigen Texas zeigt. Während an den Delegationen der Hasinai auch Frauen und Kinder beteiligt waren um auf diese Weise friedliche Absichten zu demonstrieren, führten die (ausschließlich männlich besetzten) spanischen Expeditionsteams aus ganz anderen Gründen eine Standarte mit einem Marienbild mit, die von den Hasinai als Zeichen friedlicher Absicht interpretiert wurde. Auch eine männlich definierte Kriegerehre konnten die beteiligten Parteien wechselseitig aneinander beobachten und als gemeinsame Verständigungsbasis nutzen. Das gilt auch für Rangdifferenzierungen, bei denen ein Mechanismus einsetzen kann, der soziologisch spätestens von Georg Simmel (1890: 45ff.) beschrieben wurde: Wo sich in zwei differenzierten Systemen jeweils Rangdifferenzen ausbilden, werden die Spitzen dieser Hierarchien mehr Ähnlichkeiten untereinander beobachten können als mit ihren eigenen Unterschichten, und ihre Kontakte dementsprechend ausrichten und ausweiten.[25]

Wie oben bereits angemerkt wurde, kann schon die Frage, welche Adressen diplomatische Kommunikation ansteuern muss, durch Orientierung an Schichtungsstrukturen annähernd beantwortet werden. Denn wer Anschlüsse für politisch bindende und gesellschaftlich folgenreiche Kommunikation sucht, wird in stratifizierten Gesellschaften am ehesten in der Oberschicht fündig.[26] Ungeachtet aller sonstigen als krass empfundenen Unterschiede zu fremden Gesellschaften sind es, wie Sanjay Subrahmanyam (2012) gezeigt hat, schließlich stets Herrscherhöfe, die aneinander viele Ähnlichkeiten beobachten und auf dieser Grundlage diplomatische kommunizieren. Selbst wenn keine Schichtungsstrukturen vorhanden sind, können stratifizierte Gesellschaften »Könige« fingieren und als Adressen für diplomatische Kommunikation behandeln (Hinderaker 1996). Ebenso kann in einem Geflecht zersplitterter lokaler Fürstentümer und Monarchien mit marginal ausgeprägter Zentralgewalt aufgrund von Ähnlichkeiten mit der

25 Für eine netzwerktheoretische Formulierung dieser These: McPherson u.a. 2001.

26 Im Sinne einer *self-fulfilling prophecy* können Strukturen ankristallisieren, sodass aus vormals prominenten Persönlichkeiten nun Könige mit vererbbaren Statusansprüchen werden.

eigenen politischen Struktur eine zeremonielle Rangordnung errechnet werden, die faktische Herrschafts- und Rangverhältnisse nur marginal widerspiegeln mag. Mit diesem Problem waren etwa jene portugiesischen Vizekönige in Goa konfrontiert, die sich im 17. und frühen 18. Jahrhundert mit einer für sie schwer durchschaubaren Herrschaftsstruktur konfrontiert sahen und Duodezfürsten im Schriftverkehr mit Königstiteln adressierten (Melo 2016). Es stellt sich aber auch in Anbetracht innereuropäischer Verhältnisse in der Frühen Neuzeit, wo oftmals erst ermittelt werden musste, wer als »Souverän« überhaupt Gesandte entsenden durfte und wie Zeichen und Rituale in zeremoniellen Interaktionen so zu gestalten sind, dass abhängige Fürsten von unabhängigen Souveränen unterschieden werden konnten. Erst die in der Interaktion wahrnehmbare augenscheinliche Ähnlichkeit einer Clique von Gesandten souveräner Fürsten sowie graduelle Unähnlichkeiten innerhalb derselben können dieses Ordnungsproblem lösen. Umgekehrt lässt aber auch eine prunkvolle Hofhaltung in der Fremde, die an eigene Herrscherhöfe erinnert, nicht immer auf faktischen Einfluss schließen. So sorgt die komplexe politische Struktur des japanischen *bakufu* in der Anbahnung diplomatischer Kontakte für erhebliche Konfusion bei Europäern und Amerikanern, die bis ins 19. Jahrhundert hinein in der formellen Doppelspitze von *shogun* und *tenno* einen Kaiser/Papst-Dualismus oder gar zwei Parallel-Kaiser vermuteten und damit eher trügerische Gattungsanalogien konstruierten (Powles 1968).

Die Beobachtung von Ähnlichkeiten kann also kosmologische Widersprüche abmildern, auf diese Weise Andockstellen für anschlussfähige Kommunikation aufzeigen und diplomatischer Kommunikation zum Erfolg verhelfen. Sie erfordert von den Beteiligten auch »*weniger diakritische Energie* als für die Feststellung von Identität oder gänzlicher Andersheit; erst recht stellt sie, zumal im Modus einer Hintergrundannahme, die weitgehend im Vorbegrifflich-Ungefähren verbleibt, geringere intellektuelle Ansprüche als das Anerkennen der Andersheit des Anderen« (Koschorke 2015: 36; Hervorh. im Orig.). Ähnlichkeit kann sich aber nicht nur als Schmiermittel, sondern auch als Sand im Getriebe diplomatischer Kommunikation erweisen. Letzteres vor allem dann, wenn sie die Orientierungsfunktion von Differenzen sabotiert, wie man von Herodots Erzählung (5. 17-21) über ein Gastmahl lernen kann, welches am makedonischen Hof für eine persische Gesandtschaft ausgerichtet wird:

Anlass des Gastmahls ist die symbolische Übergabe von Erde und Wasser an die persische Gesandtschaft, mit welcher sich der makedonische Kö-

nig Amyntas I. zur Leistung regelmäßiger Tributzahlungen an die Achämeniden verpflichtet. Die Gastgeber, die ihrerseits um Anerkennung der Griechen bemüht sind, weil sie von diesen noch als »Halbbarbaren« betrachtet werden, bereiten ein Mahl nach dem Vorbild eines griechischen *symposion* vor. Zum Brauch eines *symposion* gehört unter anderem eine strikte Geschlechtertrennung, auf welche die persischen Gesandten vor dem Gastmahl hingewiesen werden. Diese jedoch erkennen in der verschwenderischen Ausgestaltung des Gastmahls und in den Trinksitten Elemente ihrer eigenen Bräuche wieder, betrinken sich in (wie Herodot meint) typisch persischer Manier und erwarten die Zurverfügungstellung von Frauen nach der eingenommenen Mahlzeit. Amyntas lenkt ein, doch sein Sohn Alexander versammelt eine Schar junger Männer, die sich als Frauen verkleiden und die persischen Gesandten ermorden, die im Zustand der Trunkenheit kaum noch zwischen Mann und Frau unterscheiden können.[27] Zur Wiedergutmachung schickt Alexander eine erhebliche Menge Goldes an den Achämeniden-Hof, gibt seine eigene Schwester Gygaea einem persischen Adeligen zur Frau – und ähnelt darin aus griechischer Sicht wiederum den persischen Barbaren. Das hindert Alexander aber nicht an der Verwirklichung philhellenischer Ambitionen, sodass es ihm später gelingt, eine griechische Abstammung nachzuweisen, um an den olympischen Spielen teilnehmen zu können.

Eine so komplexe, mehrdimensionale Verflechtung verfänglicher Ähnlichkeiten, wie sie von Herodot geschildert wird, muss nicht zwingend die Regel sein.[28] Allerdings spielen verfängliche und simulierte Ähnlichkeiten noch in einem ganz anderen Problemzusammenhang eine Rolle.

27 Man könnte an dieser Stelle auch exzessiven Drogenkonsum als funktionales Äquivalent der Beobachtung von Ähnlichkeit nennen, wenn ihre Funktion definiert wird als »Destabilisierung von angeblich stabilen, ›natürlichen‹ dichotomischen Ordnungen« (Bhatti/Kimmich 2015: 17).

28 Die Erzählung ist durchzogen von Ambivalenzen, die auf die prekäre Stellung Makedoniens zwischen Philhellenismus und persischer Tributpflicht hinweisen und von Herodot auch noch mit Bezügen zu homerischen Epen (etwa zum Brautraub in der Ilias) ironisiert werden (Fearn 2007). Wie viel historische »Substanz« hinter dieser Erzählung steckt, bildet, wie so oft bei Herodot, Anlass zu Kontroversen, die allenfalls in der Geschichtswissenschaft zu diskutieren wären. Einer wissenssoziologischen Analyse tut dies indes keinen Abbruch.

8.2.3 Exkurs zu »falschen« Gesandtschaften

Ähnlichkeit und die mit ihr verbundene Möglichkeit der Täuschung spielen auch insofern eine wichtige Rolle, als die Identifikation von Gesandtschaften ein strukturelles Dauerproblem vormoderner diplomatischer Kommunikation darstellt (Chaplais 2003: 3ff.). Ohne einigermaßen fälschungssichere Ausweise ist schon in der eigenen Bevölkerung die Identifikation von Personen keine triviale Angelegenheit. Sie muss sich an vagen Beschreibungen der Physiognomie, an Zeichen, Wappen, Kleidung und, sofern vorhanden, an Tätowierungen und Narben orientieren (Eliav-Feldon 2014; Groebner 2004). Kennwörter, Chiffren und ähnliche Tokens können ebenso zum Einsatz kommen, setzen aber meist Kontakte mit vertrauenswürdigen Personen voraus, mit denen im Vorhinein Geheimzeichen vereinbart und Geheimwissen geteilt werden kann. Diese Maßnahmen greifen jedoch allesamt ins Leere, wenn ein Fremder bei Hofe erscheint und verkündet, vom legendenumwobenen Priesterkönig Johannes oder vom König der Verlorenen Stämme Israels entsandt worden zu sein (Eliav-Feldon 2014: 68ff.). In diesen Fällen ist oft die Orientierung an Ähnlichkeiten und vielmehr noch: an Unähnlichkeiten das einzige Behelfsmittel im Umgang mit Fremden.

Manchmal genügen, wie im Luzern des 15. Jahrhunderts, bereits *kraus har,* um Verdacht zu erregen und einen Pilger für einen österreichischen Spion zu halten (Groebner 2004: 119). In anderen Fällen kann aber gerade ein exotisches Äußeres hilfreich sein. So reüssiert im 16. Jahrhundert ein in den Quellen als kleinwüchsig und dunkelhäutig beschriebener Mann namens David Reuveni aufgrund seiner Ähnlichkeit mit anderen bereits bekannten »exotischen« Gesandten an europäischen Höfen: Er trägt seidene Gewänder, ein um den Kopf gewickeltes Tuch mit bodenlanger Schärpe, lässt bei Audienzen seine Abstammungsgeschichte verlesen, die zweiunddreißig Generationen bis zu König David zurückreicht, führt ein seidenes Wappen mit golden gestickten Gebotstafeln, überbringt Geschenke und wirbt beim portugiesischen König Johann III. für eine Allianz mit seinem Bruder, dem König der Verlorenen Stämme Israels, der bis zu dreihunderttausend Kämpfer gegen das osmanische Reich mobilisieren könne (Eliav-Feldon 2014: 85f.).

Die Bedingungen für solche »falschen« Gesandtschaften[29] können, abgesehen von den bereits genannten Schwierigkeiten der Personenidenti-

29 Umfassendere vergleichende Studien zu diesem Phänomen wären hier wünschenswert. Siehe etwa Rota (2015) – allerdings soziologisch eher unbrauchbar, weil als pathologische »Charakterstudie« angelegt.

fikation, aus mehreren Gründen günstig sein. Dazu gehört eine Informationskultur, die trotz Schriftgebrauchs im Wesentlichen auf der Logik einer Anwesenheitsgesellschaft basiert. Wahrheitsansprüche werden allenfalls durch die eigene Wahrnehmung, mit Verweis auf Autoritäten oder mit der moralischen Integrität von Zeugen begründet – Bedingungen, die noch in der europäischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts in Versuchen der schriftlichen Vermittlung wahrgenommener Sinneseindrücke spürbar sind (Osterhammel 2010: 143ff.). Gerüchte und Mythen von fernen Ländern und Herrschern können daher kaum von einem gesicherten Wissen unterschieden werden, wenn belastbare Augenzeugen und Bürgen abwesend oder schlechthin unbekannt sind (Schlögl 2014: 327). Ob es das Reich des Königs der zehn verlorenen Stämme tatsächlich gibt, kann unter Umständen daher nur in der Interaktion durch eigenen Augenschein ermessen werden. Im Falle Reuvenis können mit einem ganzen Arsenal an Artefakten, ganz im Sinne der Signaling-Theorie, *costly signals* in der Interaktion eingesetzt werden, die nicht ohne weiteres zu (re-)produzieren sind und damit eine Zuversicht in die Authentizität der Information nahelegen (Gambetta 2005). Diese Artefakte können sich mit der Zeit akkumulieren, sodass Reuveni bald auch noch authentische Geleit- und Empfehlungsschreiben des portugiesischen Königs bei sich trägt, die zur Festigung seiner Darstellung beitragen.

Derartige »falsche« Gesandtschaften und gerüchteweise bekannte Herrscher sind aber insofern real, als sie Bündnischancen in Aussicht stellen und damit reale diplomatische Folgen zeitigen, sodass tatsächlich europäische Gesandtschaften nach Abessinien reisen und dort für Verwunderung sorgen, wenn sie den Negus mit dem Priesterkönig Johannes identifizieren und bis weit ins 16. Jahrhundert hinein nicht von dieser Meinung abzubringen sind (Knobler 2017: 5ff.). Die Folgen »falscher« Gesandtschaften sind ebenso real, wenn im 18. Jahrhundert der chinesische Provinzgouverneur von Yunnan mit einem lokalen Oberhaupt in Bhamo konspiriert, um die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen dem chinesischen Kaiserhof und dem Hof der Konbaung einzuleiten und damit einen Grenzkonflikt beizulegen, der den lukrativen Handel in der Grenzregion beeinträchtigt (Kaung 2014). Anlass des Grenzkonfliktes waren nicht zuletzt die universalen Herrschaftsansprüche sowohl der Quing- als auch der Konbaung-Dynastie, deren Höfe sich selbst als Mitte der Welt und folgerichtig einander wechselseitig als tributpflichtige Vasallen betrachteten. Erst eine von den genannten Lokalbeamten inszenierte chinesische Gesandtschaft an den Hof der Konbaung mitsamt einem gefälschten Brief des Kaisers und drei

vermeintlichen chinesischen Kaisertöchtern, die als »Tribut« angeboten wurden, führte dazu, dass auch der Konbaung-Hof diesmal nun eine echte Gesandtschaft an den chinesischen Kaiserhof entsandte, wo diese wiederum als Tributmission interpretiert und empfangen wurde. In beiden Höfen entstand so der Eindruck, dass sie vom jeweils anderen Hof in ihren universalherrschaftlichen Ansprüchen bestätigt wurden, sodass allein durch den Augenschein des Tributs der Konflikt gesichtsschonend beigelegt werden konnte.

Dem Augenschein unzugänglich (und damit prädestinierter Gegenstand von Gerüchten) sind die oftmals noch weißen Flecken auf den Landkarten – sofern es überhaupt Landkarten mit topographischen (und weniger: kosmologischen) Ansprüchen gibt. In der »Zeit der Entdeckungen«, mit denen zugleich einerseits die Überlieferungen ansonsten sakrosankter Autoren wie Aristoteles zunehmend in Zweifel gezogen werden (Grafton 1995) und andererseits laufend neue Gerüchte über sagenhafte Länder und Königreiche kursieren, scheint beinahe alles möglich zu sein: Auch der Gesandte des Priesterkönigs Johannes ist dann nicht weniger real als derjenige eines persischen Safawidenfürsten. Nicht nur Informationsüberschüsse, sondern auch Informationsdefizite bilden deshalb gute Nährböden für »falsche« Gesandtschaften. So kann eine weitgehende gesellschaftliche Isolation, wie im Japan zur Zeit des Tokugawa-*bakufu*, dazu führen, dass ein findiger Händler aus Nagasaki eine Gesandtschaft aus sechzehn exotisch anmutenden indigenen Einwohnern Taiwans zusammenstellt, die das außenpolitisch ansonsten eher indifferente *bakufu* dazu bewegen soll, der niederländischen Konkurrenz, die sich auf Taiwan ausbreitet, einen Riegel vorzuschieben (Clulow 2010).

Die Bedeutung falscher Gesandtschaften für die Ausweitung diplomatischer Kontakte und über diesen Umweg: für die Konstitution einer singulären Weltgesellschaft, kann, das liegt in der Natur der Sache selbst, nur erahnt werden. Bezeichnend ist jedenfalls, dass sich Zeitgenossen häufig mit der oberflächlichen Ähnlichkeit solcher Gesandtschaften mit »echten« Gesandtschaften begnügen, deren Exotik zur Steigerung des eigenen Prestiges nutzen und genauere Nachforschungen meiden (Niederkorn 1995). Selbst wenn die Zweifel an der Authentizität einer Darstellung überhand gewinnen, wird häufig der Skandal vermieden, der nicht zuletzt auch der eigenen Reputation schaden könnte. Man gewinnt daher den Eindruck, dass erst die moderne Forschung sich an der Frage nach der Echtheit dieser Gesandten aufreibt, während historische Zeitgenossen eine diesbezüglich eher entspannte Hal-

tung einnahmen – Anlass genug, um hier weitere Tiefenbohrungen einzustellen und die bisherigen Ergebnisse dieses Abschnittes kurz zusammenzufassen.

Die bisherigen Ausführungen dieses Kapitels befassten sich mit der Frage, wie diplomatische Kommunikation unter Fremden möglich ist, also mit Interaktionen, in denen zugleich gesellschaftliche Grenzen ausgehandelt werden. Diplomatische Grenzsysteme bilden in diesem Sinne auch den Kontext der Aushandlung widersprüchlicher kosmologischer Weltentwürfe. Am sichtbarsten wird dies nicht zuletzt an der Orientierung an einem kosmologisch begründeten Zeremoniell. Wo eine gemeinsame Weltprojektion nicht unterstellt werden kann, wird dies in der Kommunikation mit Unterscheidungen ausgeflaggt, die in unterschiedlichen semantischen Spielarten zwischen Eigenem und Fremden differenzieren und Handlungen dementsprechend der eigenen oder einer fremden Weltauffassung zurechnen.

Diplomatische Kommunikation ist dann unter der Voraussetzung möglich, dass trotz divergierender Weltentwürfe produktive Missverständnisse möglich bleiben. Hierfür lassen sich mindestens zwei Möglichkeiten identifizieren, nämlich die Orientierung an Ritualen und am Zeremoniell sowie die Beobachtung von Ähnlichkeiten. Der Vollzug von fremden Ritualen und die Einbindung in ein fremdes Zeremoniell ermöglichen zu einem gewissen Grad die Neutralisierung von kosmologischen Widersprüchen, stellen aber keine Substitute für Verhandlungen über anliegende weltpolitische Probleme jenseits zeremonieller Fragen dar. Die Beobachtung von Ähnlichkeiten zeigt zwar Anknüpfungspunkte für diplomatische Kommunikation an, die jedoch nicht über identitätskritische Differenzen hinwegsehen kann. Die Bedeutung von Rang- und Statusdifferenzen wurde in diesem Zusammenhang bereits angedeutet. Diese gilt es nun näher zu erläutern.

9 Zur Binnendifferenzierung stratifizierter Gesellschaften

9.1 Rang und Status in stratifizierten Gesellschaften

Gesellschaften sind primär stratifiziert, wenn erstens: gesellschaftliche Schichten die primären Subsysteme der Gesellschaft darstellen und somit kein Subsystem (etwa die Oberschicht) ausfallen kann, ohne damit die gesellschaftliche Gesamtordnung zu verändern. In einer anderen Formulierung ließe sich auch sagen, dass mehrere gesellschaftliche Funktionen in einer gesellschaftlichen Schicht monopolisiert werden und diese daher nicht ohne Änderung der Gesamtstruktur substituiert werden kann. Zweitens beruht diese Gesamtordnung auf situations- und funktionsübergreifenden Statusdifferenzen, die in jeder Interaktion themenunabhängig zu berücksichtigen sind (Giesen 1991: 189ff.). Die Interaktionen in diesen Gesellschaften zeichnen sich folglich dadurch aus, dass die Verteilung von Durchsetzungschancen nicht mit Situationen und Interaktionsthemen variiert, sondern über die Schichtzugehörigkeit und den damit verbundenen kontinuierlichen Status der Anwesenden gesteuert wird (Collins 2000: 36f.).

Im Gegensatz zur modernen Gesellschaft, in welcher Personen zwar in gewissen (funktionalen) Hinsichten auf einen Status festgelegt sein mögen, diesen aber durchaus nicht in jeder Interaktion und auch nicht für jedes Interaktionsthema gleichermaßen geltend machen können, herrschen in stratifizierten Gesellschaften andere Verhältnisse. Denn in ihnen wird kaum zwischen dem sozialen Status (also der Kombination verschiedener schichtspezifischer Rollen) und dem Interaktionsrang unterschieden: Wer aufgrund von Rollen und Schichtzugehörigkeit einen höheren Status innehat, kann, ohne sich zu blamieren, darauf bestehen, dass die eigene Situationsauffassung in der Interaktion unabhängig von den Präferenzen anderer Anwesender vorrangig zu behandeln ist. Man kann im krassesten Fall weitgehend rücksichtslos Themen setzen, eigenmächtig Initiativen ergreifen, anderen ins Wort fallen und ohne Rückfragen den prominentesten Platz im Raum be-

setzen. Wer aber in einer bestimmten Interaktion auf seine Statusprivilegien verzichtet, läuft Gefahr, auch in anderen Interaktionen und in anderen sozialen Beziehungen den Nachrang zu haben – nicht zuletzt vor diesem Hintergrund wird die Brisanz von Statusfragen in diplomatischen Interaktionen verständlich, weil der Statusverlust in einer diplomatischen Interaktion sich nicht nur auf einen »diplomatischen« Status beschränkt, sondern sich auf den Status der Person insgesamt und damit auch: in allen anderen Beziehungen und Situationen auswirken kann.

Die situationsunabhängige Bedeutung der Statusüberlegenheit oder -unterlegenheit setzt einen Primat gesellschaftlicher Schichtung voraus, der jede andere in der Gesellschaft vorkommende Differenzierungsform konditioniert. Statusdifferenzen haben in stratifizierten Gesellschaften folglich einen Vorrang gegenüber anderen Formen gesellschaftlicher Differenzierung. Denn mit der Ausdifferenzierung von Schichten verschwinden segmentär differenzierte Familien ebenso wenig wie funktional ausdifferenzierte Interaktionen oder Rollen. Vielmehr erhalten sie eine neue Bedeutung vor dem Hintergrund primärer Stratifikation: Der Briefadel mag durch Vermögen auffallen, den zeremoniellen Interaktionsvorrang behält formal dennoch der alte Adel. Ein Arzt mag zwar eine gewisse Fachkompetenz aufweisen, die ihm aber in der Krankenbehandlung von höhergestellten Persönlichkeiten noch nicht als solche die Berechtigung gibt, Anweisungen zu erteilen oder eigenmächtig Themen einzubringen und durchzusetzen. Selbst signifikante Altersunterschiede können die Bedeutung des gesellschaftlichen Status in der Interaktion nicht vollständig neutralisieren, wie man an Problemen der Fürstenerziehung sehen kann, die erstens die besondere »Natur« ihrer adeligen Zöglinge zu berücksichtigen hat, die in der frühen Neuzeit gerne mit zu hegenden Pflanzen verglichen werden (Bushnell 1996: 73ff.), und zweitens vor allem dann zum Problem wird, wenn sie von nicht-adeligen Erziehern geleistet werden muss, die mangels eines höheren gesellschaftlichen Status funktional äquivalente Durchsetzungsmittel in der Erziehung finden müssen (Deutschländer 2011: 87ff.).

Entscheidend für die Herausbildung von schichtmäßigen Differenzen ist aber nicht nur deren themen- und situationsunabhängige Würdigung in Interaktionen, sondern vielmehr noch die ungleiche Verteilung von Kontaktchancen, die über Schichtzugehörigkeiten gesteuert werden und bestimmte Interaktionen erwartbar und andere dafür unwahrscheinlicher machen. Das artikuliert sich etwa darin, dass in einer endogamen Oberschicht jede Verwandtschaft mit der Unterschicht als Anomalie empfunden wird und Kon-

takte zwischen Familien am Kriterium der Schichtzugehörigkeit orientiert werden, oder dass dasselbe Kriterium Auskunft über die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Interaktionen geben kann. Während sich nämlich Interaktionen in Unterschichten für die Rekrutierung von Teilnehmern auf einen relativ überschaubaren Pool an möglichen Kontakten beschränken, zeichnet sich die Oberschicht durch Netzwerke von überregionaler Reichweite aus, die für den Aufbau und die Reproduktion von Rangungleichheiten konstitutiv sind (Holzer 2011: 54). Einerseits ergibt sich daher erst in Interaktionen der Oberschicht die Möglichkeit der *Selektion* aus einer Vielzahl möglicher Kontakte, die zugleich ein Problem und eine Ressource für Statusungleichheiten darstellt, während die Ansteuerung von Kontakten in der Unterschicht bereits durch ihre räumliche Gebundenheit weitgehend vorstrukturiert ist. Andererseits sind schichtmäßige Differenzen zugleich auch Kontaktschwellen, die es Angehörigen der Unterschicht erschweren, statusüberlegene Personen zu adressieren, sofern sie nicht in adelige Haushalte integriert sind oder als Klienten ihre Anliegen gegenüber höherrangigen Patronen vorbringen können.

Berücksichtigt man all dies, scheint es zunächst plausibel zu sein, den Sinn der Ausdifferenzierung einer Oberschicht in der »Absonderung von Gleichen für relativ unwahrscheinliche Kommunikation« (Luhmann 1980b: 75) zu sehen. Tatsächlich lassen sich Formen der rangneutralen, geselligen Interaktion unter Adeligen zwar überall finden, sind aber meist als kleine Inseln ausdifferenziert, auf denen man jederzeit mit der drohenden Thematisierung von Statusungleichheiten rechnen muss (Hope 2000: 125ff.). Sie gewinnen an Bedeutung, wenn die Oberschichtenkommunikation von ihrem gesamtgesellschaftlichen Repräsentationscharakter entlastet wird, und verlieren an Bedeutung, sobald die Gesellschaft im Begriff ist, sich insgesamt auf den Primat funktionaler Differenzierung einzustellen (Schlögl 2014: 281f.). Ansonsten werden gerade innerhalb der Oberschicht laufend Rangungleichheiten thematisiert und zum Gegenstand von Konflikten, die unter der Prämisse der Gleichheit der Teilnehmer eben nicht darstellbar wären (Hahn 1981: 351f.). Den Sinn der Gleichheit in der *Aufhebung* von Ungleichheiten zu sehen, die bestimmte Kommunikationsformen ermögliche, wäre daher womöglich missverständlich formuliert.

Gegen diese Formulierung spricht auch, dass sich die Ungleichheit zwischen Schichten erst in dem Maße als stabil erweist, wie sie als selbstverständlicher Ausdruck von Natur und Qualität gelten kann und deshalb nicht zur Sprache gebracht werden muss. Für die hinreichende Selbstevidenz von

schichtmäßigen Differenzen müssen daher Zeichen, Statussymbole und körperliche Distinktionspraktiken sorgen, die in der schichtübergreifenden Interaktion eingesetzt werden können, ohne dabei explizit zum Thema zu werden (Aldrete 2017: 154ff.; Daloz 2010: 61ff.; Diefenbach 2013: 68ff.; Plourde 2009). Wo der alleinige Augenschein nicht genügt, gibt es ferner zusätzliche normative Stabilisierungen von Statusdifferenzen, die den unteren Schichten das Tragen jener Merkmale verbieten, die der Oberschicht zustehen (Bohn 2000: 123f.; Dinges 1993: 8f.; Esposito 2004: 20f.), oder die Oberschichtenzugehörigkeit selbst in die Form eines rechtlich begründeten Status fassen (Kautsky 1997: 197ff.). Ansonsten gilt aber, dass die Differenz zwischen Schichten stillschweigend vorauszusetzen und nicht zu thematisieren ist. Sie bildet in der Idealvorstellung von Zeitgenossen den Gegenstand der Kognition und nicht der Kommunikation; sie soll erkannt und nicht erklärt werden. Die Interaktionsnormen im schichtübergreifenden Kontakt scheinen daher paradoxerweise auf eine De-Thematisierung von Rangungleichheiten abzuzielen.

Daher liegt es wohl näher, den Sinn des Gleichheitssymbols nicht in der Aufhebung und Egalisierung, sondern in der *Trennung von Ungleichheiten* zu sehen. Gleichheit bedeutet dann nicht, dass man einander innerhalb der Oberschicht auf exakter Augenhöhe begegnet, während man auf die Unterschicht hinabblicken kann. Denn weder ist die Unterschicht ein prominentes Thema der Oberschichtenkommunikation (es sei denn, sie wird als Problem wahrgenommen oder in verschiedenen Variationen der Hirtenromantik verklärt). Noch werden schichtübergreifende Vergleiche angestellt, sodass selbst »kontrafaktisch gestellte Fragen (zum Beispiel: ›Was würdest du als König tun?‹) als falsch gestellt und sinnlos erlebt werden« (Luhmann 1987d: 170).[1] Wo Schichtdifferenzen grundsätzlich als Gattungsdifferenzen wahrgenommen werden, kann auch angenommen werden, dass die Ungleichheit innerhalb der Oberschicht von anderer Beschaffenheit ist und anderen Regeln folgt, als die internen Ungleichheiten der unteren Schichten. Die Distinktionsmerkmale des Adels, die immer feinere Abstufungen im Sinne einer Involution der Rangsemantik darstellen können (Bloch 1995: 54ff.; Kautsky 1997: 211ff.; Stollberg-Rilinger 2014a), sind dann nicht dieselben, wie diejenigen innerhalb einer städtischen Zunft oder einer Dorfgemeinde. Im einen Fall wird es sich insbesondere um zeremonielle Rangunterschiede handeln, in den anderen können berufliche Kriterien oder die Größe des Landbe-

1 Für einschlägige, gesellschaftlich institutionalisierte Vergleichsverbote siehe auch Steinmetz 2015: 112ff.

sitzes und vergleichbare Äquivalente eine Rolle spielen (Luhmann 1997: 702).[2] Gleichheit in der Oberschicht bedeutet daher nur, dass ihre Angehörigen nach dem gleichen, systeminternen Maßstab ungleich behandelt werden. In einer anderen Umschreibung ließe sich daher auch sagen, dass die Gleichheit vor allem eine bestimmte Form der Autonomiesemantik darstellt: Die Oberschicht verfügt als ausdifferenziertes System der Gesellschaft autonom über eigene Regeln der Erzeugung von Ungleichheiten und verhält sich deshalb weitgehend indifferent gegenüber den Ungleichheitskriterien in der Umwelt.

Wenn diese Überlegungen zutreffen, muss eine bislang herrschende Lesart genauer geprüft werden, die eine diplomatische Anerkennung von Grenzen mit der Anerkennung von »souveräner Gleichheit« gleichsetzt. Diese analytische Gleichsetzung hat ihren Ursprung in einer Selbstbeschreibungssemantik, die erst mit der Ausdifferenzierung moderner Weltpolitik an Plausibilität gewinnt; nämlich dann, wenn »Souveränität« zur Kontingenzformel weltpolitischer Kommunikation wird (15.2) und sich ein diplomatisches System ausdifferenziert, in welchem Staaten zwar unter der Bedingung der wechselseitigen Anerkennung von Grenzen kommunizieren, *dabei aber spezifisch weltpolitische und diplomatische Ungleichheiten* ausdifferenziert werden, die sich in der Form von diplomatischen Rangstufen oder in formalisierten Statusdifferenzen in internationalen Organisationen artikulieren (14.4.3). Während die Gleichsetzung von diplomatischer Anerkennung und Gleichheit schon für eine soziologische Analyse moderner Diplomatie wichtige Aspekte eher verschleiert als offenlegt, weil sie Selbstbeschreibungsbegriffe unreflektiert übernimmt, wird sie umso problematischer, wenn sie auf stratifizierte Gesellschaften rückprojiziert und zu einem Modernisierungsnarrativ ausgebaut wird. Schließlich gilt die wechselseitige Anerkennung der souveränen Gleichheit als *die* bedeutendste Errungenschaft, die moderne Weltpolitik von historischen Vorläufern abgrenzbar macht: Erst wenn diese Bedingung zutrifft, könne schließlich von einer (modernen) *international society* anstelle eines *international system* gesprochen werden (Buzan 1993: 343ff.; Ringmar 2012: 8ff.; Wendt 1999: 182, 208). Wo diese Vorstellung moderner

2 Analog dazu ist etwa in der alteuropäischen Semantik die Gleichheit des Menschen gegenüber Gott einerseits und dem Tierreich andererseits gebaut: Es gibt weltliche, menschengemachte Ungleichheiten, die aber keine Auskunft über die jenseitige Ungleichbehandlung in Himmel und Hölle erlauben. Und die Gleichheit der Menschen gegenüber dem Tier bedeutet lediglich, dass Menschen vernunft- und sprachbegabt sind und sich deren Ungleichheiten aus ihrer vorhandenen oder fehlenden vernünftigen Einsicht ergeben und weniger einem Jäger/Beute-Schema folgen (vgl. Luhmann 1980b: 75ff.).

Souveränität und Gleichheit von Staaten als Kontrastfolie eingesetzt wird, treten Elemente einer Hierarchie- und Statusversessenheit stratifizierter Gesellschaften wohl besonders deutlich zutage, während durchaus vorhandene Statusdifferenzen der modernen Weltpolitik zu Ausnahmen stilisiert werden. Eine präzisere Beschreibung lässt sich demgegenüber anfertigen, wenn man die Differenz zwischen moderner und vormoderner Diplomatie nicht am Kriterium der (souveränen) Gleichheit festmacht, und damit von einem Übergang von Ungleichheit zu Gleichheit ausgeht. Stattdessen wäre auszugehen von einem Übergang von *gesellschaftlichen* Statusungleichheiten, die sich aus der stratifikatorischen Differenzierungsform einer Gesellschaft ergeben, hin zur Ausbildung *spezifisch diplomatischer Ungleichheiten*. Diese entstehen erst als Korrelate der Ausdifferenzierung eines modernen Systems für Diplomatie, das als Subsystem der Weltpolitik zwar nicht von anderen Ungleichheiten in der gesellschaftsinternen Umwelt absehen kann, diese aber nach eigenen Kriterien in die eigene Strukturbildung einbaut und auf diese Weise seine eigenen Statusdifferenzen erzeugt. Deshalb werden in diesem Kapitel Folgeprobleme zu beschreiben sein, die zunächst daraus erwachsen, dass sich Gesellschaften selbst als Hierarchien ausdifferenzieren und entsprechende Strukturen und Semantiken aufweisen.

Die Vorstellung einer von oben nach unten verlaufenden gesellschaftlichen Hierarchie und Genealogie hat in der alteuropäischen Tradition ihren festen Platz (Lovejoy 1936). Neben dieser Möglichkeit der Abbildung von Statusungleichheiten gibt es aber auch andere, wenn man an das chinesische *tianxia*-Modell konzentrischer Kreise denkt, das den Kaiser als Sohn des Himmels im Zentrum verortet und mit zunehmender Entfernung die Staatsbeamten, die eigene Bevölkerung und fremde tributpflichtige Völker um ihn herum ordnet – und dieses Motiv mit der Vorstellung eines Himmels »oben« und einer irdischen Sphäre unterhalb dieses Himmels verschmilzt (Wang 1999). Auch Größenskalierungen sind eine funktional äquivalente Möglichkeit der Darstellung von Statusdifferenzen und finden sich in altägyptischen Darstellungen von überlebensgroßen Pharaonen und kleineren Königinnen, Prinzen und Angehörigen des Hofstaates (Wilkinson 2001: 301). All dies sind Variationen desselben Motivs, die vertikal, horizontal oder durch Größenskalierungen Einheiten zueinander in eine transitive Beziehung setzen. Wenn hier aus Gründen der Einfachheit von Rangüberlegenheit, von Schichten, Spitzen und von oben/unten-Relationen gesprochen wird, ist diese Metaphorik stets vor dem Hintergrund dieser Äquivalente zu

lesen und wird fallweise in horizontale oder vergleichbar skalierte Statusordnungen übersetzt werden müssen.[3]

Mehrere Elemente werden in einer nach dem oben/unten-Schema vorgestellten hierarchischen Statusordnung amalgamiert, stützen einander und vermitteln eine soziale Orientierung:

»(1) ein generelles Prestigegefälle von oben nach unten, das eine durchgehende (nicht nur politische, sondern auch religiös begründete, wirtschaftliche, militärische, wissensmäßige usw.) Rangdifferenz begründet und durch zahlreiche sekundäre Mechanismen wie Statussymbolik, unterschiedliche Kommunikationsweisen, ja selbst unterschiedliche Sprachen für den Verkehr mit Gleichgestellten bzw. Höhergestellten sichtbar gemacht und gestützt wird; (2) eine Aufgabenteilung entsprechend dieser Rangdifferenz in dem Sinne, daß den höherrangigen Rollen andere Tätigkeiten zugewiesen werden als den niederrangigen und entsprechend unterschiedliche Normen und Freiheiten gelten, wobei die Tätigkeit im höheren Rang als die wichtigere gilt; (3) eine entsprechend asymmetrische Kommunikationsstruktur mit Weisungsbefugnis oben und Gehorsamspflicht unten; und schließlich (4) ein Auf-Dauer-Stellen entsprechender Rollen im Sinne eines permanenten Handlungspotenzials und situationsunabhängiger Geltung, wodurch eine nicht nur okkasionell funktionierende, sondern erwartbare Entscheidungsleistung möglich wird« (Luhmann 1987d: 169).

Die wichtigste Voraussetzung für die Leistungsfähigkeit einer Hierarchie oder eines Zentrum/Peripherie-Modells ist das Prinzip der *Transitivität*. Dieses nämlich ermöglicht von jeder beliebigen Position innerhalb einer solchen Statusordnung ausgehend zu ermitteln, ob eine andere Position über- oder untergeordnet, dem Zentrum näher oder ferner ist. Ferner setzt sie die Vorstellung eines Gesamtbestandes an möglichen Positionen voraus, die in einer Hierarchie zueinander in Beziehung gesetzt werden, oder zumindest einen Bestand an generalisierten Kriterien, die für alle Angehörigen einer Statusordnung gelten und damit im Falle einer Erweiterung der Hierarchie die Einordnung neu hinzugekommener Positionen anleitet. Für die hierarchische Ordnung zwischen Menschen fungiert in stratifizierten Gesellschaften pri-

---

3 Interessant wäre in diesem Zusammenhang, die Folgen unterschiedlicher Darstellungen von Statusdifferenzen herauszuarbeiten, die sich aus einem nebeneinander mehrerer Statusordnungen ergeben. So schließt das alteuropäische oben/unten-Schema mehrere parallel verlaufende Statushierarchien (zumindest hypothetisch) nicht aus und verträgt sich daher mit der segmentären Differenzierung von Dynastien, die an den Spitzen ihrer jeweils exklusiven Hierarchien stehen. Das chinesische *tianxia*-Modell hingegen verknüpft die Vorstellung eines einzigen Zentrums mit derjenigen eines territorialen Horizontes und schließt damit die Koexistenz mehrerer Zentren aus.

mär das Kriterium der Geburt als Anhaltspunkt für die Errechnung von Statusdifferenzen und kann ferner durch Ämterhierarchien ergänzt und teilweise substituiert werden. In Sonderfällen kann man sich sogar die gesamte Welt nicht nur als abgeschlossene Gesamtheit aller Menschen und Dinge vorstellen, als *universitas rerum*, sondern darüber hinaus als eine einzige transitive Hierarchie, in der idealerweise jedes Ding und jeder Mensch jeweils eine einzige Position innehat (Chasseneuz 1579; für einen neuen Anlauf siehe Kipfer 2008).

Eine Hierarchie erfordert außerdem einen Fixpunkt, der alle anderen Statusrelationen auf sich hin ordnet. Diesen bildet im oben/unten-Schema freilich die Spitze, deren Sonderproblem darin besteht, dass nach deren Erreichen kein weiterer Aufstieg mehr möglich ist. Damit brechen auch Möglichkeiten der Solidarisierung weg, die daraus erwachsen, dass der Übergeordnete seinerseits einem weiteren Übergeordneten untergeordnet ist, und man sich als Untergeordneter mit ihm auf Grundlage dieser Gemeinsamkeit verbünden kann. Wer die oberste Spitzenposition erreichen möchte, muss sich daher mit niedrigeren Positionen solidarisieren und züchtet damit zugleich seine künftigen Widersacher heran (Burling 1974: 265). Die Folgeprobleme einer deshalb riskanten Position an der Spitze für die gesamte Statusordnung können aber auf verschiedene Weise abgefedert werden:

Entweder wird die Hierarchie gedanklich zu einer übergeordneten und dann transzendenten Spitze fortgesetzt, mit dem Folgeproblem, dass der Herrscher sich selbst als Repräsentant höherer Mächte stilisieren muss und seine Handlungen nicht seiner Willkür zugerechnet werden können, sondern als Folge göttlicher Intervention oder prophetischer Einsicht beobachtet werden. Dann braucht man aber einen Klerus, der den göttlichen Fingerzeig (an)erkennt und etwa durch Divinationspraktiken dann auch: mitlenken kann (Potter 1994). Äquivalent dazu kann die Spitze kommunikativ abgeschottet werden, sodass sie primär rituelle Funktionen übernimmt, der Zugang zu ihr auf wenige Personen beschränkt wird und sie politisch einflusslos bleibt. Ein prominentes Beispiel dafür bietet die rein zeremonielle Stellung des japanischen Kaisers insbesondere während der Zeit des Tokugawa-*bakufu* (Ehmcke 2015). Schließlich kann die Spitze genau gegenläufig dazu kommunikativ verdichtet werden, sei es in Form eines Fürstenhofs oder einer Stadtregierung, sodass die Risiken einer Existenz an der Spitze durch Pluralisierung und wechselseitige Steigerung von Abhängigkeiten und

Unabhängigkeiten[4] reduziert werden, Nahestehende um Einfluss und Gunst der Spitze streiten und sich dadurch gegenseitig in Schach halten (Elias 1983; 1997: 155ff., Bd 2; vgl. Duindam 1993: 137ff.).[5]

Neben letztgenannten Formen der Rivalität innerhalb einer Statusordnung gibt es die für diplomatische Interaktionen viel wichtigere Form der Rivalität zwischen mehreren parallel gebildeten Hierarchien und damit: mehreren Spitzen, die nicht zu einer einzigen Statusordnung synthetisiert werden können. Das kann daran liegen, dass sie sich in zuvor kontaktlosen Gesellschaften gebildet haben, damit auch auf inkompatiblen Kosmologien beruhen und unterschiedliche Kriterien für die Begründung ihrer Statusordnungen institutionalisiert haben. Die Folgeprobleme und Ausweichmöglichkeiten, die sich aus inkommensurablen Weltentwürfen und ihren Statusordnungen ergeben, waren hier bereits Gegenstand ausführlicher Überlegungen.

Innerhalb einer kosmologisch integrierten Gesellschaft kann es ebenso zur Differenzierung einer Mehrzahl von parallelen Hierarchien kommen, wenn sich, wie im Fall der europäischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, mehrere Zentren herausbilden, die untereinander derart verflochten sind, dass zwar eine hierarchische Gesamtordnung hypothetisch denkbar wird, deren Kriterien aber in dem Maße unklar werden, als sich einerseits politische, ökonomische und religiös-kosmologische Logiken voneinander entkoppeln, sowie andererseits sehr unterschiedliche Formen politischer Herrschaft realisiert werden, deren Ähnlichkeit fraglich wird. Dann gibt es zwar die prekäre aber doch vorhandene Vorstellung einer *christianitas* mit einer religiös legitimierten Spitze (oder einer weltlich-geistlichen Doppelspitze), die aber weder den Ausgang von Kriegen noch die Dynamik politischer Allianzbildungen oder die Verteilung von Vermögen steuern kann. Reichtum, Macht, Kriegsglück und religiöse Legitimation fallen also nicht zwangsläufig

---

4 Macht und Einfluss potenzieren sich in einer Hierarchie schließlich nicht mit jeder weiteren Stufe, die man auf dem Weg nach oben erklimmt, sondern werden auch für die Bildung gegenläufiger Machtketten eingesetzt, in denen Rangniedere Einfluss über Ranghöhere ausüben können.

5 Wie überall ist die Typisierung funktionaler Äquivalente auch hier nicht in dem Sinne zu verstehen, dass etwa jedes politische Zentrum nur eine bestimmte Lösung wählt. Man wird vielmehr von einer Mischung, wenn nicht sogar von einer zeitlichen Sequenz ausgehen können, die auch vom Lebenszyklus der Person an der Spitze abhängt, wenn diese in der Hochblüte ihrer Herrschaft den Hochadel an sich bindet und in späteren Jahren wegen zunehmender Alterserscheinungen isoliert werden muss. Vorzüglich hierzu: Duindam (2016: 83ff.).

in einer Spitze zusammen. Daraus ergeben sich Statusinkongruenzen, sodass je nach gewähltem Statuskriterium auch die Definition der Spitze variiert: Bezieht man sich auf das Alter einer Dynastie, gelangt man zu anderen Ergebnissen, als wenn Statusungleichheiten durch militärische Erfolge oder angehäufte Reichtümer begründet werden. Die frühneuzeitlichen Versuche, eine Vielzahl möglicher Kriterien im Rahmen einer Zeremonialwissenschaft zu systematisieren und in eine transitive Ordnung zu bringen, lassen zwar einen gewissen Gelehrtenkonsens darüber erkennen, dass das Alter einer Herrscherwürde das wichtigste Kriterium der Statusordnung darstellt und somit dem römisch-deutsche Kaiser (in der Nachfolge des römischen Reichs) der Platz an der Spitze der zeremoniellen Rangliste europäischer Herrscher gebührt (Stollberg-Rilinger 2014a). Darüber hinaus konnte aber keine Einigung darüber erzielt werden, wie weitere Kriterien wie militärische Verdienste, Landbesitz oder prunkvolle Hofhaltung zu gewichten seien, zumal die Zeremonialwissenschaft maßgeblich von der Gunst ihrer fürstlichen Förderer abhing, was eine objektive Einschätzung der Rangordnung europäischer Geschlechter zumindest erschwert haben dürfte (Bauer 1995). Protestantische Autoren nehmen dabei naturgemäß eine skeptische Haltung gegenüber der oft als Vorbild herangezogenen zeremoniellen Rangordnung an der päpstlichen Kurie ein (Lünig 1719), während englische Autoren ebenso naturgemäß wenig Bereitschaft erkennen lassen, den französischen oder spanischen Königen einen zeremoniellen Vorrang vor dem König von England zuzugestehen (Howell 1664).

Gekrönte Häupter und die dynastischen »Häuser«, denen sie angehören, sind mitnichten die einzigen Adressaten diplomatischer Kommunikation in stratifizierten Gesellschaften. Vielmehr kommen sehr heterogene adressierbare Bezugssysteme für diplomatische Kommunikation infrage (Buzan/Little 2000: 167ff.): Reichsbildungen, Republiken, Städte, Handelskompanien, Korporationen wie der Deutsche Orden (Jähnig 2011: 127ff.; Kubon 2016) und Interaktionszusammenhänge (wie der Immerwährende Reichstag oder der Attischen Seebund) wären hier zu nennen. Deren Grad an Formalisierung variiert zwar stark, lässt sich aber in einigen Hinsichten näher bestimmen.

Zunächst muss zwischen Schichtung, Zentralisierung und Staatlichkeit unterschieden werden. Aber schon an diesem Punkt scheiden sich die Geister. Man findet Autoren, die jede Form der Zentralisierung in Oberschichten unter dem Begriff der Staatsentstehung diskutieren und diesen selbst für das europäische Mittelalter fruchtbar machen wollen (Airlie u.a. 2006; Innes

2001). Demgegenüber finden sich Positionen, die den Staatsbegriff enger fassen, etwa im Sinne eines Institutionenkomplexes, der politische Führung, gewaltbasierte Institutionen (Militär/Polizei) sowie geld- und wissensbasierte Institutionen (also Steuerwesen und Verwaltung) umfasst (Wimmer 2000). Diese Institutionenkomplexe lassen sich dann auch in einigen vormodernen Gesellschaften identifizieren, und stellen – im Gegensatz zur modernen Gesellschaft – die primären Träger stratifikatorischer Differenzierung der Gesellschaft dar (Wimmer 1996: 284ff.; Yoffee 2004: 15ff.). Und schließlich optiert Luhmann (1987e) dafür, den Staatsbegriff ausschließlich im Kontext der modernen Gesellschaft zu verwenden, wo er einerseits die »Zentralorganisation« des politischen Systems beschreibt und andererseits der Selbstbeschreibung des politischen Systems insgesamt dient (Luhmann 2002: 245). Während im ersten Fall unklar bleibt, was der Staatsbegriff eigentlich noch besagen kann, wenn man bereits im Mittelalter von Staatlichkeit spricht, ergeben sich im zweiten Fall Probleme wissenssoziologischer Art, wenn politische Zentren sich nicht selbst als »Staat« beschreiben. Im letzten Fall stellt sich schließlich die Frage, wie empirisch beobachtbare Formen der Formalisierung kollektiv bindender Kommunikation zu beschreiben sind, wenn man lediglich Selbstbeschreibungsbegriffe zulässt, um dann aber von vormodernen »Reichsbürokratien« zu sprechen (Luhmann 1997: 670f.).

Ein Lösungsvorschlag wäre, zunächst vom Bezugsproblemen der Entkopplung von Anwesenheit und kollektiver Bindungswirkung auszugehen und historisch variierende Lösungen dieses Problems in einen Vergleichszusammenhang zu setzen (Giddens 1987: 90ff.).

Wie bereits gezeigt wurde, resultiert in segmentären Gesellschaften die Bindungswirkung politischer Kommunikation in erheblichem Maße aus der Anwesenheit und der Partizipation in bestimmten Interaktionen. Das gilt auch für diplomatische Verhandlungen, die zumindest phasenweise die Zusammenkunft aller Betroffenen erfordern. Vor allem durch die Partizipation an diesen Interaktionen werden die Teilnehmer an ihre eigenen Selbstdarstellungen bis zu einem gewissen Umfang gebunden. Man kann wohl auch in segmentären Gesellschaften von Zusammenkünften des Dorfes ausgeschlossen werden oder selbst die Teilnahme verweigern. Das kann im Extremfall jedoch bedeuten, dass die getroffenen Vereinbarungen Abwesende nicht mitbinden. Stratifizierte Gesellschaften können sich demgegenüber nicht allein auf der Basis freiwilliger Anwesenheit ausdifferenzieren, sondern müssen stattdessen Substitute finden, die eine generalisierbare kollektive

Bindungswirkung auch für Abwesende zeitigen können. Diese können, ohne Anspruch auf Vollständigkeit,

- in der Umstellung auf Strukturhierarchien,
- in der Formalisierung politischer Kommunikation in Form von Ämtern,
- in der Ausdifferenzierung von Kommunikationsmedien und
- in den Folgen des Schriftgebrauchs

verortet werden.

9.2 Bindung trotz Abwesenheit

Im Unterschied zu segmentären Gesellschaften lösen stratifizierte Gesellschaften das Problem des interaktiven Skalarstress nicht durch inklusive *sequential hierarchies*, in denen die Interaktionsdichte mit dem jeweils umfassenden gesellschaftlichen Subsystem abnimmt und Kontakte seltener und prekärer werden. Stattdessen stellen sie auf exklusive Strukturhierarchien um, bündeln gesellschaftlich folgenreiche und kollektiv bindende Kommunikation in der Oberschicht und reduzieren die Anzahl relevanter Informations- und Störquellen, indem sie untere Schichten als abwesend behandeln und deren Gehorsam als generalisiert voraussetzen müssen. Die Leistung der Oberschicht und ihrer Interaktionen kann deshalb (von Zeitgenossen) geradezu in der Repräsentation der Gesamtgesellschaft und damit zugleich auch: in der Repräsentation aller Abwesenden in unteren Schichten gesehen werden (Luhmann 1997: 920ff.). Gleichwohl ist die Oberschicht selbst keine Dauerinteraktion. Vielmehr ist die Kombination von Anwesenheit und Abwesenheit einerseits unvermeidbar, andererseits aber auch eine wichtige Machttechnik in der Oberschicht. Das sieht man an der japanischen Praxis des *sankin kōtai*, also der teilweisen Anwesenheitspflicht der Provinzfürsten (*daimyō*) in der Hauptstadt Edo (Vaporis 2008), aber auch an der politischen Bedeutung des Exils (Kelly 2006) oder des Rückzugs der Oberschicht des römischen Reichs in ihre ländlichen Villen (Habenstein 2015). Andererseits verhindern die strukturellen Ungleichheiten innerhalb der Oberschicht, dass die Verteilung von Aufgaben je nach situativen Interaktionserfordernissen variiert, sondern legen stattdessen abstraktere, auf Dauer gestellte Symbolisierungen nahe, die ihren Sinn auch situationsübergreifend beibehalten und

zugleich die Anwesenheit in gesamtgesellschaftlich relevanten Interaktionen an bestimmte Teilnahmebedingungen knüpfen.

Wo die Teilnahme an bestimmten Interaktionen von der Anerkennung von Erwartungen abhängt, die mit der Übernahme eines Amtes symbolisiert wird, und wo diese Bedingungen und Erwartungen einen abgrenzbaren Sinnzusammenhang bilden, kann von *Formalisierung* gesprochen werden (Luhmann 1995b: 34ff.). Formalisierung ist ein steigerungsfähiger Prozess sozialer Ordnungsbildung. Wie am Beispiel der Rekrutierung von Gesandten bei den Irokesen gezeigt wurde, kann bereits für Interaktionszusammenhänge ein Mindestmaß an Formalisierung erforderlich sein. Eine Steigerung erfährt die Formalisierung demgegenüber in *Korporationen*, die auch jenseits von Interaktionsepisoden bestand haben (Schlögl 2014: 72f., 256ff.; Stichweh 2000c: 19f.).

Eine historische Soziologie der Korporation, die auch nur annähernd das konzeptionelle und methodische Raffinement der Soziologie moderner Organisationen erreichen würde, stellt nach wie vor ein großes Desiderat dar.[6] Wenn es aber zutrifft, dass Korporationen in stratifizierten Gesellschaften keine eigenständige Ebene der Systembildung darstellen und bei weitem noch nicht so abgrenzbar sind wie moderne Organisationen, werden soziologische Beschreibungen langfristig weder auf interaktions- noch auf gesellschaftstheoretische Konzepte verzichten können (Smith 1974: 241ff.). Denn im Gegensatz zu modernen Organisationen sind Korporationen in Belangen der Rekrutierung von Personal, der Programmierung und der Gestaltung von Kommunikationswegen weitgehend an gesellschaftliche Vorgaben gebunden: Die Rekrutierung kann nicht unabhängig von gesellschaftlicher Schichtung erfolgen. Die Kommunikationswege und Interaktionschancen werden primär durch ein Zeremoniell bestimmt, das auf den gesellschaftlichen Status der Mitglieder Rücksicht zu nehmen hat. Die Programmierung orientiert sich außerdem weniger an organisationsinternen Zwecken, sondern an der kosmologischen Weltprojektion der Gesellschaft (Luhmann

6 Sie wird jedenfalls nicht ohne Verzerrungen und Übersetzungsverluste Begriffe aus dem Kontext moderner Organisationen auf Korporationen übertragen können um letztere etwa als zielgerichtete, zweckrationale und lernfähige Systeme zu charakterisieren (so aber Reiber 2005: 22ff.). Vielversprechender sind hier schon eher »praxeologische« Zugänge, die in der Lage sind, historische Semantiken (etwa: einer sich ausdifferenzierenden Verwaltungsterminologie) mit medientheoretischen Überlegungen zu kombinieren und die Ausdifferenzierung formaler Strukturen als historisch kontingenten Evolutionsprozess zu rekonstruieren (vorbildlich: Kypta 2014: insb. 23ff., 208ff.).

2015: 20). Wird aber die Rekrutierung, wie im Falle der chinesischen Reichsverwaltung, von Aufnahme- und Aufstiegsprüfungen abhängig gemacht, müssen die gewonnen Freiheiten gegenüber der gesellschaftlichen Schichtungsstruktur durch ein festgezurrtes Zeremoniell und eine entsprechende kosmologische Programmierung wieder eingehegt werden. Die wechselseitige Verknüpfung dieser Prämissen wird in Korporationen über Ämter vermittelt, die ein vormodernes Äquivalent zu organisatorischen Stellen bilden, aber in den genannten Hinsichten weitaus weniger flexibel zwischen korporativen Strukturen vermitteln können.

Ämter ermöglichen aber immerhin ein Auseinanderziehen von Teilnehmerrollen und Anwesenheitserfordernissen und sind abhängig von der Akzeptanz vorformulierter Bedingungen, an die man sich auch nach der Amtsübernahme zu halten hat. Sie bilden außerdem Substitutionsgesichtspunkte für die Rekrutierung der Amtsinhaber, sodass es für die Erfüllung von Aufgaben nicht genügt, lediglich der Oberschicht anzugehören oder in einen Status hineingeboren zu werden (Burling 1974; Goody 1966). Das gilt insbesondere für das (Ehren-)Amt einer Gesandtschaft. Ob man dieses durch Wahl, Auslosung, Patronage, Mord oder Bestechung erwirbt: Man benötigt die richtigen Kontakte, Einflussmöglichkeiten, materielle Ressourcen und mitunter auch eine adäquate Ausbildung, die oft erst durch eine privilegierte Herkunft sichergestellt werden kann. Da diese Faktoren auch innerhalb der Oberschicht variieren und die keineswegs ausgeschlossenen Fälle sozialer Mobilität dazu führen, dass nicht immer dieselben Familien dieselben diplomatischen Funktionen übernehmen können (Sato 2015), steigert eine Ämterstruktur die Elastizität der Oberschicht, macht sie von Interaktionsdynamiken, Verwandtschaftsstrukturen und von der Lebensdauer von Individuen unabhängiger und schiebt sich allmählich zwischen die Ebenen der Interaktion und der Gesellschaft.

Ein weiteres Vehikel der Entkopplung von Anwesenheit und kollektiver Bindungswirkung bildet die Ausdifferenzierung von *symbolisch generalisierter Macht*. Deren Bindungswirkung beruht weniger auf *facework commitments* in Interaktionen, sondern auf der Überschätzbarkeit von angedrohten Sanktionen, die auch Abwesende zu überzeugen vermögen und sie auf diese Weise kollektiv binden. Zu den wichtigsten Sanktionsmitteln gehört die Ausübung überlegener physischer Gewalt, die aber nicht selbst als Ausdruck von Macht, sondern als deren »Nullpunkt«, als Scheitern von machtbasierter Kommunikation gelten kann (Luhmann 2002: 46). Wo Gewalt angewendet werden muss, hat Macht ihr Drohpotenzial und damit ihre Effektivität

verwirkt. Wo Macht aber funktioniert, treten an die Stelle der unmittelbaren Gewaltanwendung situationsunabhängig verfügbare Symbole, wie Amtsinsignien, die für die Möglichkeit der Gewaltanwendung oder der Realisierung von Vermeidungsalternativen stehen und bereits als solche die ansonsten unwahrscheinliche Funktion der Selektionsverknüpfung zwischen Machtüberlegenen und (anwesenden wie abwesenden) Machtunterworfenen erfüllen (Luhmann 2012a: 39ff.).

Die Aufrechterhaltung und zeitliche Generalisierung dieser Möglichkeit wird primär dadurch gewährleistet, dass die Ausübung von Gewalt zur Mitgliedschaftsbedingung in Korporationen wird, und damit nicht bei jedem Anlass erst ausgehandelt werden muss (Kuchler 2013: 53). Ob nun auf Konskriptionsarmeen, Söldnertruppen oder auf ein stehendes Heer zurückgegriffen wird: Die auf überlegener Gewalt basierende Macht wird in dem Maße zu einer situationsunabhängig verfügbaren Kapazität, als deren Einsatz, im Gegensatz zur *ad hoc*-Mobilisierung von erst zu überzeugenden Bündnispartnern und Kampfgenossen, mit vergleichsweise geringen Transaktionskosten einhergeht. Diese Kapazität muss gleichwohl durch ökonomische Ressourcen aufrechterhalten werden, sodass sie entweder auf Plünderungen und Beutezüge angewiesen ist und folglich eher dann eingesetzt werden kann, wenn sie sich auf attraktive, plünderbare Ziele richtet. Oder sie wird in gewaltbereiten Korporationen auf Dauer gestellt, die ihre Truppen auch in öden, aber womöglich strategisch wichtigen Landstrichen platzieren und trotzdem versorgen und bezahlen können. Jene Korporationen, die auf der Grundlage überlegener Gewaltmittel zentrale politische Funktionen übernehmen, werden zunächst in Städten und Reichszentren beobachtbar (Wimmer 1996: 240f.; Giddens 1987: 97ff.) und erhalten sich auf der Grundlage von *free-floating resources*, die aus unteren Schichten oder aus der Peripherie extrahiert werden müssen (Eisenstadt 1963: 26ff.). Letztere »verwaltet« sich aber weitgehend selbst, sei es durch eine Provinzelite, die zur Dauergefahr der Hocharistokratie in den Städten wird, oder durch weitgehende Beibehaltung segmentärer Differenzierungsformen. Sie wird der Existenz der korporativen Verwaltung im Zentrum vor allem dann gewahr, wenn Steuern eingehoben und Heere aufgestellt werden oder wenn Peripherien und Unterschichten selbst von den Konflikten in der kriegerischen Oberschicht in Mitleidenschaft gezogen werden (Kautsky 1997: 118ff.; Kuchler 2013: 182ff.).

In stratifizierten Gesellschaften ist Macht im hier beschriebenen Sinne aber nicht als rein politische Macht ausdifferenziert und als Entscheidungs-

macht spezifiziert. Vielmehr kann von einer Einheit der Medien Macht und Wahrheit insofern gesprochen werden, als davon ausgegangen wird, dass Machtüberlegene nicht entscheiden, sondern eher im Sinne einer Autorität glaubhaft vermitteln müssen, dass für ihre eigenen Selektionen und Präferenzen höhere Gründe vorliegen, die nur sie erkennen können (Luhmann 2012a: 38). Das liegt auch insofern nahe, als in diesen Gesellschaften noch eine hohe Statuskongruenz vorausgesetzt werden kann: »Wer politisch herrscht, muß auch reich sein, muß auch als wissend gelten, muß mit den Besten des Landes verwandt sein, das sichtbar beste Haus bewohnen und den größten Haushalt haben, muß militärisch führen usw., kurz: in allen oder fast allen Hinsichten hervorragen« (Luhmann 1987d: 170). Dieses weitgehende, aber wohl nie perfekte Zusammenfallen von Prominenzmerkmalen in der Oberschicht vermittelt einen Eindruck der Alternativenlosigkeit, der zur Stabilisierung schichtmäßiger Differenzen maßgeblich beiträgt. Das bedeutet aber keineswegs ungebundene Verfügungsgewalt der Machtüberlegenen. Stattdessen werden deren Spielräume durch Konsistenzzwänge moralisch-kosmologischer Art, sowie durch Erfordernisse und Folgeprobleme der patrimonialen Gabenökonomie einerseits konditioniert, andererseits aber auch wechselseitig aneinander gesteigert.[7]

Viel wichtiger dürfte aber eine Reihe weiterer »einfacher Kommunikationsmedien« (Schlögl o. J.)[8] wie Ehre, Prestige, Reziprozität oder Ritualisierung sein, die gesamtgesellschaftliche Relevanz haben und Erfolgschancen in der Kommunikation strukturieren, sich dann aber mit zunehmender funktionaler Differenzierung der Gesellschaft auf andere Ebenen sozialer Systembildung wie in Interaktionen und Organisationen verlagern und dort einen Bedeutungswandel erfahren (für Tausch, Achtung und Höflichkeit in Organisationen siehe Luhmann 1995b: Kap. 24). Sie sind »einfache« Medien insofern, als sie nicht reflexiv auf sich selbst anwendbar sind. Ferner kann es zwar, wie etwa beim Tausch, zu Kettenbildungen kommen. Diese bieten jedoch, etwa im Vergleich zur modernen Geldwirtschaft, weder hinreichende Sicherheit noch Motivation in einzelnen Transaktionen. Man kann in der modernen Gesellschaft außerdem in Geld investieren, sich der Macht der Mächtigen bemächtigen und nach dem Wahrheitsgehalt der Wahrheit fragen. Es ergibt jedoch wenig Sinn das Ritual zu ritualisieren, die Ehre zu

7 So sinngemäß auch Michael Mann (1990: 46ff.) mit seiner Unterscheidung von ideologischer und politischer Macht.

8 Wichtige Impulse zu diesen Überlegungen verdanke ich Rudolf Schlögl, der mir freundlicherweise Einblick in ein noch unveröffentlichtes Manuskript gewährte.

ehren oder Reziprozität zu tauschen. Nichtsdestotrotz sind auch diese einfachen Medien vor allem in vormodernen Korporationen konvertierbar: Wer Interaktionsgeschick bei Hofe beweist, kann mit Ämtern oder Pfründen belohnt werden, und wer über Geld verfügt, kann sich Ehrentitel oder Privatarmeen zulegen. Diplomatische Missionen zählen gleichwohl zu jenen Anlässen, die in stratifizierten Gesellschaften notorisch schlecht oder überhaupt nicht bezahlt werden und oftmals aus der eigenen Tasche der Gesandten finanziert werden müssen, dafür aber Chancen auf Ehre, Prestige und Einfluss eröffnen.

Ohne die Entwicklung *schriftlicher Kommunikation* ist die Ausdifferenzierung symbolisch generalisierter Medien kaum vorstellbar. Überhaupt ist sie zwar keineswegs die einzige, wohl aber eine kritische Bedingung der Entkopplung von Anwesenheitserfordernissen und Kommunikation im Allgemeinen und von kollektiver Bindungswirkung im Besonderen. Das bedeutet nicht, dass kollektiv bindende Kommunikation nun auf Anwesenheit verzichten könnte. Die durch Schrift ermöglichten Leistungssteigerungen beruhen nämlich weniger auf der Ablösung der Sprache durch Schriftlichkeit, sondern auf den kombinatorischen Möglichkeiten, die sich aus der Alternative zwischen anwesenheits- und schriftvermittelter Kommunikation ergeben. Das gilt im Besonderen für diplomatische Kommunikation, aus der, wie noch gezeigt wird, Interaktionen kaum wegzudenken sind. So ergibt sich die Bindungswirkung von diplomatisch verhandelten Verträgen nicht primär aus deren Unterzeichnung, sondern aus gesprochenen Schwurformeln, die erst in der Interaktion performativ den Vertrag in Kraft setzen (Benham 2011: 145ff.; Jönsson/Hall 2005: 48ff.). Diplomatische Kommunikation wird dennoch primär zur Arbeit mit und an Texten und verändert sich dadurch radikaler, als man es ihren Interaktionen ansehen könnte. Sie ermöglicht es der Spitze einer gesellschaftlichen Hierarchie auch in Abwesenheit zu regieren und diplomatisch zu kommunizieren, sodass diese nun nicht zwingend auf persönliche Mobilität angewiesen ist und dennoch ihren Aktionsradius enorm ausweiten kann. Mit Schriftlichkeit geht aber auch insofern eine Zeitersparnis und Effizienzsteigerung einher, als sie im Gegensatz zu Interaktionen nicht die Inaktivität von Anwesenden in Kauf nehmen muss, die erst warten müssen, bis sie zu Wort kommen können (Luhmann 1983: 211). Sie entlastet kollektiv bindende Kommunikation außerdem von Konsenserfordernissen, da schriftlich artikulierter Widerspruch nicht an Ort und Stelle erwidert werden muss und insofern auch gesichtsschonender verar-

beitbar ist (Bohn 1999: 89ff.). Alle diese Vorzüge der Schrift kommen jedoch erst dann voll zur Geltung, wenn sie mit der Möglichkeit der Interaktion unter Anwesenden kombiniert werden und dann etwa erzielte Konsensbeschlüsse schriftlich fixiert, Interaktionen protokolliert und Anweisungen für das Verhalten in Interaktionen schriftlich übermittelt werden können.

In vielen Hinsichten, auf die später noch einzugehen sein wird, ermöglicht die Schrift also Effizienzsteigerungen und Vereinfachungen, verursacht aber auch Komplikationen und Folgeprobleme. Denn im Gegensatz zur Anwesenheit ist die Zirkulation von Texten weitaus schwerer zu kontrollieren (Bowman/Woolf 1996: 8ff.) und die Sachhaltigkeit schriftlicher Kommunikation ist unter den Bedingungen der Abwesenheit und der damit wegfallenden Verifikation durch einen gemeinsamen Wahrnehmungskontext weitaus schwerer zu gewährleisten. Wer seine Macht auf eine schriftbasierte Verwaltung stützt, muss darauf vertrauen, vollständig und wahrheitsgetreu informiert zu werden (Bohn 1999: 138ff.) – das gilt auch und im Besonderen für die eigenen Gesandten.

Ferner kann man zwar sagen, dass Schriftlichkeit auch die Ausbildung eines kommunikativen »Speichers« ermöglicht, der die Gesellschaft weitaus unabhängiger von der Lebensdauer von Individuen und deren persönlichen Gedächtnisleistungen macht und zu einer wichtigen Machtressource wird (Giddens 1987: 94f.). Richtig ist aber auch, dass sie ein Auseinanderziehen von Realitätsebenen ermöglicht, sodass Texte in dem Maße, wie sie aufeinander verweisen und zu einem »Hypertext« werden, auch an »Eigenwert« gewinnen (Bohn 1999: 150ff.), mithin zu einer Realität *sui generis* werden, die auf die interaktiv erfahrbare Realität zurückwirkt und deren Möglichkeiten mitkonditionieren. Solche Hypertexte können die Volatilität der Kommunikation erheblich einschränken, da man nun auch vor dem Hintergrund schriftlicher Zeugnisse mit neuen Konsistenzansprüchen an Handlungen konfrontiert wird. Die Herrscher werden zu Gefangenen ihres Archivs, müssen auch dann auf bereits Geschriebenes Rücksicht nehmen, wenn dieses nicht von ihnen selbst, sondern von den Altvorderen verfasst wurde. Archive sind in diesem Sinne nicht zuletzt auch funktionale Äquivalente für Verfassungen, also Instrumente der Selbstbindung politisch-rechtlicher Kommunikation. Außerdem trägt Schrift dazu bei, dass Konflikte durchaus ganze Generationen überleben können, wenn sie in Dokumenten laufend in Erinnerung gebracht werden, sodass man noch in frühneuzeitlichen Friedensverträgen auf die paradoxe Form der *oblivio*-Klausel zurückgreift, mit der man verspricht, den nun beigelegten Konflikt auf ewig zu vergessen

(Fisch 1979: 92ff.) – obwohl man freilich den Vertrag mit dieser Klausel aufbewahren muss, der gerade als Zeugnis des Konflikts an denselben erinnert. Auch Allianzen können nicht bei jeder Interaktion aufgekündigt werden und neue Bündnispartner können nicht allein durch interaktive Akklamation in die eigene Verwandtschaft eingegliedert werden, um im Falle eines Konfliktes wieder aus ihr entlassen zu werden. Gerade in der gesellschaftlichen Spitze gibt es nämlich statt einer *ad hoc* manipulierbaren Verwandtschaftssymbolik nun eine schriftlich aufgezeichnete Genealogie, die mit zunehmender Verbreitung und Vervielfältigung kaum noch rückgängig gemacht werden kann und Spielräume der Allianzbildung durch Verheiratung erheblich einschränkt (Freedman 1966: 42; Goody/Watt 1981: 51ff.). Selbst die gesellschaftliche Kosmologie kann nicht analog zu den Mythen segmentärer Gesellschaften je nach Anlass umgedeutet oder ausgebaut werden. Denn ihre schriftliche Fixierung erfordert nun eine weitgehende Konditionierung des Interpretationsspielraums, der nicht interaktiv und situativ variieren kann, sondern wiederum weitgehend von schriftlich fixierten und tradierten Regeln des Kommentars und der Exegese abhängt (Vesting 2011a: 40f.).

Die Schrift steigert zwar die Kapazität kollektiv bindender Kommunikation, indem sie auch Abwesende zu binden vermag. Sie bindet aber nicht nur Abwesende an den Willen eines Machtüberlegenen, bindet nicht nur den Gesandten an die Anweisungen seines Prinzipals, sondern sie bindet vor allem den Machthaber selbst – sei es gegenüber den eigenen Machtunterlegenen, dem eigenen Gesandten oder gegenüber fremden Machthabern im Kontext diplomatischer Kommunikation.

Mit der Umstellung auf Strukturhierarchien, der Entstehung von Korporationen, der Ausdifferenzierung des Machtmediums und der Erfindung der Schrift wurden hier vier Variablen diskutiert, die als kritisch für die Lösung des Problems der politischen Bindung Abwesender erachtet werden können. Es versteht sich von selbst, dass mit diesen Möglichkeiten der Bindung Abwesender auch neue Formen politischer Verfasstheit vom Stadtstaat, über das regional begrenzte Königtum bis zum Imperium kontinentalen Ausmaßes möglich werden (für einschlägige Typologien siehe Buzan/Little 2000: 167ff.; Chase-Dunn/Hall 1991: 23; Osterhammel 2002: 380; Service 1975). Ebenso leuchtet ein, dass diese Systeme nicht allein auf Verwandtschaftsbeziehungen basieren können. Denn einerseits legt eine Oberschicht großen Wert darauf, nicht mit jener Unterschicht verwandt zu sein, die Steuern abliefert und auch ungefragt zum Kriegsdienst eingezogen werden kann.

Andererseits erreichen die großen Imperien der Weltgeschichte Dimensionen, die es faktisch ausschließen, dass kollektiv bindende Kommunikation allein eine Angelegenheit unter Verwandten bleibt. Man wird vielmehr die Rolle von Patronagenetzwerken, von Verwaltungskorporationen, Institutionen wie dem römischen Bürgerrecht aber auch die Bedeutung von weltpolitischen Verträgen und Tributbeziehungen in diesem Zusammenhang würdigen müssen, die alle auf ihre Weise dazu beitragen, dass mit sehr unterschiedlichen Formen politischer Systembildung experimentiert wird.

In stratifizierten Gesellschaften stößt diplomatische Kommunikation jedenfalls auf Bedingungen, die ihren Verhandlungsspielraum im Vergleich zur diplomatischen Kommunikation segmentärer Gesellschaften einerseits vergrößern andererseits aber auch verringern. Stratifizierte Gesellschaften substituieren nämlich zugleich Probleme und Chancen, die sich in segmentären Gesellschaften aus einer komplexen Verwandtschaftssemantik, einer ökologischen Umwelt mit adressierbaren Pflanzen, Tieren und Artefakten und schließlich aus der eher egalitären Sozialstruktur ergeben. Auf Verwandtschaft kommt es in der diplomatischen Kommunikation stratifizierter Gesellschaften allenfalls in der Oberschicht an, die nun alternative Mittel und Wege finden muss, um andere gesellschaftliche Subsysteme einzubinden. Die ökologische Umwelt ist, sieht man von Göttern ab, weitgehend desozialisiert, womit aber auch Möglichkeiten der kommunikativen Einbindung von Artefakten (wie etwa dem *wampum*) gekappt werden. Zu guter Letzt muss die diplomatische Kommunikation stratifizierter Gesellschaften weitgehend auf konsensuelle Beschlüsse unter Gleichrangigen verzichten und dafür eine erhöhte Konfliktanfälligkeit und das Problem der politischen Bindung Abwesender in Kauf nehmen. Die hier skizzierten Bedingungen sollen nun mit der bewährten Auftrennung in Sinndimensionen weiter verfeinert werden.

10 Sachdimension: Diplomatische Rollen und Kontaktebenen

10.1 Zur Differenzierung diplomatischer Kontaktebenen

Diplomatische Kommunikation kann in dem Maße in sachlicher Hinsicht Autonomie erlangen, wie es ihr gelingt, sehr verschiedene Handlungen nach Maßgabe eigener Relevanzkriterien in einen Sachzusammenhang zu bringen und sie für die Lösung ihres Bezugsproblems einzusetzen. Je mehr Indifferenz sie sich dabei gegenüber konkreten Situationen, Interaktionsthemen oder Einzelpersonen erlauben kann, desto unähnlicher und uneinheitlicher können also jene Handlungen sein, zwischen denen ein diplomatischer Zusammenhang besteht. Die diplomatische Kommunikation segmentärer Gesellschaften wird, wie ausführlich gezeigt wurde, vor allem in konkreten Situationen erkennbar, in denen bestimmte Probleme, Ereignisse und Personen verknüpft werden: Man sucht Verbündete, um ein benachbartes Dorf anzugreifen. Bereits das Problem der Rekrutierung für diese Aufgabe hängt vom Verwandtschaftsstatus und von der Bekanntheit von Einzelpersonen ab, die in einer bestimmten Situation als Gesandte naheliegen. Diese erleben die an sie adressierten Erwartungen jedoch weniger als isolierbare Rolle, sondern als Bestandteil eines relativ festgelegten Rollenkomplexes, der ihnen zufällt und allenfalls in seiner Gänze, in Form von Statuspassagen, zu Gunsten anderer Rollenkomplexe abgelegt werden kann.

Diese Bedingungen ändern sich, wenn die Möglichkeiten der Symbolisierung sachlicher Zusammenhänge einerseits generalisierter und andererseits funktional spezifischer werden. Die Differenzierungsform und die Kommunikationsmedien stratifizierter Gesellschaften erlauben – wenn auch mit bestimmten Einschränkungen – beides: Einerseits können in Ansätzen generalisierte diplomatische Sachzusammenhänge über Rollen und Ämter hergestellt werden, die nicht von konkreten Personen abhängen und damit auch die Thematisierung unpersönlicher Sachverhalte ermöglichen. Andererseits müssen diese Rollen aber auch funktional definiert werden und in

Interaktionen zwischen Rollenträgern eine bestimmte Themenhygiene gewährleisten, was in den hier diskutierten Gesellschaften an Grenzen stößt, die durch eine primär schichtmäßige Sozialstruktur gezogen werden.

Neben Rollen und Ämtern kann ein sachlicher Sinnzusammenhang aber auch durch Differenzierung einer abstrakteren Kontaktebene erreicht werden, auf der die allgemeine Anerkennung diplomatischer Verhandlungsparteien weitgehend unabhängig von der Häufigkeit des Kontakts vorausgesetzt wird und damit nicht in jeder Interaktion neu ausgehandelt werden muss. Ansätze hierfür können darin gesehen werden, dass weltpolitische Adressen in eine zeremonielle Rangordnung integriert werden und auf dieser Grundlage eine gewisse generalisierte Anerkennung erfahren. Zugleich werfen zeremonielle Rangordnungen aber das Problem auf, dass deren bloße Existenz zwar anerkannt sein mag, die Kriterien für die Rangzuweisung jedoch zum Dauerpolitikum diplomatischer Interaktionen werden. Diese haben dann weitgehend zeremonielle Probleme auf Kosten anderer möglicher Themen zu lösen, was wiederum eine Einschränkung diplomatischer Spielräume zur Folge hat. Diese und weitere Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher Differenzierung, Rollendifferenzierung und der Differenzierung von Kontaktebenen sollen nun in höherer Auflösung betrachtet werden.

In sachlicher Hinsicht liegt eine Möglichkeit der Steigerung der Autonomie diplomatischer Kommunikation in der Differenzierung zweier Kontaktebenen, die sich durch den Grad ihrer Generalisierung unterscheiden lassen. Auf der generellen Ebene wird die Anerkennung von Systemen reguliert, die zueinander Kontakte unterhalten, während diese Kontaktbedingungen auf der Ebene von Situationen und Handlungen stets aufs Neue aktualisiert, geprüft und gegebenenfalls redigiert werden können. Wo sich diese beiden Ebenen unterscheiden lassen, tragen also Handlungen zwar zur Reproduktion des Kontakts bei, ohne dass zugleich mit jeder Handlung der Abbruch des Kontakts befürchtet werden muss. Auf diese Weise muss nicht jede Handlung auf den Kontakt selbst bezogen werden, sodass dieser auch dann aufrechterhalten bleibt, wenn im Rahmen der wechselseitigen Anerkennung von Systemen sehr unterschiedliche, wenn nicht sogar widersprüchliche Handlungen realisiert werden. Die Möglichkeit der Ablehnung diplomatischer Offerten bedeutet dann nicht zwangsläufig auch den Abbruch der Beziehung, sondern bereichert diese lediglich mit zusätzlichen Handlungsoptionen, aus denen gewählt werden kann und die somit Verhandlungsspielräume diplomatischer Kommunikation erweitern können.

Zunächst lassen sich Formen der wechselseitigen Anerkennung von Systemen und deren Grenzen durchaus feststellen: Man findet sie vor allem in Praktiken des Gabentausches (von Ehepartnern und Luxusgütern), in der Form zeremonieller Rangordnungen, in Semantiken der Verwandtschaft oder Freundschaft und nicht zuletzt: im Austausch von Gesandten (Braund 1984: 23ff.; Burton 2011: 88ff.; Di Cosmo 2002: 193ff.; Meier 2002; Podany 2010; Schulman 1979). Alle diese Formen lassen sich zu dem Befund verdichten, dass diplomatische Anerkennung in stratifizierten Gesellschaften zunächst die Anerkennung einer generalisierbaren *Reziprozitätsfähigkeit* meint. Daraus lassen sich zwei weitere Implikationen ableiten:

Die diplomatische Kommunikation stratifizierter Gesellschaften wird als Austausch von Leistungen beobachtet, die nicht auf komplementären Rollenerwartungen (etwa im Schema Herr/Vasall), sondern auf einer symmetrischen Inklusion basieren. Von Reziprozität wird in diesem Sinne dort gesprochen, wo Rechte und Pflichten des Tausches nicht komplementär verteilt sind, also die Leistungsansprüche Alters nicht zugleich die Leistungspflichten Egos definieren, sondern Rechte und Pflichten gleichermaßen auf Alter und Ego verteilt sind, sodass zwar die Zahl der Tauschvorgänge und Tauschpartner zu- oder abnehmen kann, die Verteilung von Tauschrechten und -pflichten jedoch für alle weitgehend gleich bleibt (Gouldner 1960: 167ff.). Das gilt dort, wo Herrscher einander als »Brüder« adressieren und Tauschleistungen als wechselseitige Geschenke (und nicht etwa: als Tribute an einen Schutzherrn) stilisiert werden (Dölger 1953; Podany 2010).

Wo dies zutrifft, kann zweitens beobachtet werden, dass der Austausch von Leistungen sachlich nicht auf komplementäre Rollenerwartungen, sondern auf eine allgemeinere Norm der Reziprozität bezogen wird (Gouldner 1960: 171ff.). Das wird insbesondere in jenen Fällen deutlich, in denen im Kontext diplomatischer Kommunikation sehr spezifische Leistungen erwartet werden, die unter Bezugnahme auf bereits erbrachte oder erst zu erbringende Leistungen eingefordert werden (Jönsson/Hall 2005: 50ff.). Das hat den Vorteil, dass Leistungen sehr unterschiedlicher Art miteinander verknüpfbar sind: Luxusgüter, Heiratspartner, die (diplomatische) Anerkennung von Herrschaftstiteln, Geiseln, militärische Unterstützung, zeremonielle Privilegien und andere knappe Tauschgüter können auf diese Weise wesentlich flexibler miteinander relationiert werden, als dies im Falle rollenmäßig komplementär konditionierter Tauschbeziehungen möglich wäre. In einer komplementären Tauschbeziehung zwischen Großkönigen und Vasallen sind schließlich Tauschobjekte und Tauschrichtungen insofern weit-

gehend vorgezeichnet, als Vasallen Tribute entrichten und dafür von Großkönigen mit Schutz und zeremoniellem Prestige entlohnt werden, während die umgekehrte Tauschrichtung nicht ohne eine Änderung der Status- und Rollenverteilung denkbar ist (Liverani 2001: 40f.). In einer symmetrischen Tauschbeziehung ist demgegenüber nicht von vornherein festgelegt, wer welche Leistungen zu erbringen hat, sodass die daraus entstehenden Freiheiten bei der Wahl von Tauschobjekten zunächst die Verknüpfung von sehr heterogenen Leistungen zulassen. Andererseits muss diese Verknüpfung dann auch Alternativen zur Rollenkomplementarität finden, um einen sachlichen Zusammenhang zwischen diesen Leistungen herzustellen. In dem Maße, wie die Konditionierung von Tauschleistungen auf die Komplementarität von Rollen verzichten muss, die einen sachlichen Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Leistungen konstituiert, können daher schriftliche *Verträge* als funktionale Äquivalente eingesetzt werden.

Verträge setzen zunächst die Freiheit der Vertragspartner in dem Sinne voraus, dass deren Zustandekommen, Einhaltung und Verletzung den Vertragspartnern selbst zugerechnet werden kann. Die Vertragsfreiheit ist allerdings eine evolutionär höchst voraussetzungsvolle Strukturbildung, die gerade in stratifizierten Gesellschaften keineswegs universell verbreitet ist, sondern sich zunächst gegen schichtmäßige Differenzen und Abhängigkeitsbeziehungen durchsetzen muss. Wer bei einem Vertragsabschluss damit zu rechnen hat, dass ein höherrangiger Patron, Lehensherr oder Großkönig den Vertrag für nichtig erklären und sowohl die Vereinbarung als auch die Erfüllung eines Vertrages vereiteln kann, ohne selbst Vertragspartei zu sein, der wird in nur wenigen Hinsichten als Vertragspartner in Frage kommen. Wer sich demgegenüber selbst als unabhängig und weisungsfrei darstellen kann, und darin Anerkennung findet, wird auch von größeren Spielräumen bei der Wahl von Vertragspartnern, Vertragsformen und Vertragsinhalten profitieren können. Diese Bedingungen treffen am ehesten für gesellschaftliche Spitzenpositionen mit dem höchsten Status zu[1] (Krischer 2009: 12ff.), woraus sich ein überschaubarer Kreis von allgemein anerkannten und diplomatisch vertragsfähigen Tauschpartnern ergibt, der weite gesellschaftliche

---

1 Das schließt die Steuerung von »unten« nicht aus, sondern zeigt an, gegen welche Symbolik sie ins Spiel gebracht werden muss. Die Freiheitsspielräume eines Königs für den Abschluss diplomatischer Verträge können durch einen Amtseid begrenzt werden, der die Veräußerung von Titeln und Befugnisse ausschließt (Meron 1995). Doch gewährleistet dies nur die Kontinuität des Amtes und ermöglicht erst weitere Freiheiten bei der Wahl von Formen, Inhalten und Partnern diplomatischer Verträge.

Teile als irrelevant ausschließt. Das bedeutet nicht nur eine Einschränkung möglicher konkreter Vertragspartner, sondern viel wichtiger noch eine Beschränkung auf Dritte, deren Miterwarten als relevant erachtet wird und die in diesem Sinne als »Pauschalgaranten« für die Einhaltung von Verträgen fungieren, ohne selbst am Zustandekommen eines Vertrages unmittelbar beteiligt sein zu müssen (Luhmann 1987d: 74ff.). Wenn außerdem die Annahme zutrifft, dass sich derartige Schranken relevanten Miterlebens dadurch ausbilden, dass man entweder höhere Schichten oder seinesgleichen als Bezugsgruppe wählt (ebd.: 77), leuchtet unmittelbar ein, dass an der Spitze einer gesellschaftlichen Hierarchie die erste Möglichkeit nicht mehr zur Verfügung steht und man somit lediglich auf seinesgleichen verwiesen ist: Nur ein König vermag andere Könige zu erkennen und kann innerhalb dieser Bezugsgruppe eine gemeinsam gültige Perspektive voraussetzen. Man kann in diesen Fällen daher auch von einer generalisierten diplomatischen Inklusion sprechen, die in stratifizierten Gesellschaften einerseits untrennbar mit Statusfragen verknüpft ist, andererseits nur für einen überschaubaren Kreis elitärer Adressaten als weitgehend institutionalisiert vorausgesetzt werden kann.

Im Vergleich zum Kriterium der Anwesenheit wird damit diplomatische Inklusion auf abstraktere Grundlagen gestellt. Nicht etwa Anwesenheit, sondern ein situations- und interaktionsübergreifender Status konstituiert somit eine Inklusion in die Bezugsgruppe allgemein anerkannter diplomatischer Adressen (Gentili 1585: 7). In genau diesem Sinne meint die Semantik der »Souveränität« in der Frühen Neuzeit vor allem das statusbasierte Recht, bevollmächtigte Stellvertreter für diplomatische Interaktionen entsenden zu können (Krischer 2009).

Gleichwohl sind die Kriterien einer statusbasierten diplomatischen Inklusion in stratifizierten Gesellschaften durchgehend unklar und kaum rechtlich kodifiziert. Es gibt allenfalls die Gewissheit darüber, dass ein höherer Status auch mit höheren Inklusionschancen einhergeht, sodass eine weitgehend situationsunabhängige Inklusion allenfalls für die Spitzenplätze einer Statusordnung vorausgesetzt werden kann. In diesen Fällen findet man eine überschaubare Anzahl elitärer Adressen, die einander als ähnlich und diplomatisch adressierbar (nicht aber zwingend: als gleichrangig!) anerkennen, und diesen Status derart verknappen, dass andere Adressen nur selektiv und situationsabhängig in diplomatische Kommunikation eingebunden werden können. Dass in der Frühen Neuzeit der römisch-deutsche Kaiser, sowie die englischen, französischen und spanischen Könige allgemein aner-

kannte Adressen sind, ändert sich auch angesichts wechselnden Personals, wechselnder Koalitionen, diplomatischer Konflikte, militärischer Niederlagen oder finanzieller Engpässe nicht (Vec 1998). Zwar wird über den zeremoniellen Vorrang gestritten, die allgemeine Anerkennung als diplomatie- und vertragsfähige Adresse ist aber im Wesentlichen unumstritten. Ähnliches gilt in der späten Bronzezeit für den ägyptischen Pharao sowie für die mittanischen, babylonischen, hethitischen und assyrischen Könige (Liverani 2002), die in ihren Beziehungen eine generalisierte Kontaktebene voraussetzen können, der auch Konflikte über ausbleibende oder mangelhafte Freundschaftsbeweise nichts anhaben können.

Gleichwohl wird der Zugang zu dieser Kontaktebene in dem Maße fraglich, je niedriger der Status und Ansehen einer Person oder eines Systems angesetzt wird. Hinzu kommt, dass angesichts sehr heterogener Herrschaftsverhältnisse kaum Anhaltspunkte für eine generalisierbare Inklusion von Systemen oder deren Repräsentanten gefunden werden können. So werfen Königtümer, Republiken, Städte und Stadtstaaten, Handelskompanien, religiöse Korporationen und sesshafte sowie nomadisierende Chiefdoms gleichermaßen weltpolitische Probleme auf, ohne dass sich deren diplomatische Adressierbarkeit und deren zeremonieller Status an strukturellen Gemeinsamkeiten und Isomorphien festmachen ließe (Lind 2006). Dies wird insbesondere dort problematisch, wo Kontakt- und Inklusionschancen von einer Kosmologie und einem dementsprechend gestalteten Zeremoniell mitkonditioniert werden, die im Wesentlichen auf Ähnlichkeiten basieren. Während nämlich die Demutsbekundungen von Duodezfürsten und Barbaren aufgrund offensichtlicher Statusdifferenzen als selbstverständlich vorausgesetzt werden und deshalb nicht als ausdrucksstark gelten, gewinnt die Anerkennung von Herrschern ähnlicher Qualität insofern an Bedeutung, als diese wesentlich schwerer erworben werden kann und damit wertvoller für die Legitimation der eigenen Herrschaft wird. Nicht nur die Huldigungen der eigenen Gefolgschaft, sondern auch die Anerkennung fremder Herrscher konstituiert in diesen Fällen den eigenen Herrscherstatus (Krischer 2009: 15ff.).[2] In diesem Zusammenhang ist auch die konstitutive Funktion der Anwesenheit fremder Gesandtschaften insbesondere bei Krönungen und Amtsübernahmen zu verstehen (Kazuyuki 2016: 57ff.; Swope 2002: 765ff.; Roosen 1980: 473f.). Denn in der Vorstellung von Zeitgenossen vermögen

2 Selbst jene Inschriften, die öffentlich sichtbar die diplomatischen Erfolge Amenhoteps II. und die Anerkennung seiner Herrschaft durch die Mittanier verkünden, richteten sich kaum an die eigene (weitgehend illiterate) Bevölkerung (Bryan 2002: 78f.).

vor allem Könige ihresgleichen zu erkennen und werden dabei naheliegenderweise vor allem nach Ähnlichkeiten suchen, sodass auch deshalb Semantiken einer auf Ähnlichkeit basierenden Freundschaft eine wechselseitige diplomatische Anerkennung nahelegen und ausdrücken (Burton 2011: 46ff., 86ff.; Ma 2003: 19ff.).

Ähnlichkeit ist im Gegensatz zu Identität steigerungsfähig und kann nicht mit dichotomischer Eindeutigkeit bestimmt werden, was sich auch in den zuvor erwähnten Ungewissheiten im Hinblick auf diplomatische Inklusion äußert. Außerdem wird damit verständlich, warum die Anerkennung diplomatischer Adressierbarkeit nicht zugleich auch eine Anerkennung von Gleichheit bedeutet: Könige mögen einander zwar als royale, nicht aber unbedingt als gleichrangige Adressen anerkennen, zumal dies eine Mehrfachbesetzung derselben gesellschaftlichen Spitzenposition implizieren würde (Liverani 2001: 39). Vielmehr beobachten sie in ihrer Bezugsgruppe Ähnlichkeiten und sehen dabei vorläufig von anderen möglichen Differenzen des Status, der Macht, des Vermögens und des Ansehens ab, *um unter dieser Voraussetzung jene Übereinstimmung herzustellen, die es ermöglicht, sich auf den Konflikt über Differenzen des Status, des Ansehens und der Macht einzulassen.*[3] Die Anerkennung diplomatischer Adressierbarkeit in stratifizierten Gesellschaften beruht mithin auf mimetischen Konflikten im Sinne René Girards (2006): Eine durch wechselseitige Imitation hergestellte (Gattungs-)Ähnlichkeit

3 Eine wichtige Bedingung dieser Übereinstimmung liegt in einer als gemeinsam unterstellten Kosmologie. So hängt in einer christlichen Kosmologie die Anerkennung der Königswürde von der Anerkennung anderer christlicher Fürsten und bis ins Spätmittelalter hinein: vom Papst ab (Grewe 1984: 99ff.). Die diplomatische Inklusion fremder, barbarischer oder heidnischer Herrscher wird demgegenüber eher über Analogieschlüsse vermittelt. Derartige Analogien verbinden und trennen zugleich diplomatische Adressen, indem sie den Spitzenpositionen in unterschiedlich gearteten und unähnlichen Systemen Adressierbarkeit zuschreiben, ohne dafür ein gemeinsames kosmologisches Bezugssystem vorauszusetzen. Ohne selbst ein Tier, ein Himmelskörper oder ein Metall zu sein, kann sich ein Herrscher mit einem Löwen, der Sonne und mit Gold assoziieren, sofern sie in ihrem jeweiligen Bezugssystem als edelste Repräsentanten ihrer Gattung gelten können, und muss nicht befürchten, durch einen Löwen ersetzt zu werden (Singh 2017: 390). Analog dazu kann der diplomatische Umgang mit barbarischen Königen gepflegt werden, denen Königstitel verliehen werden, um nicht zuletzt eigene imperiale Ansprüche zu unterstreichen (Hinderaker 1996). Und umgekehrt können sich aufstrebende »heidnische« Fürsten als »Sultan unter den Hindus« stilisieren, um auch von fremden muslimischen Herrschern anerkannt zu werden, ohne dabei deren Position in deren Gesellschaft in Frage zu stellen (Wagoner 1996). Einen interessanten Vergleichsfall stellt ferner das klassische Athen dar, wo die Beziehungen Athens zu anderen Poleis (in Ermangelung eines Königs) analog zu den internen Beziehungen der Bürger Athens modelliert werden (Low 2007: 151ff.).

vermittelt eine Orientierung darüber, auf welches gemeinsame knappe Objekt (etwa: zeremonieller Status) man sich beziehen muss, um andere Differenzen überhaupt erst relevant werden zu lassen. Um in diesem Spiel mithalten zu können, muss man sich Königstitel und entsprechende Genealogien zulegen, knappe Statussymbole erwerben, die richtigen und ebenso knappen Ehepartner finden und schließlich Gesandtschaften entsenden, die auch von fremden Fürsten als solche empfangen werden, um auf diese Weise jene Ähnlichkeit herzustellen, die es anderen Herrschern erschwert, die Anerkennung diplomatischer Adressierbarkeit zu verweigern, ohne selbst die eigene Königsqualität infrage zu stellen (Hennings 2008; Filiushkin 2014). Dennoch ist dies erst die Bedingung dafür, Statusdifferenzen zwischen Königen bzw. ihren Stellvertretern nicht nur beobachtbar, sondern in der Kommunikation explizit thematisierbar und damit auch: konfliktfähig zu machen, wie später noch genauer auszuführen sein wird (12). In genau diesem Sinne kann von sachlich generalisierter Anerkennung gesprochen werden, wenn die Fortsetzung einer Beziehung nicht von Mechanismen der interaktiven Konfliktunterdrückung abhängt, sondern gerade darin ihren Sinn hat, trotz ständiger Widersprüche die diplomatische Adressierbarkeit von jenen Partnern anzuerkennen, mit denen es sich zu streiten lohnt.

Neben den Unschärfen, die sich aus dem Kriterium der Ähnlichkeit für eine generalisierte diplomatische Inklusion ergeben, spielen auch Unschärfen in der politischen Grenzziehung eine erhebliche Rolle. Denn in stratifizierten Gesellschaften sind politische Grenzen nicht mit jener weitgehenden Unmissverständlichkeit gezogen, die man von modernen Territorialstaaten erwartet (Teschke 1998). So können insbesondere Städte politisch relativ autonome Systeme bilden, bei denen nicht eindeutig ausgemacht werden kann, ob sie als Subsysteme dem binnenpolitischen Herrschaftsbereich eines umfassenderen Systems angehören, oder ob sie von Umweltsystemen für anerkannte diplomatische Adressen gehalten werden können (Krischer 2006). Ob der Gesandte einer Stadt dann als Vertreter eines Systems mit eigenen anerkannten Grenzen und damit als diplomatisch relevanter Adressat behandelt wird, oder ob der städtische Prinzipal und dessen Gesandter als Untertanen und daher als binnenpolitische Bittsteller betrachtet werden, hängt unter diesen Bedingungen weniger ab von einer institutionalisierten Binnendifferenzierung, etwa zwischen umfassenderem Königtum und unter-

geordneter Stadt, als vielmehr von situativ stärker variierenden Bedingungen der Anerkennung (Krischer 2009: 24; Jörg/Jucker 2010).

Doch nicht nur im Gegensatz zwischen städtischen und höfisch konstituierten Systemen, sondern auch in der Konfrontation von selbstzentrierten Gesellschaften einerseits, die ihr politisches Einflussgebiet primär als einen Horizont auffassen, mit grenz- und umweltbewussten Gesellschaften andererseits (Luhmann 2017a: 367f.) lassen sich vergleichbare Probleme feststellen (Podany 2010: 161; Goldstone/Haldon 2009: 17ff.). Die wohl wichtigste Problemlösung bildet in diesem Zusammenhang eine Form der diplomatischen Anerkennung, die man als »zeremonielle« oder »kosmologische Heuchelei« bezeichnen könnte: Man beugt sich der Weltprojektion eines Reiches, indem man Tribute abliefert, in der Kommunikation mit dem Reich einen Vasallentitel führt und damit den Kaiser in dessen Selbstdarstellung als Zentrum der Welt unterstützt, und wird im Gegenzug mit imperialer Indifferenz belohnt. Der Vasall muss keine Einmischungen in interne Angelegenheiten fürchten und kann sich selbst gegenüber den eigenen Gefolgsleuten als unabhängiger Herrscher darstellen, der seinesgleichen mit luxuriösen Geschenken bedenkt, mit ihnen Beziehungen unterhält und von ihnen anerkannt wird (Liverani 1990: 255ff.). Umgekehrt können die Herrscher eines Reichs auch mit Barbaren einen diplomatischen Austausch pflegen, dabei auf den Gebrauch herabwürdigender Bezeichnungen verzichten und diese aber gleichzeitig in der verwaltungsinternen Kommunikation weiterpflegen, um Inkonsistenzen mit der kosmologischen Programmierung der Palastbürokratie zu vermeiden (Wang 2013: 217ff.).

Wie stabil und tragfähig eine derart generalisierte Kontaktebene sein kann, wird im Einzelfall zu prüfen sein. Die Autonomie diplomatischer Kommunikation in der Sachdimension hängt aber auch von der Bezugnahme auf sehr verschiedene Kontexte ab, die im Folgenden näher charakterisiert werden sollen.

10.2 Kontexte diplomatischer Kommunikation

In größeren, anonymeren Sozialsystemen kann ein primär verwandtschaftlich definierter Status konkreter Personen kaum noch als situationsübergreifender Anhaltspunkt der Erwartungsbildung fungieren. Denn je differenzierter eine Gesellschaft wird, desto weniger können unterschiedliche

Rollenanforderungen in einen Verwandtschaftsstatus integriert werden. In stratifizierten Gesellschaften legt der individuelle Status daher keine unauflösbaren Rollenkombinationen fest, die man nur insgesamt ausleben, annehmen oder ablehnen kann, sondern bezeichnet einen Gesichtspunkt, der zwischen unterschiedlichen kontingenten Rollen vermittelt, bestimmte Kombinationen nahelegt und andere ausschließt. Man kann in diesen Gesellschaften zum Gesandten werden, ohne damit in einen Status zu wechseln, der diese Rolle mit derjenigen eines Priesters, eines Gelehrten und eines Heerführers zwingend verknüpft. Gleichwohl gibt es viele unwahrscheinliche Rollenkombinationen, die nicht in einem einzigen Status, also in eine konstant durchzuhaltende Selbstdarstellung integrierbar sind, weil sie als widersprüchlich und inkongruent erlebt werden. Jene primäre gesellschaftliche Struktur, die diese Möglichkeiten der Rollenkombination einschränkt, stellt insbesondere die Schichtung dar. Wer sich als Hufschmied oder als Gastwirtin verdingt, muss nicht damit rechnen, vom Kaiser mit einer diplomatischen Mission betraut zu werden. In stratifizierten Gesellschaften verknüpft der individuelle Status daher zunächst die Übernahme diplomatischer Rollen mit anderen »standesgemäßen« Rollen.

Die Diplomatie gehört zu jenen gesellschaftlichen Funktionen, die unter diesen Bedingungen von Oberschichten monopolisiert werden. Wenn die Darstellungen dieses Kapitels ein Oberschichtenbias aufweisen, dann nicht deshalb, weil der bisherige Forschungsstand diplomatische Kommunikation beinahe ausschließlich als Oberschichtenphänomen behandelt oder weil *a priori* ausgeschlossen wird, dass sie auch in anderen Schichten vorkommen kann, sondern weil in der Oberschicht am ehesten mit gesamtgesellschaftlicher Bindungswirkung kommuniziert werden kann. Das schließt, wie gesagt, keineswegs aus, dass diplomatische Kommunikation in der gesellschaftlichen Peripherie oder in unteren Schichten vorkommt und nach jenen Mustern verläuft, die im vorangegangenen Kapitel erörtert wurden. Nur bindet sie nicht die gesamte Gesellschaft und löst auch nicht deren Probleme, sondern bleibt, im Gegensatz zur Oberschichtenkommunikation in den gesellschaftlichen Zentren, in ihren Folgen lokal und auf Subsysteme der Peripherie oder der unteren Schichten begrenzt. Diplomatische Kommunikation ist folglich auch kein ubiquitäres Problem wie in segmentären Gesellschaften, wo potenziell jede Person durch Verwandtschaftsbeziehungen in weltpolitische Zusammenhänge integriert wird. Sie beschäftigt aber auch nicht die Oberschicht insgesamt, sondern wird zum Bezugsproblem funktional mehr oder weniger spezifisch ausdifferenzierter Rollen und Ämter, über deren

Träger in gewissen Hinsichten freier disponiert werden kann. Dieser Begrenzung möglicher Adressaten für diplomatische Kommunikation auf die Oberschicht stehen also Möglichkeiten höherstufiger Generalisierung einerseits und funktionaler Spezifikation andererseits gegenüber.

In stratifizierten Gesellschaften sind diplomatische Verhaltenserwartungen funktional nicht als System, sondern als Diskursformationen in Oberschichten ausdifferenziert, also als eine spezifische Weise des »Sprechens-Über-Etwas«, die »besondere Semantiken, Themenpräferenzen, daraus sich ergebende Rollenmuster oder auch Besonderheiten der zeitlichen Sequenzierung« steuert (Bora 1999, 164).[4] Diplomatie ist in diesem Sinne eine Diskursformation im Kontext herrschaftlicher und dynastischer, militärischer, ökonomischer und religiöser Kommunikation, aber auch im Kontext eines Gesandtschafts- und Heroldswesens.[5]

10.2.1 Herrschaftsrollen als diplomatischer Kontext

Politische Kommunikation kann ihren Spielraum signifikant erweitern, wenn soziale Systeme mit kollektiver Handlungsfähigkeit ausgestattet sind, also, das Handeln einer Person nicht nur dieser selbst, sondern auch sozialen Systemen zugerechnet werden kann (Bourdieu 1992). Zum politischen Problem werden diese Handlungen aber erst dann, wenn sie diese sozialen Systeme zugleich binden und verpflichten, sowohl im Inneren als auch gegenüber der Umwelt. In Herrscherrollen sind zunächst beide Probleme, die interne Durchsetzungsfähigkeit und die Außenvertretung des Systems, miteinander verknüpft und verdichtet, denn die politische Aufmerksamkeit sowohl des Systems als auch der Umwelt konzentriert sich auf die Träger von Herrscherrollen, die zunächst als Adressen für diplomatische Kommunikation intuitiv naheliegen. Diplomatie ist folglich nicht bloß eine Angelegenheit von bevollmächtigten Delegierten, sondern kann funktional äquivalent dazu auch den Gegenstand direkter persönlicher Kontakte zwischen Trägern politischer Herrschaftsrollen bilden. Anders als bestimmte Definitionen nahelegen, wird hier die Entsendung von Delegierten also nicht als

---

4 Statt von Diskursformationen könnte man in einem evolutionstheoretischen Sinne auch von *preadaptive advances* sprechen, die günstige Startbedingungen für Neuerungen bieten und dann abgestreift werden, sobald diese Neuerungen sich gesamtgesellschaftlich durchsetzen können (Luhmann 2017a: 394f.).

5 Kunst und Wissenschaft bleiben damit ausgeklammert. Siehe aber für eine faszinierende Fallstudie anhand eines prominenten Beispiels Lamster 2009.

Wesensmerkmal von Diplomatie aufgefasst (Magalhães 1988: 59ff.), sondern stellt lediglich eine besondere Möglichkeit des diplomatischen Kontakts neben anderen dar. Direkte Herrscherbegegnungen und die Entsendung von Delegierten sind mithin zwei äquivalente Lösungen des Problems, das Diplomatie in bestimmten Fällen auf Interaktionen zurückgreifen muss und dafür die Mobilität von Menschen erfordert.

Die Vorteile direkter Herrscherbegegnungen liegen zunächst in der bereits ausführlicher diskutierten Konfliktaversion in Interaktionen, die den Teilnehmern zumindest für die Dauer der Begegnung kooperative Selbstdarstellungen nahelegt. Sie bieten Herrschern aber auch die Chance, sich selbst ein ungefiltertes Bild vom Gegenüber und dessen Präferenzen zu machen und auf Zeichen, Gesten und Ambivalenzen zu achten, die nur in der Interaktion unter Anwesenden einsetzbar sind. Außerdem können Herrscherbegegnungen wichtige Anlässe für vertrauensbildende Maßnahmen im Verhältnis zwischen Herrschern darstellen, da sich diese dafür nicht selten in Feindesland oder zumindest an neutrale Orte begeben müssen und sich damit Gefahren für Leib und Leben aussetzen (Schwedler 2008: 253, 258f.; Whitby 1995). In stratifizierten Gesellschaften, in denen gerade an der Spitze kaum zwischen Amt und Person unterschieden werden kann und Probleme der personellen Nachfolge in diesen Positionen daher politisch besonders brisant sind, gefährden Herrscher in der direkten Konfrontation mit Widersachern nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch die politische Stabilität ihres eigenen Systems. Derartige Interaktionen erfordern also Vertrauensvorschüsse, die, sofern sie sich als berechtigt erweisen, den weiteren Verlauf von Verhandlungen positiv beeinflussen können. Ferner verkürzen direkte Kontakte nicht nur umständliche Amtswege und bedeuten mitunter eine erhebliche Zeitersparnis, sondern legen auch eine größere Zuversicht in die Bindungswirkung der erzielten Vereinbarungen nahe, wenn die Herrscher selbst die Einhaltung von Verträgen garantieren und mangels höherer weltlicher Autoritäten mit Bezug auf Gott beeiden – eine Möglichkeit, die im europäischen Spätmittelalter teilweise durch Eidverbote für Könige und teilweise durch Interventionsmöglichkeiten der Kirche konditioniert wird (Schwedler 2008: 160ff.).

Diese und andere Vorteile haben aber auch zur Folge, dass in Herrscherbegegnungen kaum zwischen Betroffenheit, Engagement und Anwesenheit unterschieden werden kann. Diese Interaktionen sind nämlich insofern prekär, als sich die Anforderungen an ein engagiertes Darstellungsverhalten der Anwesenden kaum noch steigern lassen. Denn wer in stratifizierten, anwe-

senheitsbasierten Gesellschaften Politik beobachten möchte, muss den Herrscher beobachten – diesen Eindruck vermittelt jedenfalls die Hierarchiesymbolik, und zwar zunächst unabhängig davon, wer sonst noch im Hintergrund die Fäden ziehen mag. Spitzenpositionen repräsentieren physisch das Gesamtsystem und erfordern daher auch Spitzenleistungen der Selbstdarstellung, die diesen besonderen Ansprüchen gerecht werden müssen und insbesondere dann scharf beobachtet werden, wenn mehrere Herrscher aufeinandertreffen. Wer als Herrscher an Interaktionen dieses Typs teilnimmt, knüpft das Schicksal des Systems, das er in diesem Sinne persönlich verkörpert, an sein eigenes Geschick und macht somit nicht nur die Außendarstellung seines Systems, sondern im gleichen Ausmaß sein eigenes Ansehen vollumfänglich vom Ausgang der Begegnung abhängig (Schwedler 2008: 12f.; Whitby 1995: 298ff.). Je mehr das System mit der Person des Herrschers identifiziert wird, desto schwieriger wird es, Verhandlungsthemen eine unpersönliche Note zu verleihen. Die persönlichen Anliegen sind von den Anliegen des Systems kaum zu unterscheiden; dies umso mehr, als der Herrscher sich selbst nicht als auswechselbarer Amtsträger darstellen kann, der nur seine Pflicht im Auftrag Dritter erfüllt. Diplomatie hat demnach nicht zwingend dort die größten Spielräume, wo politische Spitzenpositionen aufeinandertreffen. Das Gegenteil könnte man vermuten, wenn man zwar zurecht sieht, dass Herrscher nicht erst Instruktionen aus der Heimat abwarten müssen, ehe sie initiativ werden. Bis zu einem gewissen Grad lassen sich wohl auch Effizienzsteigerungen beobachten, wenn sich die persönliche Beziehung zwischen Herrschern als hinreichend belastbar erweist und diplomatische Vereinbarungen damit auch sehr wahrscheinlich durchgesetzt und umgesetzt werden können. Diese Vorteile, die eher in der Zeit- und Sozialdimension zu verorten wären, müssen jedoch in direkten Herrscherbegegnungen mit Einbußen der sachlichen Autonomie erkauft werden, die daraus resultieren, dass diplomatische Kommunikation nicht nach eigenen Kriterien über persönliches Engagement und sachliche Distanzierung disponieren kann, sondern von vornherein Anwesenheit, Engagement und Betroffenheit als Einheit behandeln muss.[6]

Besondere Ansprüche an die Selbstdarstellung der Herrscher in diesen Interaktionen erzeugt das Problem der Statuszuweisung. In Herrscher-

6 Um vergleichbare Folgeprobleme zu vermeiden gibt es unter Juristen die informelle Übereinkunft, sich trotz hervorragender Kenntnis sowohl des Rechts als auch des eigenen Falls nicht selbst vor Gericht zu verteidigen, sondern einen Anwalt zu benennen. Auf ähnliche Problemlagen wirft die Diplomatie von Staats- und Regierungschefs auf (14.4.3).

begegnungen können nämlich Diskrepanzen zwischen dem hohen Status eines Herrschers in seinem System und dem niedrigen Status desselben Herrschers im Verhältnis zu Außenstehenden offen zutage treten, die nicht nur Selbstdarstellungsprobleme aufwerfen. Denn wenn es zutrifft, dass der Sinn des Status in stratifizierten Gesellschaften in der situationsübergreifenden Verteilung des Interaktionsranges liegt, dann hat der mögliche Statusverlust in einer Herrscherbegegnung nicht nur diplomatische Konsequenzen, sondern lässt auch den Status eines Herrschers in seinem eigenen System fragwürdig erscheinen. Dies nämlich vor allem dann, wenn das Verhältnis zu Außenstehenden nicht durch Tribut- und Lehenspflichten vorgezeichnet und bereits institutionalisiert ist, sondern erst in der Interaktion ausgehandelt werden muss (Schwedler 2008: 200ff.). Nicht zuletzt das Zeremoniell einer Herrscherbegegnung und damit auch deren Erfolg hängen von solchen Statusfragen ab, die etwa die Wahl des Treffpunktes oder den betriebenen zeremoniellen Aufwand maßgeblich beeinflussen (Kolb 1988: 51ff.; Riis 2003: 169ff.; Voss 1987: 38ff.). So kann bereits die Reise eines fürstlichen Vasallen an den Hof des ranghöheren Herrschers als Demutsbekundung interpretiert werden (Bryce 2003: 82ff.) – was nicht ausschließt, dass Vasallen auf diese Weise auch Einfluss auf Statusüberlegene ausüben können (Kränzle 1997: 131). Demgegenüber können Begegnungen an Grenzmarkierungen oder neutralen Zonen einerseits vom Interaktionsthema (etwa eine ergebnisoffene Friedensverhandlung) abhängen und andererseits als Ausdruck der wechselseitigen Anerkennung von Grenzen gelten (Schwedler 2008: 334ff.).

Allerdings lassen sich die genannten Statusprobleme zumindest teilweise durch ein dafür eigens institutionalisiertes Zeremoniell auffangen. Das *Inkognito* (Barth 2013) bietet nämlich die Möglichkeit zeremoniell niedrigschwelliger Reisen und Interaktionen, die primär der Pflege dynastischer oder freundschaftlicher Beziehungen dienen oder auch Monarchen die Chance eröffnen, gesellschaftliche Kontingenz in beinahe touristischer Manier zu erleben und die gesammelten Eindrücke für politische Initiativen im eigenen Land nutzbar zu machen (ebd.: 128ff.). Neben dem Inkognito bietet sich aber vor allem der Schriftverkehr zwischen Herrschern an, um den genannten Interaktionsproblemen auszuweichen. Wie aber bereits erwähnt wurde, werden Statusprobleme auch durch Schriftlichkeit nicht aufgehoben, sondern lediglich in Probleme der schriftlichen Anrede konvertiert und sogar eher verschärft, wenn die Konsenserfordernisse der Anwesenheitskommunikation wegfallen und die Schriftform die Darstellung von Dissens

erleichtert – sei es in Form von Beschwerden über die Missachtung von Statusansprüchen, die Minderwertigkeit von erhaltenen Geschenken oder die unangemessene Behandlung von Boten und Gesandten (Bryce 2003: 59ff., 78, 84, 92ff.).

Sowohl das Inkognito als auch der Schriftverkehr erlauben also die Vermeidung bestimmter Interaktionsprobleme. Doch solange stratifizierte Gesellschaften auch Anwesenheitsgesellschaften sind und deren Differenzierung gerade auf der Ermöglichung von anspruchsvollen Interaktionen mit gesamtgesellschaftlichen Folgen beruht, müssen Interaktionen auch konkret realisiert werden und bilden damit zugleich zeremonielle Anlässe, um Rang und Status nicht nur gegenüber den Anwesenden, sondern auch im Hinblick auf Abwesende zu behaupten. Außerdem kann diplomatische Kommunikation auch insofern nicht auf zeremonielle Interaktionen verzichten, als die Bindungswirkung von Verträgen von performativen Akten wie ritualisierten Eiden oder Versöhnungsgesten abhängt, die unter Anwesenden vollzogen werden müssen (Knippschild 2002; Schwedler 2008: 134ff.). Weder das Inkognito noch die Schriftform erlauben diese Formen der rituellen Bekräftigung von Verträgen und können daher nur begrenzt eingesetzt werden.

Neben den erwähnten interaktiven Selbstdarstellungsproblemen und den Gefahren, die sich aus der Mobilität von Herrschern für deren Leib und Leben ergeben, birgt aber auch die notwendige Abwesenheit von binnenpolitischen Interaktionen politische Gefahren. Wer sich als Herrscher selbst auf diplomatische Reisen begibt, muss mitunter vertrauenswürdige Stellvertreter ernennen oder ansonsten die Vertagung wichtiger Angelegenheiten bis zur eigenen Rückkehr in Kauf nehmen. Es können Konflikte zwischen unterschiedlichen Fraktionen entbrennen, die nur durch Schlichtung eines anwesenden Königs gelöst werden können (Kränzle 1997: 131ff.). Oppositionelle Kräfte gewinnen in Abwesenheit von Herrschern neue Spielräume und können die Gunst der Stunde nutzen, um ihre Positionen abzusichern und auszubauen.[7] Was auch immer die Gründe für Herrscherbegegnungen also sein mögen: Die Vorteile, die sich aus der Verdichtung höfischer oder städtischer Kommunikation um eine politische Spitze herum ergeben, müssen für einige Zeit aufgegeben werden – es sei denn, es handelt sich ohnehin um ein Reisekönigtum, in welchem der gesamte Hofstaat dem König und seiner Familie von einer Pfalz zur nächsten folgt und auf diese Weise (anstelle der

7 Umgekehrt bilden gerade adelige Verschwörungen Anlässe für Herrscher, den unmittelbaren Kontakt zu suchen und sich gegen die eigenen Untertanen zu verbünden (Schwedler 2008: 112f.).

Delegation von Herrschaftsfunktionen) das Problem der politischen Integration des eigenen Herrschaftsbereichs löst (ebd.: 126; Riis 2003: 171ff.). Für diplomatische Zwecke kann aber auch die Familie selbst eingesetzt werden – wenngleich unter anderen Bedingungen als in segmentären Gesellschaften, wie die folgenden Überlegungen zeigen sollen.

10.2.2 Dynastische Systeme als diplomatischer Kontext

In vielen Fällen bilden nicht Herrscher als Einzelpersonen, sondern jene Dynastien, denen sie angehören, die wichtigsten Bezugseinheiten diplomatischer Kommunikation. Wo dies zutrifft gilt für den Herrscher wie auch für den Untertanen, dass sich der individuelle Status zunächst der Familienzugehörigkeit und in weiterer Folge der Schichtzugehörigkeit verdankt. Sieht man von Extremfällen des Eremitendaseins ab, ist Individualität in segmentären ebenso wie in stratifizierten Gesellschaften daher vor allem in Formen der Inklusionsindividualität beobachtbar (Bohn 2001: 163ff.). In dynastisch verfassten Systemen werden Herrscher also nicht als Individuen in eine Gesellschaft hineingeboren, in der sie ihren Platz erst finden müssen und diesen anschließend als Folge eigener Entscheidungen darstellen können. Stattdessen werden Dynastien zur primären objektiven Bezugsgröße des Erlebens und Handelns von Herrschern, welches gegenüber den eigenen Ahnen und künftigen Nachfolgern gerechtfertigt werden muss (Karlsson 2016: 216f.). Im Gegensatz zu segmentären Gesellschaften, in denen alle größeren Verwandtschaftsverbände zugleich auch in dem Maße weltpolitische Probleme zu lösen haben, wie sie den eigenen Angehörigen als *military mobilization groups* Unterstützung im Konfliktfall leisten müssen, sind in stratifizierten Gesellschaften vor allem prominente Dynastien mit weltpolitischen Funktionen belastet. Das hat den Vorteil, dass nicht mehr potenziell jede Familienfehde zum gesamtgesellschaftlichen Makrokonflikt mutieren kann, da sich das Kriegsführungspotenzial in der Oberschicht und ihren Dynastien konzentriert – mit der Konsequenz, dass die Heirats- und Allianzpolitik von Dynastien nicht nur die eigenen Verwandten, sondern über den Umweg von Korporationen oder Patronagebeziehungen auch nichtverwandte Familien mitbindet.

Die primäre Funktion von Dynastien liegt in der Sicherstellung der Besetzung gesellschaftlicher Spitzenpositionen und damit auch im Bereithalten personeller Reserven, die im Bedarfsfall nachrücken und die Spitze neu besetzen können (Duindam 2016: 87ff.). Wo dieses Problem nicht mehr durch

Inzest gelöst werden kann (ebd.: 43, 96f.; van den Berghe/Mesher 1980), müssen Heiratspartner entweder in rangniedrigeren Familien gesucht werden, die dann aber entsprechend aufgewertet werden müssten und damit zu potenziellen Rivalen bestehender Dynastien werden, oder man sucht ranggleiche Partner aus anderen Dynastien und verknüpft auf diese Weise dynastische mit weltpolitischen Problemen. Zu den sekundären Funktionen von Dynastien gehört in diesem Sinne die Produktion weltpolitischer »Verhandlungsmasse« in Form von Nachkommen, die mit Angehörigen anderer Dynastien verheiratet werden und damit zur Bildung und Stabilisierung von Allianzen beitragen (Dünnebeil 2007). Je mehr Personal sie produzieren und je beliebiger dieses miteinander verheiratet werden kann, desto größer werden damit die weltpolitischen Handlungsspielräume dieser Dynastien. Eingeschränkt werden diese aber nicht nur von Statuserwägungen, sondern auch von biologischen Reproduktionsbedingungen und institutionalisierten Heiratsregeln. Polygamie ermöglicht in diesem Zusammenhang die Entstehung sehr komplexer interdynastischer Verwandtschaftsbeziehungen (Andaya 2008: 24ff.), während die Verpflichtung zur Monogamie diesbezüglich mit erheblichen Einschränkungen verbunden ist. Denn diese macht die dynastische Produktion von legitimen Nachkommen von lediglich einer Heiratsbeziehung oder mehreren aufeinanderfolgenden Ehen abhängig, die in dieser Hinsicht weitaus weniger leistungsfähig sind und damit sowohl leichter zu Erbfolgekrisen mit weltpolitischen Konsequenzen als auch schneller zu Knappheitsproblemen auf dem dynastischen Allianz- und Heiratsmarkt führen.[8] Eine weitere Verknappung angemessener Heiratspartner ergibt sich aber auch aus Statusdifferenzen, die von vornherein einen erheblichen Anteil ansonsten möglicher Eheverbindungen ausschließt und selbst innerhalb von Oberschichten keine beliebigen Kombinationen zulassen.

Sieht man von derartigen schicht- und statusspezifischen Problemen ab, unterscheiden sich interdynastische Eheschließungen hinsichtlich ihrer diplomatischen Funktion aber kaum von ihren Äquivalenten in segmentären Gesellschaften. Hier wie auch dort bilden familiäre Bindungen eine besondere Form des Gabentausches und machen gewalttätige Konflikte insofern unwahrscheinlicher, als man nicht mehr Krieg führen kann, ohne den eigenen Verwandten zu schaden, die mit den Angehörigen fremder Dynastien

8 Der Zusammenhang zwischen dynastischer Monogamie und weltpolitischer Konfliktanfälligkeit ist für das frühneuzeitliche Europa gut dokumentiert (Bérenger 1996). Studien, die in dieser Hinsicht monogame mit polygamen Systemen vergleichen, wären insbesondere aus netzwerkanalytischer Perspektive wünschenswert.

verheiratet wurden (mit Berücksichtigung anthropologischer Literatur Fichtner 1976). Ebenso wie in segmentären Gesellschaften stellen auch Eheverbindungen zwischen Dynastien wichtige diplomatische Kommunikationskanäle dar (Macrides 1995: 273ff.): Wer verwandtschaftliche Beziehungen an fremden Höfen unterhält, wird in bestimmten Fällen von der Entsendung von Emissären absehen können. Das setzt aber voraus, dass diese Verwandten einerseits erreichbar und andererseits in das politische Geschehen involviert sind, was dann nicht zuträfe, wenn sie faktisch als Geiseln und Bündnispfand in weitgehend komfortablen, aber dennoch überwachten Gebäudetrakten des Fürstenhofes isoliert werden (Duindam 2016: 207f.; Solvang 2003: 23ff.; Walthall 2008: 3ff.; Weikert 2017).

Eine besondere Rolle in der Gestaltung dynastischer Diplomatie spielt die Ausprägung geschlechterbasierter Arbeitsteilung. Denn wo die politische Teilhabe von Vornherein ausschließlich einem Geschlecht vorbehalten ist, kann angenommen werden, dass auch dynastische Verwandtschaftsnetzwerke als diplomatische Kommunikationskanäle an Bedeutung einbüßen. Gleichwohl sind gerade in dynastischen, also auf Verwandtschaft basierenden Systemen strikte Geschlechtertrennungen für politische Kommunikation kaum durchzuhalten. Allein der Umstand, dass die biologische Reproduktion nicht perfekt mit den Erfordernissen politischer Nachfolge abgestimmt werden kann und Dynastien entweder zu junge, zu alte, wahnsinnige oder überhaupt keine männlichen Thronfolger hervorbringen, eröffnet Einflusschancen für Frauen, die entweder selbst Herrscherrollen übernehmen, oder als Gattinnen, Konkubinen, Mätressen, Mütter und Witwen männlicher Herrscher in diplomatische Kommunikation involviert werden (Dade 2010; Peirce 1994: 219ff.). Ihnen in letzteren Fällen aber informale oder nichtöffentliche Funktionen zuzuschreiben, wie die ältere Forschung nahegelegt hat, wäre aus wissenssoziologischer Perspektive indes problematisch. Von einer geschlechtsbasierten Arbeitsteilung auszugehen, die Männern die Aufgabe der formalen und öffentlichen Diplomatie, Frauen hingegen den Bereich privater und informeller Diplomatie zuweist, wäre selbst im Falle der patrilinearen europäischen Adelsgesellschaft irreführend, wie die neuere einschlägige Geschlechtergeschichte nachgewiesen hat (Bastian u.a. 2014; Keller 2010; Nolde 2013). Denn einerseits sind Dynastien eben keine Organisationen, in denen formale und informale Strukturen eindeutig unterscheidbar wären, sondern konstituieren sich auf der Grundlage von Ehe- und Verwandtschaftsbeziehungen, in denen beide Ehepartner sowohl »formale« als auch »informale«, oder besser gesagt: manifeste und latente Rollen

besetzen. Andererseits sind gerade im Falle der Spitzen stratifizierter Gesellschaften nicht nur Amt und Person (und damit auch formale und informale Rollen), sondern Privatheit und Öffentlichkeit insbesondere dann kaum zu unterscheiden, wenn selbst die allmorgendliche Ankleidung des Königs zum Politikum wird. Man wird folglich mit anderen Unterscheidungen wie dynastische/höfische, oder persönliche/unpersönliche Kommunikation arbeiten müssen, um den Zusammenhang zwischen Geschlechterdifferenzen, dynastischer Kommunikation und Diplomatie genauer zu beleuchten. Das wird in vielen Fällen aber auch bedeuten, Phänomene der Formalisierung in den Blick zu nehmen, die sich nicht nur im Kontext jener Dynastien beobachten lassen, die kaum auf eine korporative Administration verzichten können (Hengerer 2004), so wie umgekehrt auch patrimoniale Reichsbürokratien oftmals kaum von dynastischen »Haushalten« zu unterscheiden sind (Blake 2011).

Auch in urbanen, stratifizierten Gesellschaften können politische und diplomatische Rollen in Form von Ämtern definiert werden. Dynastien ermöglichen folglich zwar Formen diplomatischer Stellvertretung, die durch Eheschließungen und Verwandtschaft konstituiert sind. Sie treten damit aber auch in Substitutionskonkurrenz zu diplomatischen Rollen und Ämtern, die in gewissem Maße unabhängig von dynastischen und sonstigen Verwandtschaftsbindungen institutionalisiert werden können. Der folgende Abschnitt befasst sich vor diesem Hintergrund mit dem Boten- und Heroldswesen, welches den wohl wichtigsten Kontext für diplomatische Diskursformationen jenseits von Herrschern und deren dynastischen Netzwerken darstellt.

10.2.3 Das Botenwesen als diplomatischer Kontext

Ohne die Möglichkeiten moderner Telekommunikation ist die Übermittlung von Nachrichten primär auf die Mobilität von Menschen, mithin: auf ein Botenwesen angewiesen. Viele Anlässe für Gesandtschaften ergeben sich nicht zuletzt daraus, dass schlicht Nachrichten überbracht oder Informationen eingeholt werden müssen. Selbst Herrscherbegegnungen setzen Gesandtschaften voraus, die Zeit, Ort und Zeremoniell der Interaktion vereinbaren müssen, denn es versteht sich von selbst, dass solche Präliminarien wiederum nicht den Gegenstand der Interaktion unter Herrschern bilden, sondern von rangniederen Amtsträgern ausgehandelt werden müssen (Kolb 1988: 75ff.; Schwedler 2008: 331ff.; Whitby 1995: 297ff.). Diese können

ihrerseits auf schriftliche Mitteilungen zurückgreifen, die von Boten überbracht werden, oder sie selbst werden mit der Übermittlung von Nachrichten betraut und mit begrenzten Verhandlungsvollmachten ausgestattet. Die Entsendung von Emissären stellt jedenfalls das wichtigste funktionale Äquivalent für die Dauermobilität und Omnipräsenz von Herrschern dar. Sie ermöglicht aber nicht nur, wie schon die Schrift, ein Auseinanderziehen von Anwesenheit und Kommunikation, sondern auch die Differenzierung von Anwesenheit und Engagement, von Problemen der Führung und der Außenvertretung. Diese Formen der Entkopplung lassen sich in der diplomatischen Praxis auch rollenmäßig definieren und in dem Maße steigern, wie zwischen Boten und bevollmächtigten Gesandten unterschieden werden kann.

Im einfachsten Fall hat man es mit Boten zu tun, die Schriftstücke nicht einfach nur kommentarlos überbringen, sondern als Vortragende ihre eigene verbale und nonverbale Selbstdarstellung an den Inhalt der überbrachten Nachricht anpassen müssen (Adjaye 1985: 493; Queller 1967: 7ff.). Auch sie erfüllen diplomatische Funktionen und können zur Ausdifferenzierung und Autonomie diplomatischer Kommunikation beitragen. Die Möglichkeiten hierfür sind indes relativ überschaubar und parasitieren primär an den Differenzen zwischen Kommunikation und Anwesenheit, Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie zwischen Kommunikation und Wahrnehmung. Denn Redner müssen einerseits den Inhalt und den Sinn einer überbrachten Mitteilung, wie gesagt, in Interaktionen auch verbal und nonverbal darstellen. Andererseits übermitteln sie Nachrichten von Abwesenden, die das Interaktionsgeschehen bei der Überbringung von Nachrichten nicht wahrnehmen können (Meier 1989: 232).

Diplomatische Interaktionen, in denen Botschaften unter diesen Bedingungen vorgetragen werden, parasitieren dabei insofern an der Differenz zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, als verschriftlichte Texte in bestimmten Hinsichten von situativen Gegebenheiten absehen müssen und viel mehr Verweisungsüberschüsse produzieren, als interaktiv realisiert werden könnten (Bohn 1999: 35ff.). Eine schriftliche diplomatische Botschaft kann nicht hinreichend antizipieren, wann, von wem und unter welchen situativen Bedingungen sie rezipiert wird. Man kann zwar mögliche Adressaten und deren Rückmeldungen erwarten, letztere aber nicht in den eigenen Text einbauen. Koppelt man jedoch Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Form eines Boten, der die Botschaft vorträgt und kommentiert, lassen sich die Möglichkeiten schriftlicher Dekontextualisierung und (non-)verbaler

Rekontextualisierung aneinander steigern. Was beim schriftlichen Abfassen diplomatischer Botschaften nicht berücksichtigt wird, kann in der Interaktion beachtet werden, in welcher der Sinngehalt eines Textes vom Boten im Sinne eines *recipient design* (Sacks u.a. 1974: 727) und eines *local occasioning* (Jefferson 1978: 220ff.) an den jeweiligen situativ gegebenen Kontext angepasst wird. Auf diese Weise können in der Interaktion jene Reaktionen der anwesenden Rezipienten, die beim Abfassen der Botschaft nicht vorhersehbar waren, bei der verbalen und nonverbalen Wiedergabe Berücksichtigung finden. Der Bote wird während des Vortrags räumliche und materielle Gegebenheiten der Vortragssituation als zeichenhafte Mitteilungen im Rahmen eines Zeremoniells interpretieren, aber auch atmosphärische Stimmungsschwankungen und Anzeichen für Zustimmung und Ablehnung wahrnehmen, sei es in Form eines allgemeinen Raunens, Kopfnickens oder spürbaren Desinteresses (Roosen 1980: 465ff.). Schriftlich vorgefertigte Formulierungen können von ihm angepasst und je nach Situation verschärft und entschärft werden, ebenso wie von der Sequenzialität des Textes abgewichen werden kann, um kritische Punkte vorzuziehen oder den Vortrag versöhnlich oder konfrontativ enden zu lassen.

Damit ist aber weder festgelegt, dass solche Anpassungen die Adressaten der Botschaft überzeugen, noch, dass sie von den Prinzipalen später gutgeheißen werden. Zu den Bedingungen des Erfolges derartiger Anpassungsstrategien gehört aber einerseits, dass sie auf individuelle Wahrnehmungen (des Boten) verweisen, die weder vorhersehbar, noch programmierbar geschweige denn reproduzierbar sind (Luhmann 1993b: 305ff.), und dass nichtsprachliche Zeichen nicht nur als Kommunikation interpretierbar sind, sondern auch legitime Anlässe für ein Abweichen von schriftlichen Vorgaben darstellen. In einer modernen Verwaltung können eingebrachte Anträge nicht mit der Begründung abgewiesen werden, dass der Antragsteller im Trainingsanzug erschienen ist. Ganz anders verhält es sich, wenn ein Bote aufgrund verschiedener verbaler und nonverbaler Anzeichen den Eindruck gewinnt, nicht mit gebührenden Ehren empfangen zu werden und *aufgrund seiner Wahrnehmung* dazu berechtigt ist, eine zu überbringende Botschaft entsprechend anzupassen. In diesen Hinsichten gewinnt diplomatische Kommunikation ihre legitimen Spielräume, wenn die Berücksichtigung solcher situativen Gegebenheiten sowohl gegenüber den Rezipienten einer Botschaft als auch gegenüber den Prinzipalen des Boten als darstellbares Motiv für Änderungen und Anpassungen gelten kann und im Sinne des *decorum* oder *aptum* sogar von einem rhetorisch geschulten, feinsinnigen Publikum

unbedingt erwartet wird (Lazzarini 2015: 191ff.). Die dadurch mögliche Autonomie kann aber weiter gesteigert werden, wenn den Boten nicht nur Interpretationsspielräume, sondern auch (Ver-)Handlungsspielräume konzediert werden.

Sofern Reisen über längere Distanzen ebenso beschwerlich wie gefährlich sind, liegt es nahe, Boten nicht nur damit zu beauftragen, an ihrem Bestimmungsort eine Antwort auf die überbrachte Nachricht abzuwarten, sondern sie auch mit bestimmten Handlungsvollmachten vor Ort auszustatten, sodass erneute Reisen und damit auch: Zeit und Aufwand gespart werden können. Die Entsendung von bevollmächtigten Vertretern entlastet außerdem Spitzenpositionen von Repräsentationsproblemen und ermöglicht ein gegenseitiges Variabelhalten von Anwesenheits- und Darstellungserfordernissen. Das Darstellungsverhalten von anwesenden Vertretern in diplomatischen Interaktionen ist schließlich sowohl den Vertretern selbst als auch ihren abwesenden Prinzipalen zurechenbar. Die Verhandlungsspielräume, die man auf diese Weise gewinnt, hängen dabei von den Möglichkeiten der Manipulation von Handlungszurechnungen ab. Diese dürften in dem Maße zunehmen, wie der Gesandte einerseits seine Distanz zum Verhandlungsgegenstand, andererseits aber auch seinen Einfluss auf seinen Auftraggeber glaubhaft darzustellen vermag.[9]

Vor dem Hintergrund stratifikatorischer Differenzierung bedeutet das zunächst, dass die Vertreter selbst über einen gewissen Status verfügen müssen, der in der diplomatischen Kommunikation als Indikator für politischen Einfluss beobachtet werden kann. Je höher dieser Status ist, desto eher kann angenommen werden, dass der Gesandte in hinreichendem Maß über politischen Einfluss verfügt. Außerdem hängen diplomatische Spielräume auch von jenen Vorgaben ab, die in Form von Gesandtschaftsinstruktionen schriftlich festgelegt sein können und die Handlungsbefugnisse diplomatischer Vertreter definieren. Im Gegensatz zu diplomatischen Interaktionen zwischen Herrschern, die nicht durch Instruktionen gebunden sind, erlaubt die Entsendung von Vertretern schließlich die Dosierung des Repräsentationscharakters (Krischer 2009: 19) und von damit verbundenen Handlungsbefugnissen, die wiederum getrennt und gegeneinander variabel gehalten werden können: Man betraut Vertreter mit niedrigem sozialen Status lediglich mit der Übermittlung von Nachrichten oder stellt ihnen eine *plena potestas*

9 Darauf wird mit Blick auf die Möglichkeit diplomatischer Konfliktaustragung wieder zurückzukommen sein. Siehe 11.1.

aus, so wie umgekehrt hochrangige Vertreter rein zeremonielle Repräsentationsaufgaben wahrnehmen und Nachrichten überbringen können oder mit weitgehenden Handlungsvollmachten auftreten (Meier 1989: 22ff.). Wie man in diesen Fragen disponiert, wird schließlich auch vom Prestige des eigenen Systems abhängen, sodass Dynastien mit hohem Ansehen auch Vertreter mit niedrigem Status entsenden können, die dann trotzdem Gehör finden, oder weniger prominente Höfe auch fremde, dafür aber hochrangige Persönlichkeiten mit Gesandtschaften beauftragen können und auf diese Weise Anerkennung finden.

In einer zusammenfassenden Einschätzung lässt sich also sagen, dass mit der Differenz zwischen Boten- und Gesandtschaftsrollen auch die sachliche Autonomie diplomatischer Kommunikation variiert. Die Ausdifferenzierung exklusiv diplomatischer Rollen lässt sich in diesem Zusammenhang zwar von Kriterien wie der Einführung von Handlungsvollmachten (Queller 1967) oder dem Erfordernis der ständigen Anwesenheit von Gesandten (Mattingly 1988) abhängig machen. Wie aber auch schon im vorangegangenen Kapitel argumentiert wurde, beginnt Diplomatie nicht erst mit diesen Differenzierungsprozessen, sondern steigert lediglich in bestimmten Hinsichten ihre Autonomie und ihre Abstraktionsleistungen und erkauft dies mit neuen Folgeproblemen.

Ein Aspekt, der im Zusammenhang mit der Stellvertretung durch Boten oder bevollmächtigte Gesandte kaum nähere Beachtung fand, betrifft die eigentümliche und kontraintuitive Vorstellung, dass der Prinzipal (als Kollektiv oder als Einzelperson) sich vertreten lässt, ohne sich dadurch selbst zu spalten oder zu verdoppeln. In segmentären Gesellschaften ist die Zurechnung von Kommunikation und Handlungen so flexibel, dass etwa Artefakte wie das *wampum* oder *message sticks* eingesetzt werden, die diplomatische Kommunikation als Abgabe von Substanzen erlebbar machen. Man entsendet in diesem Sinne keinen Stellvertreter, der im Namen des Kollektivs spricht, sondern substanzialisiert Kommunikation in Form von Artefakten, mit denen das Kollektiv etwas von seiner eigenen Substanz abgibt und diese einem anderen Kollektiv zum Tausch anbietet. Die Vorstellung der Stelle und der Stellvertretung stellt demgegenüber eine unwahrscheinliche Strukturbildung dar und ist gänzlich anders gebaut (Luhmann 2017a: 407f.). Denn sie abstrahiert das Kollektiv zu einer zunächst inhaltsleeren Identität, die mit unterschiedlichen Inhalten besetzt werden kann, nämlich einerseits mit dem Kollektiv selbst, aber auch stellvertretend mit einer Einzelperson,

sei es ein Herrscher oder ein Gesandter. Je nach Semantik kann man sich dann vorstellen, dass der Herrscher das gesamte Kollektiv verkörpert und der Gesandte entweder diesen Herrscher oder das Kollektiv selbst vertritt. Die alteuropäische Tradition von Begriffen wie »Repräsentation« und »Stellvertretung« bildete jedenfalls schon den Gegenstand einschlägiger Forschung und wurde auch im Zusammenhang diplomatischer Delegation mit besonderem Blick auf das römische Institut der *plena potestas* oder der Übertragung des Konsubstanzialitätsgedankens auf den Papst und dessen Gesandtschaften diskutiert (Hofmann 1974; Queller 1967: 38ff.; Siegert 1997). Diese Semantik voraussetzend sollen daher nun Ämter als eine besondere Form der Erwartungsgeneralisierung diskutiert werden.

Zunächst sind Boten- und Gesandtschaftsrollen auf einer Generalisierungsebene angesiedelt, die von situativen Gegebenheiten absehen muss und daher nur sehr abstrakte Verhaltensorientierungen bietet. Auf der Ebene von Rollen kann zwar erwartet werden, dass ein Bote als *living letter* eine Nachricht auch selbst darzustellen hat oder ein Gesandter sich durch Handlungsvollmachten auszeichnet. Wie sich jedoch ein konkreter Bote zu verhalten hat, der die Glückwünsche seines ranghohen Prinzipals einem rangniederen Adressaten anlässlich dessen Vermählung auszurichten und darzustellen hat, und nebenbei auch noch als Spion tätig werden muss, lässt sich kaum rollenmäßig definieren. Außerdem kann es vorteilhaft sein, nicht für jeden Anlass unterschiedliche Personen mit einer Rolle zu betrauen, sondern für wechselnde Anlässe dieselben Personen mit Botengängen und Gesandtschaften zu beauftragen, sodass Routinen einrasten können und auf Erfahrungswerte zurückgegriffen werden kann. Beide Probleme lassen sich durch Formalisierung und durch Einführung von Ämtern lösen. Denn in Form eines Amtes, also der Definition einer formalisierten Einzelrolle, lassen sich einerseits sehr unterschiedliche generalisierte Rollen miteinander kombinieren und sowohl gegen den Wechsel von konkreten Personen als auch gegen wechselnde situative Bedingungen erwartungssicher stabilisieren. Während nämlich die allgemeine Rolle eines Gesandten ein Bündel an bestimmten Verhaltenserwartungen zunächst unabhängig von Einzelpersonen sachlich generalisiert, liegt das Bezugsproblem von Ämtern darin, Erwartungen an konkrete Einzelpersonen vorzuzeichnen, die nicht nur diese allgemeine Rolle zu tragen haben, sondern außerdem jene Rollen in Korporationen wahrnehmen, die den Wechsel von Personen überdauern müssen und auf dieses Problem zugeschnitten sind. Diplomatische Kommunikation wird da-

mit für die Lösung ihrer Probleme in dem Maße unabhängiger von den Kontaktnetzwerken einzelner Personen, als diplomatische Kontaktsysteme von Korporationen beschickt und aufrechterhalten werden und die Pflege von Kontakten zur Aufgabe von austauschbaren Amtsinhabern wird. Derart konstituierte Kontaktsysteme überleben dann nicht nur einzelne Interaktionen, sondern auch ihre Teilnehmer, indem sie von wechselndem Personal weitergepflegt werden und in Form von Archiven auf ein eigenes schriftbasiertes Gedächtnis zurückgreifen können – dazu später mehr (11.3). Wo dies zutrifft, kann diplomatisches Personal aber auch zunehmend nach sachlichen Kriterien selegiert werden, sodass die Rekrutierung von den persönlichen Beziehungen, den Eigeninteressen aber auch vom Status und den askriptiven Merkmalen der Amtsinhaber zwar nicht gänzlich entkoppelt, aber doch von diesen Aspekten unterschieden werden kann.

Ferner ermöglichen Ämter die Trennung von Rekrutierung und Unterstützungsbereitschaft, was dann von Bedeutung sein kann, wenn es primär gilt Unterstützung für Programme (und nicht nur: für Personen) zu mobilisieren und davon unabhängig qualifiziertes Personal nach sachlichen Kriterien zu bestimmen (Luhmann 2010b: 416ff.). Nicht nur die beliebtesten und angesehensten Persönlichkeiten kommen dann für diplomatische Aufgaben in Frage, sondern auch diejenigen, die aufgrund ihrer politischen Haltung, sei es als Falke oder als Taube, für eine diplomatische Richtungsentscheidung stehen und diese in Verhandlungen glaubhaft vertreten können. Ob und inwiefern funktional spezifizierte Kriterien für die Rekrutierung entscheidend sind, dürfte vor allem von der Strukturierung der Oberschicht abhängen. Sie kann, wie in Reichsbildungen, eher funktional ausdifferenziert sein, sodass etwa zwischen einem Kriegeradel, einem zivilen oder geistlichen Adel und einer bürokratischen Elite unterschieden werden kann. Sie kann aber auch segmentär differenziert sein und folglich eher Charakteristika einer Adelsgesellschaft mit entsprechend schwach ausgeprägter Zentralisierung und wechselnden Bündnissen zwischen mehreren einflussreichen Adelsgeschlechtern annahmen, von denen Ämterbesetzungen dann abhängen (Kuchler 2013: 44f.). In beiden Fällen können diplomatische Ämter mit Angehörigen prominenter Familien besetzt werden, die mit oder gegen eine bestehende Ämterordnung auf der Grundlage von Traditionen aber auch aufgrund von Patronage- oder Verwandtschaftsbeziehungen die Außenvertretung gegenüber bestimmten Umweltsegmenten monopolisieren (Adcock /Mosley 1975: 153, 160; Behr 2015; Meier 1989: 27). Solange aber von Korporationen und nicht von Organisationen ausgegangen werden muss, wer-

den die Möglichkeiten der Formalisierung diplomatischer Kommunikation aber auch in anderen Hinsichten von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen konditioniert.

Korporationen können zwar Ämter mit potenziell austauschbaren Personen besetzen, allerdings kaum von allen sonstigen Rollen ihrer Amtsträger absehen. Dementsprechend sind auch die *zones of indifference* (Barnard 1938: 169), also jene Erwartungssphären, innerhalb derer die Amtsträger ungeachtet ihrer sonstigen Rollen den Erwartungen ihrer Korporation entsprechen können, viel marginaler ausgeprägt. Das ermöglicht der Korporation, das Verhalten des Amtsträgers in seinen anderen Rollen an Mitgliedschaftsbedingungen zu knüpfen, nötigt ihr aber zugleich auch mehr Rücksichtnahme auf mögliche Rollenkonflikte ab. Die Korporation kann von ihrem Mitglied dann zwar erwarten, dass es auch in seiner Rolle als Vater, Ehegatte, Freund und Patron im Sinne der Korporation handelt, gerät aber zugleich in größere Abhängigkeit von den sonstigen freundschaftlichen, familiären und klientelistischen Beziehungen ihrer Mitglieder. Sie muss, anders formuliert, die ganze Person des Amtsträgers inkludieren (Schlögl 2014: 195) und jenen persönlichen Motiven, die sich aus den vielzähligen sonstigen Rollen des Amtsträgers ergeben, mehr Raum zugestehen, als dies in modernen Organisationen erforderlich wäre.

In dem Maße aber, wie eine Korporation von diesen Motiven ihrer Amtsträger abhängt und diese auch legitim als Bedingung der Mitgliedschaft dargestellt werden können, desto weniger lassen sich Motivation und Kooperationsbereitschaft in der Korporation situationsunabhängig generalisieren. Sie werden stattdessen stetig neu ausgehandelt und zum Gegenstand von Vertrauensbeziehungen oder einer auf Gaben und Dankespflichten beruhenden korporativen Tauschökonomie. Diese Form der Leistungsverteilung ist insofern elastisch, als zunächst offengelassen werden muss, wann und mit welcher Gegenleistung eine durch Gaben verursachte Dankesschuld abgetragen werden kann, da andernfalls die Grundlage der Tauschbeziehung gefährdet wäre. Sie hat im Kontext von Korporationen insofern große Spielräume, als es gerade die Rollenverflechtungen der Amtsträger ermöglichen, Leistungen aus sehr unterschiedlichen Kontexten miteinander zu verknüpfen: Die Amtshandlung kann mit Geld, Intimität, Loyalität, Segen, Ehre aber auch mit Kontaktchancen und Zutrittsberechtigungen legitim konditioniert und abgegolten werden.

Im Kontext diplomatischer Ämter bedeutet dies entweder, dass sie als Belohnung für persönliche Dienste unterschiedlichster Art vergeben werden oder gerade die Übernahme dieser Ämter als persönliche Leistung betrachtet wird, die zu einem späteren Zeitpunkt mit einer noch vage oder nicht bestimmten Gegenleistung belohnt werden soll. Aus der einschlägigen Literatur ergibt sich indes der Gesamteindruck, dass eher letzteres den Regelfall darstellt: Diplomatische Ämter werden weniger als erstrebenswertes Ziel, sondern eher als Zwischenschritt einer Ämterlaufbahn betrachtet, der für höhere Würden wohl oder übel in Kauf genommen werden muss. Dies nämlich umso mehr, als diese Ämter eine gewisse Mobilität erfordern, die einerseits als solche mit Einbußen des Komforts einhergeht und den Amtsträger nicht immer zu den attraktivsten Dienstorten führt und andererseits für diesen auch mit der Abwesenheit vom eigenen politischen Zentrum und einem damit einhergehenden Verlust politischer und persönlicher Einflussmöglichkeiten verbunden ist (Behr 2015: 128ff.; Hamilton/Langhorne 1995: 57f.; Horn 1961: 76ff.; Lachs 1965: 80ff.; Lane 1927; Lee 1967: 1276ff.; Lunitz 1988: 93ff.; Mattingly 1988: 127ff.; Metzig 2016: 147ff.; Mosley 1973: 74ff.; Rohrschneider 2007: 250ff.; Tischer 2008: 198). Wer sich dennoch diesen Strapazen und Unannehmlichkeiten aussetzt, findet sich nicht selten in einer notorisch unterbezahlten Position wieder und muss die damit verbundenen Aufwendungen zum Teil mit eigenen Mitteln bestreiten, sofern nicht der Empfänger der Gesandtschaft für Unterkunft und Verpflegung aufkommt oder den fremden Gesandten nach vollendeter Mission großzügig beschenkt – eine Praxis, die in der Heimat des Gesandten als legitime Geste der Freundschaft aber auch als Versuch der Bestechung interpretiert werden kann (Mosley 1973: 39f.; Osborne 2007: 50ff.; Queller 1967: 94f.).

Ein Prinzipal, der einen diplomatischen Vertreter bevollmächtigen möchte, wird dessen Loyalität, wo diese nicht durch Mitgliedschaft in der Korporation weitgehend vorausgesetzt werden kann, zunächst weitgehend zum Gegenstand persönlichen Vertrauens machen müssen – so wie andererseits der Gesandte darauf vertrauen muss, dass die geleisteten Dienste zu einem späteren Zeitpunkt honoriert werden. In diesem Zusammenhang wird einerseits die Bedeutung dynastischer Verwandtschaftsbeziehungen verständlich, die derartige Probleme familienintern bearbeiten können. Andererseits ist leicht einzusehen, dass es Zeitgenossen weitgehend unproblematisch erscheint, wenn Gesandte zwar die Agenden ihrer Prinzipale vertreten, darüber hinaus aber auch persönliche und familiäre Anliegen mit ihrem Auftrag verknüpfen (Haug 2015; Thiessen 2010c). Denn erst die darstellbare

Kongruenz der Motive des Prinzipals mit den persönlichen und familiären Motiven der Gesandten kann als funktionales Äquivalent zu formalisierten Mitgliedschaftserwartungen in Organisationen einigermaßen sicherstellen, dass für beide Seiten Vorteile erwachsen und auf diese Weise Vertrauens- und Loyalitätsprobleme entschärft werden. Das schließt Rollen- und Loyalitätskonflikte nicht aus, wenn die Gesandten ihren Patronagepflichten nachkommen und sich an fremden Höfen für ihre Klienten und Verwandten einsetzen, dafür aber die Instruktionen ihres Prinzipals hintanstellen, wenn nicht sogar hintergehen müssen (Droste 2005). Mit Begriffen wie Informalität oder Korruption sind diese Zusammenhänge aber vor allem dann unzutreffend erfasst, wenn man dabei formalisierte Erwartungen in Organisationen voraussetzt. Denn in der Selbstbeschreibung diplomatischer Kommunikation mag es gerade nicht auf die Mitgliedschaft des Beschenkten in einer Korporation ankommen, um die Legitimität diplomatischer Geschenke infrage zu stellen zu können, sondern vielmehr auf die rhetorische Rahmung dieser Geschenke als legitime Artikulation persönlicher Freundschaft, die eine Gabe von der unpersönlicheren und *deswegen* illegitimen Form der Bestechung unterscheidbar macht (Fletcher 2015: 160ff.).

Die Ausdifferenzierung diplomatischer Ämter in Korporationen entkoppelt die Rekrutierung einerseits von dynastischen Reproduktionserfolgen, entlastet andererseits Herrscherrollen von Erfordernissen der Omnipräsenz sowie der Selbstdarstellung in direkten Herrscherbegegnungen und ermöglicht eine Versachlichung diplomatischer Kommunikation. Sowohl die legitimen Spielräume als auch der Status der Amtsträger können variiert werden und auf diese Weise die Autonomie diplomatischer Kommunikation steigern. Allerdings müssen Korporationen auch auf andere Rollen der Amtsträger Rücksicht nehmen, die in Konflikt mit deren diplomatischen Auftrag geraten können. Sowohl die Errungenschaften als auch die Folgeprobleme formaler Organisation werden in diesem Zusammenhang noch mit den Möglichkeiten von Korporationen zu vergleichen sein (14.4). Die folgenden Abschnitte befassen sich aber nun mit weiteren möglichen Kontexten diplomatischer Diskursformationen. Wo die Funktion der Diplomatie in Form von übertragbaren Ämtern ausdifferenziert ist, werden nämlich unterschiedliche Rollenkombinationen möglich, sodass Händler, Gelehrte, Priester oder Soldaten mit diplomatischen Aufgaben betraut werden und damit die Spielräume diplomatischer Kommunikation erweitern. Die folgenden Überlegungen sollen diesen Zusammenhang nun verdeutlichen.

10.2.4 Militär, Wirtschaft und Religion als diplomatische Kontexte

In Gesellschaften, in denen diplomatische Kommunikation kaum von Erfordernissen der Anwesenheit und damit einhergehend: von menschlicher Mobilität zu trennen ist, liegt eines ihrer Hauptprobleme in der Herstellung und Aufrechterhaltung weitläufiger Kontakte. Unter diesen Bedingungen parasitiert sie daher vor allem an jenen Kontexten, die dieses Problem teilen und dafür bereits strukturelle Lösungen entwickelt haben. Neben der Bewältigung von größeren Distanzen müssen aber auch andere Probleme gelöst werden. Schließlich müssen Nachrichten nicht nur überbracht, sondern auch Abwesende überzeugend vertreten und Anwesende zur Annahme diplomatischer Offerten motiviert werden. Beide Probleme bedingen einander insofern wechselseitig, als mit zunehmender Redundanz der Kommunikation sowie durch Zunahme vermittelnder Kontakte auch die Ablehnungswahrscheinlichkeit von Kommunikation zunimmt, da die ursprüngliche Motivation der abwesenden Urheber einer Nachricht vom Empfänger kaum noch rekonstruiert und nachvollzogen werden kann (Luhmann 1997: 202ff.). Dem Wort des nicht-engagierten Stellvertreters wird nicht zuletzt deshalb weniger Gewicht beigemessen als dem Wort des Prinzipals. Denn letzterer kann authentischer und unmittelbarer Auskunft über seine Motive geben und damit seinem Gegenpart überzeugendere Motive an die Hand legen, diplomatische Offerten auch anzunehmen. Selbst semantische Fiktionen der physischen Repräsentation eines Prinzipals durch einen Gesandten können kaum darüber hinwegtäuschen, dass die Kommunikation lediglich vermittelt, der Vertreter mehr oder weniger weisungsgebunden und der legitime Machthaber jedenfalls abwesend ist. Gesandte können die daraus entstehenden Probleme lösen, indem sie sich selbst engagieren, ihre Familien einbeziehen, Freundschaften pflegen und (damit meist gleichbedeutend) in die Privatschatulle greifen, um den Anliegen ihrer Prinzipale Gehör und Zustimmung zu verschaffen – mit allen daraus erwachsenden Folgeproblemen, die hier bereits diskutiert wurden. Diese lassen sich unter Umständen aber dann umgehen, wenn diplomatische Kommunikation an Kontexten parasitiert, die nicht nur logistische Lösungen, sondern auch Expertise im Umgang mit Erfolgsmedien für die Lösung diplomatischer Probleme bereitstellen können. Zu jenen Funktionsbereichen, die in diesem Sinne als Kontexte fungieren, sollen nun das Militär, die Wirtschaft und die Religion diskutiert werden.

In stratifizierten Gesellschaften sind einerseits weltpolitische Rollen des Soldaten, des Diplomaten und des Spions kaum voneinander zu unterschei-

den. Dass Diplomaten und Spione in diesen Gesellschaften kaum differenzierte Rollen sind, wird noch in einem anderen Zusammenhang näher zu erörtern sein (11.4). Dass aber auch militärische Rollen diplomatische Probleme auf gesellschaftlicher Ebene zu lösen haben, ist für diese Gesellschaften ebenso belegbar. Das trifft ohnehin dort zu, wo Herrscher ihre Heere selbst in die Schlacht führen müssen und je nach Verlauf und Ausgang des Gefechts an Ort und Stelle Verhandlungen führen. Wo sich demgegenüber abwesende Prinzipale von anwesenden Agenten unterscheiden lassen, kann man aber auch rollenförmige Kombinationen von militärischen und diplomatischen Funktionen ausmachen. So verfügen römische Heerführer (jedenfalls in der vorcäsarischen Republik) die Befugnis (oder das *imperium*), ohne Rücksprache mit dem Senat sowohl Kapitulationsverhandlungen einzuleiten als auch einen Waffenstillstand mit dem Gegner zu vereinbaren (Zollschan 2010: 172ff.). Die Folgeprobleme, die sich aus der Konzentration der militärischen und diplomatischen Außenkontakte auf eine Person ergeben, sind indes auch Zeitgenossen bekannt. So beschließt denn auch der römische Senat, auf die Möglichkeiten der bilateralen Verhandlung und Kapitulation durch den vor Ort anwesenden General zu verzichten und stattdessen die diplomatische Funktion dieses Amtes darauf zu reduzieren, den besiegten Gegnern einseitige Deklarationen des Senats mündlich vorzutragen.

Neben dem Problem der Konzentration von politischen Einflussmöglichkeiten, die sich aus der Einheit von diplomatischen und militärischen Rollen ergeben, lassen sich aber auch medien- und differenzierungstheoretische Überlegungen zum Verhältnis militärischer und diplomatischer Rollen ins Feld führen. Denn gerade die vergleichsweise enge Kopplung von Interaktions- und Gesellschaftsebene sowie die Bedingungen der *time-space distanciation* in stratifizierten Gesellschaften legen die Kombination diplomatischer und militärischer Rollen nahe, mit denen man lange Botenwege einsparen und weltpolitische Kommunikation leichter unter Bedingungen der Anwesenheit synchronisieren kann. Wo dies nicht zutrifft, müssen auf dem Schlachtfeld vereinbarte Waffenstillstände erst von Abwesenden ratifiziert oder von eigens bevollmächtigten Gesandten bekräftigt werden. Das bedeutet auch, dass zwar ein Heer vor Ort bleiben, aber das Eintreffen der Gesandten abwarten muss, und dass die dadurch entstehende Wartezeit nur behelfsmäßig, etwa durch die Gefangennahme von Geiseln überbrückt werden kann, die als Pfand die Aufrechterhaltung des Waffenstillstands bis zur endgültigen Ratifikation und bis zur Erfüllung von vertraglichen Pflichten

gewährleisten sollen (Amit 1970; Benham 2011: 156ff.; Kosto 2013; Lee 1991). Die Personalunion von Herrscher, Heerführer und Diplomat ist in diesem Zusammenhang das funktionale Äquivalent zur Praxis der Geiselnahme und löst das Problem der Überbrückung raumzeitlicher Distanzen durch die Konzentration von Rollenerwartung auf eine anwesende Person – allerdings nur unter Inkaufnahme jener Folgeprobleme persönlicher Herrscherdiplomatie, die hier bereits diskutiert wurden. Die rollenmäßige Einheit von Heerführern und Diplomaten eröffnet ebenso Möglichkeiten der effektiven Drohung mit negativen Sanktionen, die ein spezialisierter Gesandter, der in der Fremde weitgehend auf sich allein gestellt ist, wohl kaum realisieren könnte. In vormodernen Anwesenheitsgesellschaften findet man mit einem versammelten Heer im Rücken mitunter schneller Gehör und kann nicht ohne weiteres abgewiesen werden, während eine reine Gesandtschaft die Potenz ihrer abwesenden Prinzipale allenfalls durch prunkvolle und pompöse Auftritte und Einzüge darstellen kann, oder dessen vergangene militärische Erfolge aufzählen muss, um die anwesenden Empfänger einer Gesandtschaft zur Annahme diplomatischer Offerten zu motivieren (Chaniotis 2005).[10] Erst dort, wo weltpolitische Macht auf abstrakteren Grundlagen (etwa in Form von statistischen Streitkräftevergleichen oder massenmedial übertragenen Militärparaden) symbolisch generalisiert wird, hängt die Glaubwürdigkeit diplomatischer Drohmacht weniger vom Augenschein eines versammelten Heeres oder einer prachtvollen Kleidung ab, sondern kann selbst dann hinreichend gewährleistet sein, wenn man als Diplomat einen Konfektionsanzug trägt und Drohungen in einer Hotellobby äußert.

Gleichwohl fordern die Rollen des Gesandten und des Heerführers die Selbstdarstellung eines einzigen Rollenträgers in sehr unterschiedlichen Hinsichten. Ein Heerführer mag zwar effektivere Drohungen artikulieren können; ob er die Grenzen des Gegners aber auch anerkennen kann, ohne in den eigenen Reihen an Ansehen und Glaubwürdigkeit einzubüßen, ist eine andere Frage. Daher werden Probleme der Verletzung und Anerkennung von Grenzen zwar rollenmäßig nicht vollständig getrennt, bilden dafür aber Handlungs- und Orientierungsschwerpunkte. Vor diesem Hintergrund ist auch eine Sonderrolle von Bedeutung, die zwar einen militärischen Primat aufweist, daneben aber auch diplomatische Probleme löst und die Heeresführung von diplomatischen Darstellungserfordernissen entlastet.

---

10 Vor diesem Hintergrund ließe sich etwa Fälle der *gunboat diplomacy* westlicher Industrienationen medientheoretisch rekonstruieren und vergleichen.

Herolde sind aus der vormodernen Kriegführung kaum wegzudenken.[11] Denn diese lässt sich von Zeitgenossen kaum beobachten, ohne selbst in irgendeiner Weise in das Kriegsgeschehen involviert zu werden und sie setzt trotzdem, wenn schon nicht Kooperation, so doch zumindest eine gewisse Koordination voraus, die nur unter genauer Kenntnis der gegenwärtigen militärischen Lage vor Ort geleistet werden kann und daher militärische Sonderrollen erfordert. In diesem Sinne stellen Herolde das funktionale Äquivalent für telekommunikative Echtzeitmedien dar, die unter modernen Bedingungen die Gleichzeitigkeit von militärischen Gefechten und diplomatischen Verhandlungen erlauben, sind aber hinsichtlich ihrer Möglichkeiten in der Synchronisation beider Kommunikationsmodi bei weitem nicht so leistungsfähig. Stattdessen müssen Verhandlungs- und Gefechtsphasen in stratifizierten Gesellschaften in dem Maße sequenzialisiert und aufeinander abgestimmt werden, wie auch kriegerische und diplomatische Kommunikation einerseits Zeit bindet und andererseits zu klarer abgrenzbaren und aufeinanderfolgenden Phasen verdichtet wird (Kuchler 2013: 293ff.). In diesem Zusammenhang kann die Funktion von Herolden gesehen werden, die Kriegserklärungen, Ultimaten und Protestnoten überbringen, Verhandlungen einleiten aber auch als Kriegsberichterstatter und Schiedsrichter fungieren, indem sie ein Urteil über Sieg und Niederlage fällen, dieses verkünden und damit Anfangs- und Endpunkte sowohl von Kriegen als auch von Verhandlungen markieren (Moos 2006b: 154ff.; Roemheld 1964: 18ff.).

Diplomatische Initiativen, die sich in oben gemeintem Sinne in einem militärischen Kontext formieren, mögen zwar einerseits überzeugender sein, da sie ihre Vermeidungsalternativen vor dem Hintergrund eines gemeinsamen Wahrnehmungskontextes unmittelbar präsent halten können. Sie stoßen andererseits aber schnell an bestimmte Grenzen der Annahmewahrscheinlichkeit von Kommunikationsofferten. Denn dort, wo weltpolitische Macht primär auf der Mobilität und Anwesenheit bewaffneter Truppen beruht, sind sowohl der Bildung von Machtketten als auch der Expansion machtbasierter Kommunikation enge Grenzen gesetzt. Diese lassen sich zwar räumlich verstehen und auf logistische Probleme zurückführen, doch führt dies in der Tendenz zur trivialen Einsicht, dass kommunikative Expansion bestimmte technologische Errungenschaften erfordert. Alternativ

11 Das bedeutet jedoch nicht, dass etwa Kriegserklärungen faktisch in jedem Fall durch einen Herold überbracht werden. Allerdings fällt auf, dass derartige Überraschungsangriffe dort, wo Herolde institutionalisiert sind, auch in der Semantik *ex negativo* als Feldzüge ohne Herolde bezeichnet werden (Myres 1943).

dazu ließe sich in einer medientheoretischen Perspektive argumentieren, dass in stratifizierten Gesellschaften die Androhung militärischer Gewalt als Vermeidungsalternative weder hinreichend formalisiert noch juridifiziert ist und aufgrund des Fehlens vergleichbar effektiver Konditionierungen des Machtgebrauchs die wichtigste Bedingung der Möglichkeit machtbasierter Kommunikation wegfällt. Denn erst wenn sowohl Ego als auch Alter über das eigene Handeln disponieren können, und diese Möglichkeit durch formale und rechtliche Konditionierung hinreichend gesichert ist, kann von machtförmiger Kommunikation gesprochen werden (Luhmann 1987c). Ganz anders stellt sich eine Situation dar, in der eine Stadt wie Karthago von römischen Truppen belagert und zur Kapitulation aufgefordert wird. Spätestens dann nämlich, wenn aus römischer Sicht mit der *deditio* der Karthager auch deren Rechtspersönlichkeit erlischt und die Gewaltanwendung durch die Belagerer weder rechtlich noch formal konditioniert ist, müssen die Karthager in jedem Fall damit rechnen, der Vermeidungsalternative zum Opfer zu fallen und wenn nicht getötet, dann zumindest gefangengenommen und versklavt zu werden (Afflerbach 2014: 46ff.).[12]

Zwar verfügen stratifizierte Gesellschaften über funktionale Äquivalente wie ein kosmologisch begründetes Kriegsrecht oder eine schichtspezifische Kriegerehre, die den Macht- und Gewaltgebrauch konditionieren. Doch sind diese Mechanismen weder reflexiv auf sich selbst anwendbar und damit steigerbar, noch kann immer eine gemeinsame Kosmologie vorausgesetzt werden, wenn etwa die Belagerten als Barbaren klassifiziert werden und daher auch dann nicht mit Schonung rechnen können, wenn die Belagerer ihr Ehrenwort geben, dass im Falle einer Kapitulation niemandem Leid zugefügt wird.

Neben dem Militär kann diplomatische Kommunikation auch an Kontexten der *Wirtschaft* parasitieren. Das gilt im Besonderen für den Fernhandel, welcher gesellschaftliche Spitzen mit Prestigeobjekten versorgt, deren Wert sich nicht zuletzt an der Entfernung des Herkunftsortes bemisst und die damit zur Reproduktion von Statusdifferenzen sowie zur Auszeichnung gesellschaftlicher Spitzenpositionen beitragen. So muss der Fernhandel nicht nur eine ausreichende Infrastruktur gewährleisten, um räumlich entfernte Regionen miteinander zu verbinden, sondern verfügt mit Geld und Vorräten

---

12 Siehe für eine vergleichbare Fallkonstellation den von Thucydides überlieferten Melierdialog (5.84-116) als weiteren *locus classicus*.

an wertvollen Handelsgütern zugleich über ein Erfolgsmedium, das in einem gewissen Umfang auch diplomatische Probleme zu lösen vermag.

Der Zusammenhang zwischen diplomatischer Kommunikation und Wirtschaft ließe sich also wiederum auf das Problem der Überwindung von Distanzen reduzieren: Gold, Seide und Weihrauch sind zweifelsohne leichter zu transportieren als bewaffnete Heere und unter Umständen auch nicht minder überzeugend, wenn man sie als Verhandlungstokens einsetzt. Der Funktionszusammenhang lässt sich aber auch rollentheoretisch auflösen. So mag man eine gewisse Affinität zwischen den Rollen des Fernhändlers und des Gesandten feststellen, sind doch beide Rollen darauf ausgelegt, mit Fremden zu kommunizieren und zu verhandeln (Pigman 2015: 15f.). Dafür spricht auch, dass die Personalunion von Gesandten und Händlern eine verbreitete Rollenkombination in stratifizierten Gesellschaften darstellt. In der Amarna-Diplomatie des Alten Orients sind Gesandte jedenfalls kaum von Händlern zu unterscheiden (Cohen 1996: 251; Holmes 1975: 379ff.; Liverani 1990: 240ff.). Ähnliches gilt auch dort, wo die Regulierung von Handelsbeziehungen den Gegenstand diplomatischer Kommunikation bildet und Händler politisch dazu ermächtigt werden, stellvertretend für abwesende Machthaber Verhandlungen einzuleiten, sodass wirtschaftliche und diplomatische Kommunikation kaum unterschieden werden können (Bielenstein 2005; Cranmer-Byng/Wills 2011; Eidem/Hojlund 1993; Pigman 2015: 15ff.; Samarrai 1980).

Medientheoretisch lässt sich dieser Zusammenhang aber auch dahingehend interpretieren, dass die tauschförmige Wirtschaft stratifizierter Gesellschaften wesentlich leichter institutionalisiert werden kann als die Androhung militärischer Gewalt. Diese Anspruchslosigkeit wirtschaftlicher Kommunikation führt dazu, dass die Expansion des Fernhandels nicht zwangsläufig eine Deckung durch militärische und politische Macht voraussetzt und weitgehend unabhängig von politischen Einflussbereichen operieren kann. Häufig sind es deshalb Händler, die als Pioniere die ersten Pflöcke in fremde Gebiete einschlagen und Handelsbeziehungen aufbauen können, wo sie noch weitgehend sich selbst überlassen sind. Ob die Händler den Soldaten folgen oder die Soldaten den Händlern, ob Händler unter dem Deckmantel einer diplomatischen Mission Geschäfte abschließen oder umgekehrt Herrscher von Handelskontakten profitieren, wird man empirisch und fallbasiert prüfen müssen. Wo aber letzteres zutrifft und diplomatische Kommunikation sich nicht auf ein abrufbereites Heer stützen kann, liegt die Bezugnahme auf Wirtschaft nahe, deren Kontaktnetze und Ressourcen

genutzt werden können, um etwa im Medium des Gabentausches diplomatische Probleme zu lösen.[13] Die Einschränkungen dieses Mediums ergeben sich allerdings aus dem Umstand, dass die Gegenleistung einer Gabe nicht vom Gebenden definiert werden kann. Wie auch im vorangegangenen Kapitel dargestellt wurde, kann in diesem Medium allenfalls eine vage Kooperationsbereitschaft zum Ausdruck gebracht werden, die aber nicht zur Erbringung bestimmter Leistungen verpflichtet. Mit anderen Worten lassen sich diplomatische Vereinbarungen nicht erkaufen, sondern können lediglich unter Androhung des Abbruchs der Tauschbeziehung nahegelegt werden. Auch das mussten jene europäische Handelskompanien lernen, die zwar dem chinesischen Kaiserhof erwartungsgemäß ihre Tribute entrichtet haben, dafür aber mit zeremoniellen Privilegien anstelle erhoffter Handelserleichterungen belohnt wurden (Cranmer-Byng/Wills 2011).

Die Möglichkeit einer Formierung diplomatischer Kommunikation im Kontext der *Religion* ist vielfach belegt (Broughton 1987; Queller 1967: 153ff.; Sen 2004: 37ff.; Singh 1965: 151), aber kaum systematisch vergleichend untersucht worden. Interessiert man sich für logistische Probleme, leuchtet die Kombination von Priester- und Gesandtschaftsrollen insbesondere dort ein, wo Priestern Pilgerfahrten oder Missionstätigkeiten auferlegt sind und ihnen daher eine entsprechende Infrastruktur bereitgestellt werden muss. Sie finden außerdem überall dort Unterkunft, wo auch ihre Korporation vertreten ist und sind vor allem dann mit großer Wahrscheinlichkeit schriftkundig, wenn sie Schriftreligionen angehören. Ferner zählt die Religion zu jenen Funktionsbereichen, in denen die Form der Korporation in Kirchen, Tempeln und Klöstern insbesondere dort relative Spitzenwerte der Formalisierung erreicht, wo man auch von *greedy institutions* sprechen kann, also von Korporationen, die auf die Vollinklusion ihrer Mitglieder ausgerichtet sind und diese von allen anderen möglichen Rollen und dann insbesondere: von familiären Rollen entlasten (Coser 2014). Zölibatär lebende Priester und Mönche müssen weder Familien zurücklassen oder auf diplomatische Missionen mitnehmen noch zwingend eine eigene Familienpolitik betreiben, die in Konflikt zu ihrem diplomatischen Auftrag stehen könnte.

13 Den historischen Ausnahmefall militärisch hochgerüsteter Handelskorporationen bilden wohl die europäischen Handelskompanien des 17. und 18. Jahrhunderts, die den Vergleich mit zeitgenössischen Proto-Staaten nicht zu scheuen brauchen (Brauner 2015; Stern 2011: 61ff.).

Für eine ergiebigere soziologische Analyse empfiehlt es sich allerdings, auch die Funktion der Religion miteinzubeziehen, deren Bezugsproblem zugleich ein typisches Grenzproblem darstellt und sich in Unterscheidungen wie vertraut/unvertraut, bestimmt/unbestimmt und immanent/transzendent artikuliert (Luhmann 1982: 37ff.). Sie liefert damit nicht zuletzt semantische Vorlagen, derer sich auch diplomatische Selbstbeschreibungen in Form von Analogien bedienen können, wie etwa bei Ibn-al-Farrāʾ im *Kitāb Rusul al-mulūk,* einer Abhandlung über königliche Gesandte (Vaiou 2015: 35): So wie Gott zwar außerhalb der Welt verortet wird, aber über Engel, Propheten und personifizierte Stellvertreter Kontakt zu Menschen hält, so agieren auch Gesandte als Vermittler an bestimmten Grenzen und machen eine noch unbestimmte Umwelt im eigenen System kommunikabel (vgl. Gentili 1585: 5f.). Ebenso vermittelt Hermes zwischen Menschen und Göttern und überschreitet dabei die Grenzen beider Sphären (Constantinou 1996: 150ff.; Der Derian 1987: 65ff.; Siegert 1997).

Außerdem überbrückt Religion als funktionales Äquivalent zu symbolisch generalisierten Erfolgsmedien jene oben erwähnte Differenz zwischen steigender kommunikativer Redundanz und abnehmender Annahmemotivation (Luhmann 1997: 203), indem sie, wenn man so sagen darf, diplomatischer Kommunikation einen »höheren« Sinn beimengt, der auch priesterliche Gesandte engagiert und die Annahme diplomatischer Offerten motivieren kann. Die Grenzen dieser Möglichkeit sind allerdings dann erreicht, wenn einerseits die gesellschaftsinterne Binnendifferenzierung Religion als einheitliches Motivationsmittel überstrapaziert und andererseits im Kontakt mit fremden Gesellschaften auch keine gemeinsame Kosmologie mehr vorausgesetzt werden kann. Das trifft insbesondere dann zu, wenn die Grenzen, deren Anerkennung zur Bedingung diplomatischer Kommunikation werden, zugleich gesellschaftliche Grenzen darstellen, jenseits derer Kommunikation zwar nicht unmöglich ist, aber doch moralisch und kosmologisch konditioniert und als besondere Ausnahme stilisiert wird. Weitere Steigerungen erfährt die Verflechtung religiöser und diplomatischer Problembezüge schließlich, wenn sich Schriftreligionen mit Universalitätsanspruch und entsprechendem Missionierungseifer ausbilden und jenseits gesellschaftlicher Grenzen nicht bloß Menschen, sondern fehlgeleitete und deshalb betreuungsbedürftige Heiden beobachten (Goody 1990: 38ff.). Nicht zuletzt am Beispiel der jesuitischen Präsenz in Ostasien lässt sich studieren, wie Priester zwar diplomatische Funktionen wahrnehmen, aber gerade ob ihrer missionarischen Bestrebungen mit Zugangsschwierigkeiten zu

kämpfen haben, die sich erst durch eine flexiblere Auslegung sowohl ihrer eigenen Kosmologie als auch durch Umdeutung einer heidnischen Weltprojektion zur areligiösen »Staatsphilosophie« überwinden lassen (Collani 2000).

Diplomatische Kommunikation muss sich, solange sie nicht als funktional spezifiziertes System mit eigenen Rollen, Organisationen, Codes und Programmen ausdifferenziert ist, im Kontext anderer Funktionsbereiche (für die dasselbe gilt) formieren und kann deren Strukturbildungen zur Lösung ihrer eigenen Probleme nutzen.

Im einfachsten Fall konzentrieren sich diplomatische und binnenpolitische Funktionen in Herrscherrollen, deren Träger selbst an Verhandlungen beteiligt sind und zugleich für die Umsetzung diplomatischer Vereinbarungen in ihrem Herrschaftsbereich geradestehen müssen. Wo dies zutrifft, kann zwar von einer hohen Annahmewahrscheinlichkeit diplomatischer Offerten ausgegangen werden, doch muss diese einerseits mit einer hohen Mobilität der Herrscher, andererseits aber auch mit gesteigerten Anforderungen an herrschaftliche Selbstdarstellung finanziert werden.

Wo sich aber diplomatische auf dynastische Kommunikation bezieht, und Verwandte von Herrschern durch Verheiratung in andere Dynastien zu diplomatischen Akteuren werden, kann dies zwar Herrscherrollen von Anforderungen an Mobilität und Selbstdarstellung entlasten, doch müssen dafür einerseits Zufälle der biologischen Reproduktion von Dynastien in Kauf genommen werden und andererseits Geschlechterrollen in einer Weise institutionalisiert sein, dass sie der Teilhabe an diplomatischer Kommunikation nicht im Wege stehen. Die Motivationsmittel, die einem anwesenden Herrscher zur Verfügung stehen, werden dann substituiert durch Verwandtschaftsbeziehungen, die zur Annahme von Offerten und zur Einhaltung diplomatischer Vereinbarungen motivieren können.

Orientiert sich diplomatische Kommunikation demgegenüber am Kontext des Botenwesens, macht sie sich durch die Besetzung von Ämtern zwar unabhängig von Zufällen dynastischer Reproduktion, kann aber nicht allein durch Formalisierung eine generalisierte Motivation von Amtsträgern voraussetzen, sondern muss diese als ganze Personen inkludieren und daher in ihrer Programmierung auf alle sonstigen Rollenverpflichtungen von Gesandten Rücksicht nehmen. Diese können in der Ausübung ihres Amtes daher legitimer Weise sowohl ihre persönlichen Motive einbringen als auch ihre eigenen Kontakte und Ressourcen einsetzen, und auf diese Weise trotz der Abwesenheit ihrer Prinzipale ihre Verhandlungspartner zur Annahme

von Sinnzumutungen motivieren – sofern die persönlichen Motive der Amtsträger nicht mit denjenigen ihrer Prinzipale kollidieren.

Schließlich wurden mit dem Militär, der Wirtschaft und der Religion drei weitere Kontexte für diplomatische Kommunikation diskutiert, deren Rollen mit diplomatischen Rollen kombiniert werden können. In allen drei Funktionsbereichen findet man Rollen, die sowohl auf Mobilität als auch auf den Einsatz bestimmter Medien oder auf die Erfüllung von Funktionen spezialisiert sind, die zur Lösung diplomatischer Probleme beitragen können. So findet man in der Rolle des Herolds ein militärisch-diplomatisches Amt, das sich für diplomatische Kommunikation auf dem Schlachtfeld ausdifferenziert hat und dabei zwar einen abwesenden Prinzipal vertritt, dafür aber mit der Unterstützung eines gewaltbereiten Heeres ein wirksames Motivationsmittel für die Aufnahme von Verhandlungen zur Verfügung hat. Dies setzt allerdings die anspruchsvolle Bedingung voraus, dass der Einsatz militärischer Gewalt als Vermeidungsalternative soweit konditioniert ist, dass die Verhandlungspartner immer noch zwischen der Annahme und der Ablehnung einer diplomatischen Offerte wählen können, ohne in jedem Fall mit dem Eintreten negativer Sanktionen rechnen zu müssen.

Demgegenüber verfügen Händler, die diplomatische Missionen übernehmen, zwar über leichter transportierbare Motivationsmittel in Form von Luxusgegenständen, können für diese aber insbesondere dann keine diplomatischen Gegenleistungen bestimmen, wenn es sich um Gaben handelt, deren Zeitpunkt und Form der Erwiderung offen bleiben muss und diplomatische Gegenleistungen daher nicht unmittelbar erkauft werden können, sondern durch die erwartbaren Nachteile eines möglichen Abbruchs der Tauschbeziehung allenfalls nahegelegt werden kann.

11 Zeitdimension: An- und Abwesenheit als Zeitproblem

11.1 Zeitstrukturen und -semantiken stratifizierter Gesellschaften

Sofern Diplomatie selbst darüber disponieren kann, wann kommuniziert wird und wie Kommunikationen zeitlich aufeinander bezogen werden, kann sie sich für die Lösung ihres Bezugsproblems von anderen Zeitvorgaben unabhängiger machen und Zeitbedarf, Konsenschancen und Themen nach eigenen Kriterien miteinander verknüpfen. Ihre Spielräume werden dabei maßgeblich von Reduktionsleistungen konditioniert, die nicht von ihr selbst, sondern bereits auf gesellschaftlicher Ebene erbracht werden müssen. Diplomatie hängt, wie jede andere Kommunikation auch, von gesellschaftlichen Strukturlösungen ab. Die folgenden Überlegungen stellen daher den Versuch dar, anhand einiger weniger Variablen nach Bedingungen der Möglichkeit zeitlicher Autonomie diplomatischer Kommunikation zu fragen, die sich im Wesentlichen aus der gesellschaftlichen Differenzierungsform, der Ausdifferenzierung sozialer Ebenen der Interaktion und der Gesellschaft, sowie aus der Verfügung über Verbreitungsmedien der Mündlichkeit und Schriftlichkeit ergeben.

Vorweg kann bereits hier als Ergebnis angedeutet werden, dass diplomatische Kommunikation insofern nur eingeschränkt über Zeit disponieren kann, als die gesellschaftliche Differenzierungsform der Stratifikation es zwar einer Oberschicht erlaubt, weitgehend unabhängig von Subsistenzzwängen diplomatisch zu kommunizieren, dabei aber gleichzeitig Zeitstrukturen und -semantiken ausbildet, die sich primär auf Schichtungsstrukturen, und weniger auf diplomatische Probleme im Besonderen beziehen. Außerdem bilden sich Korporationen und Ämter aus, die zwar von der Lebensdauer konkreter Personen unabhängiger werden. Allerdings werden diplomatische Probleme weniger in exklusiv diplomatischen Organisationen, sondern weitgehend in Interaktionszusammenhängen gelöst, die von Kor-

porationen beschickt werden. Gleichwohl ermöglicht Schriftlichkeit ein weiteres Auseinanderziehen von zeitlichen Relevanzhorizonten und damit auch andere Formen der Zeitbindung, sodass auch die Ausbildung eines Gedächtnisses von individuellen Gedächtnisleistungen unabhängiger wird.

Nach diesen allgemeineren Überlegungen wird herauszuarbeiten sein, dass diplomatische Formen des Zeithaushaltes und der Zeitbindung weniger auf Entscheidungen beruhen, sondern auf der An-Erkennung von Status, aus welcher Direktiven und normative Erwartungen für gegenwärtiges Handeln abgeleitet werden. Dass dabei insbesondere Geschichte ein wesentliches Element von Statusbegründungen darstellt, hängt vor allem damit zusammen, dass die wechselseitige Vergewisserung über Status vor allem in zeremoniellen Interaktionen erfolgt, die sich im doppelten Wortsinn auf Präzedenzfälle berufen. In dem Maße, wie sich Interaktionszusammenhänge und damit: interaktionsübergreifende Beziehungen mit ihrer je eigenen Geschichte ausdifferenzieren, wird außerdem die Taktung dieser Interaktionen zum Problem, die unter anderem von der Weltzeit, den Erfordernissen der Verschriftlichung diplomatischer Kommunikation und der Differenzierung von weltpolitischen Grenzrollen abhängt. Schließlich wird noch auf Probleme des Vertrauens und Misstrauens einzugehen sein, die sich insbesondere im Kontext persönlicher Beziehungen artikulieren und darüber hinaus als Folgeprobleme der Rolleneinheit von Diplomaten und Spionen zu diskutieren sein werden.

In segmentären Gesellschaften konditioniert, wie im bereits erörtert wurde, insbesondere die Gegenwartsbezogenheit diplomatischer Kommunikation die zeitlichen Verhandlungsspielräume (6.3). Das äußert sich darin, dass die Strategien diplomatischer Verhandlungen vor allem auf Probleme der Konfliktunterdrückung in je gegenwärtigen Interaktionen und weniger auf eine langfristige Bindungswirkung ausgerichtet werden. Die Ergebnisse dieser Interaktionen liegen daher eher in der ambivalenten Typisierung des jeweiligen Verhandlungspartners, die aber weniger normative Erwartungen für künftiges Verhalten in Form von Entscheidungen oder Verträgen festlegt, sondern gegenwärtig eine verhalten positive Gesinnung zum Ausdruck bringt, die potenziell mit jeder weiteren Interaktion erneut zur Disposition gestellt werden kann. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb das Ende von Verhandlungen kaum das Versprechen auf weitere künftige Interaktionen beinhaltet, sondern die Einzelinteraktion sich selbst genügen kann.

Im Vergleich dazu zeichnet sich die Weltzeit stratifizierter Gesellschaften durch eine Ausweitung und Differenzierung von Zeitperspektiven aus, die ohne die Errungenschaft der Schriftlichkeit kaum vorstellbar wäre. Während sich die Zeitstrukturen segmentärer Gesellschaften schon aufgrund der Flüchtigkeit oraler Kommunikation primär auf eine gemeinsam wahrnehmbare Gegenwart beziehen, verfügen stratifizierte Gesellschaften mit der Schrift über eine Möglichkeit, Kommunikation von Anwesenheitserfordernissen zu entlasten und Substitutionsmöglichkeiten für einen gemeinsam und gleichzeitig erfahrbaren Wahrnehmungskontext bereitzustellen. In dem Maße aber, wie Schrift eine zeitliche Dekontextualisierung von Wissen leistet und in dem Maße, wie die Rekontextuierung von Wissen schriftliche Texte *und* situative Kontexte aufeinander beziehen muss, wird auch zunehmend eine Kluft zwischen situationsunabhängigem Wissen und situativer Wissensaktualisierung erfahrbar (Hahn 1991: 53; Vesting 2011a: 49ff.).[1] Man kennt eine schriftlich fixierte, kanonisierte und dementsprechend schwerfällige semantische Tradition und muss in und mit einer Praxis leben, die ständig Situationen und Strukturen hervorbringt, die sachlich von den Vorgaben dieser Tradition abweichen.

In diesem Sinne wird Zeit weniger als eigenständige Sinndimension erfahrbar, sondern eher zur Gattung abstrahiert und stellt damit eine abgeleitete Funktion der Sachdimension dar (Esposito 2004: 38ff.): Eine Zeitebene der schriftlich tradierten Kosmologie wird mit sachlicher Perfektion assoziiert und garantiert auf diese Weise die Wiedererkennbarkeit, Identität und Ordnung der Dinge, die in der immanent und alltäglich erfahrbaren Zeit schließlich ihre Erscheinung ändern, indem sie altern, vergehen, korrumpiert werden, mithin: vom vorgegebenen Ideal abweichen. Die Zeit bringt nichts genuin »Neues«, sondern dient der Bestimmung sachlicher, ontologischer Qualitäten. Nur alter Adel ist wahrer Adel und nur altes Recht ist gutes Recht und erst in diesem Sinne: wahres Recht (Goez 1958: 94). Die Kosmologie mag sich außerdem als widerspruchsfrei darstellen, etwa durch Verweis auf ein einziges konstitutives Prinzip wie *ma'at*, *dharma*, *dao* oder *logos*, aus dem

---

1 Damit ist zugleich gesagt, dass das Verhältnis von verbaler, interaktiver Kommunikation zu schriftlich fixierter Kommunikation nicht unter der Prämisse der Nullsummenkonstanz, sondern als Differenzierung und wechselseitige Steigerung verstanden werden müsste. Die Situativität mündlicher und interaktiver Kommunikation fällt schließlich vor allem dort als Problem auf, wo die Schrift mit ihr rechnen und von ihr abstrahieren muss. Das gilt nicht zuletzt für die hier angestellten Überlegungen, die notgedrungen nur sehr abstrakte Problemzusammenhänge anstelle situativ stark variierender Lösungen generalisieren müssen.

sich alle weiteren Verhaltensdirektiven zu einer harmonischen Ordnung zusammenfügen.

Im Versuch, diese Kosmologie in zeremoniellen Interaktionen abzubilden, wird jedoch ein Eigenrecht von Situationen (Luhmann 1995b: 295ff.) bemerkbar, das einer rigiden Auslegung des Zeremoniells Grenzen setzt. Die Schonung von Selbstdarstellungen sowie die Berücksichtigung von Abhängigkeitsverhältnissen und persönlich gefärbten Beziehungen, die quer zu und gegen zeremonielle Hierarchien verlaufen, erfordern einen Verhaltensstil, der die Notwendigkeit eines Zeremoniells nicht leugnet, dieses aber im Sinne der Fortsetzung von Interaktionen flexibel interpretieren und fallweise umgehen muss. Zu den einschlägigen Lösungen dieser Problematik gehören Formen des Taktes, des Klatsches, des Konzedierens von Ausnahmen oder der Stilisierung von Unabsichtlichkeit, die zu Gunsten einer gegenwärtigen Interaktion ein Abweichen von zeremoniellen Vorgaben nahelegen. So kann die Oberschichtenkommunikation eine idealisierte Weltprojektion, die aus überlieferten Schriften, der schriftlich angeleiteten Beobachtung von Gestirnen, oder von schriftkundigen Weisen und Propheten erschlossen werden muss (Hahn 1991), von praktischen und alltäglichen Abweichungen, Korruptionen und Irrtümern unterscheiden. Ferner kann sie einerseits Ideal und Praxis in einen hierarchisierten Zusammenhang setzen, und diesen andererseits als Erhalt einer Tradition problematisieren, die zeitlich variierenden Bedingungen und der stets präsenten Gefahr des Sittenverfalls, der Verunreinigung oder des Chaos unverhinderbar ausgesetzt ist sowie durch Pflege und Repetition aktiv bewahrt und »rein« gehalten werden muss (Dumont 1998: 46ff.; Goody 1990: 54ff.; Redfield 1956: 70ff.; Vesting 2011a: 54ff.). Nicht die Produktion (von Entscheidungen), sondern der Erhalt einer idealisierten kosmologischen Ordnung durch Deutung, Imitation und Tradierung vor dem Hintergrund möglichen Scheiterns und möglicher Irrtümer bilden daher die wichtigsten Bezugspunkte zeitlicher Semantiken in stratifizierten Gesellschaften (Stichweh 1991: 127ff.).

Mit einer kosmologischen Ordnung ist in stratifizierten Gesellschaften zunächst eine schichtmäßige Ordnung gemeint, deren Notwendigkeit kosmologisch begründet wird. Denn gerade die gesellschaftlichen Spitzen und Zentren konstituieren nicht nur die Einheit der Gesellschaft sowie eine vereinheitlichte Geschichtskonstruktion, die wiederum Schichtdifferenzen und Zentrum/Peripherie-Gefälle historisch legitimiert (Bergmann 1981: 182ff.), sondern sie etablieren auch Stoppregeln in der Form von nicht mehr steigerbaren Abschlussfiguren wie »Perfektion«, »Harmonie« und »Ewigkeit«,

die zugleich Kontingenz zulassen und Widerspruchsmöglichkeiten abfangen (Luhmann 2017a: 589ff.): Die ideale (hierarchische) Gesellschaftsstruktur ist auf einer kosmologischen Zeitebene definiert und fungiert als Maßstab für Kritik, schließt aber Korrekturen nicht aus, die sich wiederum an diesem Maßstab zu orientieren haben. Die Hierarchie selbst ist sakrosankt, nicht aber die Stellung konkreter Personen innerhalb dieser Hierarchie, die ihre Position ebenso gut durch einen Irrtum oder durch Usurpation erlangt haben könnten. Statuserhöhungen, Nobilitierungen oder der Aufstieg in einen exklusiven Club von Großkönigen werden daher nicht auf Entscheidungen zurückgeführt, sondern müssen als Korrektur einer fehlerhaften Interpretation der Ordnung stilisiert werden (Luhmann 1997: 698).

Derartige Korrekturen fallen vergleichsweise leicht, solange man es einerseits mit einer mündlich tradierten Mythologie und einer davon getrennten, ebenso mündlich überlieferten Geschichte der Familien, der Stämme und der Allianzen zu tun hat, die beide je nach gegenwärtigen Gegebenheiten situativ angepasst oder umgedeutet werden können. Um die herausgehobene Stellung des eigenen Stammes oder der eigenen Dynastie auch mythologisch zu begründen, wird in stratifizierten Gesellschaften demgegenüber die Trennung zwischen einer Fernzeit des Ursprungsmythos und einer Zeit zurückverfolgbarer Ahnenreihen zu Gunsten einer einheitlichen, tiefenschärferen Geschichtsschreibung aufgehoben (Clarke 2011: 96ff.; Luhmann 1975d: 117). In der Ahnenreihe von Herrschern können nun mythologische Figuren, Heilige, Heroen und Götter nachgewiesen werden, um eigene Herrschaftsansprüche zu begründen. Genealogische Manipulationen, mit denen man sich in diesem Zusammenhang *ex post* eine noble Herkunft zulegt (Althoff 1988), aber auch Herrschaftsbegründungen durch rechtlich-historische »Gutachten« können daher kaum mündlich und *ad hoc* erfolgen, sondern erfordern gefügige Gelehrte und archivarische Akrobaten mit besonderem Geschick und Regelwissen, etwa: im Erkennen und Ausnutzen von Spielräumen bei der Auslegung von Texten, aber auch im Fälschen von diplomatischen Urkunden, deren unerwartetes Auftauchen nun damit begründet werden muss, dass sie in Archiven »gefunden« wurden. Eine diplomatische Heiratspolitik zwischen derart ausgezeichneten Dynastien ist zwar auch in stratifizierten Gesellschaften gang und gäbe, wird aber in ihren Spielräumen von genealogischen Bedingungen mitkonditioniert: Heiratspartner müssen nun eine herzeigbare Ahnengalerie aufweisen.

Zeit übernimmt in Form einer Genealogie aber nicht nur Funktionen für die schichtmäßige Differenzierung der Gesellschaft, sondern bezieht sich

ebenso auf gesellschaftliche Funktionsbereiche, die sich quer zur Schichtbildung beobachten lassen. Wenn es zutrifft, dass sich stratifizierte Gesellschaften zunächst politisch konstituieren, und Politik im Übergang zur Stratifikation eine evolutionäre Vorreiterfunktion übernimmt, liegt es auch nahe, dass die Zeit zu einer Kategorie der Beobachtung politischer Kontingenzen wird und das Handeln eines Herrschers als Aufgabe begriffen wird, an der er nun auch scheitern könnte: »[E]rst dann entsteht ein Bedarf für das Auffangen dieser Kontingenz in einer *doppelten* Möglichkeit der *Zurechnung* von Erfolg oder Mißerfolg auf göttliche Kräfte oder auf eigenes oder fremdes Fehlverhalten, und damit entsteht eine Dimension, die aufeinander bezogene *selektive* (und damit *konditionierbare)* Ereignisse im Nacheinander ordnet« (Luhmann 1975d: 110). Kriege und diplomatische Interaktionen werden zu kritischen Ereignisketten, anhand deren Verlauf abgelesen werden kann, ob ein Herrscher noch in der Gunst der Götter steht, oder ob es an der Zeit ist, nach Zeichen Ausschau zu halten, die einen Personalwechsel an der Spitze nahelegen – mit Folgen für die Zeitstrukturen diplomatischer Interaktionen, auf die gleich näher einzugehen sein wird.

Ist eine stratifizierte Gesellschaft durch Ausdifferenzierung von Herrschaftsrollen und -korporationen politisch konstituiert, können anschließend andere Funktionsbereiche einen Sinnprimat für die weitere gesellschaftliche Evolution übernehmen und damit auch die Zeitstrukturen diplomatischer Kommunikation mitkonditionieren. Welche Funktionsbereiche dies sind, dürfte allerdings fallweise stark variieren, sodass hier nur sehr allgemeine Überlegungen angestellt werden können.

Sofern die Religion die Einheit der Gesellschaft durch Entwicklung und Pflege einer gesellschaftlichen Weltprojektion herstellt, kann zusätzlich zu einer dynastischen Zeit außerdem eine eschatologische oder heilsgeschichtliche Zeitebene mit ihren je eigenen Kontingenzen eingeschoben werden (Nassehi 2008: 264ff.). Der wahre und perfekte Frieden kann, wie Augustinus (civ. XIX, 11) meint, nur in dieser Zeitsphäre verortet werden, die als *pax aeterna* der irdischen Zeit enthoben ist und nur in Gott verwirklicht werden kann (vgl. Der Derian 1987: 60ff.).

Übernimmt hingegen, wie im Falle Chinas, die Erziehung einen gesellschaftlichen Sinnprimat, kann eine Zeitebene ausgebildet werden, die sich auf die rituelle Tradierung von Weisheitslehren bezieht, sodass die Tributgesandtschaften entsprechend lernbereiter Herrscher nicht nur häufiger

empfangen, sondern auch im Zeremoniell bevorzugt behandelt werden (Kang 2010: 604ff.).

Im römischen Reich übernimmt das Recht eine tragende Funktion für die Definition der Gesellschaft und macht einerseits die Zugehörigkeit zur Gesellschaft von einem Rechtsstatus abhängig und konditioniert andererseits die Möglichkeitsspielräume diplomatischer Kommunikation gegenüber Fremdvölkern durch ein *ius gentium*, welches sich auf der Annahme naturrechtlicher, also zeitlich invariabler Prinzipien gründet (Lesaffer 2016: 44f.).

Im antiken Griechenland wiederum findet man einen bemerkenswerten Fall, bei welchem die Einheit der Gesellschaft in Form von regelmäßig stattfindenden, religiös konnotierten Sportveranstaltungen symbolisiert wird, die nicht nur die griechische Zeitrechnung schlechthin begründen (Clarke 2011: 109ff.), sondern auch weltpolitisch höchst bedeutsam sind: Die olympischen Spiele sind schließlich nicht nur eine Zeit der Waffenruhe, sondern eine Zeit für diplomatische Interaktionen, in denen Bündnisse geschlossen oder bekräftigt werden. Sie bilden damit auch den Hintergrund der Institutionalisierung von Herolden mit diplomatischer Immunität, die ausgesandt werden, um den Beginn der Spiele zu verkünden (Adcock/Mosley 1975: 185f.; Wolpert 2001: 75).[2]

Die zentralen Merkmale liegen also in der Abstraktion von Zeitvorstellungen im Allgemeinen, in der Ausweitung von Zeitperspektiven sowie in der Differenzierung und Synchronisation von Weltzeit und Systemzeit mit ihren je eigenen Kontingenzen. Die Weltzeit wird so abstrakt, dass sie als Bezugspunkt der Synchronisation sehr unterschiedlicher Zeitperspektiven fungieren kann. Wo sich die Zeitperspektive einer kosmologischen Weltzeit ausbildet, müssen schließlich auch kurzfristigere Zeitperspektiven dynastischer Konflikte, biographischer Einzelschicksale und vor allem: die Zeitperspektiven jener diplomatischen Interaktionen miteinbezogen werden, in denen die Zeitebenen der Kosmologie, der Bündnisse, der Dynastien und Biographien selektiv miteinander verknüpft werden. Die folgenden Überlegungen behandeln diese Synchronisationsprobleme unter dem Gesichtspunkt der An- und Abwesenheit und beleuchten in diesem Zusammenhang die Funktionen des *Zeremoniells* und im zeremoniellen Rahmen stattfindender *Rituale*.

2 Bemerkenswerterweise lässt sich ein vergleichbarer Zusammenhang zwischen Sport und Diplomatie auch im Kontext ritterlicher Turniere und der Ausdifferenzierung von Herolden im europäischen Mittelalter feststellen (Moos 2006b: 162ff.).

11.2 Zeremoniell und Ritual im diplomatischen Zeithaushalt

Alles was geschieht, geschieht gleichzeitig, also je gegenwärtig. »Mit anderen Worten, nichts kann in der Weise schneller geschehen, daß anderes in seiner Vergangenheit zurückbleibt. Nichts kann in die Zukunft anderer Geschehnisse vorauseilen mit der Folge, daß das, was für es Gegenwart ist, für anderes noch Zukunft ist« (Luhmann 1990b: 98). In der Kommunikation unter Anwesenden lässt sich jedoch auch Abwesendes, Vergangenes und Künftiges thematisieren (Kieserling 1999: 129ff.): Es ist damit in der Kommunikation zugleich präsent und nicht präsent. Segmentäre und stratifizierte Gesellschaften, die (wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß) auf Interaktionen angewiesen sind, trennen daher Zeit und Raum nicht vollständig, sondern »verräumlichen« Zeit, indem sie auf das Kriterium eines gemeinsamen Wahrnehmungskontextes bezogen wird (Luhmann 1990b: 105f.; Schlögl 2014: 123ff.). Schließlich ist räumlich weit entferntes gegenwärtig ebenso wenig anwesend und wahrnehmbar, wie künftige oder vergangene Ereignisse.

In segmentären Gesellschaften kann kommunikative Bindungswirkung nur über Anwesenheit hergestellt werden, also entweder in Form einer Masseninteraktion oder in Form von adressierbaren Artefakten, die als Anwesende behandelt werden und damit die Kommunikation von Abwesenden substituieren. Die Systemgeschichte einer diplomatischen Interaktion bildet in dieser Hinsicht ein weiteres funktionales Äquivalent für die Wiedereinführung des Abwesenden in die Kommunikation unter Anwesenden. Schließlich produziert jede Interaktion ihre eigenen Festlegungen und Prämissen, deren Zustandekommen alle miterlebt haben und daher auch dann als präsent unterstellt werden können, wenn es sich um vergangene, nicht mehr wahrnehmbare Ereignisse desselben Interaktionssystems handelt (Kieserling 1999: 134). Man kann schwerlich stundenlang anwesend sein und sich mit Redebeiträgen und Darstellungsverhalten am Interaktionsverlauf beteiligen, um dann in derselben Interaktion vorzugeben, erst kürzlich dazugestoßen zu sein. So lassen sich auch anfängliche kooperative Selbstdarstellungen zumindest für den Verlauf einer Interaktion nicht ohne weiteres bestreiten. Diese Äquivalente für den unmittelbaren Zugriff auf gegenwärtig Wahrnehmbares werden aber in dem Maße problematisch, wie raum-zeitliche Distanzen zunehmen, die Ebenen der Interaktion und der Gesellschaft sich voneinander differenzieren, aus Einzelinteraktionen Interaktionszusammenhänge werden und die Umwelt der Gesellschaft insofern desozia-

lisiert wird, als primär Menschen und weniger Tiere oder Artefakte als Kommunikationspartner adressiert werden.

Wenn es nun zutrifft, dass sich die diplomatische Kommunikation stratifizierter Gesellschaften primär in Interaktionen und Interaktionszusammenhängen vollzieht, dürfte in zeitlicher Hinsicht ein wesentliches Problem darin liegen, dass sie sowohl räumlich als auch zeitlich Fernes als anwesend behandeln und außerdem Festlegungen treffen muss, die sich nicht nur auf die Dauer der Einzelinteraktion beziehen, die es lediglich zu überleben gälte, sondern Folgen sowohl für Abwesende als auch für künftige Interaktionen zeitigen sollen. Anwesende Gesandte *repräsentieren* abwesende Prinzipale und müssen deren Status (und damit auch: den gegenwärtig beanspruchten Interaktionsvorrang) mit einer dynastischen Geschichte begründen, die im Regelfall keiner der Anwesenden miterlebt hat. Diplomatische Interaktionen werden außerdem von persönlichen Gedächtnisleistungen der Anwesenden und damit auch vom Erfordernis personeller Kontinuität unabhängiger. Denn sie können in ihrer Umwelt höfische oder städtische Korporationen voraussetzen, die über ein eigenes archivarisches Gedächtnis verfügen und können das zu entsendende Personal leichter austauschen, ohne damit zwingend die Identität diplomatischer Interaktionszusammenhänge und Kontaktsysteme zu gefährden. Statuspassagen in diplomatischen Einzelinteraktionen haben darüber hinaus längerfristige Folgen: Sie werden in Chroniken, Protokollen oder Verträgen festgehalten, die wiederum in Archiven aufbewahrt und künftig abgerufen werden können. Alle diese Rahmenbedingungen erfordern in bestimmten Hinsichten abstrakter gebaute funktionale Äquivalente, um nun stärker divergierende Zeitperspektiven der Gesellschaft, der Korporationen, der Dynastien, der Allianzen und der Biographien unabhängig von einem geteilten Wahrnehmungskontext zu berücksichtigen und mit einem aktuellen Interaktionsgeschehen zu verknüpfen. Es gilt folglich, die Kontingenzen und Zeitperspektiven der kosmologischen Weltzeit, der Auf- und Abstiege von Gemeinwesen und Dynastien, der ständig wechselnden Allianzen, der befristeten Amtszeiten, der biographischen Lebensabschnitte und schließlich die Zeitperspektiven der Interaktionen selbst miteinander zu synchronisieren und auf diese Weise auch Zeitbindungen herzustellen, die die jeweilige Interaktion überdauern.

Das Problem der Synchronisation zwischen kosmologischer Weltzeit und der Systemzeit diplomatischer Interaktionen artikuliert sich zunächst in Form des *Zeremoniells*. Gerade dann, wenn Herrschaftsrollen neben diploma-

tischen auch kosmologische Funktionen übernehmen (oder diese an Gesandte delegieren), ist eine zeremonielle Rahmung diplomatischer Interaktionen unvermeidbar (Krischer 2009: 2). Dabei fungiert eine kosmologisch begründete hierarchische Ordnung als selbstverständlich unterstellbarer und nicht-negierbarer Interaktionshintergrund, dessen Plausibilität ein Erzeugnis gesellschaftlicher Kommunikation ist und daher auch nicht der Wahrnehmungssituation selbst entnommen werden muss.[3] Die Ordnung ist zwar unsichtbar, aber für die Interaktion ebenso unbestreitbar, wie die wahrnehmbare Anwesenheit von Dingen und Körpern.[4] Synchronisation bedeutet in diesem Zusammenhang, dass eine unterstellte unsichtbare Ordnung nun in zeremoniellen Interaktionen wahrnehmbar gemacht werden muss; sei es durch die Verteilung von Positionen im Raum, durch Vortrittsrechte, sichtbare Demutsgesten oder durch Zurschaustellung bestimmter Statussymbole, die auf eine Stellung in der Ordnung schließen lassen (Stollberg-Rilinger 2014a).

Diplomatische Interaktionen müssen aber nicht nur mit einer Weltordnung synchronisiert werden, die relativ konstante Positionen in einer Hierarchie vorsieht, sondern dabei zugleich mit variablem Personal rechnen, welches aufgrund weltpolitischer, dynastischer und biographischer Umstände nicht ständig denselben Status beibehalten kann. Weltreiche, Gemeinwesen und Dynastien (und ihre jeweiligen Repräsentanten) steigen auf und gehen unter, Menschen sterben und müssen durch Nachfolger ersetzt werden und die Feinde von gestern können heute Verbündete sein. Das Zeremoniell bildet daher nicht nur eine Ordnung ab, sondern baut *Rituale* in seine Interaktionen ein, die personelle Veränderungen und Statuspassagen unter Anwesenden performativ *accountable* machen (Arlinghaus 2009: 176ff.) und die Systemzeit der Interaktion auch mit anderen Systemzeiten synchronisieren. Das Verhältnis zwischen Zeremoniell und Ritual lässt sich in diesem Sinne auch als Figur/Grund-Schema auffassen: Rituale bieten redun-

---

3 Zum Erfordernis einer nicht-negierbaren Steuerungsebene für Interaktionen im Allgemeinen siehe Luhmann (1981d: 40).

4 Eine stratifizierte Gesellschaft, die für die Steuerung ihrer Oberschichteninteraktionen auf diese Prämisse verzichten würde, wäre vermutlich längst keine mehr. Die Notwendigkeit des Zeremoniells zu hinterfragen hieße schließlich: die Weltordnung und damit auch die Gesellschaft in Frage zu stellen, sodass Kontingenzen auf dieser Ebene eher dann thematisiert werden, wenn innerhalb einer Gesellschaft der Übergang zu einer anderen Differenzierungsform beobachtet wird, oder diplomatische Kontakte mit Fremden geknüpft werden, die auf Inkonsistenzen der Kosmologie aufmerksam machen bzw. abweichende Weltauslegungen in die zeremonielle Interaktion einbringen.

dante (aber nicht die einzigen) Anlässe der Thematisierung und Aktualisierung des Zeremoniells, während umgekehrt das Zeremoniell erst sichtbar macht, was genau eine rituelle Statuspassage verändert hat.[5] Denn diplomatisch relevante und rituell vollzogene Statuspassagen wie Friedensschlüsse, Bündnisvereinbarungen und Kriegserklärungen, aber auch Hochzeiten, Geburten, Amtseinführungen und Krönungsfeierlichkeiten finden nicht nur im Rahmen eines Zeremoniells statt, sondern schränken auch die erwartbaren Abläufe künftig möglicher zeremonieller Interaktionen ein. Sie haben in diesem Sinne zeitbindende Effekte, als sie verschiedene, aber je gegenwärtig thematisierbare Zeitperspektiven auseinanderziehen und selektiv miteinander verknüpfen, um die Ereignisse einer Interaktion in übergeordnete und längerfristige Zeitperspektiven der Biographie, Dynastie und Kosmologie »einzuklinken«. Das artikuliert sich auch in der Art und Weise, wie zeitlich über Anlässe diplomatischer Interaktionen disponiert wird. Wann nämlich diplomatisch relevante Interaktionen genau stattfinden, ist von Bedingungen abhängig, die selbst oftmals kaum verhandelbar sind und damit die zeitliche Autonomie diplomatischer Kommunikation erheblich einschränken können.

Zwar werden durch das Zeremoniell nun Zusammenhänge zwischen räumlich und zeitlich weit auseinanderliegenden Interaktionen beobachtbar. Eine Einzelinteraktion kann sich in diesem Sinne als Fortsetzung und Vorbereitung gegenwärtig nicht wahrnehmbarer Interaktionen verstehen. Von einer *Episodisierung* derartiger Interaktionen (Cevolini 2007) kann aber nicht gesprochen werden, solange deren zeitlicher Zusammenhang maßgeblich von diplomatisch unverhandelbaren Prämissen bestimmt wird. Der Verlauf der Gestirne, das Aufsteigen und Aussterben von Dynastien oder das natürliche Geburts- und Ablaufdatum von Herrschern – all diese Ereignisse sind selbst kaum verhandelbar und bilden dennoch wichtige Bedingungen und Anlässe für Gesandtschaften (Azzolini 2017). Kalender zeremoniellen und

5 In diesem Sinne ist die Abbildung einer (meist hierarchischen) Ordnung ein Dauererfordernis der höfischen und städtischen Oberschichtenkommunikation und muss nicht immer den Vollzug eines bestimmten Rituals zum Anlass haben. Umgekehrt sind aber Rituale kaum denkbar, die nicht vor dem Hintergrund einer bestehenden Ordnung stattfinden, sodass man festhalten kann, dass »alle Rituale […] auch gleichzeitig Zeremonien, alle Zeremonien hingegen […] nicht Rituale [sind]« (Leyser 1993: 2). Einen eher sachlichen als zeitlichen Zusammenhang zwischen Zeremoniell und Ritual identifiziert Alois Hahn, der in der Sicherung der Situationsdefinition gegen mögliche Störquellen die wesentliche Funktion des Zeremoniells sieht, auf die prekäre Rituale in besonderem Maße angewiesen sind (Hahn 2010: 40).

liturgischen Charakters dienen auch nicht dazu, um verabreden zu können, wann verhandelt wird, sondern um wissen zu können, was zu einem bestimmten Zeitpunkt zu tun oder zu unterlassen ist (vgl. Luhmann 1984: 426). Festgelegte religiöse Feiertage, Fastenzeiten oder Festlichkeiten wie die olympischen Spiele werden ausdrücklich als Zeiten für Waffenstillstände und diplomatische Verhandlungen genutzt, oder erzeugen liturgische Unterbrechungen: Wer mit dem Papst verhandeln möchte, kann dies nur zwischen den Gebetszeiten tun (Plöger 2005: 164f.). Die zeitliche Koordination hängt außerdem auch von divinatorischen Praktiken ab, die aus sichtbaren Zeichen auf unsichtbare Mächte schließen, die günstige Zeiten für Verhandlungen und Gesandtschaftsempfänge vermitteln (Constantinou 1996: 96; Davis 2013: 250; Fleming 2000: 114f.; Goody 1990: 169; Jochim 1979: 93f.). Wenn man aber trotz ungünstiger Auspizien erfolgreich verhandelt hat, haben sich gute Mächte erfolgreich dafür eingesetzt, während die bösen Mächte ihrem Unmut darüber in Form von Stürmen Ausdruck verleihen (Veenstra 1998: 115f.).

Es verdichtet sich der Eindruck, dass zeitliche Unsicherheiten wie sachliche Ungewissheiten behandelt werden. Die Zeit stellt keine eigenständige Sinndimension dar, sondern dient als Indikator für die sachliche Richtigkeit des Handelns. Weder wird sie im Sinne einer abstrakten Chronologie begriffen, die unterschiedliche, raumzeitlich weit auseinanderliegende Ereignissequenzen miteinander verknüpft, noch wird aus der Sequenzialität von Ereignissen und Entscheidungen auf Kausalität geschlossen. Vielmehr legt die Semantik nahe, dass das Geschehen von einem symmetrischen Zusammenwirken der Dinge beeinflusst wird, welches sich zu einer (harmonischen) Ordnung verdichten soll.[6] Wo dies zutrifft, soll diplomatisches Handeln nicht an Zielen wie »Frieden« oder »Krieg« orientiert werden, sondern an Abläufen einer Ordnung, die es zu erkennen gilt: Der günstige Augenblick

---

6 Ein semantisches Revival erfährt diese Konzeption von Zeit und Kausalität in neueren Ansätzen eines *Causal Realism*, der Kausalität nicht auf Ereignisse und Ereignissequenzen bezieht, sondern auf kausale Eigenschaften (*properties*) der Dinge, deren Kombination und Zusammenwirken Kausalität hervorbringt (Chakravartty 2005). Dem entspricht die Situationslogik praxeologischer Ansätze, die versuchen, zeitliche Paradoxien der Gleichzeitigkeit aufzulösen, indem sie Kausalität als *räumlich* situierte Praxis zwischen anwesenden Körpern und Dingen auffassen und daraus soziale Mechanismen abstrahieren, die den Einzelfall transzendieren und somit soziologische Generalisierungen erlauben (für den Fall diplomatischer Praktiken siehe Pouliot 2014). Eine Alternative dazu wäre, das Generalisierungsvermögen der *Gesellschaft* als empirisches Phänomen zu begreifen, von dem abhängt, inwiefern Strukturen auch angesichts stark variierender Situationen Orientierung vermitteln können ohne Kommunikation damit im Einzelnen festzulegen.

ist weniger »eine gute Gelegenheit (für die eigenen Zwecke)«, sondern dient der »Anpassung an die und die Koordination mit den Abläufen des Realen. Der Augenblick ist nichts weiter als ein merkwürdiger Zufall, der diese Harmonisierung ermöglicht, und kann deshalb nicht vorausgesehen, sondern nur abgewartet werden, indem unter Verzicht auf ein vorgegebenes Modell das Heranreifen der Ereignisse beobachtet wird« (Esposito 2002: 95). In diesem Sinne wären Interaktionen im zeremoniellen Idealmodell keine günstigen Gelegenheiten um egoistische Ziele zu verfolgen, die eine Ordnung stören könnten, sondern stellen im Falle alteuropäischer Semantik eine Gelegenheit dar, der eigenen Natur gewahr zu werden und ihr gemäß zu handeln, oder bieten der buddhistischen Semantik zufolge einen Anlass, um gerade durch selbst- und zielloses Handeln mit einer harmonischen Ordnung eins zu werden.[7]

11.3 Diplomatische Zeitbindungen: Geschichten und Verträge

Die Anlässe und günstigen Augenblicke vormoderner diplomatischer Kommunikation sind daher weniger Gegenstand von Entscheidungen, sondern ein zeremonielles Problem der richtigen Einsicht in eine festgelegte kosmologische Ordnung (für vorsichtigere Formulierungen siehe Stollberg-Rilinger 2014b). Diplomatische Kommunikation verfügt dafür aber in anderen Hinsichten über zeitliche Autonomie, als sie selektiv auf verschiedene Zeitperspektiven zugreifen kann, um den Verlauf einer gegenwärtigen zeremoniellen Interaktion unter Berücksichtigung vergangener und möglicher künftiger Interaktionen zu steuern. Derartige Vor- und Rückgriffe hängen jedoch von Symbolisierungen ab, die sich weniger auf die Bekanntheit konkreter Personen, auf eine konkrete Wahrnehmungssituation und auf die Dauer einer Einzelinteraktion beziehen, sondern Erwartungen personen- und situationsübergreifend generalisieren können. Das betrifft im besonderen Maße rechtlich oder schichtmäßig definierte Status, die nicht mit jeder Situation variieren, sondern ihre normativen und kognitiven Orientierungsleistungen auch angesichts sehr unterschiedlicher Situationen beibehalten.

7 Für eine vergleichende Analyse alteuropäischer und buddhistischer Handlungstheorien und deren Auswirkungen auf Krieg und Diplomatie siehe insbesondere Kleinschmidt 2010: 105ff.

Ein in diesem Sinne zeitlich generalisierter Status bildet das funktionale Äquivalent zur Vertrautheit und Bekanntheit mit konkreten Personen in segmentären Gesellschaften, jedoch mit dem bemerkenswerten Unterschied, dass die Zuweisung von Status von Kriterien der Häufigkeit persönlichen Kontakts, der persönlichen Sympathie und der Nähe des Wohnortes unabhängiger wird, je eher raumzeitliche Distanzen in der Gesellschaft zunehmen und die Funktion von Status auf Rangdifferenzen bezogen wird, die gerade im Kontakt mit nicht-verwandten und unvertrauten Personen behauptet werden müssen.

Die Bestimmung derart generalisierter Status beruht dabei weniger auf Prototypisierungen, wie sie hier im Kontext segmentärer Gesellschaften diskutiert wurden (6.1), sondern vielmehr auf *(Gattungs-)Begriffen*. Eine gattungsmäßige Bestimmung von Status setzt die Bestimmung identitätskritischer Merkmale voraus, die weniger einer konkreten Wahrnehmungssituation entnommen werden, sondern von bereits schriftlich festgehaltenen und kanonisch tradierten Gesichtspunkten abhängen, die sich gleichwohl in einer Wahrnehmungssituation zu bewähren haben. Es genügt dann kaum noch, einen Großkönig oder dessen Gesandtschaft aufgrund unbestimmt bleibender Gesamteindrücke zu identifizieren. Vielmehr müssen nun bestimmte isolierbare Kriterien erfüllt sein, die ein Einrasten von zeremoniellen Programmen in höfischen und städtischen Korporationen ermöglichen: Das Zeremoniell kann unterschiedliche Programme für den Empfang von Gesandtschaften und binnenpolitischen Bittstellern vorsehen, die vom Vorliegen vorab definierter Signale abhängen. Gesandtschaften müssen dann – im Gegensatz zu eigenen Untertanen – im Namen eines unabhängigen Fürsten oder einer unabhängigen Stadt auftreten. Der Nachweis dafür kann sowohl in Form schriftlicher Referenzen als auch in Form identitätskritischer Statusmerkmale, wie etwa sechsspännigen Kutschen, erbracht werden. Außerdem wird es zur Aufgabe diplomatischer *Rhetorik*, Situations- und Statusdefinitionen unter zeremonielle Gattungsbegriffe zu subsumieren, dabei auf zeitlich-sachliche Konsistenz mit einer schriftlichen Überlieferung zu achten und mit historischen Belegen oder durch Drohung mit künftigen Sanktionen zu untermauern. Sie kann folglich im Rückgriff auf frühere Interaktionen *Geschichte* als Argument bemühen und im Vorgriff auf künftige Interaktionen *Verträge* einsetzen – womit jedoch nicht ausgeschlossen ist, dass man sich gegenwärtig um die künftige Geschichtsschreibung sorgt und im Rückblick historisch überlieferte Verträge zitiert:

Eine tiefenschärfere Geschichtsschreibung erzeugt Zeitbindungen mit Folgen für den Ablauf je gegenwärtiger diplomatischer Interaktionen und liefert Argumente für Statusbegründungen und für die Verteilung des Ranges, die nicht allein der aktuellen Wahrnehmungssituation entnommen werden müssen. Denn sie beschreibt nicht nur genealogische Abfolgen, sondern Verkettungen »großer Taten«, die auch anders hätten verlaufen können, oder erinnert an Verträge, die einzuhalten sind (Luhmann 1975d: 117). Die Geschichtsschreibung liefert zugleich Präzedenzfälle und vorbildliche oder warnende Beispiele, die zum historisch fundierten Argument für gegenwärtiges diplomatisches Handeln werden: Die Gesandten einer griechischen Polis leiten Verhandlungen ein, indem sie die Geschichte der Beziehungen zwischen den Verhandlungsparteien rekapitulieren und dabei selektiv auf bestimmte Ereignisse und Zeitebenen zurückgreifen. Von mythischen Ursprüngen ausgehend, werden gewonnene Schlachten, überlieferte Bündnisse sowie frühere Wohltaten und Freundschaftsdienste aufgezählt, die nicht nur, etwa im Falle von Territorialstreitigkeiten, Rechtsansprüche begründen, sondern auch historische *exempla* darstellen, die der gegenwärtigen Verhandlung als Vorbild dienen und die Verhandlungsparteien auf eine Selbstdarstellung festlegen sollen (Chaniotis 2005; 2012). Ähnliches lässt sich insbesondere für die diplomatische Kommunikation der europäischen Frühen Neuzeit feststellen, wo zeremonielle Statusansprüche und diplomatische Handlungsoptionen im Wesentlichen vor allem historisch begründet werden und damit unter anderem zur Entstehung eines Gelehrtendiskurses beitragen, der die Sammlung und Auswertung historischer diplomatischer Interaktionen zum Gegenstand hat und rechtliche und zeremonielle Ansprüche zu systematisieren sucht (Bély 2013; Burkhardt 1995; Kampmann 2005; Stollberg-Rilinger 2002; Tischer 2011; Vec 1998). Status und Titel eines christlichen Kaisers werden insofern historisch und vor allem heilsgeschichtlich begründet, als mit dem Kaisertitel die Kontinuität des römischen Weltreichs fortgesetzt wird, welches der biblischen Überlieferung nach als letztes von vier irdischen Weltreichen gilt und dessen Untergang zugleich das Jüngste Gericht ankündigt (Goez 1958: 4ff.). Wer diesen begehrten Titel indes tragen und sich im Sinne der *translatio imperii*-Theorie in der Nachfolge Roms wähnen darf, ist daher nicht nur Gegenstand theologischer Debatten, sondern insofern Gegenstand diplomatischer Konflikte, als mit ihm auch eine weltliche Autorität und ein besonderer Rechtsstatus im Verhältnis zur Kirche verknüpft ist (ebd.: 93ff.).

Die durch Verträge ermöglichten Zeitbindungen können sich über beachtliche Zeiträume erstrecken, sodass Verträge wirksam bleiben, deren Vereinbarung selbst für Zeitgenossen kaum noch rekonstruierbar ist, sondern den Gegenstand einer beinahe folkloristischen Überlieferung bildet. So wird der *baqt*, ein Vertrag, der in der Mitte des 7. Jahrhunderts zwischen den muslimischen Umayyaden-Gouverneuren Ägyptens und den christlichen Herrschern des Königreichs Makuria (im heutigen Nord-Sudan) geschlossen worden war, namentlich in Korrespondenzen und Chroniken erwähnt, die sich über einen Zeitraum von etwa siebenhundert Jahren erstrecken (Fauvelle 2017: 44ff.). Das originale Vertragsdokument ist jedoch nicht erhalten geblieben und es lässt sich kaum rekonstruieren, wann und in welchen Archiven es verloren gegangen sein könnte. Denn bereits die daran anschließende diplomatische Korrespondenz sowie die (muslimischen) Chroniken jener Zeit weichen in ihren Darstellungen des Vertrages derart voneinander ab, dass sie sich kaum auf denselben Text beziehen können und sogar die Möglichkeit nahelegen, dass der Vertrag überhaupt nur mündlich geschlossen wurde. Dennoch gerät er nicht in Vergessenheit, weil eben jene Korrespondenzen und Chroniken, die sich auf ihn beziehen, in Archiven aufbewahrt werden, und damit einen Verweisungszusammenhang herstellen, der so tragfähig zu sein scheint, dass er den Zugriff auf einen Originaltext (selbst für Zeitgenossen) weitgehend erübrigt. Zumindest diese archivarisch abgeleitete Existenz des Vertrages (wenn schon nicht sein genauer Inhalt) kann auf diese Weise langfristige Folgen in Form wechselseitiger diplomatischer Tauschbeziehungen zeitigen, die bald als erzwungene Tribute, bald als freiwillige Geschenke gerahmt werden (Spaulding 1995).

Verträge, die außerdem unter Gattungsbezeichnungen wie *pax*, *foedus*, *amicitia*, *fraternitas*, Amphyktyonie oder Symmachie firmieren und den Status eines *amicus*, »Freundes«, »Bruders« oder Verbündeten besiegeln, können schon gegenwärtig (wenn auch eher abstrakt) jene Situationen definieren, die zu einem möglichen künftigen Verlust dieses Status führen und diesen Situationen (etwa durch die Vereinbarung von Schiedsinstanzen und Schlichtungsverfahren) vorbeugen, oder Formen und Verfahren des Statusentzuges und damit verbundene Sanktionen festlegen (Wilangowski 2017: 249ff.). Je differenzierter dabei die entsprechenden Begriffe werden, desto präziser können einerseits Verpflichtungen aber auch Ausnahmen formuliert und andererseits gezielt dort Ambivalenzen eingebaut werden, wo es angezeigt scheint, Spielräume künftigen Verhaltens offen zu halten (Garnier 2000: 226ff.; Pehar 2001) – sei es, um gegenwärtige Beziehungen nicht zu belasten

oder um die Formulierung allzu spezifischer Erwartungen zu vermeiden, die schließlich auch enttäuschungsanfälliger wären.

Verträge werden in stratifizierten Gesellschaften allerdings nicht als Entscheidungen beobachtet, die kontingente Zeithorizonte der Vergangenheit und Zukunft miteinander verknüpfen, sondern werden als Folge des Heranreifens von Ereignissen begriffen, die auf Statusveränderungen in einer Ordnung schließen lassen. Selbst der Ausgang kriegerischer Auseinandersetzungen stellt für sich genommen keine kontingente Entscheidung dar, die Handlungsmöglichkeiten in künftigen Vertrags- und Kapitulationsverhandlungen festlegt, sondern wird als Zeichen der Unterstützung höherer Mächte interpretiert, die nun auch in Friedens- und Kapitulationsverträgen berücksichtigt werden müssen. Der Sieg ist dann entweder so gewiss, dass das Ergebnis ohnehin nur als Bestätigung der eigenen Weltsicht aufgefasst wird, oder die Schlacht wird zum Anlass herauszufinden, welche Absichten die Götter haben, um erst daraus weitere Handlungsdirektiven abzuleiten (Liverani 2001: 101ff.). Diese unsichtbaren Mächte können auch wie anwesende Vertragsparteien behandelt werden, die außerdem als Sanktionsinstanzen die Einhaltung von Verträgen gewährleisten sollen. Entsprechende Formeln der (Selbst-)Verfluchung zählen eindrucksvoll auf, was geschehen soll, wenn man gegen einzelne Bestimmungen des Vertrages handelt oder den Vertrag insgesamt bricht (Assmann 1993; Munn-Rankin 1956: 72; Scharff 2016). Selbst die Gültigkeitsdauer von Verträgen kann nicht ohne Rücksicht auf die undurchsichtigen Pläne höherer Mächte festgelegt werden, sodass ein »ewiger« Friede weniger einen Zeitindex impliziert, als vielmehr eine besondere sachliche Qualität des Vertrages (Fisch 1979: 416ff.), die durch religiös konnotierte Eidesformeln und Gottesbezüge unterstrichen wird und damit die Vertragsparteien zu wechselseitigem militärischen Beistand verpflichtet (Wielers 1959: 19ff.). Erst aus dem »Heranreifen« von Ereignissen und der Verdichtung von einschlägigen Zeichen muss auf ein Auslaufen bestehender Verträge, auf Stimmungsschwankungen höherer Mächte und damit auf die Möglichkeit einer anstehenden Neuverteilung von Status in einer Ordnung geschlossen werden.

Die Berücksichtigung unterschiedlicher Status im diplomatischen Zeremoniell variiert jedenfalls nicht mit jedem Bagatellereignis, sondern kennt Schwellen der Indifferenz. Nicht jedes verlorene oder gewonnene Scharmützel, nicht jede Aufwärtsheirat und nicht jedes hoch- oder minderwertige Tributgeschenk erfordert zeremonielle Berücksichtigung, etwa in Form der Verleihung oder des Entzuges von Vortrittsrechten, und nicht jede Hand-

lung, die gegen Vertragsbestimmungen verstößt, muss zur Aufhebung des vertraglich definierten Status führen. Stattdessen wird eine Zeitsemantik plausibel, die insbesondere aus der Geschichte Schlüsse zieht und Tendenzen herausliest. Erst wiederholte militärische Erfolge, der wiederholte und historisch belegte Empfang von Gesandtschaften, kostbaren Geschenken und Tributen sowie die wiederholte dynastische Verbindung mit anderen Herrschergeschlechtern schließen situative Irrtümer und Täuschungen aus und lassen auf eine an sich unsichtbare Ordnung schließen, die sich nicht von heute auf morgen zu erkennen gibt: Noch hundert Jahre nachdem die assyrischen Herrscher in den exklusiven Club der Großkönige aufgenommen wurden, werden sie von hethitischen Großkönigen als aufstrebende »Newcomer« betrachtet und in der diplomatischen Korrespondenz in beinahe paternalistischer Manier ermahnt, das Gebot reziproker Hilfe zu respektieren, das mit diesem Status verknüpft ist (Liverani 2001: 42f.).

Die Reziprozität selbst bezieht sich dabei jedoch weniger auf die je gegenwärtige Befriedigung von Bedürfnissen, sondern wird als Reziprozitäts*fähigkeit* zum Gattungskriterium abstrahiert: Wer wiederholt nicht dazu imstande ist, militärische Gewalt, diplomatische Gesandtschaften oder kostbare Geschenke mit annähernd gleichem Einsatz zu beantworten, wird kaum noch auf Anerkennung seines Status hoffen dürfen. Schließlich mögen zwar bestimmte Statusmerkmale zeitlich generalisiert sein, nicht aber zwingend die konkrete Verteilung von Status. Diese ist gerade in persönlichen oder über Repräsentanten vermittelten Kontakten zwischen Herrschaftsträgern nicht mit jener Eindeutigkeit unterstellbar, die in schichtübergreifenden Kontakten erwartet werden könnte und damit auch zeitlich volatiler: Während zwar mit einiger Gewissheit ausgeschlossen werden kann, dass sich eine Beziehung zwischen Fürst und Stallknecht zu Lebzeiten umkehrt, können sich Statusrelationen innerhalb einer Oberschicht mit der Anhäufung von militärischen Erfolgen, Tributgeschenken, Heirats- und Bündnispartnern wesentlich kurzfristiger verschieben.

Insgesamt erzeugen weltpolitische, dynastische, biographische und interaktionelle Kontingenzen also ständig neue Situationen, die von Texten und Begriffen zwar abstrakt konzipiert, aber nicht auf derselben Konkretionsebene eingefangen werden können. Gerade Schriftlichkeit und die durch Schrift möglichen Generalisierungsleistungen lassen eine Diskrepanz zwischen Wahrnehmungssituation und Kommunikation insofern deutlicher hervortreten, als die Urheber einer Mitteilung nicht mehr Teil einer je gegenwärtigen Wahrnehmungssituation sein müssen. Die Bedeutung schrift-

lich generalisierten Sinns in zeremoniellen Interaktionen, die den Gegenstand der bisherigen Überlegungen dieses Abschnitts bildete, ist aber nur ein Folgeproblem dieser Diskrepanz. Denn nun verschärfen sich Probleme des Auseinandertretens von Wahrnehmungssituation und Kommunikation auch dahingehend, dass mit der Zunahme raumzeitlicher Distanzen auch Unsicherheiten in sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht variieren. Sachlich artikuliert sich das Problem als Nichtwissen, zeitlich als Problem der Geheimhaltung und sozial als Problem der Akzeptanz von bindender Kommunikation in Abwesenheit. Man kann durch Kommunikation gebunden werden, von der man nichts Genaues weiß und an deren Zustandekommen man als Abwesender gar nicht beteiligt ist, sowie man umgekehrt über Abwesende kommunizieren kann und in deren Namen Festlegungen treffen kann, von denen gegenwärtig noch unsicher ist, ob sie auf Akzeptanz stoßen werden. Die folgenden Überlegungen beziehen sich insbesondere auf Strategien des Umgangs mit zeitlichen Unsicherheiten in diplomatischer Kommunikation, die sich aus bestimmten Möglichkeiten der Geheimhaltung ergeben.

11.4 Diplomatisches Vertrauen und Misstrauen als Zeitproblem

Wie die Zeit im Allgemeinen, so werden auch Geheimnisse in stratifizierten Gesellschaften zunächst eher in der Sachdimension verortet und mit Statusfragen verknüpft. In der alteuropäischen Semantik stellen Geheimnisse weniger eine Möglichkeit der autonomen Verfügung über Zeit dar, sondern dienen primär der Kennzeichnung sachlich besonderer, gesellschaftlich wichtiger Kommunikation, die sich aus dem Alltag heraushebt und geheim gehalten werden muss, weil ihre Offenbarung Unwissende überfordern oder zu falschen Schlussfolgerungen verleiten könnte (Luhmann/Fuchs 1989). Wie auch immer die einschlägige Semantik über Vorzüge und Laster diplomatischer Geheimhaltung urteilen mag (Kugeler 2006): Geheimnisse ermöglichen unwahrscheinliche politische Kommunikation, deren Zustandekommen von Erfordernissen der Anwesenheit und eines geteilten Wahrnehmungskontextes unabhängiger wird. Politik kann auch in der Ferne oder hinter verschlossenen Türen stattfinden und sowohl Abwesende als auch Ahnungslose binden. Das erleichtert insbesondere die Konsens- und Gruppenbildung, die möglichem Widerspruch zuvorkommt, indem sie mögliche

Widersacher nicht einweiht, sondern diese später mit vollendeten Tatsachen konfrontiert (Goffman 1956: 87ff.; Rigney 1979). Umgekehrt muss damit gerechnet werden, dass sich möglicher Widerstand im Geheimen formiert, sodass es nun auf die Kontrolle des Zeitpunktes der Enthüllung ankommt. Um von den Vorteilen der Geheimhaltung profitieren zu können, gilt es daher nicht nur die systemeigenen Geheimnisse zu bewahren, sondern auch die Geheimnisse anderer Systeme möglichst frühzeitig zu lüften.

Insbesondere die Religion gehört zu jenen Funktionsbereichen, in denen Geheimhaltung primär die Gestalt sachlicher Kommunikationsverbote annimmt und damit die Politik in bestimmten Hinsichten von Erfordernissen der Geheimhaltung entlasten kann: Die attische Außenpolitik wird zwar in öffentlichen Bürgerversammlungen diskutiert, die gegenüber Fremden kaum verheimlicht werden können. Der Zugang zu Orakeln ist dagegen streng limitiert und einer eingeweihten Priesterschaft vorbehalten, die Anfragen von allen Poleis entgegennehmen, aber im Geheimen verwalten und damit eine wichtige Schnittstellenfunktion erfüllen (Adcock/Mosley 1975: 169f., 212). Auch die Politik kultiviert indes ihre eigenen Geheimnisse. Selbst in »demokratisch« regierten Städten wie Athen hüten elitär besetzte Verwaltungskorporationen diplomatisch sensible Geheimnisse vor dem Zugriff der Bürgerversammlung (Lewis 1996: 115ff.), während in höfischen Korporationen Herrschern, die unter Dauerbeobachtung stehen, geraten wird, ihre eigenen Absichten zunächst für sich zu behalten und nur höchst selektiv preiszugeben (Boesche 2003; Snyder 2009). Im Kontext diplomatischer Kommunikation stellt sich dieses Problem sogar in doppelter Hinsicht: Gesandte haben nicht nur gegenüber Verhandlungspartnern, sondern auch gegenüber ihren eigenen Prinzipalen Geheimnisse zu bewahren, und das fällt in dem Maße leichter, wie raumzeitliche Distanzen zwischen Verhandlungspartnern und Prinzipalen zunehmen.[8] Wo dies zutrifft, kann einerseits ein Prinzipal nicht selbst wahrnehmen, ob und inwiefern sich ein Gesandter an seine Instruktionen hält und andererseits könnte ein fremder Gesandter aus der Sicht seines Gastgebers mehr wahrnehmen und an seinen Auftraggeber weiterleiten, als er auf Nachfrage zugeben würde.[9] Der anwesende Gesandte

8 Das gilt in abgewandelter Form auch für direkte Herrscherbegegnungen, die nicht selten den Zweck haben, geheime diplomatische Allianzen gegen jeweils interne Widersacher zu schmieden und die eigene Nachfolge zu sichern.

9 Zu erwähnen wäre noch, dass der geheime diplomatische Verkehr zwischen zwei Parteien auch von Dritten abgefangen werden kann, doch wären damit vor allem Probleme der Sicherheit und Reisefreiheit von Gesandtschaften angesprochen, deren Behandlung an dieser Stelle ausgespart bleiben muss.

mag wiederum gut beraten sein, seinem Dienstherren zu schmeicheln und Klatsch über abwesende Herrscher zu verbreiten, so wie umgekehrt der Gastgeber eines Gesandten nicht jedes Loblied für bare Münze nehmen muss, dafür aber von seinem diplomatischen Gast mit Klatsch über dessen abwesenden Dienstherren auf dem Laufenden gehalten werden kann (Sill 1911; allgemein hierzu: Kieserling 1999: 327ff.). Schließlich muss mit hochstehenden Dritten gerechnet werden, die selbst zwar keine Herrscher sind, für dieses Amt aber durchaus in Frage kommen könnten, ihre eigene Hausmachtpolitik betreiben und eigene Agentennetzwerke pflegen (Kühner 2010).

Da sowohl die Ausdifferenzierung und staatliche Monopolisierung von geheimdienstlichen Sonderrollen (Herman 1998) als auch Geheimhaltung als unbestrittene Norm diplomatischer Kommunikation (Colson 2008) relativ späte Errungenschaften darstellen, stehen Gesandte unter dem ständigen Doppelverdacht des Verrats und der Spionage und stellen sowohl für Prinzipale als auch für Verhandlungspartner eine mögliche Quelle künftiger Gefahren dar, gegen die man sich je gegenwärtig absichern muss. Diesem Problem kann auf verschiedenen Wegen abgeholfen werden, die sich ohne Anspruch auf Vollzähligkeit kurz umreißen lassen.

Wie auch in segmentären Gesellschaften kann auch in stratifizierten Gesellschaften *persönliche Vertrautheit* eine gewisse Zuversicht in das künftige Verhalten eines Gesandten nahelegen. Wer sich in einer persönlichen Beziehung als zuverlässig erwiesen hat, gibt zunächst wenig Anlass zu der Befürchtung, dass sich dies künftig ändern könnte. Ähnliches gilt auch im Falle unpersönlicher Beziehungen für ein gut dokumentiertes *rollenkonformes Verhalten* einer Einzelperson, die sich nach der Ausübung anderer Ämter nun für eine diplomatische Mission qualifiziert hat, oder eine bewährte Familientradition fortsetzt, mit der nicht nur diplomatische Kontakte, sondern auch klassische Loyalitätskonflikte weitervererbt werden, die sich insbesondere dann bemerkbar machen, wenn die offiziellen Zwecke einer Gesandtschaft mit der eigenen Familienpolitik kollidieren (Behr 2015; Sato 2015).

Ebenso beugt aber auch der *Einbau von Karrieresperren* möglichen Anlässen des Misstrauens vor: Ein Gesandter, der außenpolitische Aufgaben wesentlich kompetenter erfüllt als sein Auftraggeber und ständig mit dessen Feinden diniert, könnte schließlich selbst zu einem ernsthaften Konkurrenten werden, wenn es nicht Statushürden gäbe, die diese Möglichkeit hinreichend ausschließen. In einem ganz ähnlichen Sinne können auch bevorzugt Fremde für diplomatische Missionen rekrutiert werden, die damit zwar hohe

Ämter übernehmen, für allerhöchste Ämter aber nicht mehr infrage kommen (Coser 1972: 576; Roosen 1976: 64ff.). So kann ein Herrscher von seinem Gesandten Rat einholen und sich sogar leibhaftig von ihm vertreten lassen, ohne den Verlust des eigenen Amtes zu befürchten, während der Gesandte in der Ferne zwar wie sein Dienstherr behandelt wird, ohne dabei jedoch eine realistische Aussicht darauf zu haben, dessen Nachfolge anzutreten.[10] Gleichwohl verlagert sich die Problematik, wenn sich Prinzipale zwar auf die karrieretechnisch neutrale Weitergabe von praktischem Wissen, nicht aber auf die Weitergabe kritischer Informationen verlassen können, die ihnen von höfischen Schmeichlern und Heuchlern vorenthalten werden.

Die *Drohung mit negativen Sanktionen* stellt ebenso eine wichtige Form des Umgangs mit Misstrauensproblemen dar. Ein Prinzipal kann seinen Gesandten im Falle des Verrats mit Sanktionen belegen, die von moralischer Ächtung bis zum Tod reichen, so wie umgekehrt der Empfänger einer Gesandtschaft an derselben ein Exempel statuieren kann, falls sie sich der Spionage auch nur verdächtig machen sollte. Dass fremde Gesandtschaften weitgehend isoliert, wenn nicht sogar interniert werden, um unerwünschten Spionageaktivitäten vorzubeugen, ist jedenfalls eine gut dokumentierte Praxis, die auch neben durchaus geläufigen Formen des Gastrechts gepflegt wird. Je unangenehmer derartige Sanktionsdrohungen jedoch werden und je häufiger sie tatsächlich realisiert werden, desto eher wird mit Rekrutierungsproblemen zu rechnen sein, die sich angesichts ohnehin häufig unattraktiver Arbeitsbedingungen verschärfen dürften und überdies auch jene Spielräume von Gesandten einschränken, die sowohl für Sender als auch für Empfänger von Gesandtschaften vorteilhaft sein könnten.

Auch das *Inaussichtstellen positiver Sanktionen* in Form von Geschenken, Pfründen und hohen Ämtern mag Misstrauensmomente gegenüber eigenen Gesandten zerstreuen, wenngleich auch mit der Großzügigkeit des Empfängers einer Gesandtschaft zu rechnen ist, die überboten werden müsste, um sich der Loyalität des eigenen diplomatischen Personals zu vergewissern. Jedenfalls müssen »künstliche Interdependenzen« wie positive oder negative Sanktionen offen kommuniziert werden und können dadurch Misstrauensprobleme sogar noch verschärfen (Luhmann 2000b: 44f.). Wo sie aber schon vorausgesetzt werden können und zum weitgehend unhinterfragten Aspekt einer Beziehung geronnen sind, wo mithin das »Gesetz des Wiedersehens«

10 Siehe Elias 2016 für eine ähnliche Figuration am Beispiel einer vergleichenden Studie über Karrierestrukturen in der frühneuzeitlichen englischen, spanischen und französischen Marine.

(ebd.: 46) gilt, können auch günstige Bedingungen für *persönliches Vertrauen* vorliegen (vgl. hier und im Folgenden: ebd.: 47ff.).

Persönliches Vertrauen kann nicht nur als Äquivalent zu den übrigen hier skizzierten Möglichkeiten fungieren, sondern ihnen außerdem Informationen entnehmen, um sie dann aber dergestalt zu überziehen, dass auch entgegen sonstiger, Misstrauen erregender Anzeichen gegenwärtig die Festlegung auf künftige Möglichkeiten gewagt wird. Diese Festlegung ist dann keine reine Konsequenz der Projektion positiver und negativer Sanktionen, der Vertrautheit oder der Neutralisierung bestimmter Gefahrenquellen, sondern beruht auf der Annahme, dass selbst und gerade dann, wenn eigentlich Misstrauen geboten wäre, das künftige Schicksal vom freien Willen einer Person abhängig gemacht werden kann. »Frei« meint in diesem Sinne gerade nicht unpersönliches, rollenkonformes, standesgemäßes oder durch Sanktionen sichergestelltes Handeln, sondern Handeln, das als Ausdruck einer Persönlichkeit gilt und nur ihr zugerechnet wird.

Dazu können insbesondere *supererogatorische Leistungen* gezählt werden, deren Erbringung nicht als Pflicht normiert werden kann, sondern eben über pflichtgemäßes Handeln hinausgeht. Indem ein Prinzipal seinem Gesandten größere Verhandlungsspielräume zugesteht, als es unbedingt notwendig wäre, geht er ein größeres Wagnis ein, als von ihm normalerweise erwartet werden könnte und kann gerade durch diesen Vertrauensbeweis seinen Gesandten normativ binden, der nun zweimal überlegen muss, ob er das in ihm gesetzt Vertrauen enttäuschen möchte oder nicht: »Vertrauen erzieht« (Luhmann 2000b: 84). Im Extremfall erhalten Gesandte weitgehende Vollmachten und können mitunter selbst je nach Verhandlungsverlauf vor Ort darüber befinden, welche der beiden Schriftstücke sie letztendlich ihrem Verhandlungspartner aushändigen: die Friedensbotschaft oder die Kriegserklärung (Liverani 2001: 72). Ein Gesandter wiederum kann das Vertrauen seines Verhandlungspartners erwerben, indem er mehr Geheimnisse preisgibt, als er gemäß seinen Instruktionen eigentlich dürfte und das Wagnis, das er damit eingeht, auch als solches darstellt (Haug 2012: 227f.). Vertrauensbeweise dieser Art können insbesondere dann auf fruchtbaren Boden fallen, wenn gerade in Patron-Klient-Beziehungen das Gesetz des Wiedersehens Vertrauensbrüche erschwert (Eisenstadt/Roniger 1984), wie sie allerdings nicht nur zwischen Prinzipal und Gesandten, sondern auch zwischen Gesandtem und Verhandlungspartner bestehen können. Denn obwohl *ad hoc*-Missionen den diplomatischen Regelfall darstellen, die als Einrundenspiele Vertrauensbrüche erleichtern, ist es keineswegs unüblich Gesandte zu

wählen, die enge Beziehungen zu fremden Systemen pflegen. Statt formalisierter Mitgliedschaften in (internationalen) Organisationen ermöglichen daher vielmehr überkreuzte Patron-Klient-Beziehungen vielfältige kombinatorische Möglichkeiten des Vertrauens und Misstrauens, die hier aber nicht ausbuchstabiert werden können (siehe aber Bues 2005; Thiessen 2010a; Tischer 2005). Stattdessen muss der Hinweis genügen, dass nun einerseits wechselseitige Steigerungsmöglichkeiten von Vertrauen und Misstrauen möglich werden und damit andererseits auch Zeitbindungen und Handlungsoptionen realisiert werden können, die ansonsten unwahrscheinlich wären. Wer vertraut, kann auf eigene Anwesenheit und auf ständigen Informationszufluss verzichten und muss diese durch zuverlässige Kommunikation in Abwesenheit substituieren: »Because of its inherent connection with absence, trust is always bound up with modes of organising ›reliable‹ interactions across time-space« (Giddens 1990: 100).

Bemerkenswert daran ist aber nun, dass das Schicksal politisch konstituierter Kollektive von persönlichen Vertrauensbeziehungen abhängig gemacht werden kann, die sich nicht gesellschaftlich generalisieren lassen und trotzdem anonyme Dritte (etwa: in der Unterschicht, die zum Kriegsdienst herangezogen wird) mitbinden. Schichtung, Schriftlichkeit und die Differenzierung von Funktionsbereichen, sozialen Ebenen sowie persönlichen und unpersönlichen Beziehungen dürften zu den wichtigsten Bedingungen dieser Möglichkeiten gehören. Sie werden gleichwohl durch die Einschränkung auf persönliche Freundschaften und Vertrauensbeziehungen erkauft, die sich auch auf Substitutionsspielräume bei der Rekrutierung des diplomatischen Personals auswirkt. Sofern nämlich höfische und städtische Korporationen auch emotional, also durch positive oder negative Gefühle stabilisiert sind, und sofern ein Prinzipal die Gefahren persönlicher Enttäuschung umgeht, indem er seine Gesandten nach Sympathien oder nach Gesichtspunkten der emotionalen Selbstbestätigung auswählt, ist der Vergleich und Austausch der Bezugsobjekte seiner Sympathien erheblich eingeschränkt (allgemein hierzu Luhmann 1995b: 372ff.). Erst Organisationen ermöglichen in dieser Hinsicht eine funktionale Stabilisierung von Systemen, die ihr Personal nach bestimmten objektivierten Gesichtspunkten vergleichen und austauschen können. Wenn außerdem die Funktion der Diplomatie in der weltpolitischen Kommunikation unter der Bedingung der Anerkennung von Grenzen liegt und man als Empfänger einer Gesandtschaft trotzdem befürchten muss, dass fremde Gesandte diese Grenzen nicht anerkennen, sondern als Spione infiltrieren, wäre zugleich eine wichtige Grenze der diploma-

tischen Kommunikation stratifizierter Gesellschaften bezeichnet. Diese verschiebt sich aber, wenn Diplomatie und Spionage zu Bezugspunkten der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Rollen und dann auch: Organisationen werden und mit diesen Organisationen zugleich neue Möglichkeiten aber auch Probleme weltpolitischen Vertrauens auftreten, auf die noch zurückzukommen sein wird (16.3.3).

12 Sozialdimension: Höfische als höfliche Kommunikation?

In der Sozialdimension hängt die Möglichkeit diplomatischer Kommunikation zunächst von einer Pluralisierung ihrer Umweltabhängigkeiten ab, die sicherstellt, dass nicht ein Umweltsektor allein den Ausgang von Verhandlungen bestimmt. Man wird ohne Übertreibung sagen können, dass damit eine konstitutive Problemstellung der Disziplin der Internationalen Beziehungen beschrieben ist, sofern sie nach typisierbaren Machtverteilungen fragt, die, wenn schon nicht Frieden, so zumindest Diplomatie ermöglichen. Klassischerweise unterscheidet sie mit Abstufungen zwischen hierarchischen oder anarchischen (also segmentär differenzierten) internationalen Systemen und sieht in Mächtegleichgewichten (und sei es auch nur: zwischen Großmächten) eine der wichtigsten Bedingungen für die wechselseitige Anerkennung politischer Einheiten und damit für eine Diplomatie mit größtmöglichen Verhandlungsspielräumen (Watson 1984; 1992; Bull 2002). Gemeinsame Normen und Werte oder bestimmte Kontakt- und Interdependenzmuster bilden mittlerweile ebenso wichtige Variablen der einschlägigen Forschung, wie ideologische Selbstbeschreibungen, historisch variierende Transport- und Telekommunikationsmitteln sowie der Einfluss gesellschaftlicher Sektoren (insbesondere Militär, Wirtschaft, Kultur) und ökologischer Rahmenbedingungen (siehe statt vieler: Buzan/Little 2000). Sie hat kurzum für das Problem der Umweltabhängigkeit von Diplomatie auch in historischer Perspektive ein Auflösungsvermögen erreicht, das hier weder ausreichend gewürdigt noch eingeholt werden kann. Die folgenden Überlegungen setzen diesen Forschungsstand vielmehr voraus und schließen an ihn an, ergänzen ihn aber mit anderen Akzentuierungen und bislang kaum berücksichtigten Problemstellungen. Denn die Verhandlungsspielräume diplomatischer Kommunikation hängen nicht nur von Machtverteilungen in der Umwelt ab, sondern auch von der Möglichkeit der Generalisierung von Sinn in der Sozialdimension, also von den Chancen einer erfolg-

reichen Konsensüberschätzung, oder umgekehrt formuliert: von der Möglichkeit der Diplomatie, Konflikte auszutragen und auszuhalten.

Zu den vielen Bedeutungsfacetten und Konnotationen von »Diplomatie« gehört ein im weiteren Sinne freundliches, verbindliches, taktvolles und höfliches Verhalten – gleichviel, auf welchen oberflächlichen, zwielichtigen, tief- oder abgründigen Motiven dieses im Einzelfall beruhen mag (Schwankl 2011: 54ff., 74f.). Der Diplomat zeichne sich in diesem Sinne durch Vermeidung sowohl eindeutiger Positionen als auch offen artikulierten, gesichtsschädigenden Widerspruchs aus. Zusätzliche Nahrung erhalten derartige Assoziationen, wenn man sich Diplomatie nicht nur im Kontext höflicher, sondern auch höfischer Kommunikation vorstellt, die gemeinhin als Brutkasten zivilisierten Verhaltens gilt (Elias 1997; vgl. Der Derian 1987: 89ff.). Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund werden Diplomaten als *Courtiers of Civilization* (Sofer 2013) bezeichnet und deren Verhalten geradezu als Musterbeispiel des Zivilisationsprozesses charakterisiert (Mastenbroek 2000). Mit alldem mag zwar eine gewisse gegenwärtig beobachtbare Verhaltensnorm zutreffend beschrieben sein, die sich jedoch weder als solche historisch verallgemeinern lässt (Boesche 2003), noch (als solche) faktisches Verhalten hinreichend analysierbar macht. Freilich ist die Zivilisierung von Verhaltenserwartungen in Kontexten unabdingbar, die wie im Falle der Diplomatie eine gewisse Kontaktmobilität erfordern (Luhmann 1974c: 84ff.). Die Diplomatie aber primär unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, verstellt den Blick auf eine unwahrscheinliche Errungenschaft: Nicht die Verfeinerung der taktvollen Umgangsformen oder die geschickte Vermeidung offenen Widerspruchs, sondern die *Zulassung* von offenem und mitunter auch taktlosem Widerspruch unter Anwesenden, oder eine gewisse Ambivalenz im Verhältnis zwischen Kooperation und Konflikt fällt im empirischen Gesellschaftsvergleich auf. Nicht nur die Darstellung von Konsens- und Kooperationsmotiven abwesender Prinzipale, sondern auch das stellvertretende Austragen und Aushalten von Konflikten bildet einen möglichen und legitimen Gegenstand diplomatischer Kommunikation, die aber auch ihre eigenen Konfliktanlässe produziert und mit ihnen umgehen muss. Potenziell gesichtsschädigende Drohungen, Provokationen und Proteste, ja selbst Handgreiflichkeiten werden strukturell erleichtert, ohne damit sogleich einen Abbruch diplomatischer Kommunikation oder gar den Ausbruch kriegerischer Konflikte herbeizuführen.

Auch die neuere geschichtswissenschaftliche Forschung hat mit besonderem Schwerpunkt auf die europäische frühe Neuzeit sowohl eine gewisse Konfliktanfälligkeit als auch -fähigkeit der diplomatischen Kommunikation stratifizierter Gesellschaften registriert und sie auf Funktionen des sozialen Wandels (Heuser 2008), des Ordnungserhalts (Kintzinger 2008) und der Einhegung, Zivilisierung und Transformation von Konflikten (Lazzarini 2015: 118f.) bezogen. Konflikte sind demzufolge nicht nur Anlässe des Einsetzens diplomatischer Kommunikation oder Störungen in einem ansonsten »zivilisierten« diplomatischen Betriebsablauf, sondern haben durchaus produktive Eigenschaften. Denn abgesehen davon, welche problematischen Nebenfolgen Konflikte sonst noch haben mögen: Sie bieten hohe Erwartungssicherheit in einer komplexen und differenzierten Umwelt, indem Gegnerschaft unterstellt und mit Gegnerschaft erwidert wird. »Man erwartet Negatives, provoziert damit Negatives, kann die eigenen Erwartungen daran bestätigen und so eine Art Sicherheit gewinnen, die anders nicht geboten werden kann« (Luhmann 1999a: 98). Konflikte schlagen in unsicheren Lagen die Verhältnisse platt, spitzen sie auf Alternativen zu (Sieg/Niederlage, Freund/Feind, Nachgiebigkeit/Unnachgiebigkeit) und ermöglichen immerhin ein greifbares Endergebnis.

Die folgenden Überlegungen widersprechen diesem Forschungsstand soweit nicht, sondern nehmen einen Perspektivwechsel vor. Statt nämlich nach Leistungen und Vorteilen höherer Konfliktfähigkeit für die Umwelt diplomatischer Interaktionen zu fragen, soll hier die These vertreten werden, dass die Zulassung von Konflikten für die Autonomie und Selektivität der diplomatischen Kommunikation selbst eine wichtige Variable darstellt. In dem Maße, wie diplomatische Kommunikation Konflikte nicht nur selbst erzeugen, sondern auch nach eigenen Gesichtspunkten zulassen und aushalten kann, bietet sich ihr eine breitere Palette an realisierbaren Verhaltens- und Problemlösungsmöglichkeiten (ohne diese zwangsläufig auf die Funktion der Konfliktlösung beziehen zu müssen). Mit welchen Einschränkungen schließlich zu rechnen ist, wenn Konflikte unterdrückt werden und welche gesellschaftlichen Einschränkungen die Unterdrückung von diplomatischen Konflikten nahelegen können, haben die Ausführungen zur diplomatischen Kommunikation segmentärer Gesellschaften gezeigt (7). Ohne zusätzliche Sicherungsmaßnahmen (ritueller Art) gefährden Konflikte dort nicht nur die Systemidentität diplomatischer Interaktionen, weil sich Konflikte kaum unter Anwesenden isolieren lassen, sondern können die gesamte Gesellschaft erfassen, die sich selbst von ihren Interaktionen kaum unter-

scheiden kann. Mündlichkeit, Gegenwartsbezogenheit, eine weitgehend egalitäre Verteilung von Chancen der Situationsdefinition, die Manipulation der Zurechnung von Initiativen auf Anwesende, die Beschränkung auf konsensfähige Themen sowie ein allgemeines Klima der Ambivalenz und der Schonung von Selbstdarstellungen zählen zu den wichtigsten Bedingungen und Techniken der Konfliktunterdrückung in der diplomatischen Kommunikation dieser Gesellschaften. Wer sich Diplomatie als höfliche, konsensorientierte und unverbindliche Interaktion vorstellt, wird die Verwirklichung dieses Ideals wohl am ehesten in segmentären Gesellschaften finden.

Die diplomatische Kommunikation stratifizierter Gesellschaften operiert demgegenüber unter anderen Rahmenbedingungen und kann Konflikte bis zu einem gewissen Grad zulassen, ohne damit gleich zu scheitern. Statt also wie üblich zu fragen, wie Konflikte diplomatisch gelöst werden, wird die Fragerichtung umgedreht: Wie ist es möglich, dass diplomatische Kommunikation nun Konflikte ermöglicht und selbst erzeugt, ohne dabei selbst als Institution Schaden zu erleiden? Eine Bedingung liegt in der sozialen und gesellschaftlichen Differenzierung, die ein Überschwappen von Konflikten in diplomatischen Interaktionen auf die gesellschaftliche Umwelt erschweren. Eine andere liegt in der Generalisierung und Objektivierung von Erwartungszusammenhängen, die einerseits Konflikttoleranz oder Konsensüberschätzung ermöglichen, dafür aber ihre eigenen Unsicherheiten und Konfliktpotenziale erzeugen.

Die Schichtungsstruktur, die Differenzierung zwischen Interaktion und Gesellschaft, aber auch Rollendifferenzierungen bilden wichtige Schwellen der Indifferenz gegenüber Bagatellkonflikten und verhindern deren Ausweitung auf die Gesamtgesellschaft. Konflikte von gesamtgesellschaftlicher Relevanz findet man nun primär in der Oberschicht. Deren Interaktionen kennen institutionalisierte rhetorische Regeln des Streits oder eine schichtspezifische Interaktionsmoral, die Konflikte konditioniert und legitime Anlässe sowie zumutbare Schärfen der Konfliktaustragung unter Anwesenden definiert (Baumann u.a. 2008; Kieserling 1999: 280ff.). Wie bereits ausführlicher diskutiert wurde (10.1), ermöglicht auch die Differenzierung von Kontaktebenen bis zu einem gewissen Grade Konflikte, die unter der Bedingung wechselseitiger Anerkennung nicht zwangsläufig auch einen Kontaktabbruch zur Folge haben müssen. Ferner wird die Konfliktfähigkeit diplomatischer Kommunikation in stratifizierten Gesellschaften insofern in gewissem Maße begünstigt, als diplomatische Verhandlungen und Kriegshandlungen nicht

nahtlos ineinander übergehen können.[1] Schließlich ist zwar auch das Kriegsführungspotenzial in der Oberschicht konzentriert, doch lässt sich vor allem in Reichsbildungen mit stehenden Heeren eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Differenzierung militärischer Rollen beobachten (Kuchler 2013: 41ff.), aus denen zumindest auf personelle Entflechtungen und höhere Schwellen der wechselseitigen Indifferenz zwischen militärischer und diplomatischer Kommunikation geschlossen werden kann. Andererseits zeigt gerade die häufig anzutreffende Personalunion von Feldherren und Gesandten, die Verbreitung von diplomatisch-militärischen Herolden, aber auch die *personal diplomacy* von Herrschern, die ohnehin stets militärische und diplomatische Rollen wahrnehmen, dass man dieser Variable nur unter Vorbehalten größeres Gewicht beimessen sollte. Stattdessen soll hier die Differenzierung persönlicher und unpersönlicher Beziehungen in den Vordergrund gerückt werden, die sich aus der Möglichkeit der Stellvertretung ergibt. Mit ihr nehmen auch die Möglichkeiten zu, Handlungen und Einstellungen sowohl auf Personen als auch auf Institutionen zuzurechnen, und bald sich selbst, bald objektivierte Sachlagen als Ursache eigenen Handelns darzustellen.[2] Gesandte erscheinen dann nicht nur als konkrete Personen, sondern auch als Amtsträger, denen neben möglichen persönlichen Motiven auch die unterstellbaren Motive abwesender Dritter zugerechnet werden können. Gerade im letzteren Fall bedeutet dies aber auch, dass ein Gesandter qua Rolle und Amt Themen in eine Verhandlung einbringen muss, die sowohl seinen persönlichen Neigungen als auch der Tendenz zum Konsens unter Anwesenden und damit verbundenen Thematisierungsschwellen zuwiderlaufen; Themen also, die besonders konfliktträchtig sind, aber trotzdem zur Sprache gebracht werden müssen, weil sie von rücksichtslosen (weil komfortabler Weise abwesenden) Dritten in der Umwelt vorgegeben werden (Köhler 2011: 289). Vor allem dann, wenn ein Gesandter Konflikte im

1 Man wird in diesem Zusammenhang auch die zahlenmäßige Zunahme von Menschen in Ballungsräumen als Variable berücksichtigen müssen. Für ein kleines Dorf kann bereits eine Delegation von zehn Männern eine signifikante Gefahrenquelle darstellen, während in stratifizierten Gesellschaften vorausgesetzt werden kann, dass von einer Gesandtschaft keine unmittelbare ernstzunehmende Bedrohung ausgeht, und man unter diesen Bedingungen durchaus Konflikte riskieren kann.

2 Direkte Herrscherbegegnungen, deren Problematik bereits eingehender diskutiert wurde (10.2.1), bleiben mit dem Hinweis ausgeklammert, dass auch sie häufig nicht ohne Gesandtschaften zustande kommen. Auch die dynastisch vermittelte Diplomatie wird hier nicht behandelt, da sie ihre Konfliktfähigkeit keiner diplomatischen Errungenschaft, sondern allenfalls der Absicherung durch familiäre Beziehungen verdankt.

Namen Abwesender auszutragen hat, müssen nicht nur seine Verhandlungspartner, sondern muss vor allem er selbst davon ausgehen können, dass er über die volle Rückendeckung seines abwesenden Prinzipals verfügt. Diese kann nicht mehr auf der Grundlage unterstellt werden, dass der Prinzipal den Verhandlungsverlauf selbst miterlebt und trotzdem nicht dagegen protestiert hat, sondern muss nun daraus gefolgert werden, dass die Verhandlungsspielräume eines Gesandten von einem abwesenden Prinzipal abgesegnet wurden.

Wenn all dies zutrifft, lässt sich nun genauer bestimmen, wie Konflikt- und Negationsspielräume in diplomatischen Interaktionen zugelassen werden können, ohne damit deren Systemidentität zu gefährden. Die Annahme lautet, dass Diplomatie, in dem Maße wie sie unpersönlich und vermittelt kommuniziert wird, die eindeutige und zweifelsfreie Zurechnung von Gegnerschaft sabotiert, die hohe Erwartungssicherheit und Hyperstabilität von Konflikten aufbricht und somit verhandlungsfähig halten kann – ohne sie zwingend lösen zu müssen. Das Hauptproblem von Konflikten liegt nämlich nicht in ihren destabilisierenden und desintegrierenden Effekten, sondern gerade in ihrer Hyperstabilität und ihrer Tendenz zur Überintegration (Luhmann 1984: 532ff.). In Konflikten kann prinzipiell jedes Verhalten als Ausdruck von Gegnerschaft interpretiert und damit auf den Konflikt bezogen werden. Hinter jeder Wohltat vermutet man Täuschungsabsichten und hinter jeder Kontaktaufnahme des Gegners zu Dritten Verschwörungsabsichten. Diese beinahe zwanghafte Zurechnungstechnik in Konflikten führt zur Ausbildung von überintegrierten Systemen, denen man kaum entrinnen kann, da sie jede mögliche Kommunikation mit Gegnerschaftsmotiven überziehen und damit zugleich absorbieren können. Die damit verbundene hohe Erwartungssicherheit, die zuvor als Funktion des Konflikts charakterisiert wurde, kann also ohne Anspruch auf Vollzähligkeit, auf mindestens zwei Wegen verunsichert werden, nämlich

- durch die Objektivierung und Versachlichung von Konflikten durch Gesandte als distanzierte Dritte,
- sowie durch die Anonymisierung von Rollenerwartungen an »ideale Gesandte«.

12.1 Der distanzierte Gesandte als Unsicherheitsfaktor

Wer als Prinzipal auch über das Medium diplomatischer Stellvertreter Konflikte austragen möchte, muss dafür stellenweise auf jene hohe Erwartungssicherheit verzichten, die diese Konflikte ansonsten bieten mögen. Würde man seinem Gegner persönlich begegnen, wäre bei einem bereits fortgeschrittenen Konflikt mit hoher Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, dass keine Gelegenheit ausgelassen wird, den Gegner zu diskreditieren, dass kein Widerwort unerwidert bleibt und dass der Gegner mit ähnlichen Erwartungen in den Ring steigt. Lässt man sich dabei jedoch in Abwesenheit von Gesandten vertreten, verunsichern einige Unwägbarkeiten eine derart stabilisierte Konfliktlage und machen sie damit auch verhandlungsfähiger. Sobald nämlich ein Dritter in einen Konflikt einbezogen wird, kann sich dessen Dynamik dramatisch verändern, wie man spätestens seit Georg Simmel (1958: 76ff.) wissen kann. Dritte können insofern zur Objektivierung von Konflikten beitragen, als nicht mehr nur die persönliche Kränkung durch das reine Faktum erlebten Widerspruchs genügt, um Konflikte fortzusetzen, sondern nun Konfliktmotive beschafft werden müssen, die auch für den unbeteiligten Dritten nachvollziehbar und vertretbar sein könnten: »Diplomacy in choice of motive often controls the diplomat. Diplomatic choice of motive is part of the attempt to motivate acts for other members in a situation« (Mills 1940: 907). Man streitet dann klassischerweise nicht nur für sich selbst oder die eigene Dynastie, sondern im Dienste einer höheren Sache und verallgemeinert damit ansonsten persönliche Konfliktmotive (Köhler 2011: 367ff.; Wefers 2007: 63). Jedenfalls müssen bereits bei der Rekonstruktion eines Konfliktverlaufs für Dritte in diesem Sinne darstellbare und nicht-darstellbare Motive und Ereignisse unterschieden und sorgfältig ausgesiebt werden, sowie außerdem der kühlere Blick des Dritten auf den Konflikt das weitere Verhalten der Streitenden unter Rechtfertigungsdruck setzt und damit diszipliniert (Heck 2016: 70f.).

Gesandte sind gleichwohl nicht unparteiische und vermittelnde, sondern parteiische und vertretende Dritte.[3] Die Konflikte, in die sie hineingezogen

[3] Das schließt nicht aus, dass Gesandte auch im klassischen Sinne Vermittlungs- und Mediationsrollen übernehmen können. Die Bedingungen dafür scheinen etwa im europäischen Mittelalter aufgrund schwächer ausgeprägter Interdependenzen besonders günstig zu sein (Kamp 2011), während demgegenüber der Dreißigjährige Krieg zu einer derartigen Überintegration des europäischen Hochadels geführt haben dürfte, dass kaum jemand in der Rolle des unparteiischen Vermittlers zu überzeugen vermocht hätte (Stollberg-Rilinger 2011).

werden, werden – anders als bei der Mediation – nicht so sehr dadurch verhandelbar, dass die anwesenden Konfliktparteien ihr Engagement in der Austragung des Konflikts drosseln, um den unparteiischen Dritten nicht zu beschämen (Heck 2016: 71f.). Denn das Problem des Überengagements artikuliert sich gerade nicht unter anwesenden, sondern unter abwesenden Konfliktparteien und verschiebt sich damit auf die Frage, wieviel Engagement ein Prinzipal von seinem Gesandten erwarten kann, wenn dieser, obwohl zunächst unbeteiligt, Konflikte stellvertretend für seinen Auftraggeber auszutragen hat. Schließlich kann der Gesandte im ungünstigsten Fall mangels institutionalisierter diplomatischer Immunität persönlich für die überbrachte Nachricht zur Rechenschaft gezogen werden, indem man ihn seines Bartes und/oder seiner Kleidung beraubt, ihn einkerkert oder in die Grube stößt (Miller 2011: 25f.). Andererseits tritt das Problem überengagierter Gesandter auf, die es zu bändigen gilt (van Wicquefort 1682: 105, Bd.II): Man empfiehlt deshalb dem Gesandten, nicht von Instruktionen abzuweichen, und dem Prinzipal eine umsichtige Personalauswahl und das Verfassen von Begleitschreiben. Diese sollen eine vom Gesandten mündlich wiederzugebende Nachricht nochmals schriftlich festhalten und den Empfänger einer Gesandtschaft dazu anhalten, im Zweifelsfall der schriftlichen Mitteilung zu vertrauen und sich darüberhinausgehende Entgleisungen des Gesandten nicht zu Herzen zu nehmen (Baikie 2014: 202).

Die Erwartungssicherheit eines Konflikts wird aber auch in anderen Hinsichten durch das Hinzutreten von Gesandten unterlaufen: Wird man den Gesandten von der eigenen Konfliktposition überzeugen können? Wird er diese auch angemessen vertreten können? Wird die zu überbringende Nachricht auch dann noch den gewünschten Effekt erzielen, wenn sie von einem persönlich unbetroffenen Dritten vorgetragen wird? Wird die Sachlage bei der Abreise des Gesandten noch dieselbe sein, wie bei dessen Ankunft an seinem Bestimmungsort, oder sollte man seine Nachrichten »sphinxlike« formulieren, um im Sinne einer »robusten Handlung« auch angesichts unerwarteter oder ungünstigerer Umstände an ihr festhalten zu können (Padgett/Ansell 1993: 1307f.)? In den diplomatischen Interaktionen selbst wirft die Anwesenheit von Stellvertretern auch komplementäre Unsicherheiten auf: Ist die Handlung des Stellvertreters ihm selbst oder seinem Prinzipal zuzurechnen? Streitet man noch mit dem Gesandten oder schon mit dessen Prinzipal? Sind die Fronten in der Heimat des fremden Gesandten tatsächlich so einheitlich gezogen, wie das Auftreten eines einzelnen Gesandten suggeriert, oder gibt es dort einflussreiche Fraktionen, die eine andere Posi-

tion vertreten? Und wieviel Einfluss kann der Gesandte realistischerweise auf seinen Prinzipal ausüben?

Der Delegierte kann schließlich, anders als der diplomatisch tätige Herrscher, Initiativen sowohl als eigenes als auch als delegiertes Anliegen darstellen. Die daraus resultierenden Freiheiten aber auch Unsicherheiten bei der Zurechnung von Handlungen haben zur Folge, dass diplomatische Kommunikation persönliches und unpersönliches Verhalten stärker trennen, selektiv aufeinander beziehen und dadurch ihre Autonomie steigern kann. Das persönliche Engagement der Gesandten ist in diplomatischen Interaktionen somit nicht im Vorhinein auf jene Positionen festgelegt, in die sich ein Prinzipal im Verlauf eines Konflikts kraft eigener Selbstdarstellung hineinmanövriert hat, sondern kann flexibler gehandhabt werden. Latente Rollen, die sich aus grenzüberschreitenden Beziehungen der Gesandten ergeben (Tischer 2005), aber auch andere manifeste Rollen des Gesandten, die nicht durch sein Amt neutralisiert werden können, wie die eines Edelmannes (Köhler 2011: 283ff.), ermöglichen Register- und Rollenwechsel und damit eine Differenzierung unterschiedlicher Grade diplomatischer Verbindlichkeit.

Der diplomatische Vertreter kann sich als eher nichtengagierter Stellvertreter darstellen, unverbindliche Lösungsmöglichkeiten andeuten und zugleich die Annahme von Offerten der Gegenseite allein von seinem Prinzipal abhängig machen (Jönsson/Hall 2005: 108). Das entlastet einerseits sein Darstellungsverhalten und ermöglicht außerdem, festgefahrene oder eskalierte Interaktionen zu unterbrechen, um Rücksprache mit seinem Prinzipal zu halten, weitere Instruktionen zu erbitten und damit durch legitime Nebenengagements künstliche Verhandlungspausen zu erzeugen. Er kann aber auch das eigene Engagement und den eigenen Einfluss in die Waagschale legen und gegenüber seinem Verhandlungspartner durchblicken lassen, dass er persönlich für seine Initiativen Verantwortung übernimmt und über entsprechenden Kredit bei seinem Prinzipal verfügt (Köhler 2011: 288ff.). Umgekehrt kann der Prinzipal im Falle fehlgeschlagener Initiativen seinen Vertreter zur Rechenschaft ziehen, in Verhandlungen bereits zugestandene Konzessionen zurückziehen, aber auch auf gesichtsschonende Weise Kooperationsangebote annehmen und dies auf Missverständnisse oder persönliche Fehlleistungen des Gesandten zurechnen, der seinen Dienstherren mit vollendeten Tatsachen konfrontiert hat, denen man sich nun wohl oder übel beugen muss (Meier 1989: 169; Whitby 1995: 300).

Die Funktion des Gesandten als Dritter wird hier also weniger in der Konfliktlösung, in der Friedensstiftung oder in der Stellvertretung von Prinzipalen, sondern in der Ermöglichung von Konflikten und in der Destabilisierung ansonsten hyperstabiler Konflikte gesehen. Von diesem kontingenten Blickwinkel aus betrachtet erscheint weniger die eindeutige Zurechenbarkeit von diplomatischen Handlungskompetenzen und Verantwortlichkeiten, sondern gerade deren Ambivalenz als rational im Sinne eines diplomatischen Grenzsystems. Denn in dem Maße, wie Handlungen sowohl dem Agenten als auch dem Prinzipal zugerechnet werden könnten und in dem Maße, wie Engagement und Verbindlichkeit in der diplomatischen Kommunikation differenziert und variiert werden können, werden auch Grenzsysteme konfliktfähiger, indem sie die hohe Erwartungssicherheit von Konflikten mit eigenen Mitteln aufbrechen und damit Konflikte nicht nur verhandelbar machen, sondern sie auch zum Aufbau eigener Strukturen einsetzen können. Die Möglichkeit, auch unter Anwesenden Konflikte auszutragen, »verdoppelt« sozusagen Verhaltens- und Verhandlungsspielräume um die Möglichkeit des Widerspruchs, ohne diese faktisch voll ausnutzen zu müssen. Vor allem aber erschließen sich diplomatischen Grenzsystemen neue Möglichkeiten, um sehr heterogene Beziehungen zu einer komplexeren und differenzierteren Umwelt intern auszugleichen und dieser Umwelt ihre eigenen Verhandlungsspielräume abzuringen. Dies wäre nicht möglich, wenn die Umwelt festlegen würde, inwiefern Gesandte faktisch von ihren Instruktionen abweichen dürfen oder nicht, oder inwiefern Gesandte selbst engagiert oder distanziert zu sein haben. Eine diesbezügliche Ambivalenz ermöglicht es einem Grenzsystem demgegenüber, sich selbst und nach eigenen Kriterien einen Reim auf das Problem der Zurechenbarkeit von Handlungen zu machen und selbst kontroverse und provozierende Handlungen auch im Sinne des eigenen Systemerhalts und im Sinne der Fortsetzbarkeit diplomatischer Kommunikation zu interpretieren.[4] Sie stellt insofern ein

4 Das lässt sich auch an einem Fall veranschaulichen, in welchem Gesandte nicht nur in ihrer Rolle als Agenten, sondern wiederum selbst als Prinzipale gefordert sind: Während der Verhandlungen auf dem Kongress von Nimwegen kommt es zu einem Handgemenge und sogar zum Waffengebrauch zwischen den Domestiken der französischen und spanischen Gesandtschaft. Unklar ist den Verhandlern im Nachhinein aber, inwiefern die Gesandten selbst im Hintergrund involviert waren und inwiefern damit verbunden auch politische Motive eine Rolle gespielt haben könnten. Man einigt sich darauf, »die Angelegenheit ›lieber da cavagliero a cavagliero [zu] nehmen, als eine offensa d'ambasciata ad ambasciata [zu] ziehen‹« (Köhler 2011: 282) und verkauft den königlichen Prinzipalen die erzielte Versöhnung als diplomatischen Erfolg.

funktionales Äquivalent zur diplomatischen Immunität dar, als sie die eindeutige Zurechenbarkeit von Handlungen auf Personen verunsichert und im Zweifelsfall nahelegt, den anwesenden Gesandten zu verschonen.

Einschlägige historische Traktate zu Gesandtschaften sehen dies freilich anders und beziehen die hier angesprochenen Phänomene mit gutem Recht auf das Problem der Kontrolle des Handlungsspielraums von Gesandten. Sie diskutieren die Vor- und Nachteile entsprechend eng oder offen gefasster Instruktionen oder versuchen, die hermeneutischen Spielräume des Gesandten bei der Auslegung seines Auftrags nach zweckrationalen Kriterien zu bestimmen. Der Gesandte habe seine Mission vor allem im Sinne seines Prinzipals durchzuführen und von seinen Instruktionen nur dann abzuweichen, wenn dies zweckdienlich sei (Mattingly 1988: 188ff.; Vaiou 2015: 63ff.). Dass dabei höhere moralische und göttliche Gebote verletzt werden könnten, bildet allenfalls den Gegenstand akademischer Diskussionen, in denen aber schon die eigene Praxisferne eingestanden wird und man einsieht, dass der »ideale Gesandte« lediglich eine normative Projektion darstellt (Behrens 1936: 625ff.). Eng verbunden mit jenen Unsicherheiten, die sich aus dem Hinzutreten eines Gesandten als Dritten für einen Konfliktverlauf ergeben, sind daher jene Unsicherheiten, die zutage treten, wenn allgemeine Normen und Rollenerwartungen auf konkrete Personen und Situationen heruntergebrochen werden müssen.

12.2 Der ideale Gesandte als Unsicherheitsfaktor

Sofern überhaupt historische Texte erhalten geblieben sind, die das Gesandtschaftswesen auf anspruchsvolle Weise reflektieren,[5] behandeln sie dessen Problematik vor allem unter dem Gesichtspunkt der persönlichen Eigenschaften eines idealen Gesandten (Dolet 1541: 17; Gentili 1585: 93ff.; Hotman 1603; Nizām-al-Mulk 1987: 304; Vaiou 2015: 71ff.). Die Vorstellung von »Diplomatie« als abstrakter, unpersönlich konstituierter Sachzu-

5 Aus der griechisch-römischen Antike sind jedenfalls keine Schriften zum Gesandtschaftswesen erhalten geblieben (Campbell 2001: 1). Lediglich der Titel einer Abhandlung des Demetrios von Phaleron (»Presbeutikos«) ist bekannt, der Text selbst gilt als verschollen (Bolmarcich 2013). Aus dem ostasiatischen Raum sind mir ebenfalls keine einschlägigen Schriften bekannt, sodass sich der Korpus auf Fürstenspiegel und Gesandtschaftstraktate aus dem spätvedischen Indien, dem christlich-muslimischen Mittelalter sowie aus der europäischen Frühen Neuzeit beschränkt.

sammenhang ist kaum anzutreffen und wäre für Zeitgenossen auch kaum nachvollziehbar. Die diplomatische Kommunikation stratifizierter Gesellschaften ist ohne den Kontext persönlicher Beziehungen und jenseits von Interaktionszusammenhängen kaum vorstellbar, weshalb einschlägige Schriften auch nicht von »der Diplomatie«, sondern verständlicherweise von »dem Gesandten«, »den Gesandtschaften« oder »der Kunst des Verhandelns« berichten. Die Gemeinsamkeit der damit beschriebenen Sachzusammenhänge wird dabei vor allem in Form von Aufgaben und Zwecken hergestellt, die von wechselndem Personal in unterschiedlichen Situationen erfüllt werden.

In dem Maße, wie Rollen und Ämter für Gesandte ausdifferenziert werden und mit austauschbarem Personal gerechnet werden muss, liegt für diese Aufgaben daher auch eine anonymisierende Stilisierung von normativen Erwartungen nahe. Entsprechende Hinweise dafür lassen sich in mindestens drei Textgattungen ausfindig machen: in Fürstenspiegeln, in Ratgebern für diplomatische Praktiker sowie in Regularien und Traktaten zum höfischen Zeremoniell. Sofern derartiges Schriftgut in sehr verschiedenen Situationen mit wechselndem Personal wiederverwendbar sein soll, interessiert der Gesandte weniger als konkrete Einzelperson mit idiosynkratischen Charaktereigenschaften, sondern vielmehr als Ideal und Gattung: Ein *legatus* ist dem Juristen Ermolao Barbaro (1969 [1489]: 159) zufolge, wer von einem Fürsten oder einer Republik mit diesem Amt betraut wurde; ein *dūta* ist laut dem spätvedischen Brahmanen Yajnavalkya ein Gesandter, der im Gegensatz zum Spion nicht im Geheimen, sondern offen angekündigt zwischen Herrscherhöfen verkehrt (Yājñavalkya u.a. 1918: 408). Auch normative Erwartungen ergeben sich auf dieser Abstraktionsebene nicht nur *ad hominem* aus den persönlichen Beziehungen von Einzelpersonen oder *ad hoc* aus situativen Rahmenbedingungen, die im Einzelfall zwangsläufig variieren, sondern können auf allgemeinere Grundlagen gestellt und gegen fallweise auftretende Zufälle abgeschirmt werden.

»Man« hat als Gesandter zunächst bestimmte Eigenschaften aufzuweisen und bestimmte Aufgaben zu bewältigen, die im *Arthashastra*, einem indischen Fürstenspiegel aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, wie folgt definiert werden können:

»Die Absendung von Botschaften, die Aufrechterhaltung von Verträgen, kräftige Machtübung [sic!, also Wahrung des herrscherlichen Prestiges, R.Y.], die Erwerbung von Freunden (in Feindesland), Aufwiegelung, Entzweiung von Bundesgenossen, Hinüberschmugglung von Gewaltmitteln, Raub von Verwandten und ›Kleinoden‹

(des fremden Herrschers), Kenntnisnahme von dem (durch die Geheimen [Spione, R.Y.]) Ausspionierten, tapferes Auftreten und die Lösung von Verträgen, das ist die Aufgabe eines Gesandten und dazu noch ein Rückhalt zu sein für die Mordlisten [also für die Mordabsichten seines Herrschers, R.Y.]« (Kauṭilya 1977: 38).

Für die hier anzustellenden Überlegungen muss gleichwohl nicht davon ausgegangen werden, dass alle genannten Aufgaben in gleicher Weise den Alltag von Gesandten bestimmen. Stattdessen genügt der Hinweis auf die institutionalisierte Möglichkeit, dass ein Prinzipal von einem zunächst unbestimmten Gesandten erwarten kann, auch problematische, konfliktträchtige Positionen zu vertreten, und dass *diese Erwartung*, wenn schon nicht die strittigen Positionen selbst, auch von Dritten miterwartet und mitgetragen werden kann. Jedenfalls lassen sich vielfach empirische Belege dafür finden, dass von Gesandten legitimer Weise erwartet wird, Ultimaten, Drohungen, Statusbehauptungen, Protestnoten und ähnlich brisante Nachrichten ungeschönt zu übermitteln und damit auch die Konflikte ihrer Prinzipale stellvertretend auszutragen (Campbell 2001: 9; David 2002: 60; Grant 1965; Haqqi 2010: 70; Vaiou 2015: 72; Yamada 2011: 208). Ob man Gesandte untereinander über ihren Rang und damit über den Rang ihrer Prinzipale streiten lässt, oder ob man Gesandten, die unangenehme Nachrichten übermitteln, beinahe routinemäßig die Bärte abrasiert, um diese mitsamt provozierender Antwortschreiben an den Absender zu retournieren (Burton 2009: 35): Diplomatische Kommunikation ist selbst ein probates Medium der Konfliktaustragung. Ihre Interaktionen lassen sich, anders als diplomatische Interaktionen in segmentären Gesellschaften (7.1), weder ausschließlich auf Kooperation noch ausschließlich auf rituell ausgetragene Konflikte festlegen, sondern sind insofern unwahrscheinlicher, als Konflikt und Kooperation gleichermaßen zugelassen werden müssen und in einem ambivalenten Verhältnis zu einander stehen.

Ein individueller oder kollektiver Prinzipal kann also, um seine Feindschaften zu pflegen, nicht nur bewaffnete Truppen, sondern auch Gesandte mobilisieren. Die hohe Erwartungssicherheit, die ihm die Gegnerschaft mit dem Adressaten seiner Gesandtschaft bietet, wird aber nun relativiert durch die Unsicherheit darüber, wie die abstrakt definierte Rolle eines konkreten Gesandten in einem konkreten Konflikt ausgelegt wird und wie legitime Motive beschaffen sein müssen, um im Einzelfall für eine bestimmte Normauslegung mit dem Konsens Dritter rechnen zu können. In diesem Zusammenhang lassen sich zumindest zwei äquivalente Möglichkeiten des Umgangs mit diesen Unsicherheiten skizzieren, die wiederum ihre eigenen Unsich-

erheiten mit sich führen: die Definition von Zwecken und die Konditionierung diplomatischen Handelns.

Zum Arsenal des diplomatischen Motivvokabulars gehört zunächst die Berufung auf konsensfähige *Zwecke*. Diese zeichnen sich in stratifizierten Gesellschaften weniger durch einen Zeitindex aus (etwa: als bestimmte Form der Kausalität), sondern bezeichnen das seins- und zeitstabile Wesen von Handlungen (Luhmann 1977: 10): Eine Handlung, die hypothetisch von unendlich vielen Gesichtspunkten her beobachtet und interpretiert werden könnte, gewinnt ihre Identität durch Reduktion auf einen bestimmten Zweck, der sich in der Handlung offenbart und damit andere mögliche Gesichtspunkte vorläufig neutralisiert. Die Annahme eines diplomatischen Auftrags kann schließlich je nach Bezugssystem als Fortsetzung einer Patron-Klienten-Beziehung, als Stufe einer Ämterlaufbahn, als Gelegenheit der Kontaktpflege und des Nebenerwerbs oder als Beitrag zum Friedenserhalt interpretiert werden. Ferner können je nach Bezugssystem »gute« und »schlechte« Zwecke unterschieden und entsprechend normiert oder sanktioniert werden. Der Gesandte, der während seiner diplomatischen Mission nur an seine Familie und seinen Besitz denkt, erfüllt vom Fürstenhof aus gesehen jedenfalls nicht seinen Zweck, sondern schadet vielmehr seinem Auftraggeber (Vaiou 2015: 71). In dessen Perspektive liegt nämlich der Zweck eines Gesandten, wenn man der Semantik folgt, in der Erfüllung des Auftrags. Der ideale Gesandte ließe sich mithin daran erkennen, dass er seinen Auftrag bestmöglich und im Sinne des Prinzipals ausführt, der loyal ist und selbst problematische, provozierende Nachrichten wörtlich oder sinngemäß übermittelt und in Verhandlungen die Positionen seines Auftraggebers vertritt, wie kontrovers diese auch sein mögen. Alle anderen möglichen Zwecke müssen, jedenfalls der Sinnrichtung des Zweck- und Hierarchieschemas folgend, gegen diesen obersten Zweck und damit auch in gegenläufiger Richtung einer Hierarchie in Stellung gebracht werden – dazu gleich mehr.

Ein Prinzipal kann jedenfalls (mit Rückendeckung einschlägiger Traktate) mit Fug und Recht von seinem Gesandten erwarten, stellvertretend Konflikte auszutragen und »durch Worte Krieg zu führen«, ohne dass dadurch der Zweck einer Gesandtschaft verfehlt würde (Gentili 1585: 11). Die Erwartungssicherheit dieser Konflikte wird aber in dem Maße gestört, wie verschiedene Zwecke als legitime Gesichtspunkte des Handelns institutionalisiert sind. Wo dies zutrifft, kann ein Gesandter von seinem Auftrag

abweichen und je nach Lageeinschätzung konzilianter oder schroffer auftreten und dies mit dem Zweck begründen, dem Prinzipal einen besseren Dienst erwiesen zu haben, als bei der strikten Befolgung des Auftrags möglich gewesen wäre. Inwiefern in einem diplomatischen Grenzsystem kooperatives und unkooperatives, höfliches oder unhöfliches Verhalten an den Tag gelegt wird, ist damit nicht von der Umwelt festgelegt, sondern kann nach systeminternen Maßstäben variieren und trotzdem gegenüber der Umwelt gerechtfertigt werden. Ein Prinzipal, der es hingegen darauf anlegt, seinen Gegner über das Medium einer Gesandtschaft zu provozieren und festen Halt in der Erwartung findet, dass dies mit gleichen Mitteln vergolten wird, sollte darauf gefasst sein, dass sein leidenschaftlich gepflegter Konflikt nicht wie erwartet fortgesetzt, sondern hinterrücks zu einem Verhandlungsgegenstand wird.

Auch in diesem Kontext wären Ambivalenzen und Widersprüche (hier: von mehreren Zwecken) folglich nicht als Einfallstore der Korruption einer zweckmäßig und perfekt eingerichteten Ordnung zu verstehen, sondern erscheinen in soziologischer Perspektive als systemrationale Strukturmerkmale, die diplomatische Verhandlungsspielräume eröffnen. Diplomatische Grenzsysteme müssen sich dann nicht buchstabengetreu an die Vorgaben und Instruktionen der Umwelt halten, sondern können die Fortsetzung von Verhandlungen als internen Zweck behandeln und deren Ergebnisse nach außen als Erfüllung von Umweltpräferenzen (etwa: der abwesenden Prinzipale) vermarkten. Was auch immer im Einzelfall als akzeptabler Zweck definiert sein mag: Der Zweck erfüllt eine Doppelfunktion für die Integration und für die Rechtfertigung von Handlungen unter der Bedingung, dass die Gesellschaft nicht in funktionale Subsysteme mit ihren je eigenen und inkommensurablen Zweck- und Funktionsprimaten zerfällt, sondern sich an einer gesamtgesellschaftlichen Spitze orientiert, die als Garant einer einheitlichen und transitiven Zweckhierarchie fungieren kann (Luhmann 1977: 89). Wo dies zutrifft, kann sich die gesellschaftliche Spitze zwar als politisch herrschender Teil eines Ganzen begreifen und sich mit dessen Gesamtzweck identifizieren, so wie sie im Umkehrschluss die beherrschten unteren Teile (wie etwa: Gesandte) als Mittel interpretieren kann. Die Gesellschaft kann auch diesem Modell entsprechend Beweislasten, Rechenschafts- und Rücksichtnahmepflichten für konformes und abweichendes Verhalten verteilen und in diesem Sinne von Gesandten Gehorsam und von Herrschern Nachsicht verlangen. Damit wären aber zugleich die Grenzen und Folgeprobleme der Zweckstrategie berührt.

Die Spielräume für das Ausbalancieren mehrerer widersprüchlicher Zwecke dürften für diplomatische Kommunikation nämlich insofern relativ begrenzt sein, als vor allem das Risiko der Abweichung (hier: von Instruktionen) allenfalls moralisch aufgefangen und jedenfalls persönlich getragen werden muss. Nicht ohne Grund legen die einschlägigen Traktate besonderes Gewicht auf die Auswahl von geeigneten Gesandten und überlassen es deren Klugheit, in allen Situationen angemessen zu handeln. Das Problem der Normierung und Rechtfertigung des Verhaltens in konkreten Einzelsituationen wird damit vor allem auf den einzelnen Gesandten abgewälzt, der sich kaum auf spezifisch diplomatische Institutionen, wie etwa auf die Rückendeckung durch ein diplomatisches Corps, verlassen kann, sondern am ehesten, sofern zutreffend, auf seine hohe Geburt, die ihm auch bei starkem Gegenwind Rückhalt bieten kann und ihm damit diplomatische Handlungsspielräume eröffnet. Diese sind wiederum in dem Maße gefährdet, wie Gesandte niederen Ranges entsendet werden, womit zwar Rangkonflikte entschärft, Initiativen jedoch sowohl gegenüber den Auftraggebern und Empfängern einer Gesandtschaft waghalsiger und unwahrscheinlicher werden. Gerade die Definition von Zwecken belastet den Gesandten mit dem Problem, dass im diplomatischen Außenverkehr zwar jedes Mittel recht sein kann, aber gerade deshalb von ihm erwartet wird, diese Mittel »klug« einzusetzen, sodass jede Meldung von Verhandlungsschwierigkeiten an den Prinzipal und jeder Versuch, diesen von seinen Positionen zu Gunsten eines Verhandlungserfolges abzubringen, zugleich den Beigeschmack des Scheiterns eines Gesandten »an einer nicht genau vorgeschriebenen und deshalb nie eindeutig unmöglichen Aufgabe« (Luhmann 1995b: 231) tragen. Ein funktionales Äquivalent zur Zweckstrategie, das dieses Folgeproblem umgeht, bildet demgegenüber die Konditionierung des Handelns eines Gesandten.

Der ideale Gesandte erfüllt seinen Zweck, indem er im Sinne seines Auftraggebers handelt – so sieht es jedenfalls die Semantik. In der Praxis, die konkretere Handlungsdirektiven erfordert, sind derartige Zweckbestimmungen unzureichend. Der Auftrag, eine Heirat einzufädeln, Geschenke zu überbringen, stellvertretend Kontroversen auszutragen oder auch nur einen diplomatischen Status quo aufrecht zu erhalten, legt zunächst nur nahe, die dafür zulässigen Mittel zu definieren, oder in dieser Frage bewusst auf Einschränkungen zu verzichten, solange nur der Zweck erfüllt wird. Im Gegensatz dazu findet man in Gesandtschaftsinstruktionen *»Wenn-dann«-*

Konditionierungen, die bestimmte Situationen und Umweltsignale vorzeichnen und für deren Eintreten bestimmte Reaktionen definieren. Dies lässt sich am Beispiel einer Instruktion für einen savoyardischen Gesandten in Mailand veranschaulichen, die eine möglicherweise bevorstehende Ankunft Kaiser Sigismunds in der Lombardei im Jahre 1431 zum Gegenstand hat:

»And if he [the emperor, Anm. R.Y.] is already on his way, and just because the enemies are retiring, or if they judge otherwise, they can do whatever they think best, since they get up-to-date information on what is more expedient for My Lord of Milan. And if the emperor is not coming, they should make sure that My Lord of Milan sends somebody to him to obtain the things that he wants to ask for, and to remind him of his service. And [they should make sure that the duke of Milan] will let My Lord know the day in which his ambassadors might stand before the emperor, to allow My Lord at the same time to send envoys as well. And in this case, they will give to My Lord the memoir owned by Sir Pierre Marchand and the copies mentioned in the said memoir, with all that the said ministrel already wrote to them. And if the emperor is coming, they should follow him, as he has already ordered them to do.

And if the emperor comes and wants to stop the action against the marquis, they should try their best to make him change his mind, by showing him all the complications that might follow if he prevents My Lord of Milan from preventing the marquis from ever attacking him, as he already did. And they will ask the agents of My Lord of Milan of telling them the best way to talk to the emperor about that.

And if no good decision is made, the said Sir Antonio should come back to tell everything to My Lord« (Lazzarini 2017: 22).

Ein Prinzipal, der in seinem Gesandten ein Mittel der Konfliktaustragung sieht, könnte folglich von diesem verlangen, beim Eintreten bestimmter Situationen auch den Konflikt nicht zu scheuen, auf bestimmten Verhandlungspositionen zu beharren oder die eigene Herrscherwürde gegen Anfechtungen zu verteidigen. Im Gegensatz zu Zweckdefinitionen, so könnte man meinen, ermöglichen Wenn/dann-Konditionierungen schließlich sehr detaillierte Instruktionen, mit denen sich Handlungsbefugnisse stark einschränken ließen und einem Prinzipal damit hohe Erwartungssicherheit über die Fernsteuerung seiner Gesandten bieten (Picard 1967: 66f.). Das mag zwar zutreffen, doch nisten sich auch hier Unsicherheiten ein, die einem Prinzipal bis zu einem gewissen Grad das Heft aus der Hand nehmen und damit die Möglichkeit eröffnen, diplomatische Kriterien und Anlässe für Konflikte auszubilden, die sich dem Wissen und dem Zugriff der abwesenden Prinzipale entziehen. Denn das faktische Eintreten vorab definierter Auslöseereignisse diplomatischen Handelns kann zwar vom Entsendesystem schematisiert und antizipiert, dafür aber kaum kontrolliert werden. Das

trifft nicht nur auf personale Systeme wie etwa einen Herrscher zu, der das diplomatische Geschehen als Abwesender nicht mitverfolgen kann, sondern auch auf soziale Systeme wie städtische oder höfische Korporationen, die selbst nicht über Wahrnehmungsorgane verfügen, sondern sich allenfalls kommunikativ auf Wahrnehmung beziehen können. Sowohl abwesende Personen wie auch Korporationen müssen sich daher auf subjektive Wahrnehmungen des Gesandten verlassen, die durch Kommunikation weder technisierbar noch programmierbar, nicht wiederholbar und kaum rekonstruierbar sind (vgl. Luhmann 1993b: 305ff.). Ebenso wie Zwecke belasten daher auch Konditionierungen den Gesandten, verschaffen ihm aber zugleich neue Verhandlungsspielräume.

Der Wahrnehmung des Gesandten, der in dieser Hinsicht vom Spion kaum zu unterscheiden ist, darf nichts entgehen: Landschaft, Infrastruktur, militärische Stärke, Sitten und Bräuche des Gastlandes können ebenso relevant sein, wie der höfische Klatsch, der mitunter den Gegenstand penibelster Berichterstattung bilden kann (Mattingly 1988: 96ff.; Sill 1911). Scheitert der Gesandte an seiner Mission, kann dies also ohne weiteres auf seine Fehlwahrnehmung zugerechnet werden – sei es, weil er den Verhandlungserfolg durch Unaufmerksamkeit oder Ignoranz gefährdet, sei es, weil er im Nachhinein betrachtet eine Situation falsch einschätzt oder weil er Handlungsmöglichkeiten zwar wahrnimmt, aber nicht realisiert (Rohrschneider 2013). Die Abhängigkeit des Gesandten von seiner Wahrnehmungsleistung macht ihn also zugleich persönlich angreifbar. Sie entlastet ihn jedoch insofern, als er sein Handeln sowohl in der Kommunikation mit dem Prinzipal als auch mit dem Verhandlungspartner *unpersönlich,* nämlich mit der Wahrnehmung von Signalen begründen kann, die vorab in seinen Instruktionen definiert wurden. Sie eröffnet nicht zuletzt Verhandlungsspielräume, indem nun Wahrnehmung und Kommunikation kombiniert und in ein ambivalentes Verhältnis zueinander gesetzt werden.

Jene Signale, die ein bestimmtes Handeln des Gesandten auslösen sollen, können zunächst nur sehr schemenhaft als Tatbestände definiert werden. Denn je genauer ein solcher Tatbestand bestimmt wird, desto unwahrscheinlicher tritt er ein und desto unbrauchbarer wird er für Instruktionen, die schließlich nicht ständig an alle unvorhersehbaren Details angepasst werden können. Je vager ein Tatbestand demgegenüber definiert wird, desto schwerer wird er erkennbar und desto mehr Ermessensspielräume müssen dem Gesandten bei der Subsumtion der vor Ort wahrgenommenen Sachverhalte unter die definierten Tatbestände konzediert werden. Die

Subsumtion ist aber eine subjektive Leistung des Gesandten und damit auch gegen andere Leistungen eintauschbar. Der Gesandte kann seinen Ermessensspielraum folglich zu Gunsten des Verhandlungsfortschritts nutzen und taktvoll jene Provokationsversuche ignorieren, auf die er gemäß seinen Instruktionen ansonsten reagieren müsste – und kann dafür gleiches von seinem Verhandlungspartner erwarten.[6] Verhandlungserfolge beruhen in diesem Sinne nicht nur auf Techniken des Überredens, sondern mindestens im gleichen Maße auf Techniken des Überhörens und Übersehens.

Zu den Nebenfolgen derartiger Ermessensspielräume gehört aber auch ein unabhängigeres Disponieren über Konsens und Konflikt in diplomatischen Grenzsystemen. Ein Gesandter kann schließlich die ihm zugestandene Autonomie in der Auslegung seiner Instruktionen auch nutzen, um ohne Rücksichtnahme auf die Selbstdarstellung seines Gegenübers Kontroversen herbeizuführen und Konflikte zu schüren. Durch Instruktionen konditioniertes Handeln ist nämlich potenziell insofern taktlos, als es dem Verhandlungspartner weniger zu seiner eigenen Selbstdarstellung verhilft, sondern dessen Verhalten nach zuvor festgelegten Zeichen abtastet, um mit der Rückendeckung durch konditionierte Handlungsbefugnisse agieren zu können (Luhmann 1995b: 233). Als in den Verhandlungen zwischen den Gesandten Kaiser Maximilians I. und des französischen Königs Ludwig XII. die Vollmachten der Delegierten verlesen werden und der habsburgische Gesandte einige offenbar strittige Punkte nicht oder nur undeutlich verlesen hat, unterstützt ihn der französische Gesandte nicht darin, sondern besteht darauf, die Schriftstücke für genauere Prüfungen einzubehalten, also vor allem nach Signalen zu suchen, die seinen eigenen Instruktionen zufolge Widerspruch erfordern. So wird er im Sinne seiner Instruktionen im späteren Verlauf der Verhandlungen einige habsburgische Forderungen mit dem Zusatz zurückweisen, dass sie eine unzumutbare Schande für den französischen König seien, er nie zuvor etwas so Unvernünftiges erlebt habe und der habsburgische Gesandte ein unvernünftiger Dummkopf sei (Metzig 2016: 164ff.). Umgekehrt ist aber auch eine taktlose »Wahrnehmungsverweigerung« möglich, sodass ein Traktat über das Gesandtschaftswesen einen Gesandten lobt,

6 Das setzt freilich voraus, dass bevollmächtigte Gesandte miteinander verhandeln, was vor allem bei Audienzen typischerweise nicht der Fall ist, in denen ein bevollmächtigter Gesandter mit einem Herrscher verhandelt. An dieser Stelle wären nicht nur Vergleiche zwischen in diesem Sinne »symmetrischen« Verhandlungen und »asymmetrischen« Audienzen wünschenswert, sondern auch systematischere Überlegungen zum Zusammenhang zwischen beiden Verhandlungssettings vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung diplomatischer Rollen.

der den Gesichtsverlust seines Prinzipals vermeiden möchte, indem er die militärische Leistungsschau seines fürstlichen Gastgebers demonstrativ mit keinem Blick würdigt und damit dessen Versuch der Darstellung militärischer Überlegenheit sabotiert (Vaiou 2015: 69).

Die Konditionierung diplomatischer Kommunikation durch Instruktionen ist jedenfalls nicht nur ein Mittel, das Prinzipale einsetzen können, um ihre Konflikte austragen zu lassen, sondern ermöglicht es diplomatischen Grenzsystemen in gewissem Umfang auch nach eigenen Gesichtspunkten und ohne Wissen und Zutun der Prinzipale Konflikte zu generieren oder zu vermeiden. Eine wichtige Bedingung beider Möglichkeiten liegt jedoch in der Institutionalisierung diplomatischer Handlungsanlässe.

Instruktionen würden ins Leere laufen, wenn man nicht allgemeinen Konsens für die Erwartung unterstellen könnte, dass Gesandtschaften auch empfangen werden, dass sie eine Gelegenheit erhalten, ihr Anliegen vorzutragen und dass auf diese Anliegen reagiert wird. Die in den Instruktionen definierten Signale, die bestimmte Handlungen auslösen sollen, müssen schließlich auch von einer kooperativen Umwelt zur Verfügung gestellt werden, in der sich willige Rollenpartner finden, deren Erwartungen überdies komplementär zu denjenigen des Gesandten geordnet sein sollten. Man wird in diesem Zusammenhang wohl eine weitere Funktion des Zeremoniells vermuten können, welches nicht nur Interaktionszusammenhänge sachlich mit Situationsdefinitionen versorgt und zeitlich Synchronisationsleistungen erbringt, sondern auch in der Sozialdimension die Erwartungskomplementarität von Rollenpartnern ermöglicht und letzteres sowohl für Kooperation als auch für mögliche Konflikte leistet. Denn je präziser das Zeremoniell erwartbare Erwartungen definiert, desto subtiler werden die Möglichkeiten der Widerspruchskommunikation und desto mehr Spielräume ergeben sich für Taktlosigkeiten, Provokationen und Widersprüche, die nun gezielt eingesetzt werden können, ohne damit zugleich den Erfolg diplomatischer Handlungen zu gefährden (Campbell 2001: 16f.). Mit einer geglückten Formulierung von Martin Kintzinger kann man daher auch von zeremoniellen »Sollbruchstellen« (Kintzinger 2007: 85) sprechen, deren latente Funktion der Ermöglichung von Konflikten womöglich sogar wichtiger ist, als die manifeste Funktion der Gewährleistung einer Interaktionsordnung. Das Zeremoniell ermöglicht schließlich sowohl auf Seiten der Auftraggeber als auch auf Seiten der Empfänger einer Gesandtschaft die Definition von Anlasssignalen, mit deren Eintreten gerechnet werden kann und damit die Konditionierung des Handelns der Gesandten vor Ort erleichtern. So kann der

englische Minister Henry Dundas die Gesandtschaft unter der Leitung von Lord Macartney dahingehend instruieren, sich jedem Zeremoniell am chinesischen Kaiserhof zu fügen, »which may not commit the honor of your Sovereign or lessen your own dignity, so as to endanger the success of your negociation« (Morse 1926: 236; Bd. 2) – was in diesem konkreten Fall bedeutet: den am chinesischen Kaiserhof üblichen *kotau* zu verweigern. Umgekehrt kann der komplementär erwartende Kaiserhof insofern Vorkehrungen gegen Anfechtungen dieses Zeremoniells treffen, als Gesandtschaften bereits bei der Einreise schwören müssen, das Zeremoniell einzuhalten und außerdem vor der ersten Audienz das Zeremoniell detailliert geprobt wird (Steele 1966: 193f.; Bd. 1).

Mit Zwecken und Konditionierungen lassen sich zusammenfassend also mindestens zwei äquivalente Strategien der Institutionalisierung von Konflikten beschreiben, die bestimmte unpersönlich formulierte Erwartungen an zunächst unbestimmte Gesandte (oder vereinfacht gesagt: eine Differenzierung zwischen Person und Rolle) voraussetzen. Von einem idealen Gesandten kann erwartet werden, dass er im Namen seines Prinzipals Konflikte austrägt, die ihn als Person zunächst nicht betreffen, und dass er auch gegen sonstige Interaktionsgepflogenheiten sowie gegen Gebote des Takts und der Rücksichtnahme auf die Selbstdarstellung seiner Gastgeber Konflikte nicht scheuen soll, wenn es gilt, seine Instruktionen auszuführen. Die Ambivalenzen, die sich aus der Diskrepanz zwischen abstrakten Erwartungen und konkreten Situationen ergeben, unterwandern diese Erwartungssicherheit nicht nur. Sie ermöglichen darüber hinaus sowohl Kooperationen als auch Konflikte, die sich der Fernsteuerung durch abwesende Prinzipale in gewissen Hinsichten entziehen und damit zur Autonomie diplomatischer Kommunikation beitragen. Die Grenzen der beiden Strategien der Zwecksetzung und der Konditionierung dürften indes vor allem dort zu vermuten sein, wo die Beziehungen zwischen Prinzipalen, Empfängern und den Gesandten persönlich gefärbt sind und damit zugleich unpersönliche Motive in den Hintergrund treten lassen. Dabei wird es vermutlich weniger darauf ankommen, dass Gesandte sich deshalb an ihre Instruktionen halten (oder meinen, von ihnen abweichen zu können), weil sie das persönliche Vertrauen ihrer Dienstherren genießen. Eine kritischere Variable dürfte demgegenüber sein, ob auch die Empfänger einer Gesandtschaft oder die Verhandlungspartner von persönlichen Vertrauens- und Abhängigkeitsbeziehungen zwischen einem konkreten Gesandten und dessen Prinzipal ausgehen und inwiefern sie

sich deshalb von unpersönlichen Handlungsbegründungen beeindrucken lassen, die sich auf höhere Zwecke oder amtliche Weisungen berufen.

Konflikte lassen sich kaum vermeiden, denn jeder Sinn provoziert potenziell Gegensinn. Sie lassen sich jedoch mit einigem Aufwand unterdrücken, wie am Beispiel der diplomatischen Kommunikation segmentärer Gesellschaften gezeigt wurde. Und sie lassen sich institutionalisieren, wie die vorangegangenen Überlegungen zu zeigen versuchten. Wie unwahrscheinlich letzteres ist, lässt sich daran beobachten, wie hoch die Anforderungen an das Darstellungsverhalten getrieben werden, wenn Herrscher persönlich oder vermittels Dritter kommunizieren, und wie folgenreich diplomatische Kommunikation sein kann, wenn von ihrem Erfolg oder Misserfolg nicht nur Leben und Unversehrtheit von den Gesandten selbst, sondern auch von weiteren Dritten abhängen, die im ungünstigsten Fall zum Kriegsdienst eingezogen werden. Unter so prekären Bedingungen Konflikte zu erlauben und auszuhalten, setzt unwahrscheinliche Strukturbildungen auf gesellschaftlicher Ebene voraus. Die Ausübung und Verteilung von Macht ist eine dieser Strukturbildungen, die den Gegenstand umfangreicher politikwissenschaftlicher Forschung bildet. Diese voraussetzend wurde hier aber vor allem die Ausdifferenzierung anonymisierender und unpersönlicher Kommunikation in den Mittelpunkt der Analyse gerückt. In dem Maße, wie diplomatische Kommunikation persönliche und unpersönliche, anonyme und konkret personalisierte Erwartungen aufeinander beziehen kann, steigt auch ihre Konfliktfähigkeit. Der Gesandte kann sich selbst, aber auch abwesende Dritte und abstrakte Normen als Motive seines Handelns angeben und verunsichert dadurch die Zurechnung von Gegnerschaft. Wo dies möglich ist, kann man auf die hohe Erwartungssicherheit zugreifen, die Konflikte bieten, diese Sicherheit wiederum verunsichern und damit Konflikte einhegen und verhandlungsfähig halten. Insgesamt vergrößert sich damit die Palette des möglichen Ausdrucksverhaltens und damit auch die Menge verhandelbarer Themen, die ansonsten aufgrund ihrer Brisanz nicht angesprochen werden könnten.

Die primäre Stratifizierung der Gesellschaftsstruktur, die (im Vergleich zu segmentären Gesellschaften) deutlichere Entkopplung von Interaktions- und Gesellschaftsebene, der Schriftgebrauch, Korporationen und die »Erfindung« von Ämtern für bevollmächtigte Stellvertreter sind allesamt unwahrscheinliche Strukturbildungen, die diplomatische Kommunikation maßgeblich verändern. Diplomatie ist unter diesen Bedingungen

konfliktfähiger, unterliegt aber auch erhöhten Konsistenzanforderungen. Sie setzt nicht mehr die Beteiligung aller Betroffenen voraus, wirft aber das Problem der Kontrolle bevollmächtigter Stellvertreter auf. Die Rollenerwartungen werden abstrakter, aber die Beziehungen bleiben im Wesentlichen persönlicher Natur. Kontakte mit Fremden werden als solche gesucht, finden jedoch nicht auf Augenhöhe statt. Diese und andere bislang erörterte Ambivalenzen werden in der modernen Weltgesellschaft aufgelöst, verlagert und verschärft. In welchen Hinsichten und unter welchen Bedingungen wird im letzten Teil zu klären sein.

Teil IV: Diplomatie in der Weltgesellschaft

13 Zur Soziologie der modernen Weltgesellschaft

13.1 Die Grenzen der Weltgesellschaft: Globale Erreichbarkeit, normalisierte Fremdheit

Wenn Gesellschaft dadurch charakterisiert ist, dass in ihr Kontakte unter einer Normalitätshypothese eingeleitet werden können und dass grundsätzliche Adressierbarkeit in dem Maße unterstellbar ist, dass sie nicht bei jedem Kontakt fraglich und aufs Neue festgestellt werden muss, existiert gegenwärtig nur noch eine Weltgesellschaft (Luhmann 1975a). Diese Singularität ist nicht nur sachlich, sondern insofern auch historisch zu verstehen, was genau der Sachverhalt ist, der in Gestalt einer Welt- und Globalgeschichte reflektiert wird (Budde 2009; Conrad 2013). Die Datierung eines historischen Anfangs oder einer Epochenschwelle der Konstitution eines globalen Kommunikationszusammenhanges soll hier jedoch ausgespart bleiben (siehe zur Problematik der Epochenbildung Luhmann 1985). Sie erfordert vielmehr globalhistorische Expertise (Osterhammel 2006), für die hier nur soziologische Verhandlungsangebote unter der Bedingung wechselseitig anerkannter disziplinärer Grenzen der Relevanz und der Leistungsfähigkeit unterbreitet werden können. Es lassen sich jedoch einige Symptome dieser Weltgesellschaft spezifizieren, die als Anhaltspunkte historischer Analysen dienen könnten. Dabei handelt es sich zum einen um die Möglichkeit global füreinander erreichbarer Kommunikation und zum anderen um die Universalisierung der Fremdheitserfahrung.

Eine Möglichkeitsbedingung der Weltgesellschaft liegt in der *erwartbaren* Erreichbarkeit für Kommunikation dank moderner Kommunikationstechnologien. Dies ist nicht dahingehend zu verstehen, dass faktisch jeder Mensch mühelos kommunikativ erreichbar wäre, sondern dass aufgrund verfügbarer Verbreitungstechnologien hinreichendes Kontextwissen für weltweite

Kommunikation vorausgesetzt werden kann, selbst wenn diese im Einzelfall technisch scheitern mag. In diesem Sinne gehört es auch zu den kaum beachteten Trivialitäten moderner Diplomatie, dass ihre global rekrutierten Teilnehmer mehr voneinander und von der Gesellschaft, in der sie leben, wissen, als sie je in einer Verhandlung zur Sprache bringen könnten – und auch dies voneinander wissen können.

Wo zuvor Diplomaten von Ethnologen kaum zu unterscheiden waren und maßgeblich zur wissensmäßigen Erschließung füreinander unbekannter Gesellschaften beitrugen (Chin 2010; Geier 2004), zeichnen sich die täglichen Berichte ständiger diplomatischer Vertretungen eher durch Auswahl und Interpretation ohnehin ortsunabhängig und ubiquitär verfügbarer massenmedialer Nachrichten aus (Kurbalija 1999: 182ff.), während Ethnologen, wo sie auch hinkommen, weitgehend Bekanntes vorfinden und allenfalls durch naive, detailverliebte oder anderweitig inkongruente Perspektiven zu neuen und berichtenswerten Einsichten gelangen müssen (Hirschauer/Amann 1997). Wer als diplomatischer Neuling seinen Posten im Ausland bezieht, findet sich nicht in vollkommen unverständlichen Situationen wieder, sondern kann auf Wissen und Erfahrungen zurückgreifen, die, wenn schon nicht durch Ausbildung und organisatorische Hilfestellung, dann zumindest durch den Konsum von Massenmedien vermittelt wurden.

Es bezieht jedoch nicht nur die Diplomatie ihr objektivierbares Wissen primär aus Massenmedien. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien« (Luhmann 1996a: 9). Das Wissen über diesen Umstand kann man wiederum nicht nur dem hier zitierten Buch entnehmen, sondern auch in beinahe jeder Situation unterstellen und auf die Probe stellen. Wenn »Weltgesellschaft« die Möglichkeit bedeutet, weltweit Kommunikation auf spezifische Intentionen reduzieren zu können, dann ist dies nicht zuletzt die Leistung von Massenmedien, die das dafür nötige redundante Kontextwissen zur Verfügung zu stellen. Erst Massenmedien ermöglichen die praktisch hinreichend gesättigte Annahme, dass ein Minimum erforderlichen Interaktionswissens für den globalen Verkehr nicht mehr auf unwahrscheinlichen Kanälen von Punkt zu Punkt, von Hand zu Hand und von Mund zu Ohr gewandert sein muss, sondern potenziell global verfügbar und auch in anonymer, unpersönlicher Kommunikation unterstellbar ist. Noch ehe man auf eigene Erfahrungen oder Erfahrungen persönlich bekannter Personen zurückgreifen kann, vermitteln Massenmedien nicht nur Wissen darüber, woran Intimbeziehungen, Flugzeugentführungen oder diplomatische Verhandlungen zu erkennen

sind, sondern auch das Wissen darüber, dass andere dies ebenso wissen können.

Massenmedien sprengen die Erfahrungs- und Themenschranken der Kommunikation und machen auch solches Wissen kommunizierbar, welches über unmittelbare Wahrnehmungen oder schwer zugängliche Texte hinausgeht und als Allgemeinwissen unterstellt werden kann. Sie leisten dies, indem sie für den wiederholbaren kommunikativen Gebrauch leicht wiedererkennbare Objekte erzeugen, in Form von Themen, Bildern (Stäheli 2007) oder Pseudo-Ereignissen (Morgner 2009). Ein Ereignis wie »9/11« wird freilich je nach politischem Kontext, verfügbaren Quellen und journalistischer Tendenz unterschiedlich interpretiert, sodass man keineswegs von einer global homogenisierten Berichterstattung sprechen kann (Archetti 2008). Dennoch ermöglichen Chiffren wie »9/11« aufgrund ihrer Publizität sehr schnelle Verständigungen darüber, was gemeint ist, wenn man sich auf sie bezieht, und tragen auch zwischen unbekannten Personen zu enormen Temposteigerungen des Verkehrs bei. Weniger durch Konsens oder Verträge, sondern vielmehr durch solche Objekte wird die Gesellschaft stabilisiert, sofern diese als in der Kommunikation allgemein bekannt vorausgesetzt werden können und trotzdem die Möglichkeit offenhalten, sich zustimmend oder ablehnend zu ihnen zu verhalten (Luhmann 1996a: 177ff.).

Die Bedeutung der Massenmedien für die Weltgesellschaft hängt demnach nicht unmittelbar vom faktischen, empirisch messbaren Zugriff, als vielmehr von der begründbaren Fiktion globaler Verfügbarkeit und Rezeption ab. Der ungleich verteilte Zugang zu Medien, von dem man ebenfalls nur über Massenmedien erfährt, wird vor allem als Problem und nur noch hinter vorgehaltener Hand: als Ordnungsgarantie aufgefasst. Insofern verlagern sich auch die Probleme von der Beschränkung des Zugangs hin zur Aufrechterhaltung der Fiktion allgemeiner Verfügbarkeit und von der Kontrolle der Rezeption hin zur Kontrolle der verbreiteten Inhalte. Mit dem Aufkommen von Massenmedien kann die faktische Verbreitung von Wissen kaum noch überprüft, sondern nur noch fiktiv unterstellt werden, sodass man mit gutem Recht von einem »Umschlag von Quantität in Qualität« (Luhmann 1997: 291) ausgehen kann. Um diese Fiktionen einer massenmedial kompetenten globalen Öffentlichkeit aufrechterhalten zu können, bedarf es indes institutioneller und symbolischer Stützen, zu denen die globale Ausbreitung von Schulen gehört, in denen man irgendwann unweigerlich mit Massenmedien konfrontiert wird und den kompetenten Umgang mit ihnen erlernt. Aber auch (massenmedial verbreitete) Statistiken, die Zugäng-

lichkeit, Verbreitung und Konsum von Massenmedien quantifizieren, zählen zu diesen Glaubensstützen, welche die Annahme erlauben, dass der Kontakt mit Büchern, Zeitschriften, Kinofilmen oder mit Radio- bzw. Fernsehsendungen gegenwärtig kaum noch zu vermeiden ist. Die Ergebnisse empirischer Forschung können diese praktisch wirksame Fiktion globaler Erreichbarkeit somit lediglich reproduzieren oder untergraben – aber nur unter der Voraussetzung, dass sie publiziert werden. Selbst in Weltgegenden mit hoher Analphabetenrate und rudimentärer Elektrifizierung belegen sie, dass batteriebetriebene Geräte weiten Teilen der Bevölkerung den Empfang von Radiosendungen ermöglichen (Englund 2011; Spitulnik 2005; Starkey 2016). Dabei erfassen sie lediglich die unmittelbaren Konsumenten von Massenmedien. Das verbreitete Wissen lässt sich jedoch nicht auf diese beschränken, sondern wird in kaum noch nachvollziehbaren Kanälen weiterverwertet und weitererzählt. Zu dieser praktischen Hypothese einer erreichbaren Weltöffentlichkeit tragen auch internationale Regierungs- und Nicht-Regierungsorganisationen bei, die sich programmatisch dem weltweiten Zugang zu Kommunikationstechnologien widmen (Drori 2007). Dabei kommt es vielleicht weniger darauf an, dass ihre Bemühungen tatsächlich von Erfolg gekrönt sind, sondern vielmehr darauf, dass sie ebenfalls zur Fiktion einer globalen Öffentlichkeit beitragen, indem sie den mangelhaften Zugang zu Verbreitungstechnologien thematisieren und damit zugleich darstellen, dass das Problem lösbar ist und sich jemand darum kümmert. Wer, aus welchen Gründen auch immer, trotzdem keinen Zugang zu Massenmedien hat, ist deswegen nicht zwangsläufig für die Weltgesellschaft unerreichbar, sondern lediglich für den (diplomatischen) Weltverkehr in ihr denkbar schlecht vorbereitet. Man muss diesen dann anderen überlassen und die Folgen ertragen. Von allen anderen kann entweder erwartet werden, dass sie wissen, was gemeint ist, wenn von Diplomatie die Rede ist, oder dass sie sich zumindest Zugang zu diesem Wissen verschaffen können.

Wenn zuvor von der Möglichkeit der Reduktion von Kontakten zwischen Fremden auf spezifische Intentionen die Rede war, dann bedeutet dies vor dem Hintergrund der Differenzierungsform der modernen Weltgesellschaft die *funktionale* Spezifikation von Kontakten. Daraus folgt die These, dass funktionale Differenzierung und die Konstitution einer singulären Weltgesellschaft zwei Seiten einer Medaille sind. In dem Maße, wie Kontakte zwischen Unbekannten funktional spezifiziert werden können und Personen- sowie Kontextwissen ohne weitere Verständigungen unterstellbar ist, wer-

den auch die Personen austauschbar, mit denen man verkehrt. Die Grenzen der Gesellschaft lassen sich dann nicht mehr am Fremden ausmachen, sondern normalisieren vielmehr die Fremdheitserfahrung (Stichweh 1997b). Um die gesellschaftliche Bedingung dieser Möglichkeit darzustellen, kann es hilfreich sein, am Beispiel diplomatischer Kommunikation noch einmal die historische Ausgangslage zu skizzieren, vor deren Hintergrund sich die singuläre Weltgesellschaft erst konstituiert hat.

Im Gegensatz zur Orientierung an Segmenten oder Schichten vermittelt die funktionale Spezifikation von Situationen und Interaktionen noch am ehesten instruktive Verhaltensdirektiven für den Umgang zwischen Fremden. Die Zugehörigkeit eines Fremden zu einem Stammessegment einer ebenso fremden Gesellschaft besagt zunächst nicht viel für den Kontakt mit anderen Gesellschaften. Wer nicht zu einer segmentär differenzierten Gesellschaft gehört und keinen Platz in deren Verwandtschaftsgefüge hat, kann als »Mensch ohne Geschichte« (Schütz 1972: 60) sein Verhalten in dieser fremden Gesellschaft nicht an Verwandtschaftskriterien orientieren. Für eine Steuerung der Interaktion unter Fremden ist dieser Orientierungsgesichtspunkt daher verhältnismäßig problematisch.[1] Die Schichtzugehörigkeit von Fremden kann ebenfalls nur dann eine grobe Verhaltensorientierung bieten, wenn die Anwesenden offensichtlich unterschiedlichen Schichten angehören. Zwar können in diesen Fällen Vortrittsrechte und Demutspflichten klarer verteilt sein, jedoch bietet diese primäre Orientierung an Schichten darüber hinaus kaum Richtlinien für den Umgang mit Fremden.

Die Zugehörigkeit zu Segmenten und Schichten ist somit, zusammenfassend gesagt, zwar für den Verkehr innerhalb einer entsprechend differenzierten historischen Gesellschaft instruktiv und maßgebend, da in diesen Fällen hinreichendes Personenwissen vorausgesetzt werden kann. Wo aber Fremde aufeinandertreffen, kann es hilfreich sein, Interaktionen funktional so zu spezifizieren, dass die kompakte Fremdheit des Anderen in funktionsrelevante und -irrelevante Ausschnitte dekomponiert wird (Stichweh 2009a: 140). Damit ist keine »Rationalisierung« des Kontakts gemeint, die sich unabhängig von gesellschaftlichen Grenzen an gleichgelagerten »Interessen« orientiert, wie Susan Mokhberi (2012) am Beispiel einer persischen Gesandtschaft am Hof Ludwigs XIV. zu zeigen versucht. Zum einen ist »Interesse«

1 Wie im Kapitel zu segmentären Gesellschaften gezeigt wurde, kann dem Fremden daher mitunter ein »provisorischer« Platz im eigenen Verwandtschaftszusammenhang eingeräumt werden (4).

im gegenwärtig geläufigen Sinne keine kulturunabhängige anthropologische Konstante, sondern eine Semantik relativ jungen Ursprungs, die eine Differenzierung von Handlung und Motiven voraussetzt, welche eher als eine Eigenart frühneuzeitlicher Moralphilosophie aufzufassen wäre (Orth 1982). Zum anderen überzeugt diese handlungstheoretische Konzeption auch soziologisch nicht, da die vermeintliche Gleichläufigkeit von Interessen nicht bereits aus sich selbst heraus die Wahl kongruenter Handlungen garantiert. Ein gemeinsames Kooperationsinteresse schließt Kontingenz und Missverständnisse ebenfalls nicht aus, welche gerade Anlass zu Zweifeln an der Gemeinsamkeit der Interessenlagen schüren können.

Stellt man jedoch auf systemtheoretische Prämissen um, kann man sehen, dass sich funktional spezifizierte Interaktionen für den Umgang mit Fremden insofern eignen, als sie lediglich ein ausreichendes Wissen erfordern, um Situationen und Personen typenmäßig zu erfassen, sodass Interaktionen weitgehend ohne detaillierteres Personen- und Kontextwissen bewältigt werden können.[2] Daher liegt es auch in der Praxis nahe, Fremde in einer »funktionalen Optik« zu beobachten und sie mit bestimmten Funktionen zu assoziieren, deren Erfüllung innerhalb einer Gesellschaft, aus welchen Gründen auch immer, problematisch erscheint (Karakayali 2006).

Eine funktionale Spezifikation von Interaktionen gelingt jedoch nicht unabhängig von der Gesellschaftsstruktur. Dies zeigt der Vergleich mit Gesellschaften, in denen Kontakte mit Fremden nur bedingt gesellschaftlichen Rückhalt finden können. Das äußert sich auch darin, dass in diesen Gesellschaften die funktionale Spezifikation von Interaktionen mit einem hohen Maß wechselseitiger Indifferenz erkauft werden und die Anwesenden zwischen Person und Rolle, zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen unterscheiden können müssten, obwohl stratifizierte Gesellschaften dafür keine ausreichende strukturelle und semantische »Infrastruktur« aufweisen. Für Gesandte in der Fremde mag sich zwar der Kontrast zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen aufgrund ihrer Außenkontakte viel schärfer darstellen (Stichweh 1997b: 56), allerdings können diese unpersönlichen Beziehungen kaum durch diplomatische Rollenerwartungen

---

2 Nicht zufälligerweise spricht man dort von *low-context cultures*, wo relativ früh eine Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung erfolgte und wo die Dazulernquote für Fremde sich in überschaubaren Grenzen hält, während sich *high-context cultures* typischerweise dadurch auszeichnen, dass in Interaktionen mit kulturell unversierten Fremden erheblich mehr Kontext- und Personenwissen abgefragt werden muss, ehe die Festlegung auf bestimmte Intentionen riskiert wird (Gudykunst 1983).

gesteuert werden, da diese, wie gezeigt wurde, oftmals diffus mit anderen Funktionskontexten vermengt und auch nicht in Form von formalen Mitgliedschaftsverpflichtungen konkretisiert sind. Stattdessen legt eine sehr dominante, an Familien und Freundschaftsbegriffen orientierte Semantik im diplomatischen Verkehr persönliche (also funktional diffuse) Beziehungen nahe.

Ein weiteres Folgeproblem für vormoderne Gesellschaften mag darin liegen, dass funktional spezifizierte Kontakte mit Fremden zwar möglich sind, aber kein »Und so weiter« anderer möglicher Kontakte mit Abwesenden die Interaktion steuern kann, sondern eher im Gegenteil eine Einschränkung von Kontaktchancen mit weiteren Abwesenden in der Interaktion präsent wird. Schließlich können in diesen Gesellschaften Kontakte mit Fremden nicht ohne weiteres und zufällig initiiert werden, sondern sind vor dem Hintergrund ihres Ausnahmecharakters institutionalisierungs- und vorbereitungsbedürftig. Dazu gehört mitunter auch, dass Personen nicht beliebig, sondern nach funktionalen Gesichtspunkten selegiert und für bestimmte Funktionen sichtbar ausgezeichnet werden müssen: Fremde Gesandte tragen Trachten, Insignien und ähnliche Erkennungsmerkmale, die auf ihren Sonderstatus hinweisen. Die Limitation von Kontakten mit Fremden kann auch derart institutionalisiert sein, dass sich Fremde nur in bestimmten, wiederum funktional definierten Bereichen aufhalten können, wie in Garnisonsstädten, die für fremde Soldaten und Söldner errichtet werden, in jüdischen Enklaven oder in Emporien, die als Sonderhandelszonen für fremde Händler fungieren (Chaniotis 2002; Kaplan 2003; Polanyi 1963). In diplomatischen Kontexten ergeben sich Kontaktlimitierungen schon daraus, dass sich Gesandtschaften typischerweise an Höfen aufhalten und dadurch vom Rest der fremden Gesellschaft weitgehend abgeschottet bleiben (Osterhammel 2010: 140). Außerdem können unerwünschte Kontakte durch Einschränkung der Freizügigkeit fremder Gesandter unterbunden werden, wie man am japanischen und chinesischen Beispiel studieren kann (ebd.: 99f.).[3]

3 Das trifft etwa auf den Aufenthalt von Vertretern der Niederländischen Ostindien-Kompanie im japanischen Dejima zu. Aus China berichtet indes im 17. Jahrhundert der portugiesische Jesuit Álvaro Semedo (1655: 118), dass ausländische Gesandtschaften in einem eigens dafür vorgesehenen Quartier (*Huitong guan*) untergebracht wurden und dieses nur in Begleitung oder für Besuche des Kaiserpalastes verlassen durften. Immerhin zeichnet sich hier, wenngleich mit anderen Vorzeichen, eine Form der diplomatischen Exterritorialität ab, die sonst als welthistorische Einmalerfindung europäischer Diplomatie betrachtet wird.

Im Vergleich zu anderen Gesellschaften ist die gegenwärtige Weltgesellschaft demnach sowohl semantisch als auch strukturell auf die funktionale Spezifikation von Kontakten zwischen Fremden eingestellt. Derartige Kontakte bilden nicht die gesondert auszuzeichnende oder zu inhibierende Ausnahme, sondern den Normalfall. Wenn Normalkontakte zwischen Unbekannten funktional spezifiziert sind, können sich Personen auch nicht nur auf einen Status beschränken, sondern müssen mehrere und bisweilen auch inkonsistente Funktionsrollen übernehmen. Damit werden also individuell sehr unterschiedliche Kombinationen von Funktionsrollen möglich, die sich in einer Person überschneiden, sodass die Gesellschaft keine einheitlichen, gesellschaftsweit gültigen Kontaktlimitationen oder Regeln im Sinne eines Zeremoniells einführen kann, sondern eine politisch-rechtlich erzwungene Kontakt- und Selbstdarstellungsfreiheit[4] als funktionales Äquivalent institutionalisiert. Die Institutionalisierung der diplomatischen Immunität im frühneuzeitlichen Europa ist dafür geradezu ein paradigmatischer Fall, da sich diese nicht nur auf die körperliche Unversehrtheit beschränkt, sondern vor allem auf die Aufhebung jener Kontaktschranken bezieht, die sich aus der Kombination religiöser und diplomatischer Rollenzugehörigkeit ergaben (Frey/Frey 1999: 159ff.). Eine weitere Folge höherer Kontaktfreiheiten liegt darin, dass Personen zugleich größere Freiheiten der Selbstdarstellung konzediert werden müssen, weil nicht mehr für alle kombinatorischen Möglichkeiten der Rollenverknüpfung und des Rollenkontakts ritualisierte und zeremonielle Programme entworfen werden können. Der erste Versuch, eine normative Gesellschaftstheorie als »Ceremoniel-Wissenschafft der Privat-Personen« (Rohr 1728) zu formulieren, läutete das Ende einer ganzen Literaturgattung ein. Während das höfische Zeremoniell stratifizierter Gesellschaften gerade die Natur der Anwesenden zum Ausdruck bringen sollte, wird das diplomatische Protokoll als artifizielle, theatralische Darstellungszumutung wahrgenommen (McConnell 2018; Sofer 1997: 183f.).

Die Bedingungen moralischer Achtung müssen für zunehmende Freiheiten der Kontaktwahl und der persönlichen Selbstdarstellung ebenfalls auf anderen Bahnen artikuliert und umformuliert werden. Für den Verkehr zwischen möglicherweise unähnlichen Unbekannten müssen sie zu einer Minimalmoral verdünnt werden, die mit einem hohen Maß wechselseitiger persönlicher Indifferenz kompatibel ist (Stichweh 2009c: 173f.; Youssef i.E.). Die sprichwörtliche »diplomatische Höflichkeit«, die bereits im vorange-

4 Diese paradoxe Formulierung ist beabsichtigt, denn: »Der Staat ist, was immer wieder vergessen wird, Vorbedingung aller Freiheit« (Luhmann 1974c: 57).

gangenen Kapitel problematisiert wurde, ist, falls sie es jemals war, längst kein distinktives Merkmal diplomatischer Kommunikation, sondern eine Normalerwartung im alltäglichen Umgang zwischen unvertrauten Personen (Sennett 2012: 221ff.; Marsden u.a. 2016). Es kann dabei jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass Diplomatie auf Umwegen zu der gesellschaftsweiten Generalisierung solcher Achtungsbedingungen beigetragen haben mag. Zumindest konnten einige Initiativen der Kennedy-Regierung zur Aufhebung rassistischer Diskriminierungen damit begründet werden, dass in der Praxis auch afrikanische Diplomaten von ihnen betroffen waren, was regelmäßig zu peinlichen diplomatischen Zwischenfällen geführt haben dürfte (Holder 1983). Jedenfalls wäre es lohnend, der Frage nachzugehen, inwiefern die Idee einer souveränen Gleichheit der Staaten auch mit der Idee einer Gleichheit der Menschen korreliert (Wouters 1990) und inwiefern die Anwesenheit eines diplomatischen Corps dieses Verhältnis in der Praxis beeinflusst.

Eine Diplomatin ist als solche kein rätselhaftes, vollkommen unverständliches Wesen oder ein moralisch unqualifizierter Mensch, sondern kann auf der Grundlage eines wechselseitig unterstellbaren Wissens auf spezifische Intentionen reduziert werden, die weitere Nachforschungen über grundsätzliche Adressierbarkeit oder Moralfähigkeit erübrigen. Wer ihr dennoch allein auf der Grundlage fehlender Vertrautheit die Adressierbarkeit und Achtung aberkennt, gibt sich lediglich als sozial inkompetent zu erkennen und es ist anzunehmen, dass er in vielen anderen Hinsichten ebenfalls kein zuverlässiger Kommunikationspartner ist. Die Weltgesellschaft kann die Möglichkeit anderer Gesellschaften (und damit auch: radikale Fremdheitserfahrungen) nur noch massenmedial in historischen und anthropologischen Schriften oder in Form von Science-Fiction (Neumann 2001) präsent halten. Kann man vor dem Hintergrund dieser Vergleichsfolie aber noch vom Diplomaten als einem Fremden sprechen? Ist es überhaupt noch die Fremdheit, die Aufmerksamkeit auf sich zieht, oder sind es nicht eher der Lebensstil und gewisse Statusprivilegien, die im Übrigen mittlerweile eher symbolische als praktische Relevanz haben? Die bisherigen Überlegungen lassen den Schluss zu, dass die Freiheiten der Selbstdarstellung und der Kontaktwahl zwischen Menschen sich primär an Binnendifferenzierungen der Weltgesellschaft orientieren, die quer zu ihrer primären funktionalen Differenzierung liegen.

13.2 Funktionen, Segmente und Klassen

Wie auch in den vorigen Kapiteln betont, bedeutet der Primat einer Differenzierungsform nicht zugleich das Verschwinden anderer Differenzierungsformen. Vielmehr gilt auch hier, dass eine Gesellschaft langfristig kaum bestandsfähig wäre, wenn sie ausschließlich nach einem Prinzip funktionaler Differenzierung strukturiert wäre. Das betrifft im Besonderen gesellschaftliche Großprobleme, die Folgeerscheinungen funktionaler Differenzierung darstellen, aber nicht selbst als Funktionssysteme ausdifferenziert werden können, wie etwa die Anwendung riskanter Technologien, die ökologische Selbstgefährdung der Gesellschaft sowie die Nebenfolgen sozialer Exklusion (Beck u.a. 2009: 71f.). Sie erfordern stattdessen Interaktionen, Organisationen und Netzwerkbildungen, die sich in und quer zu Funktionssystemen ausbilden. Außerdem lassen sich auf allen Ebenen der Systembildung Phänomene der Schichtung, Segmentation und Zentralisierung beobachten, die mit oder quer zur Differenzierung von Funktionssystemen verlaufen. Familien und Territorialstaaten sind segmentär differenziert und in der modernen Gesellschaft findet man ebenfalls mehr oder weniger stark ausgeprägte Rang- und Statusgefälle im Sinne ungleich verteilter Chancen der Situationsherrschaft in Interaktionen vor (Collins 2000). Auf der Ebene der Gesellschaft jedoch konditioniert der Primat funktionaler Differenzierung die Bedingungen und Möglichkeiten anderer Differenzierungsformen und wird wiederum selbst von diesen eingehegt:

Die Gesellschaft wäre zunächst unzureichend als segmentiertes System von Regionalgesellschaften beschrieben. Zwar unterscheidet man sehr wohl zwischen einer deutschen, französischen oder algerischen Politik, sodass sich andere Funktionssysteme in ihrer Programmierung auf entsprechend variierende politische Rahmenbedingungen einstellen können. Außerdem bilden Territorialstaaten einen bevorzugten Rahmen globaler Vergleichsbeobachtungen und fassen auch jene sozialen Prozesse in territorialen »Containern« zusammen, die sich von raumbezogenen Grenzziehungen längst entkoppelt haben (Thelen 2014). Gleichwohl können Auskünfte über Zahlungsfähigkeit, Wahrheit oder Ästhetik von Kommunikationen kaum mit der Angabe einer Nationalität neutralisiert oder ersetzt werden. Das schließt nicht aus, dass regionale Zentren der Wirtschaft, Wissenschaft oder Kunst existieren und dass man beispielsweise amerikanische Unternehmen, französische Forschung und deutsche Kunst bevorzugen kann, sondern es weist lediglich auf

die Risiken und Begründungslasten hin, die man sich aufbürdet, wenn man zwar in amerikanische, dafür aber unrentable Unternehmen investiert, zwar französische, dafür aber nachweislich manipulierte Forschung zitiert oder zwar deutsche, dafür aber geschmacklose Kunstwerke ausstellt. Insofern gibt es auch Zentrum/Peripherie-Differenzierungen der Weltgesellschaft, da die Operationen globaler Funktionssysteme unter regional deutlich variierenden Bedingungen vollzogen werden (Luhmann 1997: 806ff.). Allerdings gibt es in der Weltgesellschaft kein regional eindeutig identifizierbares Zentrum, das die Gesellschaft in allen Belangen als Teil des Ganzen repräsentieren könnte, da eine gesamtgesellschaftliche Kosmologie fehlt, die dieses Zentrum auszeichnen könnte. Stattdessen variieren Zentren und Peripherien je nach Funktionskontext und können weder räumlich eindeutig noch unabhängig von funktional definierten Kriterien bestimmt werden. Zwar gibt es erstens:

»innerhalb der Funktionsbereiche Verdichtungen […], die es rechtfertigen, das Zentrum räumlich zu lokalisieren: zum Beispiel in den globalen Finanzmetropolen (New York, London, Tokyo) oder den politischen Systemen der EU und Nordamerikas. Schon diese Beispiele zeigen aber, dass derartige Zentren weder räumlich eindeutig lokalisiert sein noch notwendigerweise zu einem Zentrum konvergieren müssen. Zweitens verändert sich auch die Position der Peripherie: Sie […] ist nicht mehr einfach Hinterland, sondern wird das Ziel religiöser, aber auch administrativer und wirtschaftlicher ›Missionierung‹« (Holzer 2007: 362).

Hierarchische Rang- und Statusdifferenzen sind in der modernen Gesellschaft ebenfalls zu beobachten, bieten aber weder einen gesellschaftsweiten Supercode an, aus dem sich alle weiteren Codes ableiten ließen, noch können sie jene tragende Funktion übernehmen, wie sie im vorangegangenen Kapitel für primär stratifizierte Gesellschaften beschrieben wurde. Sofern man unter Schichtung weniger eine ungleiche Verteilung von Ressourcen versteht, sondern ihre Funktion vielmehr auf die Rangsteuerung in Kontakten bezieht (Collins 2000), lassen sich zunächst mehr oder weniger eindeutige Statusgefälle beobachten, die durch funktionale Differenzierung geprägt und verstärkt werden: Man unterscheidet Lokalpolitiker von Spitzenpolitikern, Hobbysportler von Spitzensportlern oder Kleinanleger von Großinvestorinnen. Dabei kann man jeweils davon ausgehen, dass eine Spitzenpolitikerin in politischen Kontexten ihre Situationsdefinitionen leichter durchsetzen kann, der sportlichen Einschätzung einer Spitzensportlerin höheres Gewicht beizumessen ist als der Auskunft von Hobbyathleten und man den Prognosen eines Finanzgurus eher Glauben schenkt, als denjenigen einer Sparbuch-

inhaberin – und jeweils rechenschaftspflichtig ist, wenn man gegen diese Erwartungen erwartet. Außerdem sind Spitzenpolitiker, Spitzensportler und Großinvestoren nicht nur füreinander leichter erreichbar als für Normalsterbliche, sondern können auch »Drehtüreffekte« nutzen, um in anderen Funktionssystemen hohe Positionen zu erreichen (Cohen 1986a). In diesem Sinne weist die moderne Gesellschaft also insofern auch eine *Klassenstruktur* auf, als es knappe Spitzenpositionen gibt und damit Chancen der Situationsdefinition in Kontakten zwischen Eliten und Nicht-Eliten ungleich verteilt sind (Luhmann 1997: 1055). Sie ist aber insofern keine *Schichtungsgesellschaft*, als die Grenzen der Funktionssysteme nicht von einer Schichtungsstruktur bestimmt werden, die in allen Kontakten Berücksichtigung finden muss. Stattdessen lassen die Grenzen der Funktionssysteme die Annahme einer transitiven Rangordnung der Gesellschaft unplausibel erscheinen.

Vor allem in Kontakten zwischen den Eliten unterschiedlicher Funktionssysteme gibt es kaum situations-, themen- und personenunabhängig generalisierte Orientierungspunkte dafür, wessen Situationsauffassung in der Interaktion maßgebend sein könnte. Jedenfalls wäre unklar, welches objektivierbare Kriterium praktische Rang- und Statusvergleiche zwischen Regierungschefs, Religionsführern, Nobelpreisträgerinnen, Kunststars und Olympioniken ermöglichen könnte, wenn die Situation nicht bereits themen- und funktionsspezifisch etwa als Staatsakt, Gottesdienst, Wissenschaftskongress, Ausstellung oder Sportveranstaltung ausgeflaggt ist. Gerade das am wenigsten verfängliche Kriterium der Statusallokation in der modernen Gesellschaft, nämlich Leistung, bezieht sich dabei auf inkommensurable funktionstypische Leistungen in der Politik, in der Wirtschaft, im Sport usw., die sich nicht zu einer einzigen transitiven Rangordnung synthetisieren lassen.

Während das Schichtungsprinzip in stratifizierten Gesellschaften insbesondere auch innerhalb der Oberschicht eine Rangsteuerung von Kontakten ermöglicht, lässt sich in der modernen Gesellschaft allein anhand der funktionstypischen Eliten-Rollen kaum ablesen, ob man die Situationsherrschaft dem Konzernchef, dem Nobelpreisträger, dem Spitzenpolitiker oder dem Hollywood-Star überlässt. Im Gegensatz zur Oberschichteninteraktion in stratifizierten Gesellschaften, die gerade für anspruchsvolle und gesamtgesellschaftlich folgenreiche Kommunikation ausdifferenziert wird, sind explizit elitäre Interaktionen und Interaktionszusammenhänge, wie das Weltwirtschaftsforum in Davos oder ähnlich renommierte Veranstaltungen von Think-tanks, Stiftungen und *charities,* von einem eigentümlich funktionsunspezifischen und geselligen Gepräge (Cooper 2008: 70ff.). Um teilnehmen

zu können, mag ein kompetenter Umgang mit Fischgabeln von Vorteil sein und man sollte wohl über eine gewisse Reputation und Expertise aus dem eigenen Funktionskontext verfügen, um diesen angemessen repräsentieren zu können. Jedoch treten die Teilnehmer erwartungsgemäß nur in sehr reduzierter Form als Repräsentanten ihrer Funktionssysteme auf: Politiker sollen debattieren, aber nicht entscheiden; Wissenschaftler sollen informieren, aber nicht dozieren; Künstler sollen Aufmerksamkeit generieren, aber nicht schockieren; Sportler sollen Leistungsfähigkeit symbolisieren, aber nicht vorführen.

Thematisch derart trivialisierte Veranstaltungen bieten einer globalen Elite Gelegenheiten zur Initiation, Distinktion und Kontaktpflege – mehr jedoch nicht. Sie können weder auf gesamtgesellschaftliche Repräsentation noch auf eine funktionsübergreifende Integration der Gesellschaft einen ernstzunehmenden Anspruch erheben. Für beides ist die Weltgesellschaft zu komplex geworden (Luhmann 2017b). Das zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass die Gesellschaft weder als hierarchische Organisation noch als gesellige Interaktion verstanden werden kann, sondern für jede Ebene sozialer Systembildung Spezialtheorien erforderlich sind, die sowohl der relativen Eigenständigkeit ihres Gegenstandes Rechnung tragen als auch füreinander anschlussfähig bleiben können.

In diesem Sinne gilt es nun im Folgenden, einerseits Diplomatie auf der Ebene der Gesellschaft zu verorten, wo sie nicht als Funktionssystem »auf Augenhöhe« mit der Weltwirtschaft, dem Weltsport oder der Weltkunst ausdifferenziert ist, sondern als Subsystem der Weltpolitik. Nachdem die funktionale Ausdifferenzierung der Weltpolitik dargestellt wurde, wird im Anschluss die Diplomatie selbst in den Blick genommen und hinsichtlich ihrer Binnendifferenzierung weiter analysiert. Die Analyse wird dann von gesellschaftstheoretischen zu interaktions- und organisationstheoretischen Fragestellungen übergehen und dabei im Blick behalten, dass die Diplomatie als globales Kommunikationssystem sowie diplomatische Interaktionen und Organisationen jeweils füreinander Umweltsektoren darstellen.

13.3 Das politische System der Weltgesellschaft

Die Ausdifferenzierung von Subsystemen der modernen Weltgesellschaft orientiert sich weniger an Verwandtschaft, räumlicher Distanz oder Rangdifferenzen, als primär an spezifischen Funktionen. Jedes Subsystem auf der Ebene der Weltgesellschaft räumt seiner Funktion eine Priorität gegenüber anderen Funktionen ein und übernimmt dafür ein Monopol auf gesellschaftliche Lösungskompetenz. Das Rechtssystem stabilisiert normative Erwartungen (Luhmann 1993a), die Wirtschaft stellt die Aussicht auf künftige Bedarfsdeckung sicher (Luhmann 1988a), die Politik stellt kollektiv bindende Entscheidungen her (Luhmann 2002) usw. Dabei können die Funktionssysteme einander nicht in ihren Funktionen ersetzen, sondern stellen vielmehr selbstsubstitutive Systeme dar: Auf der Ebene der Gesellschaft(!) gibt es kein ausdifferenziertes Recht außerhalb des Rechts, keine ausdifferenzierte Politik außerhalb der Politik etc. Jedes Funktionssystem kann eigene Elemente nur durch eigene Elemente, eigene Strukturen nur durch äquivalente eigene Strukturen ersetzen, die sich auf die Funktion des Systems beziehen. Jede Kommunikation, die sich auf die Funktion eines Funktionssystems beziehen lässt, gerät in den Sinnbereich dieses Systems und wird von diesem weiterprozessiert. Die Funktion eines Funktionssystems fungiert ebenfalls nicht *für die*, sondern *in der* Gesellschaft als Gesichtspunkt der Ausdifferenzierung eines Systems, das auf die eigene Funktion zurückgreift, um äquivalente Ereignisse und Strukturen intern zu substituieren und intern die Beziehung zur gesamtgesellschaftlichen Umwelt zum Ausdruck zu bringen (Luhmann /Schorr 1988: 35).

Die Politik der Weltgesellschaft ist außerdem nicht ausschließlich auf ein Bezugsproblem, auf eine Differenzierungsform, auf einen Code reduzierbar, sondern muss im Verhältnis zu einer komplexen und unsteten Umwelt mannigfaltige Reaktionsmuster bereithalten und gleichzeitig realisieren können. Dies erreicht die Politik vornehmlich durch ihre Binnendifferenzierung. Sie wiederholt dabei intern das System/Umwelt-Schema und vergrößert somit einerseits ihre »Kontaktflächen« zur Umwelt, sodass sie gleichzeitig mehr Umweltbeziehungen eingehen und unterhalten kann. Andererseits erzeugt dies wiederum interne Folgeprobleme, die zu Bezugspunkten der Ausdifferenzierung von Systemen werden können.

Die Politik der Weltgesellschaft ist zunächst segmentär, also in eine Mehrzahl von funktional gleichartigen territorialpolitischen Systemen differen-

ziert (Waltz 1979). Dabei handelt es sich nicht um räumliche Gesellschaftscontainer, sondern um politische Systeme, die einen *sinnhaften* Raumbezug aufweisen (Lamont/Molnár 2002: 181ff.; Paasi 1998). Dieser ist mit üblichen räumlich-bildlichen Metaphern wie »Geschlossenheit«, »Durchlässigkeit« oder »Permeabilität« jedoch nur äußerst behelfsmäßig und eher irreführend charakterisiert. Vergleichbare Probleme wurden hier bereits in Bezug auf die Grenzen stratifizierter Gesellschaften behandelt (8). Unter Bedingungen einer globalen, funktional differenzierten Weltgesellschaft und ihren modernen Transport- und Kommunikationstechnologien verändern sich demgegenüber jedoch die Rahmenbedingungen nun explizit *politischer* Grenzziehungen in dramatischer Weise. Einschlägige Analysen konstatieren in diesem Kontext die »Auflösung« nationalstaatlicher Grenzen, welche die globalen »grenzüberschreitenden« *flows* von Kapital, Wissen und Menschen kaum noch »souverän« kontrollieren könnten (Geschiere/Meyer 1998; Pickering/Weber 2006). Man entnimmt in diesem Sinne die Bewertungskriterien den Selbstbehauptungen des Gegenstandes und bemerkt – was soziologisch kaum überraschen dürfte – eine Diskrepanz zwischen dem Anspruch der Politik, souveräne Kontrolle über ein Territorium auszuüben, und einem weitgehend ungezügelten Kapital-, Wissens- und Personenverkehr.

Eine andere, inkongruente Perspektive ermöglicht jedoch eine Theorie der funktional ausdifferenzierten Weltgesellschaft. Ihr zufolge ziehen Funktionssysteme einerseits selbst ihre Grenzen und müssen diese aufrechterhalten. Andererseits teilen sie sich eine gemeinsame Grenze, über die sie nicht allein disponieren können, nämlich die Grenze der Weltgesellschaft, die zwischen Kommunikation und Nicht-Kommunikation diskriminiert. Funktionssysteme können nur entlang, aber nicht jenseits dieser Grenze operieren, weisen darüber hinaus aber kaum noch kongruente Grenzverläufe auf.

Die »Auflösung« nationalstaatlicher Grenzen ist vor diesem Hintergrund nichts anderes als die Einheit zweier sich wechselseitig steigernder Prozesse, nämlich einerseits die Konstitution einer singulären Weltgesellschaft, die sich über die räumlich entkoppelte Erreichbarkeit von Kommunikation abgrenzt, und andererseits die funktionale Aus- und segmentäre Binnendifferenzierung der Politik (Cerny 2010: 40ff.). Diese wird zwar von anderen Funktionssystemen in ihrer Umwelt konditioniert, muss sich aber vor allem selbst Bedingungen auferlegen, unter denen sie operiert. Dazu gehört unter anderem die Bezugnahme auf Räume, die erst unter politischen Gesichtspunkten als Interessensphären, staatliche Territorien, exterritoriale Gebiete oder neutrale Zonen definiert werden müssen. Deren politische Wirklichkeit

hängt weniger davon ab, ob grenzüberschreitender Verkehr in allen Hinsichten faktisch kontrollierbar ist, sondern davon, dass sie einen erwartbaren und thematisierbaren Unterschied ausmachen, der in der Kommunikation informativ ist. Politische Grenzen existieren nicht außerhalb oder unabhängig von Kommunikation, sondern können, wie jede andere Strukturbildung der Gesellschaft, nur durch Kommunikation reproduziert werden. Anschließend muss die Politik selbst entscheiden, ob sie überhaupt Entscheidungsbedarf sieht oder ob Entscheidungen vielmehr verhindert werden müssen, wenn im Ausland abgegebene Wählerstimmen akzeptiert werden, wissenschaftlicher Austausch gefördert wird oder Handelsembargos verhängt werden sollen. Die soziale Wirklichkeit politischer Raumbezüge ist kaum an der Umsetzung überhöhter Selbstansprüche der Politik zu messen und hängt auch weniger davon ab, ob man Migration, Kapitalflucht oder *brain drain* faktisch verhindern oder steuern kann, sondern bemisst sich daran, dass sie als Interpretationsrahmen fungiert und Erwartungen ankristallisiert, die offen lassen, ob man sich zustimmend oder ablehnend, konform oder deviant zu ihnen verhält. Die Anerkennung der Grenzen politischer Systeme ist jedenfalls eine institutionalisierte Erwartung in der Weltpolitik (Boli 2001). Alle imperialen Strategien und Semantiken müssen damit rechnen und im Vokabular dieser Erwartung eingesetzt werden. Die in diesem Zusammenhang treffend beobachtete »Heuchelei« (Krasner 1999) von Souveränität in der Weltpolitik wird erst vor diesem Hintergrund verständlich.

Eine weitere Eigenart des systemtheoretischen Zugriffs ergibt sich aus der Berücksichtigung der Differenz zwischen einem territorial-politischen System und dessen (staatlicher) Verwaltung. Sofern hier von territorialpolitischen Systemen die Rede ist, handelt es sich nicht um Staaten im Sinne politischer Verwaltungsorganisationen, die zueinander »internationale Beziehungen« unterhalten, sondern um politische Systeme, die intern jeweils in Subsysteme wie (Parteien-) Politik im engeren Sinne, Verwaltung und Publikum ausdifferenziert sind (Luhmann 2002; Wimmer 2000). Sie sind also nicht selbst Organisationen, sondern Zusammenhänge politischer Kommunikation, die sich primär am Machtcode sowie an dessen Zweitcode »Regierung/Opposition« orientieren und außerdem mit dem Rechtssystem und dessen Code strukturell über Verfassungen (oder deren Äquivalente) gekoppelt sind. An diesen Kommunikationszusammenhängen partizipieren daher nicht nur staatliche Verwaltungen, sondern gleichermaßen auch politische Parteien und politisierte Publika, die als Subsysteme eines territorialpolitischen Systems (wenngleich mit ungleich formalisierten Macht- und Inklu-

sionschancen) an dessen Kommunikation partizipieren. Die Weltpolitik verfügt demgegenüber jedenfalls nicht über einen Weltstaat im Sinne einer zentralen, global verantwortlichen Organisation, die politische Entscheidungen verwaltet und durchsetzt. Vielmehr ermöglicht die Segmentation in territorialpolitische Systeme die Aufteilung von regionalen Zuständigkeiten und damit eine Vermeidung von Kapazitätsproblemen, die sich im Falle einer einzigen politischen »Weltverwaltung« zweifellos stellen würden. Sie ermöglicht außerdem die Anpassung politischer Kommunikation an regional sehr unterschiedliche Bedingungen und eine gewisse Eindämmung von Folgeproblemen und Risiken politischer Entscheidungen, welche jedoch angesichts zunehmend globaler Interdependenzen immer unwahrscheinlicher wird.

Anstelle eines zentralen Weltstaates im Sinne eines global hochskalierten Territorialstaates artikuliert sich die Politik der Weltgesellschaft demnach eher in Form einer global institutionalisierten *Weltstaatlichkeit*. Im Allgemeinen ist politische Kommunikation auf der Ebene der Gesellschaft an der Erwartung von Staatlichkeit orientiert und rechnet damit, dass für jedes politische Problem in letzter Instanz ein Staat verantwortlich ist, der verbindliche Entscheidungen herstellen und durchsetzen kann (Albert/Stichweh 2007). Wo dies nicht zutrifft und man über keinen regionalen durchsetzungsfähigen Ansprechpartner für Politik verfügt, müssen kompensatorische Äquivalente gefunden werden, indem das entstandene Machtvakuum entweder von anderen Staaten gefüllt wird oder internationale Organisationen wie die Vereinten Nationen, *state-building* betreiben, um Anschlussfähigkeit für politische Kommunikation herzustellen. Mit der Institutionalisierung von Weltstaatlichkeit ist also weder gesagt, dass nur staatliche Politik analytisch betrachtet die »eigentliche« Politik sei, noch dass Staaten die einzigen politikfähigen Adressen wären. Vielmehr äußert sich institutionalisierte Weltstaatlichkeit darin, dass die Assoziation von Politik mit irgendeiner Form von »Staatlichkeit« so selbstverständlich erwartbar ist, dass andere durchaus mögliche Formen von Politik erst durch ihren Kontrast zum staatszentrierten Politikmodell auffallen und mit Sondersemantiken markiert werden müssen (Kieserling 2003: 419ff.). Die Institutionalisierung von Weltstaatlichkeit im hier gemeinten Sinne lässt sich auch daran erkennen, wie die Politikwissenschaft bzw. die (politische) Soziologie begrifflich über »Politik« und »Staat« disponieren. So ist die Bedeutung, die man dem Staat oder nichtstaatlichen Akteuren analytisch beimisst, zu einer Gretchenfrage einschlägiger Fachdiskurse geworden, die zwischen Staatszentriertheit und Staats-

vergessenheit oszillieren, ohne sich vom Referenzobjekt »Staat« loslösen zu können (Jessop 2001). Neben diesen semantischen Aspekten gibt es zudem eine strukturelle Komponente der Weltstaatlichkeit, die sich als globale Isomorphie staatlicher Organisationen artikuliert (Meyer u.a. 1997). Man erwartet in der Praxis nicht nur, dass es überall entscheidungsfähige Staaten geben sollte, sondern kann trotz sehr unterschiedlicher Ausgangslagen und bei allen Unterschieden im Detail weltweit strukturelle Konvergenzen zwischen staatlichen Organisationen identifizieren – gleichviel, wie erfolgreich diese ihre Programme durchsetzen können und was sich auf ihren Hinterbühnen abspielen mag (14.4). Wenn es auf die globale Anschlussfähigkeit von politischer Kommunikation ankommt, gehören daher sowohl Darstellung als auch Anerkennung von Staatlichkeit zu den wichtigsten Erfolgsbedingungen. Auf organisatorische und medienbasierte Bedingungen dieser Möglichkeit wird noch zurückzukommen sein. Im weiteren Verlauf dieses Abschnittes sollen vorläufig nur die Folgeprobleme der Segmentation der Weltpolitik behandelt werden, von denen mindestens eines den Bezugspunkt für die Ausdifferenzierung des diplomatischen Systems bildet.

Das Fehlen einer politischen Zentralinstanz im Weltmaßstab macht sich auch im Verhältnis zwischen territorialpolitischen Systemen bemerkbar, die zwar jeweils intern, aber nicht *füreinander,* sondern allenfalls nur noch *miteinander* Entscheidungen herstellen und durchsetzen können. Die politischen Probleme der Weltgesellschaft spalten sich daher auf in binnen- und weltpolitische Probleme. Binnenpolitik bezieht sich auf Entscheidungen, die innerhalb von territorialpolitischen Systemen gelöst werden müssen, am politischen Zweitcode Regierung/Opposition orientiert sind, über eine Verfassung (oder funktionale Äquivalente) an das Recht gekoppelt werden und daher nicht nur klassische »Innenpolitik«, sondern auch die »Außenpolitik« als Themen binnenpolitischer Entscheidungsprozesse umfassen. Im Gegensatz dazu bezieht sich weltpolitische Kommunikation auf die Differenzierung der Politik in funktional gleichartige Territorialstaaten mit sinnhaft(!) begrenzter Entscheidungsreichweite. Sie operiert mit anderen Zweitcodierungen politischer Macht, wie »verhandelbar/unverhandelbar« oder »Krieg/Frieden«, die eine Beteiligung mindestens zweier politischer Systeme implizieren, die operativ geschlossene und kognitiv offene Entscheidungszusammenhänge darstellen, füreinander intransparent sind und unter Bedingungen doppelter Kontingenz aufeinander bezogen werden müssen (Albert

u.a. 2008). Anstelle der Annahme von »zwischenstaatlichen Kommunikationskanälen« muss für weltpolitische Kommunikation

> »ein drittes System angenommen werden […], wenn gelten soll, daß es kein ZWISCHEN der Systeme gibt, keine interresidentiellen Instanzen, keine Sphäre, in der sich die Operationen verschiedener Systeme vermischen können. […] Die These ist, daß immer dann, wenn autopoietische (geschlossene) Systeme unter dem Schema doppelter Kontingenz aufeinander reagieren, […] sich ein drittes System etabliert, *das weder die eine noch die andere Partei ist, sondern ein System sui generis*« (Fuchs 1999: 94).

Jenes Drittsystem, das daher für weltpolitische Probleme ausdifferenziert wird, kann man im Anschluss an Mathias Albert (2016) als *weltpolitisches System* bezeichnen, das sich als Subsystem des politischen Systems der Weltgesellschaft funktional ausdifferenziert. Somit lässt sich nun formulieren, dass die Politik der Weltgesellschaft die Einheit der Differenz von Binnenpolitik und Weltpolitik ist. In klarer Abgrenzung zu geläufigen Begriffen wie »internationales System« oder »Staatensystem« wird damit zugleich betont, dass territorialpolitische Systeme und deren Organisationen und Interaktionen der *Umwelt* des weltpolitischen Systems angehören und die Elemente oder *units* dieses Systems daher nicht Staaten oder sonstige Akteure sind, sondern Kommunikationsereignisse, die einen sinnhaften Bezug zur Funktion der Weltpolitik aufweisen und in weltpolitische Entscheidungszusammenhänge eingeklinkt werden.[5] Im Gegensatz zur Position des strukturellen Realismus in den Internationalen Beziehungen (Waltz 1979) ist damit aber keineswegs impliziert, dass sich dieses weltpolitische Drittsystem unabhängig von binnenpolitischen Kommunikationen vollzieht, sondern dass territorialpolitische Systeme und das weltpolitische System in ihren Beziehungen zueinander Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten wechselseitig aneinander steigern und somit jeweils autonom spezifizieren müssen, welche Ereignisse sie sich selbst oder ihrer Umwelt zurechnen, was für sie selbst als Information weiterverwertbar ist und was als »Rauschen« ignoriert werden kann. Nicht jede Bezirkswahl hat somit weltpolitische Implikationen und nicht jedes diplomatische Tête-à-Tête wird zum Gegenstand binnenpolitischer Auseinandersetzungen, sondern muss erst gewisse vom jeweiligen System selbst gezogene Schwellen der Indifferenz überwinden.

5 Zu Problemen der empirischen Messung dieser Ereignisse siehe Merritt 1994. Diesbezüglich pessimistischer jedoch Youssef 2016.

Aus dieser Neukonzeption der Weltpolitik ergeben sich gegenüber der Teil/Ganzes-Semantik der »internationalen Beziehungen« oder der »internationalen Politik« angebbare Vorteile: Anders als üblich können Probleme der Interdependenz nun nicht nur in den wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen zwischen territorialpolitischen Systemen gesehen werden. Vielmehr lassen sich auch strukturelle Kopplungen zwischen einem einzelnen politischen System und dem weltpolitischen System beobachten (wegweisend: Gourevitch 1978). Im Gegensatz zu Teil/Teil-Beziehungen blieben die Beziehungen zwischen Teil und Ganzem aus Gründen unterbelichtet, über die man nur spekulieren kann. Das Schema legt jedenfalls die Vorstellung nahe, dass ein Staat als Teil des weltpolitischen Ganzen in dem Maße integriert ist, als er Beziehungen zu anderen Staaten unterhält, und Weltpolitik umso integrierter ist, je dichter das Beziehungsnetz geknüpft wird, das alle Staaten miteinander verbindet (für Diplomatie im Besonderen siehe Kinne 2014). Interdependenz galt dann sinngemäß als wechselseitige Abhängigkeit der Teile voneinander, die gewissermaßen als unintendierte Nebenfolge ein internationales System konstituiert, das aber auch in umgekehrter Blickrichtung die Teile erst als solche konstituiert. Deshalb konnte die Diplomatie auf die Beziehungen »zwischen« Teilen (Staaten) bezogen und dann entweder anspruchsloser als »Management« dieser Beziehungen (Barston 1997; Watson 1984) oder anspruchsvoller und in unterschiedlichen Variationen als »Integration« oder »Vermittlung« der Teile zu einem Ganzen definiert werden (Der Derian 1987; Jönsson/Hall 2005: 33ff.; Sharp 2009: 123ff.).

Demgegenüber ermöglicht der hier vorgeschlagene konzeptionelle Neuzuschnitt auch einen Fokus auf Phänomene der Kopplung zwischen dem weltpolitischen System und der Binnenpolitik eines einzelnen politischen Systems, ohne dabei auf die Thematisierung inter- oder transnationaler Beziehungen im klassischen Sinne verzichten zu müssen. Das weltpolitische System erbringt ebenfalls Leistungen, die es mit einem territorialpolitischen System gegen andere Leistungen tauschen kann (Gourevitch 1978). Aus der Binnenperspektive eines politischen Systems sind die Beziehungen, die es zu anderen Systemen unterhält, viel zu komplex, als dass sie für einzelne Handlungen Orientierungswert haben könnten. Das ist darin begründet, dass die Außenpolitik eines solchen Systems, also der innenpolitische Entscheidungsprozess über weltpolitische Themen, nicht nur die eigenen Beziehungen zu anderen politischen Systemen im Blick behalten muss, sondern auch die Beziehungen, welche diese Systeme jeweils zueinander unterhalten. Wenn jedoch rein hypothetisch gesprochen jeder Staat mit jedem anderen

Staat Beziehungen unterhält, ergibt das bei etwa 200 Staaten überschlagsmäßig 20.000 Beziehungen, die zu überblicken wären. Dabei handelt es sich außerdem noch um funktional diffuse Beziehungen, in denen nicht nur diplomatische, sondern auch militärische, geheimdienstliche, wirtschaftliche, rechtliche, religiöse oder wissenschaftliche Probleme zu lösen sind.[6] Das weltpolitische System erbringt also bereits wichtige Reduktionsleistungen für ein einzelnes territorialpolitisches System, indem es Gesichtspunkte der Ansteuerung von Kontakten angibt und entsprechende erwartbare Erwartungen vorzeichnet. Man muss sein Handeln dann nicht an Erwartungen orientieren, die man aus 20.000 miteinander relationierten Relationen errechnen müsste, sondern kann stattdessen wissen, dass es um Diplomatie und nicht um Krieg geht, woraus sich schließen lässt, wen man zu kontaktieren hat (etwa: den ständigen diplomatischen Vertreter). Überdies kann man antizipieren, mit welchen Verhaltenserwartungen dabei zu rechnen ist. Außerdem verteilt das weltpolitische System Aufmerksamkeit nach eigenen Regeln und gibt Richtwerte dafür an, auf welche Staaten besonders achtzugeben ist, von welchen Staaten man wahrscheinlich ignoriert wird und vor allem welche Staaten von allen anderen ignoriert werden können.

All dies wird erst durch das weltpolitische System möglich, das jenen Beobachtungs- und Vergleichsrahmen konstituiert, der es erlaubt, in zwischenstaatlichen und transnationalen Beziehungen zu unterscheiden, welcher Kontakt für welches Thema relevant und welche Erwartungen bei der Kontaktaufnahme und Beziehungspflege berücksichtigenswert sind. Es versorgt demnach territorialpolitische Systeme mit Legitimation und Anerkennung, die jedoch binnenpolitisch oft fraglich sind, stabilisiert Regierungen sogar von außen gegen interne Umsturzversuche und ermöglicht andererseits durch gewaltsame Interventionen den Austausch von Regierungen. All dies sind Leistungen, die zwar die Partizipation anderer territorialpolitischer Systeme erfordern, deren Initiativen aber erst im weltpolitischen System sinnvoll interpretiert werden können. Umgekehrt ist das weltpolitische System davon abhängig, dass es für ein angebbares politisches Problem zumindest einen Ansprechpartner gibt, dem Zuständigkeit für ein angebbares Territorium und eine angebbare Bevölkerung zugerechnet und zugemutet werden kann.

Die Weltpolitik ist aber nicht einfach nur Weltpolitik und ebenso wenig mit Diplomatie gleichzusetzen, sondern differenziert ihrerseits funktionale

---

6 Wobei typischerweise nicht Staaten, sondern Unternehmen Wirtschaftsbeziehungen pflegen, die analytisch gleichwohl als Teile von Staaten behandelt werden (Nye 1968: 858ff.).

Subsysteme aus, die unterschiedliche Folgeprobleme der segmentären Differenzierung auf ihre eigene Art lösen. Sie bilden dafür zwar immer noch weltpolitische, aber dennoch deutlich verschiedene Normen, Rollen und Institutionen aus und gehen auf sehr unterschiedliche Weise mit politischen Grenzen um. Das Militär bzw. militärische Konfliktsysteme differenzieren sich für das Problem der gewaltsamen Letztentscheidung über politische Entscheidungsprämissen aus und spezialisieren sich darauf, operativ geschlossene politische Systeme nicht durch Irritation, sondern durch Destruktion ihrer biologischen, psychischen und physikalischen Grundlagen zu beeinflussen (Kohl 2009). Das globale System der Spionage bzw. der weltweiten Kommunikation von Geheimdiensten hat die Funktion, weltpolitisches Misstrauen zu absorbieren, indem es den unwahrscheinlichen Austausch ansonsten geheimen Wissens ermöglicht. Die Diplomatie bearbeitet ihrerseits das Problem der Herstellung weltpolitischer Entscheidungen unter der Voraussetzung wechselseitig anerkannter politischer Grenzen. Mit diesen Systemen sind weltpolitische Handlungsmöglichkeiten keineswegs erschöpft. Die Besetzung eines Territoriums durch Ansiedelung (Veracini 2010), die staatliche Unterstützung von Terrororganisationen (Youssef 2015) oder Handelskriege (Grossman/Helpman 1995) werden schließlich auch weltpolitisch realisiert, erfordern aber keine spezialisierten Systeme mit eigenen Rollen, Programmen oder Codes.

Alle drei Systeme betreuen die Funktion der Politik unter primärer Berücksichtigung ihrer Sonderfunktion, für die sie nicht, oder allenfalls unter Inkaufnahme struktureller Inkompetenz, substituierbar sind: Wer Diplomaten in den Krieg schickt, wird vermehrt mit Ladehemmungen rechnen müssen. Wer Soldaten mit diplomatischen Verhandlungen betraut, wird seine friedlichen Absichten mit umständlicheren Mitteln darstellen müssen. Wer schließlich den Unterschied zwischen Diplomatie und Spionage ignoriert, setzt entweder seine Diplomaten dem Dauerverdacht der Spionage aus oder muss seine Spione enttarnen, um sie mit diplomatischen Missionen betrauen zu können. Das schließt allerdings nicht aus, dass sich diplomatische, militärische und geheimdienstliche Probleme in den jeweils anderen Systemen wiederholen und dort mit Bordmitteln gelöst werden müssen. Diplomatische Verhandlungen sind typische Schauplätze für den Austausch sensibler Informationen, ohne dafür eine geheimdienstliche Ausbildung zu erfordern. Militärattachés und Verbindungsoffiziere pflegen Kontakte zwischen Armeen und koordinieren deren weitgehend autonom verlaufende Befehlsketten, ohne damit auch diplomatische Kompetenzen für Visa- oder Freihan-

delsabkommen zu erwerben. Strukturelle Kopplungen und gemeinsame Infrastrukturen liegen vor diesem Hintergrund ebenfalls nahe, sodass unter dem Deckmantel exterritorialer diplomatischer Vertretungen geheimdienstliche Operationen durchgeführt oder Diplomaten mit geheimdienstlichen Informationen versorgt werden, um Verhandlungschancen besser einschätzen zu können. Diese Möglichkeiten hängen jedoch von der Bedingung der Autonomie der Diplomatie ab, die in sachlicher, sozialer und zeitlicher Hinsicht selbst festlegen muss, wie sie sich zu ihrer Umwelt verhält.

14 Sachdimension: Code, Programme, Subsysteme

Die Diplomatie gibt es gegenwärtig (im Deutschen sogar auch sprachlich) nur im Singular. Es existieren viele diplomatische Verhandlungen und Organisationen, aber diese erfinden Diplomatie nicht jedes Mal aufs Neue. Diplomatie kann deshalb auch in der Praxis nicht immer etwas vollkommen anderes bedeuten und vollkommen andere Erwartungen begründen, je nachdem, ob sie gerade den Freihandel oder die Abrüstung zum Gegenstand hat, bei einem G20-Gipfel oder in der Residenz des japanischen Botschafters in Kairo zum Gesprächsthema wird oder ob sie unter Anwesenden oder über Twitter abgewickelt wird. Es ergibt ebenfalls wenig Sinn, von einer deutschen, italienischen oder japanischen Diplomatie zu sprechen, es sei denn, man bezieht sich umgangssprachlich auf die Außenpolitik der damit bezeichneten politischen Systeme (Nicolson 1947: 12f.). Die Diplomatie ist damit ein globales Kommunikationssystem, weil sie sowohl für die Theorie als auch für die Praxis global wiedererkennbare Strukturen aufweist.

Die Diplomatie ist jedoch kein Funktionssystem der Gesellschaft, das auf derselben Ebene wie Politik, Religion, Wirtschaft, Erziehung etc. anzusiedeln wäre. Sie differenziert sich als jenes Subsystem der Politik aus, das weltpolitische Probleme unter der Bedingung anerkannter politischer Grenzen bearbeitet. Sie räumt dieser Funktion einen Vorrang ein und verwaltet dafür im System der Weltpolitik Sonderkompetenzen, indem sie eigene Sondercodes, Programme und Rollen ausbildet. Die Elemente des diplomatischen Systems stellen damit zugleich Elemente der Weltgesellschaft dar, sofern sie anschlussfähige Kommunikationsereignisse sind. Sie sind gleichzeitig politische Kommunikationen, die durch den Machtcode miteinander verknüpft werden, sind zugleich weltpolitische Kommunikationen, insofern sie sich auf die segmentäre Differenzierung der Weltpolitik beziehen und sind schließlich auch gleichzeitig diplomatische Kommunikationen, wenn sie die Segmentation der Politik als Prämisse weiterer Kommunikation behandeln und unter dieser Sonderbedingung weltpolitische Probleme zu lösen haben.

Diese Monopolstellung und diesen Grad an Spezialisierung erreicht die Diplomatie jedoch nur in der Politik der Weltgesellschaft. Nur in diesem Zusammenhang kann man, ohne Analogien oder Metaphern zu bemühen, von »Diplomatie« sprechen. Das schließt jedoch nicht aus, dass es in anderen Systemen Formen von »Mikrodiplomatie« gibt, wie man auch Formen von »Mikropolitik« identifizieren kann (Kieserling 2003). Organisationen (Steger/Burgmans 2003), Professionen (Schober 2017: 57ff.) und bei großzügigerer Auslegung auch alltägliche Interaktionen und Interaktionszusammenhänge (Goffman 1956: 93ff.; Sennett 2012: 221ff.) können ihre eigenen Mikrodiplomatien kultivieren. In Funktionssystemen jenseits der Politik gibt es ebenfalls Probleme, die unter der Bedingung anerkannter Binnengrenzen dieser Funktionssysteme gelöst werden müssen und damit auch Strukturanalogien zur Diplomatie im eigentlichen Sinne aufweisen können. Diese Fälle müssen dann jedoch als »Spezialdiplomatien« des jeweiligen Bezugssystems ausgewiesen werden und weisen übrigens auch Kopplungen zur Diplomatie der Weltpolitik auf, wie der interreligiöse Dialog (Abu-Nimer 2003) oder Diplomatien der Wirtschaft (Saner/Yiu 2008) und des Sports (Murray/Pigman 2013).

Die analoge Übertragung diplomatischer Erwartungen verliert vermutlich spätestens dann an praktischer Anschaulichkeit, wenn sie die Grenzen der Politik überschreitet. Man kann natürlich sagen: «Diplomacy is, like the social sciences, difficult. It's hard to measure, it's hard to control – it's just plain tricky« (Wichowski 2015: 65). Oder auch: »Diplomacy is like jazz – an improvisation on a theme« (Holbrooke 2008: 18). Dennoch sind diese Analogien einerseits kaum weiter auflösbar und andererseits sind die Probleme, die diese Analogien vermitteln, so abstrakt, dass man anstelle von Sozialwissenschaften und Jazz viele andere analoge Fälle nennen könnte. Diese begrenzte Aussagekraft von Analogieschlüssen beruht vermutlich darauf, dass Funktionssysteme ihre Umweltbeziehungen nicht durch Analogisierung, sondern durch Digitalisierung regulieren. Sie müssen also, um Informationen über ihre Umwelt zu konstruieren, einerseits analoge Situationen in einen »digitalen« Code übersetzen (Luhmann 1997: 359f.). Andererseits operieren sie vor dem Hintergrund enger gezogener Spielräume der Substituierbarkeit funktional äquivalenter Problemlösungen. In Kombination mit universalisierten Codes lässt die Spezifikation auf ein Bezugsproblem nicht mehr beliebige, sondern nur noch wenige brauchbare Problemlösungen zu, die sich dafür überall bewähren müssen. Das wäre eine – kaum diskutierte – Erklärung für global beobachtbare Isomorphien, aber auch für Symptome

einer »Selbstähnlichkeit« der Diplomatie auf nationaler, sub- und supranationaler »Ebene«, auf die noch zurückzukommen sein wird. Die Rolle des Diplomaten ist für die begrenzte Substituierbarkeit diplomatischer Problemlösungen ebenfalls ein gutes Beispiel: Wer ein guter Schauspieler ist, ist noch längst kein guter Diplomat, auch wenn diese Rolle ein diszipliniertes Darstellungsverhalten und die Teilnahme an politischen Inszenierungen erfordert. Schlechte Schauspieler haben demgegenüber offenbar bessere Chancen, in der Diplomatie zu reüssieren. Die Fähigkeit, in der Wirtschaft »gute Deals« abzuschließen, qualifiziert ebenfalls noch nicht für diplomatische Verhandlungen. Ebenso befähigt die Fähigkeit, diplomatische Verhandlungen zu führen, noch nicht dazu, günstigere Hotelübernachtungen auszuhandeln, wie Iver Neumann im Zuge seiner Ethnographie von einem Diplomaten erfahren hat:

»›The MFA [Ministry of Foreign Affairs, Anm. R.Y.] does not know how to negotiate price‹ […]. ›Do you mean formally, or do you mean that we are not really up to it?‹ I asked. ›The latter. We get a 400 krones discount at the Radisson SAS Hotel, and we use it a lot. My wife gets a group discount at 1000 krones, even though she does not really use it that much.‹ ›Isn't that a bit embarrassing,‹ I ventured, ›aren't the people of this house supposed to be expert negotiators?‹ […] At this stage my boss said, in the understated style that I had learnt to recognize as typical of the diplomat, ›We are diplomats, you know.‹ The implication seemed to be that this kind of negotiation was not really for the diplomat. There is a tension here, however, for like any organization, the MFA has an administration for whom it is a key task to run things at the lowest cost possible« (Neumann 2005: 85).

Diese und ähnliche Erfahrungen sprechen dafür, dass Analogieschlüsse auch über Funktionssysteme hinweg einen höheren Grad an Abstraktion erfordern und damit nicht zwingend an Plausibilität, aber an Anschaulichkeit und praktischer Verwertbarkeit einbüßen. Informativ sind sie dann vor allem für die Soziologie, die mit Begriffen wie Kommunikation, Handlung, System oder Funktion Analogien zwischen Politik, Wirtschaft, Kunst und Religion, sowie zwischen Funktionssystemen, Organisationen und Interaktionen identifizieren und damit einen Beitrag zur Selbstbeschreibung der Weltgesellschaft leisten kann. Anschließend käme es darauf an, soziologische Beschreibungen nicht als überlegene Konkurrenten zu verstehen, deren Aufgabe darin läge, die staatszentrierte Semantik ihres Gegenstandes zu verdrängen, sondern als verfremdende Ergänzungen zu den sonstigen Selbstbeschreibungen in der Weltgesellschaft aufzufassen.

Wenn es nun im Folgenden gilt, »die Diplomatie« (der Weltpolitik) als ausdifferenziertes System zu beschreiben, dann ist ein Kommunikations-

zusammenhang gemeint, der seine eigenen Grenzen innerhalb der Weltgesellschaft zieht, Beschreibungen seiner eigenen Strukturen und Elemente anfertigt und dafür Codes, Programme und Rollen ausbildet.

14.1 Codierung und Programmierung der Diplomatie

Diplomatie bildet eine Zweitcodierung des Machtcodes aus, die zwischen *diplomatischer Verhandelbarkeit und Unverhandelbarkeit* unterscheidet (siehe auch 14.3). Wo und von wem auch immer der Code »verhandelbar/unverhandelbar« in Bezug auf Weltpolitik gebraucht wird, ist Diplomatie im Spiel, die über die Verteilung dieser Codewerte disponiert und ihre eigenen Elemente mit diesem Code markiert und verknüpft. Der Code kombiniert demnach Universalität und Spezifikation dergestalt, dass innerhalb des Funktionsbereichs der Diplomatie alles unter dem Gesichtspunkt beobachtet werden kann, Unverhandelbares in Verhandelbares oder umgekehrt Verhandelbares in Unverhandelbares zu übersetzen. Damit ist weder gesagt, dass der Code in der Kommunikation sprachlich expliziert werden muss, noch dass nur Verhandlungen diplomatische Kommunikation darstellen. Vielmehr vermittelt der Code einen Sinnzusammenhang zwischen generalisierten Strukturen wie Rollen, Organisationen, Programmen und Werten, die auch außerhalb von konkreten Verhandlungsinteraktionen die Kommunikation mit diplomatischem Sinn überziehen.

Wo ein »klassischer« Botschafter seine Rolle ausübt, wird man einen Zusammenhang mit diplomatischen Problemen auch dann nicht leugnen können, wenn er eine Eröffnungsrede anlässlich einer Kunstausstellung hält. Das liegt daran, dass auch diese Kommunikationen aufgrund der Rollenzuschreibung mit dem Diplomatie-Code assoziiert und als Darstellung von Verhandlungsbereitschaft oder als Aufbau und Erhalt diplomatischer Verhandlungskapazität interpretierbar sind. Es ist für die Codierung von Kommunikation also keineswegs erforderlich, dass der Code sprachlich expliziert wird und ein Geschehen nur dann ein Fall von Diplomatie wäre, wenn man über Verhandelbares oder Unverhandelbares spricht. Vielmehr liegen gerade Sinn und Funktion symbolischer Generalisierung darin, darauf auch verzichten zu können und stattdessen auf eine Vielzahl an Identifikationsmöglichkeiten zuzugreifen, die erkennen lassen, wann ein Ereignis in einen diploma-

tischen und wann es in einen künstlerischen Erwartungszusammenhang eingegliedert wird.

Insofern können auch jene Verrichtungen, für die sich eine Praxeologie der Diplomatie interessiert, Operationen der Diplomatie sein – sei es das Zubereiten von Speisen, das Spitzen von Bleistiften oder das Warten von Computern. Wie das politische System, so wird auch das diplomatische System »in der Erhaltung seines Komplexitätsniveaus (aber nicht: in seiner Autopoiesis) von ihnen abhängig. Wenn sie ausfallen und nicht […] ersetzt werden können, kann das erhebliche Leistungseinbußen zur Folge haben« (Luhmann 2002: 90). Damit sind diese ebenfalls Operationen des diplomatischen Systems und würden mit dem Verzicht auf Diplomatie entweder verschwinden oder in andere Sinnbeziehungen eingespannt werden. Zudem sind sie selbstverständlich auch mögliche Themen diplomatischer Kommunikation, deren Leistung in der »Dekomposition natürlich-lebensweltlicher Kommunikationsthemen«, also in der »Auflösung ihrer vielschichtigen Kompaktheit in Subthemen [liegt], die so weit getrieben wird, bis man zu binär entscheidbaren Fragen kommt« (Luhmann 1981b: 212).

Gerade in diesem Punkt bieten Praxeologie und Systemtheorie übrigens komplementäre Perspektiven an, die denselben Prozess thematischer Bereinigung beobachten, jedoch auf unterschiedliche Weise auflösen und bewerten. Erstere bevorzugt Begriffe wie »Praxis«, um ein Denken in Unterscheidungen zu überwinden, reproduziert dieses aber, indem sie selbst ihre differenzlosen Konzepte von differenzierungstheoretischen Begriffe unterscheidet (Gadinger 2016). Letztere gewinnt ihre inkongruenten Perspektiven durch die offen deklarierte Substitution von Leitunterscheidungen und durch das Aufzeigen von Paradoxien in manifesten Unterscheidungen (Luhmann 1991b). Die Praxeologie versichert sich der Richtigkeit ihrer Beschreibungen in Form einer Reduktion auf konkret Wahrnehmbares (Andersen/Neumann 2012: 471),[1] während die Systemtheorie auch die Reflexionstheorien ihres Gegenstandes ernst nimmt und an sich selbst vorführen und kontrollieren kann, was sie über ihren Gegenstand sagt (Luhmann 1987b).[2]

1 Man spricht in diesem Zusammenhang auch von empiriegeladener Theorie (Hirschauer 2015). Unter Empirie versteht man dabei v.a. Fallbezogenheit und gelangt damit, wenn von fallweise anfallenden Zufällen nicht hinreichend abstrahiert wird, zu empirisch überdeterminierten Theorien, die ihren Gegenstand nur unter Einbußen ihres Auflösungsvermögens substituieren können. Das könnte ein Anlass sein, die Unterscheidung Theorie/Empirie durch die Unterscheidung Theorie/Methode zu ersetzen (Vogd 2007).

2 Zu den Problemen der Selbstimplikation von Praxistheorien siehe Hasse u.a. 1994.

Wie jeder andere binäre Code impliziert der Diplomatie-Code außerdem eine Präferenz für seine positive, anschlussfähige Seite: Was als diplomatisch verhandelbar markiert wird, ist für weitere diplomatische Kommunikation leichter anschlussfähig. Unverhandelbare Positionen halten das System hingegen zur Reflexion und zur Formulierung von Alltagstheorien oder Theorien mit wissenschaftlichem Anspruch an, die (mit variierenden Erfolgsaussichten) eine Konvertierung von unverhandelbaren in verhandelbare Positionen anleiten können (so bereits Callières 1716). Ein solcher Code schließt weder aus, dass man ihn mit anderen Unterscheidungen kombiniert, wie offiziell/inoffiziell, verbindlich/unverbindlich, geheim/öffentlich, bedingt/unbedingt, jetzt/später oder grundsätzlich/ausnahmslos. Noch schließt er aus, dass er rekursiv auf sich selbst angewendet oder in Kombination mit anderen Unterscheidungen fraktalisiert wird (allgemein hierzu Gal 2002). Man kann offiziell unverhandelbare Sachverhalte unter der Bedingung der Geheimhaltung als verhandelbar stilisieren. Man kann ebenso die Unverhandelbarkeit einer Position als Bedingung von Verhandlungen definieren, in denen über Verhandelbares und Unverhandelbares erst disponiert werden muss, und man kann schließlich über die Unverhandelbarkeit verhandelbarer Positionen unverhandelbar verhandeln.

Die Bedingung all dieser Möglichkeiten liegt im Grad der Universalität und Spezifikation der Unterscheidung, die sowohl in der Rekursion als auch in der Kombination mit anderen Unterscheidungen ihren Sinn beibehält. Würde sich der Sinn dieser Unterscheidung mit jeder Situation verschieben, dürfte man es dem Diplomaten nicht verübeln, wenn er, statt Verhandlungen zu führen, einen Waldspaziergang unternähme. Der Code schließt aber auch nicht aus, dass man die Alternative, die er anbietet, insgesamt ablehnt, sich also gar nicht erst auf Diplomatie einlässt, in der über Verhandelbares und Unverhandelbares disponiert wird. Eine solche Abwertung des Codes mag binnenpolitische Vorteile bringen, wenn es gilt, Unnachgiebigkeit zu demonstrieren oder den Gegner als verhandlungsunfähig oder -unwürdig zu stilisieren – eine oft erprobte Strategie in terroristischen Konfliktsystemen (Browne/Dickson 2010). Dies kann jedoch aus der Binnenperspektive der Diplomatie nur anhand des eigenen Codes beobachtet werden, sodass man die Verweigerung des Codes zwangsläufig mit dessen Negativseite gleichsetzt und von der Unverhandelbarkeit der Ablehnung von Verhandlungen ausgeht. Damit fällt man allenfalls aus der Diplomatie, aber noch nicht aus der Weltpolitik oder gar der Gesellschaft heraus. Man wird im Gegenteil auch in dieser Position mit Kommunikationschancen versorgt, die das

militärische und geheimdienstliche System, aber auch andere Funktionssysteme kompensatorisch anbieten, ohne jedoch die Funktion der Diplomatie ersetzen zu können. Danach kann ein diplomatischer Aussteiger (oder Paria) zwar immer noch an den Verhandlungstisch zurückkehren, wird jedoch Verhandlungen nicht beliebig oft platzen lassen können.[3]

Da der Diplomatie-Code selbst nur binär gebaut ist, die Zuteilung der Codewerte aber nicht unabhängig von dritten Werten erfolgen kann, installiert die Diplomatie Programme, die binnenpolitische, ökonomische, rechtliche, religiöse oder wissenschaftliche Codes mitberücksichtigen und Regeln für die »richtige« Verwendung des eigenen Codes angeben können. Zu diesen Programmen gehören das diplomatische Protokoll (Wohlan 2013), konstitutive Verträge und Absichtserklärungen über diplomatische Verfahrensweisen (Langhorne 1992) und in nicht zu unterschätzendem Ausmaße *ad hoc*-Programme, die es dem System ermöglichen, sich auf problematische Einzelentscheidungen einzustellen, dafür aber eine entsprechend generalisierte Verständigungsbereitschaft in der Umwelt (insbesondere in den beteiligten territorialpolitischen Systemen und ihren staatlichen oder nicht-staatlichen Organisationen) voraussetzen müssen (Luhmann 1977: 240f.). Für die »Richtigkeit« des Codegebrauchs gibt es keine gesellschaftsweit gültigen absoluten Werte. Vielmehr ist die Kombination von Codierung und Programmierung das funktional äquivalente Substitut für jene letzten absoluten Werte, wie man sie in kosmologischen Perfektionsvorstellungen stratifizierter Gesellschaften finden kann (8.1). Das Kriterium für die Richtigkeit eines Programms bildet eher die Möglichkeit, am positiven Wert des Codes anzuschließen: Sofern das diplomatische Protokoll dazu beiträgt, aus unverhandelbaren verhandelbare Positionen zu gewinnen, kann es den »richtigen« Gebrauch des Codes anleiten – gleichviel, ob man sich auf gemeinsame militärische Aktionen oder auf weltweite Verpackungsstandards einigt. Das bedeutet zugleich, dass die Kriterien für die Verteilung von Codewerten nicht mehr von außen vorgegeben werden können und dass weder ein einzelnes territorialpolitisches System noch die Massenmedien, die Religion oder die Wirtschaft entscheiden, was diplomatisch verhandelbar ist, sondern dass erst diplomatisch codierte Kommunikation nach Maßgabe eigener Programme

3 Analoge Probleme wirft der Erziehungscode auf: »Eine abgebrochene Ausbildung wird oft anders behandelt als ein nicht bestandenes Examen, wenn der verlorene Sohn ins System zurückkehrt. Man kann das Studium wieder aufnehmen, nicht aber die Prüfung beliebig oft wiederholen« (Luhmann 1987a: 199, Fn. 23).

dritte Werte berücksichtigen kann. Wie auch bereits auf der Ebene von Funktionssystemen, gewährleistet die Kombination aus dem politischen Zweitcode »verhandelbar/unverhandelbar« und diplomatischen Programmen zugleich Offenheit und Geschlossenheit des diplomatischen Systems. Das diplomatische System ist jedoch auch kein monolithischer Block, sondern reguliert seine Umweltbeziehungen vor allem durch interne Differenzierung.

14.2 Subsysteme: Bi- und multilaterale Diplomatie, internationale Verwaltung, Publikum

In einer ersten Annäherung können mindestens drei Subsysteme der Diplomatie unterschieden werden, nämlich das System der bi- und multilateralen Diplomatie im engeren Sinne, eine internationale Zivilverwaltung und ein diplomatisches Publikum. Diese Systeme bilden jeweils eigene Erwartungskomplexe mit eigenen Programmen und Rollen aus, ohne freilich auf diese reduziert werden zu können.

Die Binnendifferenzierung der Diplomatie weist somit eine gewisse Analogie zur Politik auf, die in Parteien-Politik, Verwaltung und Publikum differenziert ist (Luhmann 2010b: 130ff.). Die Übertragung binnenpolitischer Modelle auf das weltpolitische System im Sinne einer *domestic analogy* wird jedoch in der einschlägigen Forschung als problematisch angesehen, sofern diese jeden Eindruck der Staatszentriertheit vermeiden möchte (Chernilo 2010). Dabei ist es die Politik selbst, die »dem Staat« in ihrer Selbstbeschreibung und Semantik eine zentrale Stellung zuweist und ihre Kommunikation an dieser simplifizierenden Selbstkonzeption orientiert (Luhmann 1987e). In genau diesem Sinne ist auch die *domestic analogy* ein wesentliches Element der Selbstbeschreibung der Politik der Weltgesellschaft (Suganami 1989) und damit für eine (Wissens-)Soziologie, die nach der Funktion solcher Selbstbeschreibungen fragen möchte, nicht ignorierbar.

Zunächst kann davon ausgegangen werden, dass Selbstbeschreibungen der Politik im Sinne einer *domestic analogy* nicht vollkommen unabhängig von politischen Strukturen variieren können. Vielmehr sind sie sowohl für die Theorie als auch für die Praxis in dem Maße plausibel und informativ, wie die Politik der Weltgesellschaft auch strukturell die Charakteristika eines *selbstähnlichen Systems* annimmt (vgl. allgemein Abbott 2007: 157ff.): Auf

globaler, supranationaler, nationaler, regionaler und kommunaler Ebene findet man im Großen und Ganzen die gleichen Muster segmentärer und funktionaler Differenzierung. Deshalb vermitteln semantische *domestic analogies* sowohl für die Theorie als auch für die Praxis den Eindruck, nach dem Übergang von einem System zum anderen nicht in einer vollkommen anderen Welt zu landen, in der alle bisherigen Erfahrungen versagen. Sie ermöglichen vielmehr eine Orientierung an bewährten Wissensbeständen und reduzieren in Folge auch Lernbelastungen. Wer mit Problemen der Binnenpolitik vertraut ist, verfügt damit über Orientierungspunkte in der Weltpolitik. Dass es im weltpolitischen System keinen »Staat« gibt, der ein Monopol legitimer Machtausübung beansprucht, kann eine wertvolle Information sein und als Ausgangspunkt für weitere Orientierungen dienen. Eine staatenlose Binnenpolitik eignet sich jedoch ebenfalls für Analogieschlüsse mit der »anarchischen« Weltpolitik (Masters 1964). An Analogien ist jedenfalls nicht nur Übertragbares, sondern auch Unübertragbares informativ, welches auch nicht ein Argument gegen, sondern für den (kontrollierten) Einsatz von Analogien in Theorie und Praxis darstellt (Kornprobst 2007). Zudem spricht viel dafür, dass Analogien, indem sie Übertragbarkeit und Unübertragbarkeit kombinieren, für kognitive Lernprozesse sowohl in der Wissenschaft als auch in der Politik kaum substituierbar sind (Hofstadter 2013).

In der Diplomatieforschung gibt es jedoch auch problematische Analogien und Metaphern, die nicht selten aus der Praxis übernommen werden, wo sie gleichwohl wichtige Orientierungs- und Legitimationsfunktionen erfüllen. Das betrifft insbesondere die Vorstellung von »Delegationsketten«. In der Selbstbeschreibung der Praxis werden die Interessen des Publikums durch eine Regierung repräsentiert, die in diplomatischen Verhandlungen von Delegierten repräsentiert werden. Man spricht von einer durchgehenden Delegations- und Entscheidungskette, die vom Publikum über die Regierung zum diplomatischen Delegierten verläuft. In einer diplomatischen Verhandlung trifft dieser Delegierte wiederum auf sein Pendant eines anderen Staates, dessen Regierung (ob gewählt oder nicht) ein Publikum repräsentiert, sodass diplomatische Verhandlungen als Koordination und Vermittlung zwischen mehreren binnenpolitischen Entscheidungsketten und Präferenzen dargestellt werden können (Elsig 2010; Hawkins u.a. 2008; Putnam 1988; Pruitt 2000).

Dieses Modell der Verkettung von Entscheidungsketten hat seine praktische Berechtigung, beschränkt das Auflösungsvermögen der Theorie aber

auf Probleme der Länge dieser Entscheidungsketten, der damit verbundenen Reibungs- und Informationsverluste sowie der Entscheidungsrichtung und der Interdependenz zwischengeschalteter Entscheidungsinstanzen. Im Gegensatz dazu wird von einer funktionalen Binnendifferenzierung der Diplomatie ausgegangen, weil die Diplomatie einerseits eigenständige Verwaltungen ausbildet, deren Entscheidungsprozesse nicht einfach als weitere diplomatisch zu verkettende Entscheidungskette aufgefasst werden können, und andererseits das Publikum der diplomatischen Kommunikation nicht (mehr) in nationale Segmente aufgeteilt und in getrennt verlaufenden binnenpolitischen Entscheidungsketten verortet werden kann. Zum Publikum können schließlich auch unbeteiligte Dritte zählen, die keine Delegierten entsenden und diplomatische Verhandlungen trotzdem maßgeblich beeinflussen können. Selbst die »klassische« bilaterale Diplomatie, die weltpolitische Probleme zweier nationalstaatlicher Systeme bearbeitet, ist in einen globalen Beobachtungszusammenhang eingebunden, der nahelegt, das Handeln und Erleben relevanter Dritter auch dann zu berücksichtigen, wenn diese selbst gar nicht an Verhandlungen teilnehmen. Das gilt auch für »transnationale« Akteure, wie etwa global verzweigte Unternehmen, NGOs, Parteien, Kirchen und andere vergleichbare Organisationen, die sich weder verhandelnden noch unbeteiligten politischen Systemen und deren Entscheidungsketten zuordnen lassen, sondern eigene politische Programme verfolgen, die über einen nationalstaatlichen Rahmen hinausgehen (Strange 1992; Muldoon 2005; Josselin/Wallace 2001). Diese müssen daher keine Glieder binnenpolitischer Entscheidungsketten sein, sondern werden vielmehr als *rationalized others* relevant, die durch Einfluss und Expertise zu diplomatischen Entscheidungsprozessen beitragen (Lake/McCubbins 2008). Außerdem partizipieren sowohl Staaten als auch internationale (Nicht-)Regierungsorganisationen im Sinne einer *public diplomacy* an einer massenmedial vermittelten Weltöffentlichkeit und werben auf dieser Bühne über nationale Grenzen hinweg um Überzeugungsarbeit für künftige diplomatische Initiativen. Die Unterstützung und Legitimation durch ein betroffenes Weltpublikum kann somit weder theoretisch noch praktisch bereits aufgrund der Beteiligung von nationalen Regierungsvertretern als gelöstes Problem vorausgesetzt werden, sondern erfordert eigene Beteiligungs- und Einflussformen, die sich nur formal, nicht aber praktisch in lineare Ketten legen lassen.

Wie lassen sich aber nun diplomatische Entscheidungsprozesse *in Systemen* beschreiben?

14.2.1 Das System der bi- und multilateralen Diplomatie

Das System der bi- und multilateralen Diplomatie hat die Funktion, die Kontingenzen der Weltpolitik und der Binnenpolitik territorialpolitischer Systeme *auf nicht-kontingente Weise zu koppeln*. Sowohl das weltpolitische System als auch die Binnenpolitik einer Vielzahl territorialpolitischer Systeme operieren unter jeweils sehr unterschiedlichen und austauschbaren Entscheidungsprämissen: In der Weltpolitik verschieben sich einerseits ständig Allianzen und Machtkonstellationen, die, in der Sprache der Politikwissenschaft formuliert, zwischen Anarchie, Hegemonie und Hierarchie oszillieren. Andererseits sind die Programme der Weltpolitik keine konstanten, sondern flexible Entscheidungsprämissen, die laufend ihre Richtigkeitskriterien austauschen. Weltpolitische Programme, die Richtlinien für »richtiges« Entscheiden zu Themen wie nuklearer Abrüstung, Terrorismus, ökologischer Nachhaltigkeit, Cybersecurity, Weltraumschrott oder Migration angeben, sind nicht immer schon vorhanden, sondern setzen voraus, dass die entsprechenden Themen die Schwellen weltpolitischer Indifferenz überwinden. Das bedeutet aber auch, dass sowohl weltpolitische Themen als auch Programme potenziell austauschbar sind und je nach Konjunkturlage variieren. Relativ unabhängig davon kann die Binnenpolitik territorialpolitischer Systeme zudem ihre Entscheidungsprämissen variieren. Ständig werden Regierungsämter neu besetzt, neue Gesetze beschlossen, Verwaltungen reformiert, Entscheidungsverfahren geändert und Proteste mobilisiert, ohne dabei immer weltpolitische Konsequenzen im Blick behalten zu können. Binnenpolitisch brisante Themen können ebenfalls relativ unabhängig von den Entscheidungsproblemen der Weltpolitik variieren, während umgekehrt Probleme, die weltpolitisch aktuell sind, aber nur in Expertengremien diskutiert werden, wie etwa Weltraumschrott und Cybersecurity, gegenwärtig nur bedingt als zugkräftige Wahlkampfthemen einzuschätzen sind. Die Weltpolitik kann also für ihre Probleme weder konstante binnenpolitische Aufmerksamkeit, Legitimation und Unterstützung voraussetzen, noch kann die Binnenpolitik für ihre Problemlagen eine konstante weltpolitische Umwelt annehmen. Beide Problemkreise konstituieren jeweils eigene Ereignisketten und Verknüpfungslogiken, die nur noch unter höchst unwahrscheinlichen und zufallsabhängigen Bedingungen kontaktfähig wären, wenn die bi- und multilaterale Diplomatie sie nicht aneinander koppeln würde.

Trifft diese funktionale Definition der bi- und multilateralen Diplomatie zu, ermöglicht sie in mehrfacher Hinsicht eine Reformulierung des bisherigen Forschungsstandes. Zunächst fasst sie zusammen, was ansonsten häufig

in mindestens drei diplomatische »Kernaufgaben« oder »Tätigkeiten« aufgespalten und getrennt diskutiert wird, nämlich Informationssammlung, Repräsentation und Verhandlung (Barston 1997: 2; Berridge 2010: 114ff.; Bull 2002: 163ff.; Jönsson/Hall 2005; Magalhães 1988: 101ff.). Die Informationssammlung, etwa in Form der laufenden Berichterstattung ständiger diplomatischer Vertreter, ermöglicht die Vorselektion jener ansonsten binnenpolitischen Ereignisse, denen weltpolitische Relevanz beigemessen werden kann. Die Aufgabe der Repräsentation, die unter anderem von ständigen diplomatischen Vertretern wahrgenommen wird, ermöglicht in einem territorialpolitischen System die Zurechnung von Stellungnahmen und Initiativen auf andere territorialpolitische Systeme und bedingt damit die Möglichkeit, nicht nur auf binnenpolitische, sondern auch auf weltpolitische Aspekte eines Entscheidungsproblems aufmerksam gemacht zu werden. Verhandlungen, auf die noch ausführlicher zurückzukommen sein wird, stellen weltpolitische Entscheidungen unter der Bedingung der Anerkennung politischer Grenzen her, synchronisieren gleichzeitig laufende binnenpolitische Entscheidungsprozesse und verhindern auf diese Weise ein Auseinanderdriften von Binnen- und Weltpolitik.

Dies ist allerdings nur sichtbar, wenn man von der Weltpolitik als System und nicht als Summe oder Surplus internationaler Beziehungen ausgeht. Geht man hingegen von Beziehungen aus, die Teile miteinander (zu einer Ganzheit) integrieren, sieht man in der Diplomatie jene Institution, die bestehende Beziehungen aufrechterhält, neue Beziehungen knüpft und in diesem Sinne zwischen Staaten vermittelt. Die Außenpolitik eines Staates bestünde dann darin, in diesem Netzwerk zu manövrieren, die eigene Position zu behaupten, Machtlücken zu füllen oder notfalls Verbindungen zu kappen. Unklar bleibt dabei, was zwischen dem einzelnen Staat und diesem Netzwerk internationaler Beziehungen vermittelt. Die Diplomatie? Und wenn ja, was vermittelt dann zwischen dem Staat und der Diplomatie? Die Außenpolitik? Wenn ja, was vermittelt dann zwischen dem Staat und seiner Außenpolitik? Die zweifellos eleganteste Lösung bietet in diesem Zusammenhang der Neorealismus nach Kenneth Waltz (1979: 60ff.) an: Die internen Vorgänge in einem Staat, *aber auch die Interaktionen zwischen Staaten,* können eine Theorie weitgehend ignorieren, solange es dieser gelänge, kausale Regelmäßigkeiten analytisch so zu isolieren, dass sie auf die Eigenschaften und Strukturen eines emergenten internationalen Systems bezogen werden können. Dies bedeutet als Folge jedoch auch, die Diplomatie selbst zu ignorieren. Der durchschlagende Erfolg des neorealistischen Programms dürfte

jedenfalls maßgeblich dazu beigetragen haben, dass die Diplomatie als Gegenstand der Theoriebildung weitgehend unbeachtet bleiben konnte. Die jüngere Diplomatieforschung erkennt demgegenüber zwar durchaus das Eigenrecht der Diplomatie an, behandelt aber die Beziehungen ihres Gegenstandes zu anderen weltpolitischen Phänomenen bislang eher unsystematisch oder operiert mit Netzwerk- bzw. Struktur/Handlungs-Modellen, die jene bereits genannten Probleme der Vermittlung zwischen diskontinuierlichen Ebenen bislang nicht überzeugend lösen konnten.

Die Systemtheorie kann an dieser Stelle, wie man im Diplomatenjargon sagt, »gute Dienste« anbieten, indem sie, ausgehend von der System/Umwelt-Unterscheidung, auf einen Integrationsbegriff zugreifen kann, der mit der Ausdifferenzierung autonom operierender sozialer Systeme kompatibel ist. Das liegt daran, dass auch das System der bi- und multilateralen Diplomatie zur Integration von Weltpolitik und Binnenpolitik beiträgt, womit jedoch nicht die Integration von Teilen zu Ganzheiten, sondern die wechselseitige Einschränkung jener Freiheitsgrade gemeint ist, mit denen das weltpolitische System und territorialpolitische Systeme ihre jeweils eigenen Operationen vollziehen und weiterprozessieren. Die Diplomatie erfüllt diese Funktion, indem sie Binnen- und Weltpolitik so koppelt, dass ein Ereignis im weltpolitischen System und in mehreren territorialpolitischen Systemen *gleichzeitig* als relevante Information behandelt und dann entsprechend den Eigenlogiken dieser Systeme getrennt weiterverwertet, also in unterschiedlich verlaufende Ereignis- bzw. Entscheidungsketten eingegliedert werden kann.

Ein Verhandlungsergebnis kann somit auch in Form eines Vertrages, im weltpolitischen bzw. diplomatischen System den Anknüpfungspunkt für anschließende Kommunikationen bilden und mit dem Code verhandelbar/unverhandelbar weiterprozessiert werden, also als Prämisse für weitere Verhandlungen fungieren, über die das diplomatische System zu disponieren hätte. Dasselbe Ereignis wird in der Binnenpolitik mehrerer territorialpolitischer Systeme gleichzeitig in unterschiedliche Ereignisketten eingegliedert, die sich jeweils am Code Regierung/Opposition orientieren. In einem betroffenen territorialpolitischen System kann der Vertrag dann zum Anlass für Neuwahlen werden, während in einem anderen System Ratifikationsverfahren eingeleitet werden und sich der Widerstand auf erwartbare Unkenrufe der Opposition beschränkt.

In diesem Sinne bilden Verträge geradezu einen paradigmatischen Fall von hybriden Mehrsystemereignissen (Teubner 1997). Die Integration, die

das System der bi- und multilateralen Diplomatie ermöglicht, setzt also keine Einheitsperspektive wie gemeinsame Werte oder Normen, keine höhere Vernunft, ja nicht einmal ein gleichsinniges Verstehen oder Konsens im Sinne übereinstimmender Perspektiven voraus. Eine realistischere Bedingung wäre stattdessen eher die Differenzierung von sozialen Systemen mit inkompatiblen und inkommensurablen Weltentwürfen, Logiken und Codes, zwischen denen allenfalls *Indifferenz* oder *produktive Missverständnisse* (Teubner 2016: 409ff.) den Regelfall darstellen. Die meisten Missverständnisse sind dabei vollkommen unproblematisch, weil sie in generalisierten Medien (Sinn, Sprache) artikuliert werden, die sehr unterschiedliche Zustände mit demselben *item* identifizieren können und man daher schon aus Zeitgründen davon ausgeht, dass dasselbe gemeint ist, wenn man sich diplomatisch auf eine Formulierung in einem Vertrag verständigt (allgemein hierzu Hahn 2000b). Gerade in der diplomatischen Praxis werden auch gezielt interpretationsoffene Abstraktionen und Ambivalenzen in Verhandlungen und Verträgen eingesetzt, um für alle beteiligten Systeme anschlussfähig zu bleiben und die Gegenwart nicht mit der hermeneutischen Tiefenauslotung von kommuniziertem Sinn zu belasten, sondern Probleme der Interpretation und Compliance in eine offene Zukunft auszulagern (Byers 2004; Fischhendler 2008; Klieman 1999; Pehar 2001; Scott 2001). Deshalb ist anzunehmen, dass Ambivalenzen zunehmen, je differenzierter der soziale Kontext ist und je mehr Systeme durch dasselbe Ereignis aneinandergekoppelt werden. Auch in diesem Sinne schließen sich Differenzierung, Hybridität und Ambivalenz also nicht aus, sondern steigern sich wechselseitig aneinander.

Das schließt wiederum Konflikte nicht aus, die jedoch, wie an anderer Stelle erörtert wurde (12), Fälle der *Überintegration* von Systemen darstellen. Das diplomatische System muss viel mehr Ereignisse als Information behandeln als sonst, weil potenziell jede binnenpolitische Kommunikation auf einen diplomatischen Konflikt bezogen und als weitere Provokation interpretiert werden kann, die mit gleicher Münze heimzuzahlen ist. Diese beinahe zwanghafte wechselseitige Zurechnung von Verhaltensbeiträgen auf Schädigungsabsichten bindet Aufmerksamkeit und Ressourcen sowohl der Diplomatie als auch der betroffenen politischen Systeme. Konflikte schränken mitunter die Freiheitsgrade dieser Systeme derart ein, dass sie sich von der bi- und multilateralen Diplomatie nur noch durch *Desintegration*, etwa durch ein Zwischenschalten von dritten Parteien, lösen lassen. Alternativ wird das Problem an das militärische System weitergeleitet, um eine gewaltsame Letztentscheidung über weltpolitische Entscheidungsprämissen her-

zustellen. Statt die Funktion der bi- und multilateralen Diplomatie in der Integration zu sehen, liegt es daher näher, von einer Kopplungsfunktion[4] auszugehen, die sowohl Integration als auch Desintegration als empirisch beobachtbare Fälle einschließt.

Allerdings können neben dem weltpolitischen System und den territorialpolitischen Systemen sehr viele andere soziale Systeme an dasselbe Ereignis gekoppelt sein. Der Abschluss eines Vertrages kann ein Ereignis der massenmedialen Berichterstattung darstellen, sich aber zugleich in einer Interaktion unter Anwesenden abspielen und, den Wendepunkt in einer persönlichen Beziehung der Anwesenden darstellen, die zugleich auch Mitgliedsstaaten einer internationalen Organisation repräsentieren. Dasselbe Ereignis kann in all diesen betroffenen Systemen mehr oder weniger zufallsabhängig gleichzeitig präsent sein und diese aneinanderkoppeln. Diplomatische Verhandlungen müssen jedoch nicht zwangsläufig den Gegenstand massenmedialer Berichterstattung bilden, sondern erfordern mitunter gerade das Gegenteil, nämlich Geheimhaltung und Diskretion. Die Beteiligung von Massenmedien ist daher zwar möglich, aber keine zwingende Voraussetzung für die Kopplung von Welt- und Binnenpolitik. Das wirft die Frage auf, welche Strukturbildung der bi- und multilateralen Diplomatie eine dauerhaft erwartbare und in sehr verschiedenen Situationen wiedererkennbare Kopplung zwischen Welt- und Binnenpolitik ermöglicht und dafür sorgt, dass Themen, Personen und Programme der Weltpolitik nicht unabhängig von binnenpolitischen Entscheidungsprämissen variieren. Die naheliegendste Lösung dürfte in der Rolle des *Diplomaten* liegen.

Die einschlägige Forschung hat ein zwiegespaltenes Verhältnis zur Rolle des Diplomaten. Einerseits gewinnt man den Eindruck, dass sie Diplomatie schlechthin mit dieser Rolle identifiziert und sie im Allgemeinen für das hält, was Diplomaten machen (Neumann 2005). Andererseits ist man mit

4 Davon ausgehend lassen sich zwei unterschiedliche Formen der Kopplung unterscheiden, die sich als *Interferenz* und *Interpenetration* weiter präzisieren lassen (Teubner 1989: 106ff.). Während Interpenetration eine Kopplung von Systemen mit unterschiedlich konstituierten Elementen meint, wie etwa im Falle psychischer und kommunikativer Ereignisse (Luhmann 1981c), bezieht sich Interferenz auf die Kopplung sozialer Systeme, die im selben Medium (Sinn) operieren, sich über kommunikative Ereignisse reproduzieren und schließlich dem umfassenden System der Gesellschaft zurechenbar sind. Dies sind jedenfalls Bedingungen der Möglichkeit der Simultanpräsenz desselben Ereignisses in mehreren Systemen, die vor dem Hintergrund ihrer je eigenen Codes und Programme das Ereignis mitvollziehen und jeweils andere Ereignisse daran anschließen.

Nachdruck darum bemüht, Diplomatie nicht nur als Problem von staatlich bediensteten Diplomaten aufzufassen, sondern das Untersuchungsfeld auf Politiker, Fachbeamte und nicht-staatliche Akteure auszuweiten. Man gelangt sogar zu der Auffassung, dass die zunehmende Bedeutung der Diplomatie mit einer abnehmenden Bedeutung des Diplomaten einhergeht (Meerts 1999). Damit verschwimmen jedoch auch die Konturen des Gegenstands, sofern dieser als Tätigkeit von Diplomaten definiert wird: »Dialogue between old and new sources of power and old and new centres of authority are blurring the distinctions between what is diplomatic activity and what is not, and who, therefore, are diplomats and who are not« (Hamilton/Langhorne 1995: 3).

Selbst praxeologische Zugänge sind insofern auf Diplomaten fixiert, als sie diplomatische Praktiken nicht auf Codes und Funktionen beziehen, die von unterschiedlichen austauschbaren Rollen und Akteuren mitvollzogen werden können, sondern das Problem der näheren Spezifikation von Praktiken auf eine nicht weiter problematisierte (weil lebensweltlich plausible) empirische Fallauswahl verlagern. Für die Fallauswahl bei der Beobachtung diplomatischer Praktiken zählt dann nicht, welche bestimmte Praxis beobachtet werden soll, sondern welche *Akteure* man beobachten muss, von denen man annehmen kann, dass sie eine bestimmte Praxis reproduzieren. Wenn jedoch auf die Diplomatie von Nicht-Diplomaten Bezug genommen wird, bedient man sich bemerkenswerterweise des Analogieschlusses, wenn »not only regional bureaucrats, but also regional politicians have become heavily involved in practices of a diplomatic kind« (Neumann 2002: 645). Die folgenden Überlegungen interessieren sich ebenfalls für solche Analogieschlüsse, behandeln diese aber nicht als analytische, sondern als *empirische* Problemlösungsstrategie, die es der Diplomatie im engeren Sinne ermöglicht, diplomatische Rollenerwartungen auch jenseits »klassischer« Diplomaten zu definieren.

Mit der Rolle des Diplomaten differenziert sich zunächst eine typisch ambivalente Doppelrolle aus, die sowohl einer staatlichen Verwaltung als auch dem diplomatischen System angehört – sei es in der Rolle des ständigen Vertreters in einer bilateralen diplomatischen Niederlassung (Niedner-Kalthoff 2005) oder in einer internationalen Organisation (Pouliot 2011; 2015). Gerade die Ambivalenz und Doppelzugehörigkeit dieser Rolle ermöglicht die Doppelzurechnung des Rollenhandelns sowohl auf ein territorialpolitisches als auch auf das diplomatische System, indem es gleichzeitig als Vertretung staatlicher Interessen und als Beitrag zur Diplomatie behandelt und

je nach System weiterverarbeitet werden kann. Diese Rolle verwaltet jedoch kein politisches Vertretungsmonopol, sondern ist lediglich auf diplomatische Probleme spezialisiert.

Allerdings ist in der einschlägigen Forschung durchaus unklar, inwiefern man in Bezug auf Diplomaten überhaupt von Spezialisierung oder gar Professionalisierung sprechen kann und ob es jenseits der Amtsbezeichnung Qualifikationen gibt, von denen diplomatische Rollenerwartungen maßgeblich abhängen (Kleistra 2018). Einerseits gibt es nicht überall zwingend vorgeschriebene Spezialausbildungen für den diplomatischen Dienst, andererseits müssen sich Diplomaten längst das Parkett mit Politikern, Interessenvertretern und anderen Fachbeamten teilen (Constantinou u.a. 2017), sodass Differenzierungen zwischen diplomatischen Profis und Amateuren nach wie vor problematisch zu sein scheinen (Calin/Fitzpatrick 2013; Luce 1957). Darüber hinaus bilden neben der klassischen diplomatischen Karrierelaufbahn auch (parteipolitische) Patronage, Prominenz und Verwandtschaft nicht zu vernachlässigende Gesichtspunkte der Rekrutierung, die auf einen geringen Grad der Spezialisierung schließen lassen (Cooper 2008; Haglund 2015; Ottaway 2010). Insbesondere dann, wenn man die Rolle des Diplomaten in der Repräsentation bereits formulierter Interessen sieht, wenn also entsprechend wenig Eigeninitiative erwartet wird, stellt sich die Frage, ob und inwiefern Diplomaten überhaupt eine eigenständige Rolle spielen und inwiefern diese Rolle einen Unterschied macht (Sharp 1997).

Vor dem Hintergrund ihrer prekären Identität scheint es zunächst, als würde man die Rolle des Diplomaten analytisch überschätzen, wenn man sie an die kritische Schnittstelle zwischen Binnen- und Weltpolitik setzt. Gleichwohl gibt es gute Gründe, an dieser rollentheoretischen Perspektive festzuhalten und in den schwammigen Konturen dieser Rolle kein analytisches Problem, sondern eine praktische Lösung zu sehen. Dabei ist es zunächst hilfreich, die hier praktizierte Unterscheidung zwischen territorialpolitischem System und dessen Verwaltungsorganisationen (wie etwa Außenministerien) ins Gedächtnis zu rufen, um auch Differenzen und Zusammenhänge zwischen diplomatischen *Ämtern* und *Rollen* schärfer sehen zu können. Wie bereits im Kapitel zu stratifizierten Gesellschaften erläutert (9.2), ist ein Amt eine wesentlich konkreter gezeichnete Einzelrolle in Korporationen oder Organisationen, während der Rollenbegriff allgemeinere Erwartungen bezeichnet, die einerseits mehrere unterschiedliche Ämter übergreifen können, aber andererseits auch soweit generalisiert sind, dass sie nicht zwingend Ämter voraussetzen. Die Rolle des Diplomaten kann deshalb einen Teil-

aspekt einer organisatorischen Einzelrolle in einem Außenministerium darstellen, kann aber auch zum wiedererkennbaren Element anderer Rollen in Politik, Verwaltung und Publikum werden. Das *Amt* eines ständigen diplomatischen Vertreters ist jedoch das Paradigma für die Orientierung des diplomatischen Rollenverhaltens und übernimmt damit für das System der bi- und multilateralen Diplomatie im engeren Sinne eine konstitutive und identitätskritische Funktion. Schon darin unterscheidet sich diese Rolle von den Rollen der (Spitzen-)Politiker, Publikumsvertreter und Fachbeamten. Diese können mitunter zwar auch an diplomatischer Kommunikation partizipieren, müssen dafür jedoch keine Rollenschwerpunkte ausbilden. Stattdessen können im Sinne einer *Analogietechnik* diplomatische Rollenerwartungen mit anderen Rollen kombiniert und integriert werden, was jedoch die Ausdifferenzierung der Amtsrolle eines Berufsdiplomaten voraussetzt. Für dieses Argument spricht bereits die Mühelosigkeit, mit der diplomatische Rollenerwartungen auch ins Alltagsleben übersetzt werden (Sennett 2012: 221ff.). Die neuere Diplomatieforschung bedient sich ebenfalls des Analogieschlusses und überträgt Rollenerwartungen des Berufsdiplomaten auf andere Rollenzusammenhänge, wobei sie eine Proliferation von diplomatischen Akteuren konstatiert, die bezeichnenderweise nur negativ, nämlich als »nicht-staatlich«, klassifiziert werden (Josselin/Wallace 2001; Langhorne 2005). Damit belegt sie selbst, dass staatliche Außenministerien und deren Personal nach wie vor das Maß aller diplomatischen Dinge sind und man den Blick von ihnen auch dann nicht abwenden kann, wenn man sich für ganz andere »quasi-diplomatische« Strukturbildungen interessiert. Sofern diese Forschungen damit gewissermaßen der staatszentrierten Ideologie ihres Forschungsgegenstandes erliegen, spräche umso weniger dagegen, dass diese auch in der diplomatischen Praxis eine wichtige Orientierungsfunktion übernimmt.

All dies deutet darauf hin, das Verhältnis zwischen diplomatischen Ämtern und anderen diplomatischen Rollen der bi- und multilateralen Diplomatie nicht als Nullsummenspiel, sondern als wechselseitiges Steigerungsverhältnis zu begreifen. Damit schließt die hier vorgeschlagene Konzeption Situationen der Konkurrenz und der faktischen Substitution »klassischer« Diplomaten im Einzelfall nicht aus, sondern soll vielmehr zur Klärung solcher Fälle beitragen. Das erfordert in der Analyse eine genauere Unterscheidung unterschiedlicher Ebenen der Generalisierung von Erwartungen (Person/Amt/Rolle). Vor diesem Hintergrund ließe sich sagen, dass das Amt des Diplomaten einen Anhaltspunkt für die Generalisierung von Rollen-

erwartungen bildet, die auf andere Ämter (und Personen) übertragen werden kann. Das gilt für Spitzenpolitiker (Leguey-Feilleux 2009: 293ff.), für Regionalpolitiker (Lecours 2002), Parlamentarier (Weisglas/Boer 2007), Fachbeamte aus allen Ressorts (Barston 1997: 9ff.), sowie in weiterer Folge für Experten (Auer 1998), Religionsführer (Johnston 2008) oder Prominente (Cooper 2008) und im Zweifelsfall auch für Normalsterbliche, die im Sinne einer *citizen diplomacy* von politischen Systemen gezielt zur Verständigung eingesetzt werden (Sharp 2001). Sie alle substituieren entweder Berufsdiplomaten, werden von ihnen betreut und beraten, sind im diplomatischen Auftrag unterwegs oder werden als Quasi-Diplomaten beobachtet und verursachen damit diplomatische Folgen. Die Orientierung an der Rolle des Diplomaten scheint jedenfalls zu genügen, um Kommunikation gleichzeitig im weltpolitischen System und in einem territorialpolitischen System mit »diplomatischem« Sinn zu überziehen. So werden die entsprechenden Systeme auf nicht-beliebige und dauerhaft erwartbare Weise aneinandergekoppelt und anschlussfähig gehalten. Die Diplomatie ermöglicht auf diese Weise eine Kombination von funktionaler Spezifikation und Redundanz von Rollenerwartungen und kann nicht nur ihre Substitutionsspielräume ausweiten, sondern diplomatische Rollen mit anderen Funktionsrollen kombinieren und sich flexibler auf ihre Umwelt einstellen.

Diplomatie lässt sich demnach weder auf »zwischenstaatliche Beziehungen« noch auf die Tätigkeit von Berufsdiplomaten beschränken. Jede Diplomatie außerhalb dieser Kontexte muss gleichwohl in der Theorie und in der Praxis um Anführungszeichen, Adjektive und Bindestriche ergänzt werden. Das gilt auch für Formen supranationaler Diplomatie (Gilson 2005; Smith/Hardacre 2009) und sub-staatlicher *Paradiplomatie* (Cornago 2010b; Criekemans 2010).

Die Diplomatie ist somit in gewisser Hinsicht ein selbstähnliches System, das seine Strukturbildungsmuster in mehreren Subsystemen wiederholt (Bjola 2015). Dahinter steht jedoch nicht die Entfaltung eines Prinzips, das sich in der kommunalen, regionalen, nationalen und globalen Politik artikuliert, sondern eher kontingente, zufallsabhängige Evolution (in diesem Zusammenhang etwas unklar argumentierend: Modelski 2006). So sind die diplomatischen Spielräume von Bundesstaaten im Verhältnis zur nationalstaatlichen Politik in sehr unterschiedlichem Maße institutionalisiert und verfassungsrechtlich kodifiziert, weil historisch kontingente Prozesse der Staatsbildung auch sehr unterschiedliche Formen des Föderalismus und

Zentralismus hervorgebracht haben (Kuznetsov 2014: 51ff.). In der supranationalen Politik sind diplomatische Dienste, wie sie die Europäische Union ausgebildet hat, ebenfalls keineswegs zwingend, sondern stellen im globalen Vergleich immer noch Ausnahmen dar (Wunderlich 2012). Die selbstähnliche Wiederholung diplomatischer Systembildung ist ferner auch kein analytisches Theoriekonstrukt, das im Sinne diverser Spielarten des Strukturalismus oder Strukturfunktionalismus (latente) Regelmäßigkeiten und Muster aufdecken soll (Abbott 2007: 158, 166ff.). Sie ist vielmehr auch in der Praxis selbst kommunizierbar und gehört zum festen und handlichen Erlebnisbesitz diplomatischer Kommunikation. Das sieht man daran, wie die ständigen bilateralen Vertretungen von Nationalstaaten als analoge Vorlage für die Entstehung eines diplomatischen Dienstes der Europäischen Union herangezogen werden und daher auch ähnliche Rekrutierungsmuster aufweisen (Carta 2012: 89ff.). Das kann einerseits zu konkurrierenden diplomatischen Vertretungsansprüchen zwischen den Vertretern »souveräner« Nationalstaaten und ihren supra- oder subnationalen Pendants führen (Adler-Nissen 2013b). Andererseits können Diplomatie und Paradiplomatie im Krisenfall füreinander einspringen (Duran 2016) oder sich wechselseitig entlasten, indem sie die Verantwortung für gescheiterte Initiativen einander zuschieben (Arrighi de Casanova 2014: 119ff.). Außerdem können ambitionierte Bürgermeister paradiplomatische Eigeninitiativen entwickeln und sich damit für außenpolitische Regierungsämter qualifizieren (Tavares 2016: 232), während internationale Organisationen als Abstellgleise und Rekrutierungsbasis sowohl für bewährtes als auch gescheitertes Personal der nationalen Politik und Verwaltung fungieren (Edinger/Jahr 2015).

Selbstähnliche diplomatische Strukturen legen in der Praxis nahe, Themen und Personen gemäß der Ebenenmetapher[5] zwischen regionaler, nationaler und supranationaler »Ebene« gewissermaßen »weiterzureichen« und

5 Die Differenz zwischen supranationalen, nationalen und subnationalen Entscheidungszusammenhängen wird hier nicht als Ebenendifferenz (kritisch hierzu: Termeer u.a. 2010), sondern als System/Umwelt-Differenz aufgefasst. Regionen und Städte sind Formen räumlicher Differenzierung (Stichweh 2000a; 2006). In diesem Sinne wären Analysen wünschenswert, die das Problem der »Multilevel-Governance« mit systemtheoretischen Ebenen- und Regionsbegriffen kombinieren könnten. Bislang findet man aber überwiegend Analysen vor, die etwa das politische System »Europa« entweder als politische Steuerungsebene jenseits des Staates (Hooghe/Marks 2002), als internationale Organisation (Gehring 2002) oder als Regionalgesellschaft (Eigmüller/Mau 2010) auffassen. Deren Integration in eine umfassende Theorie ist jedoch immer noch ausständig (vgl. Luhmann 1994a).

entlang analog gebauter und konzipierter Strukturen anschlussfähig zu halten. Möglich wird dies durch die weitgehende Kontinuität von Erfahrungswerten und Verhaltenserwartungen, die den Übergang zwischen Paradiplomatie, Diplomatie und supranationaler Diplomatie überleben können und damit Substitutionsschwellen herabsetzen: Wer sich als Politiker, Beamtin oder Lobbyist in der Paradiplomatie bewährt, hat gute Chancen, bei geringer Dazulernquote auch in der »klassischen« Diplomatie zu reüssieren, während Themen der intergouvernementalen »Ebene« im Sinne eines *spillover* zur Bildung supranationaler Institutionen führen können oder im Falle eines *spillback* auf die intergouvernementale »Ebene« rücküberwiesen werden (Vilpišauskas 2013).

Üblicherweise werden in der einschlägigen Literatur selbstähnliche Strukturen auf Funktionen der Integration oder der Resilienz bezogen. Einerseits würde die Ähnlichkeit von Paradiplomatie und Diplomatie Empathie und Perspektivenübernahmen nahelegen (Cornago 2010a: 97; vgl. allgemein hierzu Abbott 2007: 183ff.). Andererseits ermögliche die redundante Selbstwiederholung und Selbstähnlichkeit der Diplomatie, wie bereits erwähnt, Kompensationsleistungen im Falle eines Ausfalls einer Ebene und damit insgesamt robustere und auf lokale oder globale Probleme besser zugeschnittene Strukturlösungen (Khanna 2013: 23, 213f.). Beide Funktionsangaben sind für sich genommen nicht falsch, beziehen sich aber auf soziale Ausnahmesituationen einer geteilten Weltsicht oder eines diplomatischen Leistungsausfalls. Eine allgemeinere, beide Fälle einbeziehende Funktion läge demgegenüber in der Verfügbarkeit verschiedener austauschbarer Perspektiven, die es dem System »Diplomatie« ermöglicht, sich selbst gegenüber Umweltsachverhalten variabel zu halten, Distanz zu ihnen zu gewinnen und dadurch kontrollieren zu können, ob Maßnahmen und Initiativen am eigenen System oder an der gesellschaftlichen bzw. ökologischen Umwelt scheitern (Luhmann 1981b: 199f.). In diesem Sinne können auf subnationaler Ebene paradiplomatische Umweltschutzabkommen vereinbart und umgesetzt werden, die auf internationaler Ebene nicht möglich wären. Sie ermöglichen damit die Prüfung, ob Erfolg oder Scheitern auf internationaler Ebene auf Sachgründe in der ökologischen Umwelt oder auf interne Entscheidungsprobleme zurückzuführen sind (Chaloux/Paquin 2012).

Zu den wichtigsten selbstähnlichen Strukturen der Diplomatie gehören indes nicht nur Rollen, sondern auch internationale Organisationen, die ein hohes Maß an Isomorphie aufweisen und füreinander adressierbare soziale Systeme darstellen. Erst auf dieser Grundlage kann sich für die Diplomatie

ein Subsystem ausdifferenzieren, das in der Verwaltung territorialpolitischer Systeme ein Vorbild gefunden hat, aber selbst weltpolitische Probleme verwaltet.

14.2.2 Das System der internationalen Verwaltung

Üblicherweise wird die hier vorgeschlagene funktionale Definition der bi- und multilateralen Diplomatie auf die Diplomatie schlechthin hochgerechnet. Alle anderen Strukturbildungen werden als Zulieferdienste oder verlängerte Arme verstanden, die dem Zweck der Diplomatie im engeren Sinne zu dienen hätten. Das gilt im Besonderen für jenen Bereich, der in der neuen Forschung als *international public administration* bezeichnet und hier der terminologischen Einfachheit halber als internationale Verwaltung zu diskutieren sein wird. Im Gegensatz zur bisherigen Forschung wird der Versuch unternommen, die Eigenlogik dieses Systems zu erfassen und Widersprüche zur Eigenlogik der Diplomatie im engeren Sinne nicht als Zweckabweichung zu problematisieren, sondern als Strategie der Rationalisierung des diplomatischen Systems insgesamt zu interpretieren, das seine Umweltbeziehungen primär durch interne Differenzierungen reguliert.

Internationale Organisationen haben sowohl qualitativ (Koch 2008) als auch quantitativ (Blokker/Schermers 2001) Dimensionen erreicht, die es nahelegen, von einem eigenen System der internationalen Verwaltung zu sprechen. Damit ist jedoch nicht die Summe aller internationalen Organisationen, sondern ein globaler Zusammenhang von Kommunikationen auf gesellschaftlicher Ebene gemeint, der zwar von internationalen Organisationen abhängt, sich aber nicht auf diese reduzieren lässt. Zunächst stellen Probleme der internationalen Verwaltung nur einen Bruchteil der Kommunikation in internationalen Organisationen dar, die nebenbei auch andere Probleme, wie die Zahlung von Gehältern oder die Reinigung von Sitzungsräumen, zu lösen haben. Außerdem findet die Kommunikation »zwischen« internationalen Organisationen nicht in diesen Organisationen statt, sondern in Interaktionen oder Kontaktsystemen, die keiner Organisation allein zugerechnet werden können (Biermann/Koops 2017). Das System der internationalen Verwaltung hängt damit zweifellos von internationalen Organisationen ab, gewinnt seine Identität aber vornehmlich durch Bezug auf seine Funktion, *Entscheidungen unter der Voraussetzung diplomatisch bereits reduzierter Komplexität herzustellen*. Das System der internationalen Verwaltung betreibt somit selbst keine multilaterale Diplomatie, sondern muss diese als Leistung

der Umwelt voraussetzen, um selbst operieren zu können. Es stellt demnach diplomatische Entscheidungen und Programme in einem engeren Sinne nicht selbst her, sondern überwacht deren Einhaltung und wendet sie im Einzelfall an, sofern diese Funktion nicht bereits von nationalstaatlichen Verwaltungen übernommen wird.

Trotzdem unterstellen einschlägige Analysen, wenngleich eher implizit, eine gleichgerichtete Sinnorientierung zwischen Diplomatie und internationaler Verwaltung, die wahlweise als Hierarchie, als Zweck-Mittel-Relation oder als Prinzipal-Agenten-Verhältnis dargestellt wird (Barnett/Finnemore 1999; Hawkins u.a. 2008; Reinalda/Verbeek 2004: 21ff.; Venzke 2010). Die Diplomatie setze demnach die Zwecke und entscheide »oben«, während die Verwaltungsstäbe internationaler Organisationen geeignete Mittel auswählen und diese »unten« anwenden würden – sofern man deren Tätigkeit in der Analyse überhaupt registriert und die Umsetzung diplomatischer Vereinbarungen nicht allein als Angelegenheit nationalstaatlicher Verwaltungen betrachtet (Archer 2001: 104ff.). Vor dem Hintergrund der Annahme gemeinsamer Rationalitätskriterien werden Konflikte, die man freilich auch beobachtet, als Problem des Passungsverhältnisses zwischen Zwecken und Mitteln interpretiert: Die Mittel genügen unten nicht, um die oben gesetzten Zwecke zu erfüllen, oder sie verselbständigen sich und suchen ihre eigenen Zwecke (Davies 2003). Die so argumentierende Forschung übernimmt mithin Modelle und Bewertungskriterien ihres Gegenstandes, sodass sich ihre Ergebnisse gedanklich in Richtung zweier Verwaltungsklischees steigern lassen: Einerseits findet man den idealistischen *international civil servant* als bedrohte Spezies, die den politischen Machtkämpfen der Mitgliedsstaaten hilflos ausgeliefert ist (Lemoine 1995). Andererseits entdeckt man die Pathologien abgehobener Bürokraten, die von internen Machtkämpfen und Ressortpartikularismen gezeichnet sind, nationalstaatliche Kompetenzen an sich ziehen, die Souveränität ihrer Mitgliedsstaaten untergraben und der Welt über kulturelle Differenzen hinweg universalistische Standards aufnötigen, um ihre Entscheidungsprogramme rücksichtslos anwenden zu können (Barnett/Finnemore 1999).

Im Gegensatz dazu ermöglicht das hier vorgeschlagene Modell eine inkongruente Perspektive, indem es Rationalität nicht auf Handlungszwecke, sondern auf Systemfunktionen bezieht. Die internationale Verwaltung als Subsystem der Diplomatie muss daher entlang unterschiedlicher Grenzen rationalisiert werden und damit eine Balance zwischen Erfordernissen der bi- und multilateralen Diplomatie, den Interessen eines Publikums und den

Teilnahmemotiven ihrer *international civil servants* finden (Cram 1997: 170ff.). Dies setzt jedoch erwartbare Leistungsbeziehungen voraus, die das System der internationalen Verwaltung mit der bi- und multilateralen Diplomatie einerseits und mit ihrem Publikum andererseits koppeln, wobei sie Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten der internationalen Verwaltung zu beiden Spezialumwelten wechselseitig steigern.

Die Beziehung zwischen der internationalen Verwaltung und dem System der bi- und multilateralen Diplomatie legt zunächst den Vergleich mit der Beziehung zwischen nationalen Verwaltungen und nationaler (Parteien-)Politik nahe (Bauer/Ege 2017). Die vergleichende Forschung setzt auch hier ein Zweck-Mittel-Schema voraus, indem sie nationale und internationale Verwaltungen als Erfüllungsgehilfen der Politik betrachtet und nach Möglichkeiten der politischen Kontrolle des Einsatzes administrativer Mittel fragt. Dabei gelangt sie zu dem instruktiven Befund, dass gerade internationale Verwaltungen, verglichen mit ihren nationalen Pendants, durchaus schwerer von der Politik bzw. der Diplomatie im engeren Sinne zu kontrollieren sind, weil die »Delegationsketten« länger sind, politische Kontrolle daher nur mittelbar durch ständige diplomatische Vertreter erfolgen kann und es keine Verfassungen gibt, die das Verhältnis zwischen Verwaltung und Politik auf weltpolitischer Ebene regulieren (Bauer/Ege 2017: 19; Elsig 2010). Dabei geht man von der Richtigkeit diplomatisch verhandelter Entscheidungen aus und gleicht das Verwaltungshandeln mit diesem Standard ab, stellt Übereinstimmung oder Abweichung fest und fragt nach möglichen Konsequenzen. Die Ambivalenz der diplomatisch verhandelten Entscheidungsprogramme wird dann als Problem gesehen, weil diese die Autonomiespielräume der internationalen Verwaltung ausweiten und für politische Kontrollversuche keine eindeutigen Prämissen festlegen (Bauer/Ege 2017: 21). Demgegenüber wäre jedoch zu fragen, ob nicht auch die Entscheidungsprämissen und Programme der internationalen Verwaltung kontrolliert werden müssten und ob es nicht gute Gründe gäbe, im Einzelfall zugunsten informaler Gespräche von Programmen abzuweichen und von der Zustellung »blauer Briefe« oder der Einleitung von Vertragsverletzungsverfahren abzusehen, obwohl formal eindeutig definierte Gründe vorliegen (Börzel 2003: 206ff.).

Außerdem wäre zu klären, auf welcher Ebene eine diplomatische Kontrolle internationaler Verwaltungen ansetzen könnte, wenn es gilt, diese nicht in allen Abläufen zu blockieren. So kann man bei genauerer Betrach-

tung mindestens zwei Ebenen des Kontakts identifizieren, die das Verhältnis zwischen Diplomatie und internationaler Verwaltung bestimmen. Dies sind eine Ebene der generalisierten Anerkennung der Verwaltung und eine Ebene des täglichen Aushandelns und Entscheidens (analog dazu Luhmann 2010b: 182f.). Auf einer allgemeinen Ebene ist die internationale Verwaltung darauf angewiesen, dass nicht jeder diplomatische Impuls sogleich in eine Entscheidung mündet, sondern dass es anerkannte Verfahren gibt, die der Verwaltung Zeit zur Vorbereitung (und sei es: von Gegeninitiativen) einräumen. Gerade in der Verwaltung des Zeitbudgets und in der zeitlichen Koordination von Entscheidungsprozessen liegt mithin ein wichtiger Quell der Autonomie internationaler Organisationen im Verhältnis zur multilateralen Diplomatie der Mitgliedsstaaten (Ekengren 2002). Ferner muss die Programmausführung der internationalen Verwaltung vor diplomatischen Einzeleingriffen geschützt werden. Das schließt die Änderung von Entscheidungsprämissen auf der Ebene von Grundsatzverträgen nicht aus, die aber in bestimmte erwartbare Bahnen gelenkt werden muss. Nicht zuletzt benötigt zudem das Personal internationaler Verwaltungen auch Ermessensspielräume, um Einzelentscheidungen für den Anwendungsfall konkretisieren zu können. Gleichwohl scheint gerade dies in internationalen Verwaltungen problematisch zu sein, da das Personal schnell unter politischen Motivverdacht gerät (Haas 1990: 57). Im Hinblick darauf scheinen sich im Verhältnis zur Diplomatie mindestens zwei Lösungsstrategien in internationalen Verwaltungen abzuzeichnen, nämlich die symbolische Trennung nationaler-politischer und diplomatisch-administrativer Rollen sowie die zunehmende Quantifizierung und Verrechtlichung von Entscheidungsgrundlagen.

Das System der internationalen Verwaltung hat einen eigenen Rollentypus hervorgebracht, der sich deutlich von nationalen Verwaltungsbeamten und diplomatischen Vertretern unterscheidet: den *international civil servant* (Sending 2014). Die Eigenständigkeit der Rolle der internationalen Zivilbeamtin tritt der Forschung jedenfalls zunehmend klarer vor Augen (Yi-Chong/Weller 2004; 2008). An dieser Stelle interessiert diese Rolle jedoch primär vor dem Hintergrund der formalen und informalen Verbindungen, die sie zwischen der internationalen Verwaltung und ihren Umwelten stiftet. Ein Hauptproblem stellt dabei zunächst die Verbindung mit anderen Rollen dar, die sich aus der unvermeidbaren Zugehörigkeit der Rollenträger zu territorialpolitischen Systemen ergeben.

Wer auch immer die Rolle eines internationalen Zivilbeamten übernimmt, wurde nicht in eine internationale Organisation, sondern zunächst als Staatsangehöriger eines territorialpolitischen Systems geboren und dort durch diesen Status (vorläufig und vorbehaltlich möglicher Änderungen) inkludiert. Daher eröffnen sich einer internationalen Zivilbeamtin zunächst eher kosmopolitische oder eher intergouvernemental gefärbte Grundorientierungen (Hooghe 1999b; Marcussen/Trondal 2011: 598f.). Sie kann ihre Rolle als politisches Mandat »ihres« Staates oder »ihrer« Region auffassen, in der internationalen Verwaltung einschlägigen Interessen Priorität einräumen und den Kontakt zu anderen internationalen Zivilbeamtinnen gewissermaßen als intergouvernementalen Aushandlungsprozess interpretieren. Auf der anderen Seite kann sie sich ebenso als national ungebundenes Mitglied einer internationalen Organisation oder gar einer internationalen *epistemic community* verstehen (Haas 1992) und deren kosmopolitische Werte und Ziele als Handlungsmotive angeben. Gerade angesichts zunehmender Kontakte mit organisierten Interessenvertretungen des Publikums lässt sich in der internationalen Verwaltung ein Trend hin zu einer kosmopolitischen Orientierung feststellen, der mit ansonsten eher intergouvernementalen Orientierungen im Widerspruch zu stehen scheint (Cronin 2002). Das muss der internationalen Verwaltung nicht zwingend schaden, sondern kann vielmehr eine wertvolle Ressource darstellen, je nachdem, ob es gilt, die diplomatische Unterstützung von einzelnen Staaten zu sichern oder in einer globalen *epistemic community* Anschlüsse zu finden. Vor diesem Hintergrund käme es also weniger darauf an, ob sich internationale Zivilbeamte insgesamt betrachtet tatsächlich den kosmopolitischen Werten und Normen ihrer Organisation bzw. Bezugsgruppe verbunden fühlen und daraus ihre Motivation beziehen (Anderfuhren-Biget u.a. 2013), sondern vielmehr darauf, ob die internationale Verwaltung auch bei variierenden und abweichenden Motivlagen operieren und sich diesen gegenüber eine gewisse Indifferenz leisten kann. »Leisten« ist hier sogar in einem engeren Sinne zu verstehen, wenn sich Organisationen der internationalen Verwaltung wie die Vereinten Nationen am »Noblemaire-Prinzip« orientieren, also das Besoldungsschema des Mitgliedslandes mit dem höchsten Gehaltsniveau als Grundlage der Besoldung ihres Personals heranziehen, um attraktive Arbeitsplätze anbieten zu können (Volger 2007: 463f.). Wie in jeder anderen Organisation ermöglicht Geld als generalisiertes Tauschmittel auch eine Generalisierung der Mitgliedschaftsmotivation, die vor allem gegenüber wechselnden Publikumskreisen situativ angepasst und flexibel gehandhabt werden kann (Luhmann 1995b: 93ff.).

Internationale Zivilbeamte stehen sowohl an der Schnittstelle zur bi- und multilateralen Diplomatie als auch an der zu nationalen Verwaltungen und einem erweiterten Publikumskreis. Sie vertreten an einer Grenze die Interessen internationaler Organisationen gegenüber den Mitgliedsstaaten (oder umgekehrt), leisten an anderen Stellen »Feldarbeit« in der Entwicklungshilfe vor Ort (Schia 2018) oder unterhalten quasi-korporatistische Beziehungen zu nicht-staatlichen Stakeholdern, die von den Entscheidungen der internationalen Verwaltung betroffen und in Entscheidungsprozesse eingebunden sind (Ottaway 2001).

Daraus ergeben sich jedoch Rollenverflechtungen und damit verbundene Darstellungsprobleme sowohl gegenüber der eigenen Organisation als auch gegenüber Umweltkontakten, die kaum durch Formalisierung der Loyalität oder der Motivation aufzulösen sind (Cox 1976: 166f.). Weder eine nationalistische noch eine kosmopolitische Einstellung kann dem internationalen Zivilbeamten als Mitgliedschaftspflicht auferlegt werden, wenn die rollenausübende Person auf die Kooperation sehr verschiedener Umweltsektoren angewiesen ist (Gould/Kelman 1970: 250f.; Luhmann 1995b: 226f.). Ein Bewusstsein für diese Problemlage bleibt jedoch sowohl in der Formalstruktur als auch in Zonen der Informalität erhalten, was man an formalisierten oder eher informell gehandhabten Proporz- oder Rotationsregeln ablesen kann, die insbesondere für die Besetzung von Spitzenpositionen der internationalen Verwaltung von großer Bedeutung sind (Chesterman 2016). Im Gegensatz zu anderen Verwaltungspositionen, die eher Kontakte zum Publikum oder zu anderen internationalen Organisationen pflegen und deshalb auch relativ problemlos kosmopolitisch orientiert sein können, werden Spitzenpositionen nicht nur nach Gesichtspunkten des privilegierten Zugangs zu nationalen Spitzenvertretern ausgewählt, sondern häufig gerade aus deren Mitte rekrutiert (Yi-Chong 2017: 46).

Indem die Spitzen der internationalen Verwaltung sowohl personell als auch prozedural »politischer« besetzt werden, also mit besonderer Berücksichtigung der Nationalität (Hooghe 1999a; Wonka 2007), kann sichergestellt werden, dass einerseits ein Primat der Diplomatie bestehen bleibt (und nationale Spitzenvertreter ihre Anliegen nicht an einen kosmopolitischen Fachbeamten herantragen müssen) und andererseits der Erwartung einer eher intergouvernemental orientierten Amtsführung Ausdruck verliehen wird, da diese besonders geeignet zu sein scheint, um zwischen nationalstaatlichen Spitzenvertretern sowie zwischen der internationalen Verwaltung

und diplomatischen Erfordernissen zu vermitteln (Cox/Jacobson 1974a: 397f.; Langrod 1963: 308f.; Yi-Chong 2017).

Bis zu einem gewissen Grad lassen sich demnach die Rollenerwartungen der internationalen Zivilbeamten durch Statusdifferenzierungen regulieren und in bestimmte systemrationale Bahnen lenken. Die Rolle des internationalen Zivilbeamten bleibt jedoch entlang der Dimension kosmopolitisch/intergouvernemental politisiert und damit dem ständigen Motivverdacht ausgesetzt, sodass typische Auswege sowohl in Zonen der Informalität (Conzelmann 2012) als auch in der Orientierung an eher unpolitischen Dimensionen und Rollenerwartungen liegen: Man flieht in das Expertentum und verwaltet das Wissen und die Fachkompetenz in relativ eng definierten Sachbereichen oder man nähert sich einem eher weberschen Ideal des administrativen Regelanwenders und -auslegers an (Kuus 2014; Marcussen/Trondal 2011: 599). Statt dieses Problem auf der Ebene einer Rollentheorie des internationalen Zivilbeamten zu diskutieren, soll die Argumentation im weiteren Verlauf eher auf die Differenzierung zweier »objektivierter« Entscheidungstechniken eingehen, welche die internationale Verwaltung mit entpolitisierten Handlungsmotiven ausstatten. Gemeint sind freilich die klassischen bürokratischen Tugenden der Quantifizierung und der Juridifizierung von Entscheidungsgrundlagen.

Zunächst befreit die Quantifizierung der Entscheidungsgrundlagen die internationale Verwaltung von diplomatischen Motiv- und Begründungslasten: »Because analyses based on numbers, models, and rules seem impartial and fair, they are a defense against accusations of politicized and unprofessional behavior that can undermine bureaucrats' authority as experts« (Barnett/Finnemore 2004: 69). Die Expertise, aber auch die Autonomie- und Einflusschancen internationaler Verwaltungen hängen daher auch von der Fähigkeit ab, objektivierte Entscheidungskriterien zu entwickeln, die maßgeblichen Einfluss auf diplomatische Entscheidungsprozesse haben können (Davis u.a. 2012a). Quantifizierbare Indikatoren, mit denen die Leistungen von Mitgliedsstaaten internationaler Organisationen gemessen und als Entscheidungsgrundlage eingesetzt werden, versorgen die Verwaltung außerdem mit einem hohen Maß an Entscheidungskonsistenz: Zwar variieren die Leistungen, aber die mathematischen Formeln und Indikatoren bleiben dieselben und ermöglichen dadurch ein Einrasten von Verwaltungsroutinen im Angesicht einer turbulenten Umwelt (Youssef 2018).

Die Folgeprobleme sieht die Forschung mit einiger Berechtigung in häufig beobachteten Zweck-Mittel-Verschiebungen: Die Quantifizierung wird zu einem ineffizienten bürokratischen »Selbstläufer« und schneidet die internationale Verwaltung von wichtigen Lernpotenzialen ab. Das liegt daran, dass selbst quantifizierte Modelle, Statistiken und Indikatoren, die sich nicht bewähren, nicht aufgegeben werden, sondern als Rechtfertigung dienen für umfassendere Quantifizierungsmaßnahmen, für Ausbau und Verfeinerung der Indikatoren und Messverfahren und nicht zuletzt für mehr Personal und Ressourcen, die dafür eingesetzt werden müssen (Barnett/Finnemore 2004: 71f.). Dem stehen wiederum Mitgliedsstaaten gegenüber, die sich weniger an den intendierten Wohlfahrtszielen, sondern vielmehr an den Indikatoren selbst orientieren, also Zahlen frisieren und Maßnahmen beschließen, die zwar zu schöneren Zahlen, aber nicht zwingend zu mehr Wohlfahrt führen (Rosga/Satterthwaite 2012; van der Vleuten/Verloo 2012). Außerdem wird die Objektivität der quantifizierten Expertise internationaler Verwaltungen bezweifelt. Einerseits findet die Auswahl von Indikatoren und Messverfahren nicht in einem Machtvakuum statt, sondern hängt in erheblichem Maße von politischen Machtdifferenzen ab. Andererseits beschränkt man sich auf Kosten des menschlichen (und womöglich sensibleren) Urteilsvermögens auf leicht messbare Kriterien (Rosga/Satterthwaite 2012).

Ohne diese und andere pathologische Folgen negieren zu müssen, könnten künftige Analysen noch andere Perspektiven berücksichtigen, die Chancen, Grenzen und Folgeprobleme der Quantifizierung sichtbar machen. So wäre die Quantifizierung zunächst im Zusammenhang mit ihrer mindestens ebenso prominenten Alternative, nämlich der juristisch-technokratischen Entscheidungssprache internationaler Verwaltungen, zu sehen.[6] Im Gegensatz zur Quantifizierung von Indikatoren hat die juristisch-technokratische Verwaltungssprache, wie ironischerweise quantifizierende Methoden gezeigt haben, erhebliche Schwierigkeiten, Entscheidungsbedarf unter zweckmäßig definierten Gesichtspunkten zu bestimmen und diese wiederum mit einem konkreten Zeitindex zu versehen (Moretti/Pestre 2015): Anstelle temporaler Adverbien dominieren Gerundien mit unklarem Zeitindex, Verben werden substantiviert, um die Kooperation zu fördern, statt anzugeben, wer wie

6 Man wird in diesem Kontext davon ausgehen können, dass weniger rechtliche Entscheidungsregeln als vielmehr die Konditionalprogramme internationaler Organisationen typische Anwendungsbereiche der juridifizierten Entscheidungstechnik der internationalen Verwaltung darstellen. Ausnahmen wie die Europäische Union mit einem hohen Grad der Verrechtlichung dürften diese Regel eher bestätigen.

kooperieren soll, und konkrete Handlungsziele werden zu Werten wie »Nachhaltigkeit« abstrahiert, die zwar konsensfähig, aber unerreichbar (weil zeitlich unbestimmt) sind. So gewinnt man den Eindruck, dass die internationale Verwaltung Texte um ihrer selbst willen produziert und allenfalls darüber konkrete Auskunft gibt, dass sie tätig ist. Auf der anderen Seite sind vage, semantisch entleerte Formulierungen in internationalen Verwaltungen schon allein deshalb unvermeidbar, weil diese mit einer Vielzahl von nationalen Rechtsordnungen und Rechtssprachen kompatibel bleiben müssen (Born 1992; Kjaer 2002). Außerdem ist die juristische Entscheidungssprache von Verwaltungen im Allgemeinen nicht an Zwecken, sondern an Wenn-dann-Konditionierungen orientiert (Luhmann 2010b: 215ff.). Sofern die internationale Verwaltung sich ihrer juristischen Entscheidungssprache bedient, behandelt sie die Welt also nach Maßgabe bereits vorliegender diplomatischer Entscheidungen, um formal objektivierte Gründe für zu treffende Entscheidungen angeben zu können und Sachverhalte unter Tatbestände zu subsumieren: Wenn Vertragsbestimmungen von einem Mitgliedsstaat verletzt wurden, sind entsprechende Maßnahmen einzuleiten, die weniger der politisch motivierten Willkür der internationalen Verwaltung, sondern vielmehr der konsequenten Anwendung von vorliegenden Entscheidungsregeln zuzurechnen sind.

Die Zwecksprache quantifizierter Indikatoren und die verrechtlichte Konditionalsprache bieten daher beide jeweils objektivierbare Entscheidungsgrundlagen an, unterscheiden sich jedoch in ihren zeitlichen Perspektiven. Die Zwecksprache der Quantifizierung verdichtet für internationale Verwaltungen die Vergangenheit zu einem unverbindlichen Status quo, um den Fokus auf eine Zukunft zu richten, die auf bestimmte messbare Wirkungen reduziert wird (Youssef 2018: 49f.). Im Gegensatz dazu müssen juridifizierte Entscheidungstechniken ihre gegenwärtigen Sicherheiten aus der Vergangenheit beziehen, um Entscheidungen aus dieser abzuleiten, die mit einer ungeplanten Zukunft rechnen müssen. Die Folgen einer Entscheidung bleiben dann allenfalls künftigen Entscheidungen überlassen.

Trifft all dies zu, wären die Folgeprobleme und Auswüchse der Quantifizierung und Juridifizierung von Entscheidungstechniken der internationalen Verwaltung nicht je für sich, sondern im Zusammenhang zu analysieren und allenfalls zu beurteilen. Beide Techniken bringen legitime Gesichtspunkte der Entscheidungsfindung in die internationale Verwaltung ein, welche sich weder allein nach quantifizierbaren Zwecken noch ausschließlich nach

bürokratischen Konditionierungen richten kann. Gleichwohl stellt man einen gewissen Schwerpunkt auf Zwecken, Zielen und zu erreichenden Standards in der Orientierung der internationalen Verwaltung fest, die sich insofern leichter und weniger konfliktanfällig institutionalisieren lassen, als die Wahl der dafür erforderlichen Mittel politisch bzw. diplomatisch flexibler gehandhabt werden kann (Ahrne/Brunsson 2008: 124ff.; Brunsson/Jacobsson 2002). Sie scheint daher, jedenfalls in dieser Hinsicht, eher den Charakter eines rationalistischen Modernisierungsregimes im Weltmaßstab anzunehmen, das quantifizierte Ziele vorgibt, die zu erreichen sind und durch Ideologisierung gegen konkurrierende Ziele geschützt werden müssen (Davis u.a. 2012b; Joshi/O'Dell 2013). Ob die internationale Verwaltung aber jemals eine hinreichend »entwickelte« Umwelt vorfinden wird, die sich bereitwillig der eigenen juridifizierten Konditionalprogrammierung fügt, bliebe abzuwarten. Jedenfalls finden beide Techniken, Quantifizierung und Juridifizierung, ihre Grenzen darin, dass sie objektivierbare und damit relativ unpersönliche Handlungsbegründungen anbieten, die man erkennen und anerkennen kann. Gleichwohl stellen die Kommunikationen der internationalen Verwaltung keine Einsichten dar, die aus Normen und Zahlen gewonnen und unmittelbar in Handlungen übersetzt werden, sondern Entscheidungen, die entsprechendes Personal mit konzedierten Ermessens- und Entscheidungsspielräumen erfordern (Youssef 2018: 64f.). Diese Spielräume können nicht allein durch das System der bi- und multilateralen Diplomatie legitimiert werden, sondern erfordern die hinreichende Unterstützung eines betroffenen Publikums. Daher wäre nun zu klären, wer oder was als Publikum überhaupt in Frage kommt.

14.2.3 Das Publikum der Diplomatie: Prinzipale und Projektionen

Für die anstehenden Analysen ist es sinnvoll, zunächst zwischen Publikum und Öffentlichkeit zu differenzieren und dabei ersteres rollentheoretisch sowie zweiteres kommunikations- bzw. medientheoretisch aufzufassen. Der gemeinsame Problembezug beider Strukturbildungen liegt zunächst darin, dass unter Bedingungen einer Weltgesellschaft eine egalitäre Inklusion und Partizipation aller Menschen ebenso ausgeschlossen ist, wie die ausschließliche Zugehörigkeit von Personen zum System der Diplomatie. Weder können alle Menschen an Verhandlungen teilnehmen, noch kann ein Mensch allein in der Diplomatie sein Dasein fristen, sondern er muss Nahrung, Erkenntnis, Segen oder Liebe in anderen Systemen suchen. Die Teilhabe an

Diplomatie erfolgt also nur selektiv nach Maßgabe von Rollen und Programmen sowie nach Maßgabe des Zugangs zu geheimer und öffentlicher Kommunikation. In der Diplomatie werden die Unterscheidung von Leistungs- und Publikumsrolle bzw. von geheimer/öffentlicher Kommunikation jedoch auf eigentümliche Weise, nämlich über die Form der Stellvertretung bzw. Repräsentation, aufeinander bezogen:

Zu den wichtigsten diplomatischen Leistungsrollen können zunächst Diplomaten und *international civil servants* gezählt werden. Für die Leistungsrolle des Diplomaten ist zunächst evident, dass sie ihre Leistungen in erster Linie für jene Prinzipale erbringt, in deren unmittelbaren Auftrag diplomatisch kommuniziert werden soll. Daraus ergibt sich, dass in erster Linie binnenpolitische Rollen der Parteienpolitik und nationalen Verwaltung als Prinzipale das primäre *Publikum* diplomatischer Kommunikation darstellen, welches Ansprüche an diplomatische Leistungsrollen stellt, diese beauftragt und von Diplomaten unmittelbar Leistungen in Form von Informationen, Initiativen und repräsentierenden Außendarstellungen bezieht (14.4.3). Aus der Perspektive von diplomatischen Kontakt- und Verhandlungssystemen sind in diesem Sinne ebenfalls die (meist staatlichen) Prinzipale zunächst Außenstehende, die Forderungen und Leistungsansprüche an das Verhandlungssystem stellen, aber nicht unmittelbar, sondern durch Stellvertreter beteiligt sind (Vollmer 1996: 158f.). Das gilt nicht nur für jene Fälle, in denen die Rolle des Diplomaten als Amt ausgeübt wird, sondern auch für die analoge Übertragung diplomatischer Rollenerwartungen auf andere politische Rollen. Fachbeamte können ebenso für ihr Ministerium diplomatische Leistungsrollen übernehmen und müssen in intergouvernementalen Verhandlungen die anderen Mitglieder ihres Ministeriums zumindest zeitweise als Publikum betrachten. Das gleiche gilt für Politikerinnen sowie für Privatiers, die aufgrund ihrer guten Kontakte Vermittlungsdienste anbieten können, ansonsten aber keine diplomatischen oder politischen Rollen (mit Ausnahme jener des Wählers) einnehmen.

Die für den Dauerbetrieb der bi- und multilateralen Diplomatie zuständigen Leistungsrollen sind gleichwohl Verwaltungsrollen, die zwar füreinander und ihre Organisationen, nicht jedoch notwendigerweise für Jedermann erreichbar sein müssen. Für letztere Form des unmittelbaren Parteienverkehrs mit Zivilpersonen hat sich vielmehr das *Konsularwesen* ausdifferenziert, das für den Verwaltungskontakt im Ausland zuständig ist (für das Folgende

siehe Gigerenzer/Gray 2011). Staatsangehörige, die sich im Ausland aufhalten oder dort leben, können über Konsulate solche Leistungen beziehen, die zwar diplomatische Kontakte und diplomatische Anerkennung des konsularisch vertretenen Staates voraussetzen, aber nicht unmittelbar Anlass für konkrete bi- und multilaterale Initiativen bieten müssen. Man kann sich im Ausland im Konsulat seines Heimatlandes für die Teilnahme an Wahlen registrieren lassen, Dokumente ausstellen oder diese beglaubigen lassen, um Rechtsbeistand oder um Unterstützung bei der Pflege wirtschaftlicher oder kultureller Kontakte bitten, im medizinischen Notfall um die Vermittlung vertrauenswürdiger Ärzte ersuchen und schließlich in fremden Konsulaten mitunter Asyl beantragen. Viel unwahrscheinlicher ist es jedoch für Zivilpersonen, auf diesem Wege diplomatische Initiativen zur nuklearen Abrüstung einzubringen oder überhaupt in formalen Kontakt mit dem diplomatischen Personal vor Ort zu treten, welches unter Umständen, aber keineswegs notwendigerweise im selben Gebäude untergebracht sein mag. Damit ist zwar nicht ausgeschlossen, dass das diplomatische Personal aktiv wird, wenn Touristen in außergewöhnliche Notlagen geraten und man auf diesem Wege interveniert, Druck ausübt oder eine diplomatische, also einvernehmliche Lösung auf bilateraler Ebene sucht. Diese Mittel dürften jedoch eher bei sparsamer Anwendung wirksam sein. Das Konsularwesen unterbricht insofern unmittelbare Kontakte zwischen bi- bzw. multilateraler Diplomatie und dem zivilen Verwaltungspublikum.

In der politischen Publikumsrolle des Wählers sind Anspruchs- und Leistungsbeziehungen im Verhältnis zur bi- und multilateralen Diplomatie in mehrfacher Hinsicht ebenfalls unterbrochen. Einerseits sind die Interessen und möglichen Motive in dieser Publikumsrolle so diversifiziert, dass sie nicht in einer Wahlentscheidung artikuliert werden können. Die Wahl ist lediglich »Ausdruck politischer Unterstützung in hochgeneralisierter Form« (Luhmann 1983: 165) und ihr Sinn liegt nicht im konkreten Tausch zwischen der Unterstützung durch Wähler und der Umsetzung ihrer spezifischen (etwa: außenpolitischen) Interessen, sondern in der Unterbrechung von direkten Tauschbeziehungen zwischen Wählern und politischen Repräsentanten. Indem sich ein binnenpolitisches System von allzu spezifischen Wählerinteressen entkoppelt, eröffnen sich ihm Interpretations- und damit Entscheidungs- und Verhandlungsspielräume, über die es außenpolitisch freizügiger disponieren kann (Putnam 1988). Spezifischere diplomatische Interessen des politischen Publikums können erst durch Lobbying oder Engagement in Protestbewegungen artikuliert werden und es steht zu

vermuten, dass dies ohnehin viel wirksamere Kommunikationswege sind als etwa politische Wahlen, die erstens immer nur die eigene nationale Außenpolitik verpflichten können und selbst dafür lange Umwege und mehrere Filter überwinden müssen. Für die Diplomatie ist jedoch die Legitimation durch Wahlen kein notwendiges Erfordernis, das sonst zu einer höheren Partizipation von Wählern im diplomatischen Prozess motivieren könnte. Sie setzt (für sich) vielmehr die Anerkennung von Souveränität voraus (15.2).

Das Publikum der internationalen Verwaltung bilden in erster Linie ebenso binnenpolitische Verwaltungen bzw. Organisationen oder internationale Nichtregierungsorganisationen, die zwar Unterhändler, Experten oder Beamte entsenden, ansonsten aber, wie die Klienten von Anwälten, ein leistungsbeziehendes Publikum bilden. Gleichwohl sind auch hier direkte Kontakte mit »Jedermann« nicht ausgeschlossen, insofern die internationale Verwaltung zum einen Leistungen in der Entwicklungszusammenarbeit oder in der Förderung von wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder kulturellen Kontakten erbringen kann, die nicht den Umweg über nationale Verwaltungen erfordern. Zum anderen können auch im System der internationalen Verwaltung weltpolitische Initiativen von NGOs und Protestbewegungen eingebracht werden, die wiederum nicht national basiert sein müssen, sondern transnationale Interessen artikulieren können. Nicht zuletzt erheben auch internationale Organisationen bisweilen den Anspruch, diplomatische Verhandlungen und demokratische Verfahren zu integrieren – mit Folgeproblemen, auf die zurückzukommen sein wird (15.3).

Von diesen Formen der Publikumsbeteiligung ist jedoch die Beobachtung einer Öffentlichkeit zu unterscheiden, die weniger durch die Übernahme bestimmter Rollen, sondern vor allem durch massenmediale Beobachtung zustande kommt.

Die politische Öffentlichkeit, die sich für Diplomatie interessieren könnte, ist unter gegenwärtigen Bedingungen nicht als Interaktionsöffentlichkeit beobachtbar, die sich im Fürstenhof (Schlögl 2014: 334ff.) oder im Kaffeehaus (Kırlı 2004) versammelt, sondern ist zunächst ein Artefakt des politischen Systems, das sich im Spiegel massenmedialer Kommunikation beobachtet (Luhmann 1971b). Das schließt nicht aus, dass man sich in kleinen Zirkeln trifft und unter Anwesenden politische Meinungen über die aktuelle Weltpolitik austauscht, hinterfragt und gegebenenfalls revidiert. Diese Interaktionen wissen jedoch nichts voneinander, halten unterschiedliche

Themen für wichtig und lassen sich daher auch nicht zu einer öffentlichen Meinung kondensieren, die politische Entscheidungen beeinflussen könnte. Dies leistet nur noch die Beobachtung von und durch Massenmedien, die Kommunikation derart vervielfältigen, dass der Empfängerkreis kaum bekannt ist und nur noch als vorhanden unterstellt werden kann. Ehe also auf die Bedeutung von Massenmedien für die Konstitution einer diplomatischen Öffentlichkeit eingegangen werden soll, kann es sich lohnen, einige Bedingungen und Folgeprobleme massenmedialer Kommunikation im Vergleich zu älteren Verbreitungstechnologien herauszuarbeiten.

Massenmedien ermöglichen zunächst in der unpersönlichen Kommunikation *zwischen Unbekannten* hohe soziale Redundanz und damit enorme Tempobeschleunigungen, da nun mehr erforderliches Kontextwissen in der Kommunikation vorausgesetzt werden kann und dieses nicht mehr in der Einzelinteraktion erarbeitet werden muss. Im Gegensatz zur Telekommunikation mit einem entfernten, aber angebbaren Empfängerkreis ist massenmediale Kommunikation aufgrund technischer Bedingtheiten einseitig (nämlich auf Seiten des Senders) strukturiert. Die Unterscheidung zwischen Telekommunikation und Massenmedien bezieht sich damit also primär nicht auf die technologische Infrastruktur, sondern auf den kommunikativen Gebrauch dieser Infrastruktur: Man kann beispielsweise Radiowellen sowohl für Funkverkehr zwischen identifizierbaren Einzelnutzern als auch für die Ausstrahlung von Sendungen einsetzen, deren Empfängerkreis weitgehend unbekannt und anonym bleibt. Während die Möglichkeiten der Telekommunikation eher Effizienzsteigerungen diplomatischer Kommunikation zur Folge haben, indem sie Sprache und Schrift schneller vermitteln, trifft dies zwar mitunter auch für Massenmedien zu, aber deren Verbreitung hat für die Diplomatie gravierendere qualitative Folgen.

Wenn es stimmt, dass der faktische Zugriff eines Publikums auf Massenmedien kaum noch kontrolliert, sondern nur noch vermutet und unterstellt werden kann, ist auch anzunehmen, dass sich die Bedingungen der Vermittlung und Kontrolle öffentlicher Kommunikation dramatisch verändern. Die Anwesenheit und persönliche Bekanntheit von Sendern und Empfängern bzw. Vermittlern und Rezipienten verliert in dem Maße ihren Status als Kontrollinstanz, wie vor allem die Empfänger nicht mehr konkret identifiziert, sondern nur noch diffus projiziert werden können. Bücher, Zeitungen, Kinofilme oder Radio- bzw. Fernsehsendungen sind Medien der Kommunikation von Abwesenden für Abwesende und können nur noch für ein weitgehend anonymes Publikum produziert werden, dessen zustimmende

oder ablehnende Meinung wiederum erst durch Massenmedien konstruiert und vermittelt werden muss. Sofern Massenmedien zum Einsatz kommen, werden Selektionen von Sendern und Empfängern nicht *in* der Kommunikation wechselseitig aufeinander bezogen, sondern sie erfolgen einseitig *für* die massenmedial vermittelte Kommunikation. Diese ist aber nur auf der Seite des Senders vervielfältigbar, während Reaktionen der Empfänger zwar möglich, aber nur nach den Selektionskriterien der Sender publizierbar sind.

Treffen diese Annahmen zu, liegt die Funktion der massenmedial erzeugten Öffentlichkeit weniger in der Selektion allgemeiner Meinungen, welche als Korrektiv der Politik oder der Diplomatie dienen könnten, sondern in der Selektion und Institutionalisierung von Themen, die Aufmerksamkeit erfahren und daher als politisch entscheidungswürdig beobachtet werden (McCombs/Shaw 1972). Wie politische Kommunikation im Allgemeinen ist auch diplomatische Kommunikation, sofern sie sich auf eine projizierte Meinung einer politischen (Welt-)Öffentlichkeit bezieht, über Aufmerksamkeitsregeln der Themenwahl und weniger über konsensfähige Meinungen integriert. Diplomatisch kommuniziert wird nicht über jene Themen, für die man Zustimmung und Vernünftigkeit der öffentlichen Meinung voraussetzen kann, sondern über diejenigen, für die eine allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit und ein entsprechendes Mobilisierungspotenzial vorausgesetzt werden können (Gilboa 2005; Seib 1997; Sheafer/Gabay 2009). Das vermittelt dem besorgten Beobachter den Eindruck einer eher reaktiven Diplomatie, die erst Bilder von hungernden Eisbären, fallenden Aktienkursen und ausufernder Gewalt abwarten muss, ehe sie tätig werden kann, und die, wenn überhaupt, immer nur zum falschen Zeitpunkt von Konsens und Richtigkeit der öffentlichen Meinung ausgehen kann. Krisen und Konflikte bleiben weltpolitisch weitgehend unbeachtet, solange sie nicht gewisse Eskalationsstufen und erst dadurch massenmediale Aufmerksamkeitsschwellen überschreiten (Jakobsen 2000).[7] Gerade im Kontext ständiger Themenkonkurrenz eskalieren weltpolitische Konflikte, da das Skandalon militärischer Gewaltanwendung besondere Aufmerksamkeit erregt und einen regionalen Konflikt auf eine höhere weltpolitische Dringlichkeitsstufe anheben kann (Koloma Beck/Werron 2013).

Die Diplomatie steht außerdem selbst unter dem Druck, mit anderen möglichen Themen zu konkurrieren. Sie muss interessante Bildmotive anbieten und stößt damit, sofern sie geschlossene Türen bevorzugt, auf

7 Die Beteiligung einer »Supermacht« dürfte dabei eine kritische Bedingung für massenmediale Aufmerksamkeit darstellen.

gewisse strukturell und ästhetisch bedingte Wettbewerbsnachteile (Constantinou 2018). Bilder von Flughafenempfängen, Militärparaden, Staatsbanketten und *handshakes* sind für ein breiteres Publikum allenfalls dann interessant, wenn Staatsoberhäuptern ein *faux pas* widerfährt (Dahl/Bennett 1996) oder sie diplomatische Tabubrüche begehen und einander unverhohlen Drohungen und Beleidigungen ausrichten, die deutlich über das hinausgehen, was man als *subtle game of diplomatic slap* (Faizullaev 2017) bezeichnen könnte. Sie können, was ihren *news value* betrifft, ohnehin kaum mit Bildern von Pandababys konkurrieren, die mittlerweile als Allzweckwaffe der chinesischen *public diplomacy* eingestuft werden (Hartig 2013).

Die Folgeprobleme dieses Arrangements liegen auf der Hand, müssen aber auch gegen die Strukturgewinne abgewogen werden. Einerseits kann die öffentliche Aufmerksamkeit für bestimmte Themen viel voraussetzungsloser unterstellt werden als die Übereinstimmung von Meinungen. Wenn man zu einem Thema schon nicht derselben Meinung sein muss, kann man zumindest von der Bekanntheit des Themas ausgehen. Man muss gewissermaßen nur den Fernseher einschalten, um wissen zu können, was die Welt bewegt. Zudem kann man vor diesem Hintergrund auch wissen, welche Verhandlungen bald anstehen werden, für die sich Meinungen erst bilden und gruppieren müssen. Die Berichterstattung über dramatische Weltereignisse ermöglicht dann schnelle und umfangreiche Koordinationsmaßnahmen mit globaler Reichweite (Holzer 2008) – wobei fraglich bleibt, inwiefern die Berichterstattung auch Einfluss auf konkrete Entscheidungen ausüben kann (Robinson 2006).

Große internationale Konferenzen auf der Ebene von Staats- und Regierungschefs, etwa in Fragen des Klimaschutzes, produzieren nicht immer konkrete Entscheidungen. Sie fungieren auch als Bühnen, auf denen das diplomatische Ringen über äußerst komplexe Probleme als personalisierte »Chefsache« und als *character contest* (Goffman 1967: 239ff.) exemplarisch dargestellt werden kann (Death 2011). Die politische Öffentlichkeit wird zur massenmedial inszenierten Arena, in der um Themen und Aufmerksamkeit konkurriert wird sowie Konflikte inszeniert, unverbindliche Testballons gestartet und gezielt Indiskretionen in Umlauf gebracht werden können, um Aufschluss über mögliche Unterstützungsbereitschaften zu erhalten (Chataway 1998; Cohen 1986b: 68ff.; Gilboa 2001). Gerade dies ermöglicht es jedoch, in vertraulichen, kleinformatigen, aber kontinuierlichen Verhandlungen damit verbundene Motivlagen stillzulegen und über Sachthemen

kooperativ zu verhandeln und zu entscheiden – oder alternativ den Entscheidungsdruck zu erhöhen und ansonsten unwahrscheinliche Lösungen zu mobilisieren (Colson 2008; Japp/Kusche 2004; Lange 2010). Selbst eine Verrohung diplomatischer Sitten in der öffentlichen Kommunikation ist daher vielleicht nicht nur als Prozess des Verfalls, sondern vielmehr der Normalisierung politischer Kommunikation aufzufassen, die Formen wie Kooperation, Konkurrenz und Konflikt, sowie Über- und Unterordnung deutlicher voneinander differenzieren und auf unterschiedliche Schauplätze und Rollen verteilen kann. Auch in diesem Zusammenhang ermöglicht die öffentliche Institutionalisierung von Themen anstelle von Meinungen der Diplomatie ein autonomes Disponieren über Kooperations- und Konfliktmotive. In einer Öffentlichkeit, die zu einem bestimmten Thema primär Meinungen bilden und diese zur Entscheidung vorlegen müsste, könnte man diese Meinungen nur so kommunizieren, dass der künftige öffentliche Meinungsaustausch über andere Themen davon nicht belastet wird. Man müsste in der Öffentlichkeit also taktvoll kommunizieren und anschließend in Kauf nehmen, dass sich Konflikte damit nicht in Luft auflösen, sondern dort ausbrechen, wo es tatsächlich auf Verständigung ankäme, wie etwa: in diplomatischen Verhandlungen.

14.3 Diplomatische Interaktionen in der Weltgesellschaft

Die funktional differenzierte Weltgesellschaft ist weder eine Interaktionsverkettung, noch wird sie hinreichend durch Interaktionen repräsentiert oder gar integriert. Trotzdem schwimmen »die gesellschaftlichen Teilsysteme […] auf einem Meer ständig neu gebildeter und wieder aufgelöster Kleinsysteme« (Luhmann 1997: 812) und es muss »[a]lles soziale Handeln […] faktisch durch dieses Nadelöhr hindurch und wird durch die Eigengesetzlichkeit der Interaktionssysteme deformiert« (Luhmann 2017a: 179). Interaktionen können die Gesellschaft weder repräsentieren noch integrieren. Sie bilden vielmehr einen kommunikativen Variationspool, der es ermöglicht, unter Anwesenden gesellschaftlich weitgehend folgenlos mit Strukturen zu experimentieren, die sich im Falle der Bewährung selegieren und zum Aufbau gesellschaftlicher Strukturen einsetzen lassen. Einen Spezialfall dieser Funktion stellen »globale« Interaktionen dar, die in der neueren Weltgesellschafts-Forschung diskutiert werden (Heintz 2007; 2015). Sie zeichnen sich durch

mindestens drei Merkmale aus: eine globale Rekrutierung der anwesenden Teilnehmer, einen globalen Adressatenkreis sowie die Thematisierung globaler Probleme im weitesten Sinne (Heintz 2007: 348f.). Ebenso wie Interaktionen auf lokaler Ebene bieten sie die Möglichkeit, je nach Anlass und Thema relevante Systeme (Funktionssysteme, Organisationen, Protestbewegungen etc.) befristet aneinander zu koppeln und dadurch wechselseitige Irritationen und schließlich Entscheidungen zu ermöglichen. Nur wird diese Freiheit der Kopplung von Systemen nun genutzt, um über Themen zu entscheiden, denen globale Relevanz zugesprochen wird und die deshalb eine überregionale Orientierung bei der Wahl von Teilnehmer- und Adressatenkreisen erfordern.

Diplomatische Interaktionen als ein Sonderfall globaler Interaktionen kommen vor allem dort zum Einsatz, wo globale Ordnungsstrukturen (im Sinne einer Weltstaatlichkeit oder eines Weltrechts, aber auch im Sinne von globalen Organisationen) nicht oder nur rudimentär institutionalisiert sind und daher jede bindende Kommunikation mit geringer Erwartungssicherheit und geringer Chance auf Akzeptanz rechnen muss. Dennoch ermöglichen Interaktionen längerfristige Bindungswirkungen und Akzeptanz in dem Maße, in dem die Teilnehmer sowie ein Publikum im fortschreitenden Verlauf dieser Interaktionen in Lernprozesse involviert werden und die hergestellte Entscheidung als Prämisse weiteren Verhaltens akzeptieren können.[8] Dies soll anhand zweier funktional äquivalenter Modi der interaktiven Herstellung von Akzeptanz für Entscheidungen diskutiert werden, nämlich *Verhandlungen* und *Verfahren* (siehe für das Folgende insb. Vollmer 1996; Luhmann 1983). Diese werden in diesem Abschnitt lediglich im Kontext globaler Interaktionen diskutiert und später unter Gesichtspunkten diplomatischer Autonomie näher erläutert. Vorläufig genügt hier somit die Annahme, dass Verhandlungen über ihre Bedingungen, ihren Ablauf und die Umsetzung getroffener Entscheidungen selbst entscheiden müssen, während Verfahren all dies insofern voraussetzen, als sie vorgegebene Rollen und Verfahrensschritte definieren, die objektiv überprüfbar vollzogen werden müssen und die Umsetzung anderen Verfahren überlassen können.

8 Es sei denn, dass sich die Konsistenz der Selbstdarstellung gerade darin artikuliert, sich nach jeder Verhandlung so zu verhalten, als ob sie nie stattgefunden hätte. Dass man dennoch mit einschlägig berüchtigten Personen verhandelt, lässt dann eher auf latente symbolisch-expressive Funktionen von Verhandlungen schließen, während eine Orientierung an der manifesten Funktion nahelegen würde, zuverlässigere Verhandlungspartner zu suchen.

Verfahren und Verhandlungen setzen daher unterschiedliche Grade der Normierung und Institutionalisierung voraus und weisen Interaktionen vor diesem Hintergrund unterschiedliche Funktionen zu.

Für diplomatische Verhandlungen sind Interaktionen zunächst insofern von Vorteil, als die Anwesenheit (im Vergleich zur Mitgliedschaft in Organisationen) eine relativ niedrigschwellige, befristete und leicht unterbrechbare bzw. kündbare Form der Teilnahme darstellt (Stein 1989: 482f.). Eine Interaktion muss sich außerdem auf die Behandlung relativ eng gefasster Themenausschnitte beschränken, welche weder ihre eigenen Kapazitäten noch die Lernkapazitäten der Teilnehmer überfordert (Druckman 1973). Die Anwesenheit muss zudem im Zweifelsfall nicht erzwungen werden, was für Verfahren durchaus erforderlich sein kann, sondern bildet selbst den Gegenstand von Verhandlungen (Zartman 1989: 248f.). Außerdem bieten Interaktionen die Möglichkeit, dort persönliches Vertrauen aufzubauen, wo unter Bedingungen einer anarchischen Weltpolitik ein allgemeines Systemvertrauen nicht vorausgesetzt werden kann (Greenhalgh 1987: 242f.). Vor allem aber ermöglichen Interaktionen sehr subtile und mannigfaltige Verhaltensmodulationen, die auf ein »Maximum an Symptomfülle« (Schütz/Luckmann 2017: 106) anwesender Kommunikationspartner zugreifen können, um damit unterschiedliche Grade der Verbindlichkeit ausdrücken. Diese sind in Verhandlungen insofern unverzichtbar, als Repräsentanten von abwesenden Dritten aufeinandertreffen, die nur über begrenzte Verhandlungsvollmachten verfügen, Rücksprachen mit ihren »Heimsystemen« halten müssen und daher mit jeder Initiative Risiken eingehen, die selbst verantwortet werden müssen – Bedingungen, die sich zusätzlich verschärfen, wenn gerade mangelnde Normierung und Institutionalisierung der Kommunikation auf globaler Ebene Festlegungen und Verbindlichkeiten als riskant erscheinen lässt.

Alle diese Motive, die den Einsatz von Interaktionen in globalen Verhandlungen rechtfertigen, sind in globalen diplomatischen Verfahren (wie der Verabschiedung einer UN-Resolution) nur bedingt darstellbar. Wo Verhandlungen sich durch einen anspruchslosen, niedrigschwelligen Anfang auszeichnen, der durch Interaktionen ermöglicht wird, setzen Verfahren auf die interaktive Inszenierung von eindeutig markierten Statuspassagen, um den Anfang eines Verfahrens objektiv nachvollziehbar und überprüfbar zu

machen und damit mögliche Verfahrensfehler bereits zu Beginn auszuschließen (Cronin/Hurd 2008: 9f.).

Während Verhandlungen gerade den Aufbau persönlichen Vertrauens als Ziel definieren und offiziell thematisieren können, müssen diese Prozesse in einem Verfahren im Hintergrund abgewickelt werden und dürfen nicht zum Element ihrer offiziellen Darstellung werden. Außerdem würden Verfahren ihre eigenen Legitimationsgrundlagen unterlaufen, wenn ihre vorgesehenen Abläufe unverbindlich gehandhabt würden und demnach unklar wäre, wer wann eine Sitzung des UN-Sicherheitsrates einberufen oder einen Initiativantrag auf Abstimmung stellen darf, der den nächsten vorgezeichneten Schritt des Verfahrens einleiten soll (Sievers/Daws 2015: 193ff., 295ff.).

Interaktionen und ihr Zugriff auf die maximale Symptomfülle der Anwesenheit haben in diesem Zusammenhang daher die besondere Funktion, die Anwesenden in vorgezeichnete komplementäre oder asymmetrische Rollen einzufangen und mit ihnen einen objektiv nachvollziehbaren Verfahrensschritt nach dem anderen zu vollziehen, bis sich die Teilnehmer so weit in ihre Rollen eingelebt haben, dass sie nicht gegen das definitive Ergebnis des Verfahrens protestieren können, ohne zugleich gegen ihre eigene Darstellungsleistung und damit gegen sich selbst Protest einzulegen (Luhmann 1983: 97f.). So kann angenommen werden, dass eine UN-Resolution in einem fairen Verfahren zustande kam, bei dem allgemeine völkerrechtliche Grundsätze beachtet wurden und Protestierende sich deshalb nur aufgrund ihrer Uneinsichtigkeit gegen den Willen der Weltgemeinschaft stellen. Verfahren sind also insofern wesentlich anspruchsvoller, als sie Entscheidungen soweit generalisieren und als Konsequenz allgemeiner institutionalisierter Normen darstellen sollten, dass mögliche Protestmotive der Betroffenen nur ihnen selbst und nicht einer ungerechten Norm oder einem unfairen Verfahren zurechenbar sind. Sie müssen daher nicht nur allgemeinere Normen und Institutionen voraussetzen, sondern auch eine Umwelt, welche eine Umsetzung des Ergebnisses auch gegen weiterbestehende Protestmotive durchsetzen und im Falle der Nichtbefolgung wirksame negative Sanktionen verhängen kann.

Auf der Ebene von Interaktionen sind Normierung und Institutionalisierung jedoch nur soweit generalisierbar und damit für Verfahren verfügbar, wie es gelingt, Interaktionszusammenhänge oder Kontaktsysteme auszubilden, die so attraktiv sind, dass auch negative Sanktionen nicht zum Austritt führen (Gehring 1995; Keohane 1988; Koremenos u.a. 2001). Im Falle stratifizierter Gesellschaften handelt es sich dabei primär um jene

bereits beschriebenen elitären »Clubs« von Herrschern, die in Oberschichten-Kontaktsysteme eingebunden sind, welche wiederum durch persönliche Beziehungen und Verwandtschaftsverhältnisse konstituiert werden. Diese können die Herrscher und ihre Gesandten soweit disziplinieren, dass die Konsequenzen ihres Verhaltens in einer Interaktion im Zusammenhang mit anderen sowie künftigen Interaktionen in ihrem Kontaktsystem berücksichtigt werden müssen. Aus bereits mehrfach genannten Gründen reicht in der modernen Gesellschaft diese Generalisierungsstufe jedoch nicht mehr aus. Weltpolitik und Diplomatie können sich unter Bedingungen einer Weltgesellschaft nicht mehr allein auf persönliche Beziehungen oder Verwandtschaftsverhältnisse verlassen, sondern müssen Strukturen ausbilden, die mit einem hohen Grad unpersönlicher und anonymer Kommunikation, mit hoher Personalfluktuation und einer funktionalen Spezifikation der Kontakte kompatibel sind. Diplomatische Interaktionen können auch nicht nach dem Muster eines Zeremoniells gestaltet werden, das eine gemeinsame hierarchische Kosmologie voraussetzt, die es zu interpretieren, nachzuahmen und zu bewahren gilt. Stattdessen werden aus zeremoniellen Oberschichten-Interaktionen diplomatische Verhandlungen und Verfahren ausdifferenziert. Allerdings müssen diese Kontaktsysteme in ihrer Umwelt nun zunehmend im Kontext internationaler Organisationen gepflegt werden, welche die Akzeptanz von Entscheidungen, den programmgemäßen Vollzug von Entscheidungsverfahren, die Befolgung von Normen sowie die Übernahme von (asymmetrischen) Rollen und Status zur Mitgliedschaftsbedingung erklären und damit höherstufig generalisieren können.

Gleichwohl zeigen die großen UN-Weltklimakonferenzen der vergangenen Jahre nicht nur Chancen, sondern auch Grenzen globaler Interaktionen auf. Schließlich behandeln sie mitunter drängende Probleme der Menschheit und müssen dafür Teilnehmer an einem Ort versammeln, die nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ die Weltgesellschaft repräsentieren.

Politiker, Diplomaten, Verwaltungsbeamte, Wissenschaftler, Interessenvertreter, NGOs, Protestbewegungen und Pressevertreter werden in einen Interaktionszusammenhang eingebunden, der zehntausende Teilnehmer und mindestens ebenso viele Interessen bewältigen und zu einer Entscheidung bewegen muss. Das diskriminiert bereits Interessen, die personell unterrepräsentiert sind und nicht gleichzeitig in dutzenden parallel verlaufenden Arbeitsgruppen vertreten werden können (Laux 2017: 273; Sanders 1989: 419f.). Über einen knappen Zeitraum von nur wenigen Tagen muss außerdem rund um die Uhr verhandelt werden. Das überfordert auch die

Teilnehmer, die unmöglich über alle gleichzeitig laufenden Nebenverhandlungen informiert sein können, daher eigens entwickelte Handy-Apps benötigen, um über den Zeitplan der Konferenz auf dem Laufenden zu bleiben und schließlich nach wenigen Tagen aufgrund akuter Erschöpfungszustände durch »frisches« Personal ersetzt werden müssen (Laux 2017: 271ff.). Die Zeitdifferenz zwischen dem Verhandlungsort und der eigenen Zentrale kann ebenso wie der diplomatische Jet Lag zu Verschiebungen und Verkürzungen des Schlafrhythmus führen und Verhandlungschancen nachhaltig beeinträchtigen (Gleditsch 2015). Das bürgerliche Ideal partizipativer und deliberativer Diskursverfahren scheitert schon deshalb an den Bedingungen eines herrschaftsfreien Diskurses, weil die genannten chronopolitischen Probleme allenfalls durch einen »Zeitimperialismus« gelöst werden können. Nur die Entscheidungsträger kleinerer Staaten werden geweckt, damit sie von ihren Delegierten über Initiativen informiert werden und ihnen Instruktionen erteilen können (ebd.: 56f.).

Trotz des anrüchigen, aber effizienten Einsatzes von Überzeugungsmitteln wie Macht und Geld sind derartige diplomatische Interaktionen an Teilnahmebedingungen geknüpft, die auf die kognitiven Kapazitäten der Anwesenden dieselben Auswirkungen haben müssten wie ein erhöhter Alkoholpegel. Bisweilen mögen sie überhaupt nur durch Drogenzufuhr bewältigbar sein. Das wirft die Frage auf, ob und inwiefern raumzeitliche Kopräsenz überhaupt erforderlich ist und worauf man verzichten müsste, wenn man auf alternative Möglichkeiten wie Telekommunikation und schließlich auf Organisationen zurückgreift.

Ein häufig genannter Einwand gegen den Einsatz von Telekommunikation bezieht sich auf die technisch bedingte Einschränkung wechselseitiger Wahrnehmung. Diese ermögliche einen Zugriff auf die maximale Symptomfülle menschlichen Verhaltens und damit auf die gleichzeitige Kommunikation widersprüchlicher Signale, die wichtige Interpretationshilfen bieten (Goffman 1969: 133ff.; Jönsson/Hall 2003: 201ff.). Der für Diplomatie kaum verzichtbare Aufbau persönlichen Vertrauens hinge von dieser Möglichkeit ab, da die wechselseitige Wahrnehmung die Chance erhöhe, aus einer breiten Symptomfülle zumindest ein Indiz herauszufiltern, welches es dem noch Misstrauenden ermöglicht, Vertrauen zu fassen (Wong 2015). Bereits die Anwesenheit selbst könne in dieser Hinsicht als Vertrauensbeweis gelten, da der Anwesende zu erkennen gibt, dass er sich einer Situation aussetzt, in der er durch sein wahrnehmbares Verhalten mehr preisgibt, als er mit seiner idealisierten Selbstdarstellung vereinbaren könnte (Luhmann

2000b: 49). Die damit verbundenen Risiken stellen den Partner vor die Wahl, entweder bereits diesen Vertrauensbeweis zu enttäuschen und die Situation zu eigenen Gunsten zu nutzen oder sich des Vertrauens würdig zu erweisen und die Anwesenheit des Gegenübers als Fundament für den Aufbau stabilerer Vertrauensbeziehungen einzusetzen. Gleichwohl kann auch die Weitergabe vertraulicher Schriftstücke einen Vertrauensbeweis darstellen (Jucker 2007). Was man im vertraulichen Gespräch gesagt hat, lässt sich womöglich noch zeitnah berichtigen und kann gegenüber abwesenden Dritten im Zweifelsfall bestritten werden. Wer vertrauliche Schriftstücke aus der Hand gibt oder verliert, kann weder deren Zirkulation kontrollieren noch deren Inhalt bestreiten. Nicht zuletzt die *Cablegate*-Affäre, im Zuge derer die interne Korrespondenz des US-Außenministeriums an die Enthüllungsplattform Wikileaks geleakt wurde, zeugt von dieser Problematik (Copeland 2015).

Mit dem Aufkommen moderner Telekommunikation könnte außerdem zugleich der Verlust jener Verhandlungsspielräume beklagt werden, die sich aus der interaktiven Kombination verbaler und nonverbaler Kommunikation ergeben. Nicht allein die Körpersprache, sondern auch Objekte, Gerüche und diffuse Stimmungen sind nur teilweise oder überhaupt nicht übertragbar. Sie können damit kaum zur Ambivalenz der Kommunikation beitragen, die hier mehrfach als wichtige Ressource diplomatischer Kommunikation dargestellt wurde. Dabei gibt es durchaus Substitute, etwa in der Form ambivalenter schriftlicher Formulierungen, aber auch in Form von ambivalenten, weil gleichzeitig auf verschiedenen Kommunikationskanälen gesendeten Mitteilungen (Jönsson 1996: 25f.). Militärmanöver, die parallel zu laufenden Verhandlungen durchgeführt und massenmedial publiziert werden, stellen in diesem Zusammenhang klassische Beispiele ambivalenter Kommunikation unter Abwesenden dar (Cohen 1981).

Der Einsatz von Telekommunikation in der Diplomatie wird jedoch auch mit anderen Verfallserscheinungen in Verbindung gebracht. Auf die Feinheiten des diplomatischen Sprachgebrauchs und Verhaltens wird in dem Maße verzichtet, wie technologische Beschränkungen schriftlicher Telekommunikation eine Reduktion auf das Wesentliche nahelegen – ein Problem, das man nicht erst seit Twitter, sondern bereits seit der Erfindung der Telegrafie kennt (Nickles 2003). Die Kommunikation wird psychisch dekonditioniert (Kieserling 1999: 239), wobei es für die Interpretation von Texten weniger auf Empathie und Personenwissen ankommt, sondern vielmehr auf die Kenntnis anderer Texte. Expressive Verhaltensvariablen treten zugun-

sten instrumenteller Variablen in den Hintergrund und die Sachdimension genießt Vorrang gegenüber sozialen Rücksichtnahmepflichten. Die Höflichkeitsfloskeln und Byzantinismen im diplomatischen Schriftverkehr, die auch in schärfsten Protestnoten nicht fehlen dürfen, beziehen sich auf dieses Problem, sind aber streng normiert. Damit sind sie zugleich relativ ausdrucksschwach und dürften ihre Funktion eher in der Markierung einer »offiziellen« Stellungnahme haben (Kappeler 2001: 202ff.). Der E-Mail-Verkehr mit seiner Differenzierung zwischen Nachricht und Anhang hingegen ermöglicht in Verhandlungen eine Auftrennung von formal-instrumenteller und expressiv-informaler Kommunikation: Offizielle Stellungnahmen können einer E-Mail beigefügt werden, während die begleitende Nachricht Raum für *schmoozing* bietet, das dazu dient, persönliche Beziehungsaspekte zu thematisieren, dem Adressaten zu einer positiven Selbstdarstellung zu verhelfen und Interpretationswissen anzubieten, welches in den offiziellen Text nicht Eingang finden konnte (Morris u.a. 2002).

Für viele Mängel, die man an moderner Telekommunikation beklagen kann, gibt es demnach durchaus Ersatz- und Auffangvorrichtungen, welche die entstehenden Nachteile sowie den Wegfall von Vorteilen der Anwesenheitskommunikation zumindest teilweise kompensieren können. Dort, wo Bettina Heintz (2015) unverzichtbare Vorzüge globaler Interaktion ausmacht, gibt es annähernd äquivalente Lösungen im Bereich der Telekommunikation – sei es beim Aufbau von Vertrauen, der Kommunikation ambivalenter Informationen, der Tendenz zum Konsens oder der sozialen Schmiermittelfunktion. Die Unersetzbarkeit von Interaktionen liegt daher vermutlich auf einer anderen Ebene.

Wenn in der einschlägigen Forschung von der Ambivalenz in diplomatischen Interaktionen die Rede ist, bezieht man sich meistens auf den Unterschied zwischen verbaler und nonverbaler Kommunikation, der dem Sender die gleichzeitige Mitteilung widersprüchlicher Informationen ermöglicht (Cohen 1987; Jönsson 2016; Holmes 2013: 847ff.). Dies ist jedoch, wie hier argumentiert wurde, auch mit massenmedialer bzw. Telekommunikation möglich. Ganz anders verhält es sich bei der Zurechnung von Informationen auf Mitteilungsabsichten, die in Interaktionen viel ambivalenter gehandhabt werden kann als in der technisch vermittelten Kommunikation. Das liegt daran, dass Interaktionen Zufälle ermöglichen, die sich aus der freien Bewegung von Körpern ergeben und nicht immer eindeutige Kommunikationsabsichten erkennen lassen. Das Kreuzen von Blicken, das Anstreifen

an anderen Körpern, ein wahrnehmbares Räuspern – all dies kann ebenso zufällig wie unvermeidbar geschehen, sodass sich allein aus diesen Indizien noch keine stichhaltigen Belege für Mitteilungsabsichten ableiten lassen. Diese Unverbindlichkeit von Initiativen bzw. die Möglichkeit *indirekter Kommunikation* ist durch Telekommunikation nicht substituierbar.

In Interaktionen muss die Zurechnung von Initiativen aus einer Vielfalt gleichzeitig wahrnehmbarer und dann ebenfalls widersprüchlicher Verhaltenssymptome (akustischer, visueller, olfaktorischer oder taktiler Art) abgelesen werden, sodass ein Blickkontakt oder eine Berührung ebenso leicht als Kommunikationsabsicht auslegbar ist, wie dies wiederum plausibel bestritten werden kann. Demgegenüber kann technisch vermittelte Kommunikation nur Ausschnitte des ansonsten unter Anwesenden Wahrnehmbaren erfassen und wiedergeben.[9]

Sofern es sich dabei außerdem um Infrastrukturen handelt, die ausschließlich der Kommunikation dienen, fällt es schwer, allgemeine Kommunikationsabsichten zu bestreiten, wenn man auf sie zugreift (Kieserling 1999: 149ff.). Dies gilt umso mehr, je höher die unterstellbaren technischen Schwellen für den Zugriff liegen, also je eher eine nur zufällig richtige Bedienung technischer Einrichtungen für unwahrscheinlich gehalten werden kann. Man kann behaupten, die falsche Nummer gewählt zu haben, jedoch nicht, versehentlich angerufen zu haben. Man kann bekunden, sich bei einem Tweet vertippt zu haben, mit der Maus ausgerutscht zu sein oder die Nachricht etwas zu überstürzt abgesetzt zu haben, aber kaum, versehentlich einen Tweet geschrieben zu haben. Die Technik erzwingt damit, was in segmentären Gesellschaften oft um jeden Preis vermieden wird (7.2), nämlich die eindeutige Zurechnung von Initiativen auf Personen:

»Wer wen angerufen hat, das liegt mit dem Zustandekommen der Kommunikation bereits fest und kann auch im weiteren Verlauf nicht mehr aufgelöst oder nach Belieben umdefiniert werden. Die Technik erzeugt hier völlig eindeutige Verhältnisse, während es in der normalen Interaktion sehr wohl offen und mehrdeutig sein kann (und mitunter sogar: mehrdeutig sein muß), wo die Initiative lag« (ebd.: 163, Fn. 20).

9 An dieser Stelle muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass natürlich auch audiovisuelle Telekommunikation die Unterstellung wechselseitiger Wahrnehmung und in diesem Sinne auch Interaktion ermöglicht. Insofern ist räumliche Kopräsenz nicht als Bedingung, sondern als Variable der Interaktion aufzufassen, so wie umgekehrt Telekommunikation räumliche Kopräsenz nicht ausschließt, wenn etwa Ego und Alter sich in Hör- und Sichtweite aufhalten und einander trotzdem Kurznachrichten schreiben.

Wollte man diese Bedingungen für Telekommunikation reproduzieren, müsste man als funktionales Äquivalent einen Algorithmus entwickeln, der im globalen Maßstab einerseits Kontaktwünsche und -präferenzen registriert, welche er aber nach dem Zufallsprinzip erfüllt oder verweigert, und andererseits verbindliche Kommunikationsaufträge erteilt – auch und gerade dann, wenn man eigentlich keinerlei Kommunikationsabsichten hegt. Solange es vergleichbare Äquivalente nicht gibt, bleiben nur Interaktionen übrig, die außerdem der massenmedialen Vorliebe für interessante Bildmotive entgegenkommen (Constantinou 2018).

Sind Organisationen demgegenüber leistungsfähiger?

14.4 Diplomatische Organisationen

14.4.1 Zur Selbstkonditionierung diplomatischer Organisationen

Diplomatische Organisationen, also insbesondere Außenministerien und internationale Regierungs- sowie Nichtregierungsorganisationen, bilden eine eigenständige Differenzierungsebene der Diplomatie. Sie sind nicht auf Versorgungsdienste für Verhandlungsinteraktionen zu reduzieren, aber auch nicht mit dem globalen System diplomatischer Kommunikation gleichzusetzen. Vielmehr schieben sich diplomatische Organisationen zwischen diese Ebenen der Systembildung, treten mit diesen in wechselseitige Leistungsbeziehungen und sind in mehrfacher Hinsicht an sie gekoppelt. Das diplomatische System stellt weltpolitische Entscheidungen unter der Bedingung anerkannter Grenzen her und konstituiert sich primär durch Codes und Programme. Es reproduziert sich durch die codierte und programmierte Verknüpfung von globaler Kommunikation und verfügt als weltpolitisches Subsystem über keine Adresse, an die man sich im Beschwerdefall richten könnte. Erst diplomatische und hier vor allem internationale Organisationen schaffen Abhilfe, denn sie sind als soziale Systeme adressierbar und können als »Akteure« rechenschaftspflichtig gemacht werden. Interaktionen können Diplomatie als Themenschwerpunkt behandeln und sie mitvollziehen, sind jedoch keine adressierbaren Sozialsysteme und haben darüber hinaus andere Probleme zu lösen, die sich aus der Anwesenheit der Teilnehmer ergeben. Die Fokussierung auf ein Entscheidungsthema stellt dann eine anspruchsvolle Leistung von diplomatischen Interaktionen dar. Diese sind zwar von der Last gesamtgesellschaftlicher Repräsentation weitgehend befreit, können

die Lösung diplomatischer Probleme aber nicht allein von der zufälligen Verteilung der Interaktionsdominanz unter Anwesenden abhängig machen, sondern müssen dafür die Disziplinierungsleistung von Organisationen voraussetzen. So sind Organisationen auch am Vollzug diplomatischer Kommunikation beteiligt, müssen daneben aber auch viele andere Entscheidungen herstellen, die nicht alle unter einen Gesamtzweck »Diplomatie« subsumiert werden können, sondern komplexere Bestandsprobleme zu lösen haben. Um das Eigenrecht dieser Differenzierungsebene (und ihrer Spezialsoziologie) zu würdigen, sollen einige Grundzüge organisierter Systeme dargestellt werden, um anschließend auf spezifischere Probleme diplomatischer Organisationen einzugehen.

Formale Organisationen können zweifellos zu den »Eigenstrukturen« der modernen Weltgesellschaft gezählt werden (Stichweh 2006: 244f.). Zwar ist Formalisierung als steigerungsfähiger Prozess auch in segmentären und stratifizierten Gesellschaften zu beobachten. Doch während in Korporationen sowohl die Personalauswahl als auch Programme und Kommunikationswege weitgehend von gesellschaftlichen Strukturen wie Verwandtschaft, Schichtung und Kosmologie abhängen und somit keine ausdifferenzierte Ebene sozialer Systembildung darstellen (9.2), treten in der funktional differenzierten Gesellschaft Organisationen als soziale Systeme hervor, die autonom über ihre Entscheidungsprämissen entscheiden müssen (Luhmann 1972; 2017a: 210ff.). In Organisationen ist der Eintritt von Mitgliedern weniger eine Folge der Erkenntnis gesellschaftlich vorgegebener, geburts- oder standesmäßig definierter Qualitäten, sondern muss vielmehr der Organisation und dem Mitglied als kontingente Entscheidung zugerechnet werden können. Die Programme von Organisationen hängen nicht von einer erkenntnis- und interpretationsbedürftigen Kosmologie, sondern von formalisierten Entscheidungen über Zwecke, Mittel und Konditionierungen ab, die Richtlinien für »richtiges« Entscheiden im Sinne der Organisation angeben, ohne dieses im Einzelnen festzulegen (Luhmann 2000a: 256ff.). Die Kommunikationswege einer Organisation verteilen Weisungsrechte und Gehorsamspflichten nicht nach dem Muster eines Zeremoniells, das eine zu erkennende kosmologische Weltordnung wiederspiegelt, sondern eher nach Gesichtspunkten organisatorischer Unsicherheitsabsorption, also der Möglichkeit, die Entscheidungen der anderen Mitglieder ohne erforderliche Rückfragen als Prämisse weiterer Anschlussentscheidungen hinnehmen zu können (ebd.: 313ff.). Organisationen unterscheiden sich insofern auch

operativ von ihrer psychischen, biologischen und sozialen Umwelt, insofern alles, was in den Innen- und Außenbeziehungen einer Organisation als Problem anfällt, zunächst als Entscheidungsproblem behandelt wird – sei es die Verteilung von Geld, die Auslegung von Rechtsnormen, die Ausarbeitung von Plänen, die Schaffung von Abteilungen, die Rekrutierung, Weiterbildung und Motivation der Mitglieder oder die Außendarstellung gegenüber Nicht-Mitgliedern. Das bedeutet jedoch nicht, dass in der Praxis jeder Handgriff als Entscheidung beobachtet werden muss, um als Element der Organisation gelten zu können. Auf der anderen Seite kann sehr wohl jedes Verhalten in den Sinnbereich der Organisation fallen, wenn es auf Entscheidungen (über Mitgliedschaft, Aufgabenverteilung, Zwecke etc.) zurückgeführt wird. Dies erfordert ebenfalls Entscheidungen, die damit die Strukturen formaler Organisation beanspruchen.

Organisationen, um es kurz und bündig zu formulieren, verknüpfen eigene Entscheidungen mit eigenen Entscheidungen vor dem Hintergrund der Unterscheidung von eigenen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern. Die Organisation kommt vor allem in der Entscheidung zur Geltung, während die Entscheidung über den Eintritt eines Mitglieds den Sinnzusammenhang zwischen dem weiteren Verhalten des Mitglieds und demjenigen der anderen Mitglieder und Nicht-Mitglieder stiftet. Dieser Sinnzusammenhang kann einerseits sozial soweit generalisiert werden, dass nicht jeweils aufs Neue ausgehandelt werden muss, unter welchen Bedingungen man etwa Ranghöhere und ihre Entscheidungen akzeptiert. Andererseits ist es auch nicht von Vorteil, wenn bei jeder Einzelentscheidung das gesamte Normgefüge einer Organisation zur Disposition steht, sondern dieses muss zeitlich so weit generalisiert werden, dass man relativ unabhängig von Einzelsituationen wissen kann, ob man an einer bestimmten Erwartung der Organisation festhalten kann, ohne sich dabei zu blamieren. Die Strukturen formaler Organisationen müssen zudem soweit spezifiziert sein, dass die Organisation gesellschaftliche Strukturen nicht einfach übernimmt und intern kopiert, sondern nach eigenen Kriterien übersetzt. Auf diese Weise wird die Organisation auch in die Lage versetzt, Schwerpunkte auf bestimmte Funktionssysteme und deren Codes zu definieren sowie andere Codes opportunistischer zu behandeln.

Ist das bisher gesagte richtig, werden sogleich Diskontinuitäten und Entkopplungen zwischen Organisations- und Gesellschaftsebene sichtbar, die sich auch in diplomatischen Organisationen nachweisen lassen: Die

Programme der Organisationen sind nicht zugleich die Programme der Diplomatie. Ebenso sind die Hierarchien der Organisationen nicht zugleich diplomatische Status- und Rangdifferenzen und die Inklusion von Mitgliedern in diplomatische Organisationen ist nicht mit der Inklusion in das diplomatische System gleichzusetzen.

Wie oben bereits erwähnt wurde, lassen sich diplomatische Organisationen zwar schematisch der Diplomatie zuordnen, können dem Diplomatie-Code aber lediglich einen Primat einräumen. Die Diplomatie bietet damit Organisationen globale Anschlussfähigkeit für Kommunikationen und eine globale Perspektive, in der sie sich weltweit mit anderen Organisationen vergleichen können. Dafür bieten Organisationen die Möglichkeit, wenn schon nicht die Diplomatie selbst, dann zumindest diplomatisch entscheidungsfähige Systeme adressieren zu können. Die Diplomatie schlechthin hat als globales System keine Adresse, anders als staatliche Verwaltungen und internationale Organisationen, bei denen man somit Beschwerden und Initiativen einbringen kann. Spätestens dann werden jedoch auch Diskrepanzen zwischen den Programmen der Diplomatie und denjenigen der Organisationen sichtbar. Praktische Abweichungen von diplomatischen Programmen wie die Prozedur der Anerkennung werden in diesem Zusammenhang zwar etwas voreilig den Unzulänglichkeiten internationaler Organisationen zugerechnet. Richtig ist aber, dass sich die strukturellen Widersprüche des diplomatischen Systems *auch* auf der Ebene von Organisationen artikulieren, die abstrakte Programme und Werte der globalen Diplomatie im täglichen Entscheiden anwenden müssen. Insofern ist die diplomatische Norm der Anerkennung staatlicher Souveränität ein typischer Gegenstand der »organisierten Heuchelei«, wenn internationale Organisationen nach opportunistischen Gesichtspunkten die Verwaltungen ansonsten nicht-souveräner politischer Systeme inkludieren oder mit ihren Entscheidungen ansonsten anerkannte territoriale Grenzen zur Disposition stellen (ebd.: 65ff.). Außerdem können die Programme internationaler Organisationen trotz protokollarischer Gleichheit ihrer Mitgliedsstaaten durchaus formale Ungleichheiten im Sinne von ungleich verteilten Stimmgewichtungen, Vetorechten oder Ausnahmeregelungen für einzelne Staaten vorsehen, die sogar relativ unabhängig von weltpolitischen (Macht-)Ungleichheiten oder *capabilities* variieren können (Donnelly 2016; Dunoff 2013; McIntyre 1954). Diese Programme bilden jedoch nur die Formalstruktur und damit ein unvollständiges Bild faktischer Statusdifferenzen ab, die im Widerspruch zu informalen diplomatischen »Hackordnungen« internationaler Organisationen stehen

können (Pouliot 2011; 2016). Dies sind ebenfalls Spielräume der Informalität in der Weltgesellschaft *und* in den Organisationen, die erst vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und sozialer Differenzierung plausibel werden.

Ferner entkoppeln diplomatische Organisationen ihre internen Kommunikationswege sowohl von der Logik elementarer Kontakte als auch von der Logik des diplomatischen Systems. Die Verteilung von Weisungsrechten und Gehorsamspflichten, aber auch horizontal verlaufende Dienstwege müssen in der Stellenordnung einer Organisation an die jeweiligen Programme und das jeweilige Personal geknüpft werden. Sollen sie im Sinne der Organisation programm- und personalgerecht strukturiert sein, müssen sie auch gegen jene Tendenz in elementaren Situationen institutionalisiert werden, Kontakte nach Gesichtspunkten der Sympathie, des Charismas, der Vertrautheit oder anderweitiger Kriterien persönlicher Attraktivität anzusteuern. Das schließt nicht aus, dass sich aus diesen persönlichen Faktoren Einflusschancen ergeben, sondern macht erst plausibel, wieso diese Chancen primär von variierenden Formalstrukturen diplomatischer Organisationen abhängen (Cox/Jacobson 1974b: 19ff.). Die im Sinne des Programms kompetente Stelle muss auch dann kontaktierbar sein, wenn man den Stelleninhaber persönlich geringschätzt. Zudem muss man dessen Entscheidung auch dann hinnehmen können, wenn er in bestimmten Hinsichten einen niedrigeren oder inkommensurablen Status hat, wenn er zwar formal zuständig, aber unerfahren und offensichtlich sachunkundig ist, oder wenn er als Experte eines anderen Funktionssystems, etwa in der Funktion des »lästigen« Rechtsexperten, konsultiert werden muss und damit nicht in einer anderen Liga, sondern ein ganz anderes Spiel spielt (Schwebel 1991).

Die formalen und informalen Rang- und Statusdifferenzen, welche die Kommunikationswege von Organisationen mitstrukturieren, stellen weniger Korrelate, sondern eher Substitute für gesellschaftliche Rang- und Statusdifferenzen dar. Die Leistungen und Qualitäten, die in der gesellschaftlichen Umwelt der Organisation, also in Familien oder Funktionssystemen, erbracht oder geerbt werden, wirken sich nicht schon als solche auf die Strukturierung von Kommunikationswegen in Organisationen aus (Cox/Jacobson 1974a: 395f.). Obwohl rhetorisch geschulte Sprösslinge aus gutem Hause Spitzenpositionen im Kommunikationsnetz einer Organisation einnehmen, müssen sie, wie beinahe jeder neue Chef, von ihren Untergebenen ständig unterwacht werden und mit deren informeller Hausmacht rechnen (Cox 1976: 167ff.; Luhmann 2016). Vertrautheit und Kenntnis der informalen Kommunikation in diplomatischen Organisationen bilden in solchen

Fällen ein internes Gegengewicht zum Ansehen, das Mitglieder in der Umwelt ihrer Organisation durch Leistung erworben haben (Cox/Jacobson 1974a: 395f.). Selbst wenn Leistung, dem Meritokratieprinzip zufolge, das einzig legitime Kriterium der gesellschaftlichen Statusallokation darstellt, bedeutet dies zudem nicht, dass die organisatorischen Spitzenpositionen diplomatischer Organisationen mit den leistungsfähigsten Vertretern der *diplomatic community* besetzt werden. Vielmehr werden sie mit denjenigen besetzt, welche die Organisation auch gegenüber den Spitzenvertretern anderer Organisationen auf Augenhöhe repräsentieren können und bereit sind, ihren Status als Spezialisten gegen die Vor- und Nachteile von organisatorischem Rang und Status einzutauschen (Cox 1976; Luhmann 1995b: 352). Man legt, sofern vorhanden, seine Skrupel als Spezialist ab und wird zum besser bezahlten Generalisten, der zunehmend »politischere« Aufgaben wahrnimmt und allenfalls noch symbolisch den Zweck der Organisation (und des Funktionssystems) zum Ausdruck bringt. Die damit verbundenen Einbußen an Status und Ansehen innerhalb der professionellen Community (Abbott 1981) müssen dann erst recht durch formalen Status ausgeglichen werden, damit in Außenministerien nicht nur diplomatische Profis, sondern auch diplomatisch unbefleckte, dafür aber binnenpolitisch durchsetzungsfähiges Personal Ministerpositionen übernehmen kann.

Die formalen und informalen Kommunikationswege diplomatischer Organisationen spiegeln demnach weder die persönlichen Beziehungen der Mitglieder noch die protokollarischen Rangabstufungen der *diplomatic community* und schon gar nicht die globale politische Ordnung der Weltpolitik wider, sondern sind Eigenstrukturen diplomatischer Organisationen, die mit und gegen sonstige soziale Kontaktpräferenzen oder Leistungs- und Statusgefälle institutionalisiert werden müssen.

Die Inklusion von Individuen in diplomatische Organisationen ist ebenfalls nicht mit der individuellen Inklusion in den gesellschaftlichen Funktionszusammenhang »Diplomatie« gleichzusetzen. Im Vergleich zu segmentären und stratifizierten Gesellschaften ist die funktional differenzierte Gesellschaft unter anderem auch dadurch charakterisierbar, dass Individualität nicht auf der Inklusion in Verwandtschafts- oder Rangverhältnisse beruht, die alle anderen Inklusionschancen (etwa: in Korporationen) regulieren, sondern zunächst auf der grundsätzlichen Exklusion von Personen, deren Individualität in Form selektiver und kontingenter Kombinationen von Rollen in unterschiedlichen Funktionssystemen und Organisationen beobachtbar

wird (Bohn/Hahn 2002). Individualität artikuliert sich dann weniger als einzigartiger Status mit weitgehend vorgezeichneten Rollenkombinationen, die man mehr oder weniger idiosynkratisch auslebt. Vielmehr nimmt die Inklusion in gesellschaftliche Subsysteme individuell sehr verschiedene und kaum vorhersehbare Ausprägungen an. Man kann Konsument, Kirchgänger, Nicht-Wähler, Kunstbanause, Pflichtschulabsolvent, Dauerpatient, Vereinsmeier sowie ewiger Junggeselle sein und im Verlauf einer »Karriere« oder einer Biographie sehr unterschiedliche Rollen einnehmen, die man sowohl sich selbst als Ergebnis eigener Entscheidungen und Leistungen, als auch der gesellschaftlichen Umwelt zurechnen kann, die Karrieren und Lebensläufe fördert oder verhindert (Luhmann 1993c). Alle diese biographischen Ereignisse können nur noch als *Zufälle* auffallen, die durch die Exklusionsindividualität der modernen Gesellschaft möglich werden und Unterschiede zwischen Individuen sichtbar machen, die in anderen Kombinationen inkludiert sind oder exkludiert bleiben. Ein besonderes Medium der individuellen Inklusion in diplomatische Organisationen stellt die *Arbeit* dar (für das Folgende allgemein: Bommes/Tacke 2001; Luhmann 1997: 827ff.).

Unter »Arbeit« wird hier indes nicht jede Form der individuellen Leistung oder Produktionstätigkeit verstanden und auch nicht die »tätige« Mitgliedschaft in Organisationen, sondern zunächst ein Inklusionsmedium der Wirtschaft, das für die generalisierte Bereitschaft steht, individuelle Leistungen zu kommodifizieren, also gegen Geld zur Verfügung zu stellen (MEW 23, 183). Dieses Medium ist insofern von der Mitgliedschaft in Organisationen zu unterscheiden, als es einerseits Formen der Mitgliedschaft gibt, die nicht mit einer Inklusion ins Wirtschaftssystem in Form bezahlter Arbeit einhergehen, und man andererseits die eigene Arbeitsbereitschaft schließlich auch Privatpersonen oder Haushalten gegen Geldzahlungen zur Verfügung stellen kann. Deshalb sind Organisationen zwar wichtige, aber keineswegs die einzigen Nachfrager auf dem Arbeitsmarkt, die jedoch mit dem Inklusionsmedium Arbeit ansonsten unwahrscheinliche Mitgliedschaften ermöglichen. In diplomatischen Organisationen fällt es vor allem dann leicht, von einer generalisierten Teilnahmebereitschaft, Motivation und Loyalität der Mitglieder auszugehen, wenn diese mit generalisierter Zahlungsfähigkeit in Form von Geld vergütet werden (Kopp/Gillespie 2008: 53f.). Statt für jede bestimmte Einzelanweisung die individuelle Motivation des Mitglieds zu berücksichtigen und damit von Fall zu Fall variierende Gegenleistungen aushandeln zu müssen, kann nun der Hinweis darauf genügen, dass man für seine Arbeit regelmäßig bezahlt wird und dies nicht mehr der Fall wäre,

wenn die Arbeit, zu der man sich als Mitglied freiwillig verpflichtet hat, nicht mehr geleistet wird.

Diese besondere Form der Kopplung von Wirtschaft und diplomatischen Organisationen (oder von Mitgliedschaft und Arbeit) beruht auch auf Strukturbildungen in anderen Funktionssystemen. So ermöglicht das Rechtssystem Arbeitsverträge, die den Tausch von Arbeit gegen Geld normieren,[10] reguliert aber auch Formen der bezahlten Arbeit, die etwa im Bereich der Entwicklungshilfe an andere Organisationen »outgesourct« wird (Hocking 2004; Kopp/Gillespie 2008: 194f.). Sondermitgliedschaften, die keine Vergütung für geleistete Arbeit vorsehen, sondern für ehrenamtliche Zwecke der konsularischen Außenvertretung übertragen werden, können ebenfalls vertraglich geregelt und rechtlich eingehegt werden (Rana 2013: 102f.). Das Erziehungssystem wiederum bildet Absolventen für den diplomatischen Arbeitsmarkt aus und reproduziert für diesen ungleiche Inklusionschancen. Allerdings gibt es gerade für diesen Arbeitsmarkt weder spezialisierte Ausbildungen, noch kann sich ein diplomatischer Dienst auf Rekrutierungskriterien der Herkunft und Abstammung potenzieller Bewerber verlassen. Diese biographischen Hintergründe erhöhen allenfalls die Chancen für eine »bessere« Ausbildung und ermöglichen über diesen Umweg den Eintritt in den »Staatsadel« (Adler-Nissen 2013a) des höheren diplomatischen Dienstes, der mit dem alten Adel allenfalls aus kosmetischen Gründen Überschneidungen aufweist:

> »Daß man, statistisch gesehen, noch mit deutlichen Zusammenhängen von Schichtung und Ausbildung rechnen muß, wird jetzt als Problem der Chancengleichheit und der sozialen Gerechtigkeit gesehen und nicht, oder kaum noch, als Chance der Rekrutierung von Merkmalen begriffen, die durch Schichtung garantiert sind. Der diplomatische Dienst rekrutiert adelige – Namen« (Luhmann 1997: 828, Fn. 419).

Stimmt all dies, lässt sich nun die Bedeutung von diplomatischen Organisationen als Eigenstrukturen der Weltgesellschaft in dreierlei Hinsicht präziser bestimmen. *Erstens* können Organisationen die Leistungs- und Teilnahmemotivation durch Mitgliedschaft und bezahlte Arbeit generalisieren und von ihren Mitgliedern auch dann Mobilität erwarten, wenn diese mit anderen Rollenverpflichtungen ihrer Mitglieder konfligiert. Wer freiwillig in den diplomatischen Dienst eintritt und dafür ein regelmäßiges Gehalt bezieht,

10 Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet der britische diplomatische Dienst: »[O]fficers are still given no written contract of employment and serve at Her Majesty's pleasure: they can be dismissed at any point, although resort to this is very rare« (Black 2001: 260).

macht sich für den Arbeitgeber auf Dauer unmöglich, wenn er sich aus familiären oder sonstigen privaten Gründen gegen jede Versetzung ins Ausland wehrt.

In dem Maße aber, in dem Organisationen von den anderen Rollen ihrer Mitglieder absehen und ihr Personal nur teilweise inkludieren, müssen sie sich *zweitens* auch von Ressourcen unabhängiger machen, die die Mitglieder aufgrund ihrer persönlichen Beziehungen und ihrer sonstigen Rollen zu Verfügung stellen könnten. Das bedeutet zum einen, dass auch die Personalrekrutierung unabhängiger von bereits bestehenden persönlichen Beziehungen erfolgen kann und nun Stellen für einen (weltweiten) Arbeitsmarkt ausgeschrieben werden können. Zum anderen können Organisationen nicht nur kosmopolitische Eliten rekrutieren, die ihre globalen Kontakte und Erfahrungen mit globaler Mobilität der Organisation zur Verfügung stellen. Sie können außerdem ihre eigenen *locals* und *cosmopolitans* heranzüchten und damit Karrieren ermöglichen, in deren Verlauf individuelle Kontakt- und Mobilitätschancen von der Organisation bereitgestellt werden (Shaffer u.a. 2012). Statt sich auf die bereits vorhandenen persönlichen Kontakte ihrer Mitglieder zu verlassen, können Organisationen daher nun selbst weitläufige Kontaktnetze zu anderen Organisationen pflegen und diese soweit formalisieren, dass sie auch den Austausch des Personals überdauern können. Man muss daher nicht als Adelsspross in eine kosmopolitische Oberschicht hineingeboren werden und eine *grand tour* oder vergleichbar exklusive Weltreisen absolviert haben, ehe man für diplomatische Zwecke eingesetzt werden kann, sondern kann schon auf niedrigeren Positionen in den Genuss der Dienstreise kommen, für die nun die Organisation die notwendigen Mittel bereitstellen muss. Je öfter und besser dies gelingt, desto eher tragen derartige Dienstreisen (neben anderen Formen der Mobilität, vgl. Urry 2012: 10ff.) zur globalen Massenmobilität bei, ohne die die Entstehung einer singulären Weltgesellschaft kaum vorstellbar wäre.

Drittens können Organisationen nicht nur lokale Niederlassungen oder ständige Vertretungen gründen, sondern auch grenzüberschreitende Transfers ihres Personals, ihres Wissens und ihrer Praktiken ermöglichen (Czarniawska/Sevón 2009). Welche Folgen ergeben sich daraus jedoch für die mobilisierten Mitglieder und ihre Kontakte zu Nicht-Mitgliedern?

14.4.2 Der diplomatische Dienst als Familienbetrieb?

Was auch immer ihre Bedingungen sein mögen: Die Mitgliedschaft in diplomatischen Organisationen stellt keine zwingende Voraussetzung für die Inklusion in diplomatische Kommunikation dar, ist aber dennoch ein wichtiger Attraktor, der auch andere Rollen und Umweltsysteme in die Diplomatie hineinzieht. Das gilt insbesondere für die Ehen und Familien von Berufsdiplomaten, die im Ausland stationiert sind (Domett 2005; Coles 2008; Niedner-Kalthoff 2005: 22f.). In dem Maße, wie die informale Kontaktpflege (auch im Rahmen häuslicher Geselligkeit) das Berufsbild und die Rollenerwartungen der Diplomaten bestimmt, müssen vor allem deren Partner unbezahlt für eine Organisation tätig werden, mit der sie eher biographisch und zufällig, weniger durch Dienstverträge verbunden sind (Callan 1975). Ihre wirtschaftliche Inklusion basiert seltener auf eigenen bezahlten Arbeitsverhältnissen, die zwar möglich sind, aber durch ständige Wechsel des Wohnortes erschwert werden, sondern häufiger auf der Zugehörigkeit zum diplomatischen Haushalt. Selbst ihre Kontaktmöglichkeiten können weitgehend von den Kontaktstrukturen des diplomatisch tätigen Partners abhängen. Die räumliche Konzentration (oder Segregation) von diplomatischen Vertretungen und Botschaftsresidenzen, die sich insbesondere in jüngeren (und daher geplanten) Hauptstädten der Welt bemerkbar macht (Cardenas 2016), sowie eine daran parasitierende Infrastruktur von internationalen Kindergärten, Schulen und Freizeiteinrichtungen, tragen maßgeblich zu dieser Tendenz bei (Kuus 2011). Nicht nur die beruflichen und privaten Kontakte des Diplomaten selbst, sondern auch jene des Partners sind soziales Kapital, das diplomatisch überformt und eingesetzt wird. Dies geht sogar so weit, dass die protokollarische Rangordnung und vergleichbare weltpolitische Statusungleichheiten zur Verhaltensgrundlage in den Kontakten zwischen den Angehörigen von Diplomaten werden können: Die Gattin des ranghöheren Botschaftsmitarbeiters erteilt der Gattin des rangniederen Legationsrats Instruktionen in freundlichem, aber bestimmtem Tonfall (Callan 1975: 91), während Diplomatenkinder in den Brüsseler »Europäischen Schulen« ihre Cliquen nach dem Modell europäischer Zentrum/Peripherie-Differenzierungen bilden (Drewski u.a. 2017).

Aus derartigen Phänomenen aber auf eine Kolonisierung der Lebenswelt durch die Diplomatie oder auf eine »Entgrenzung« der Diplomatie zu schließen, wäre vor dem Hintergrund der bisherigen Annahmen jedoch irreführend und allenfalls dann plausibel, wenn man soziale Differenzierung gegen jede Evidenz entweder ganz leugnet, sie primär auf personale Einfluss- und

Abhängigkeitsverhältnisse reduziert, oder wenn man diese Systeme anhand ihrer offiziellen Zwecke identifiziert und die Berücksichtigung anderer Zwecke konsequenterweise als Gebiets- und Identitätsverluste verbucht (Lauring /Selmer 2009; Black 2001: 256f.; Callan 1975).[11] Das mag man in der Praxis (und dann mit gutem Recht) so sehen. Für soziologische Betrachtungen empfiehlt es sich, nach den Bedingungen dieser Sichtweise zu fragen, statt sie als analytische Prämisse zu übernehmen. In diesem soziologischen Licht gesehen ist die Cocktailparty in der Botschaftsresidenz nicht zwingend ein Einbruch der Öffentlichkeit ins Privatleben oder eine Privatisierung öffentlicher Angelegenheiten. Die privaten *charities* der *diplomatic community* sind, frei nach Loriot, keine Vereine zur Integration der Begriffe Diplomatie und Organisation in die Frau (Black 1995: 213f.), sondern Interaktionszusammenhänge, die formale und informale, intime und diplomatische Kommunikation miteinander koppeln, reproduzieren und wechselseitig aneinander steigern können.

Ein Außenministerium und seine ausländischen Niederlassungen lassen sich soziologisch(!) nicht auf einen Zweck reduzieren, der alle anderen Zwecke herabstuft oder neutralisiert. Die Umweltbeziehungen der Organisation und ihre Abhängigkeit von physischen, biologischen, psychischen und sozialen Bedingungen sind viel zu komplex, als dass sie unter einer einzigen Zweckformel subsumiert werden könnten. Die Zweckformel einer Organisation, wie etwa die Aufrechterhaltung »guter« diplomatischer Beziehungen, ist schon allein deshalb eine (funktional sinnvolle) Selbstsimplifikation des Systems, weil die sonstigen Rollen der Mitglieder weder einfach ignoriert, noch einfach als formal verfügbare Mittel für die Erfüllung des Zwecks aufgefasst werden können. Das gilt insbesondere für die persönlichen Beziehungen der Mitglieder, die sich nicht ohne weiteres als Mittel für die Zwecke diplomatischer Organisationen formalisieren lassen. Diese Beziehungen sind vielmehr Umweltsektoren, mit denen sich die Organisation arrangieren muss, wenn mit ihnen Leistungen ausgetauscht werden sollen.

Familien, Ehen und Freundschaften verstehen sich demgegenüber gerade als zweckfreie Zonen, in denen man andere nicht wegen ihres Beitrags zur Erfüllung eines Zwecks, sondern um ihrer selbst willen schätzt und ihre Individualität als Grundlage eigenen Handelns stilisiert (Luhmann 1994b: 29f.). Das schließt nicht aus, dass der Diplomat in seinem Ehepartner nur

---

11 Das schließt raumbezogene Symbolisierungen von Differenzen wie etwa Dienst- und Wohnort nicht aus, die etwa in Botschaftsresidenzen für Analytiker sicher schwieriger auszumachen sind als für die Bewohner (Black 2001: 266f.).

den Erfüllungsgehilfen für die eigene diplomatische Karriere sieht, sondern zeigt lediglich, an welchen Erwartungen er sich orientieren muss, wenn die Ehe in der Umwelt als solche wahrgenommen werden soll. Dasselbe gilt, wenngleich in abgewandelter Form, für informale diplomatische Kontakte, die zwar berufsbezogen sind, aber ihre persönliche Note dadurch erhalten, dass man Persönliches und mitunter auch Privates preisgibt und diese Differenz in der Praxis sehr deutlich, wenngleich theoretisch schwer generalisierbar markiert (Neumann 2005: 90ff.). Die Zweckfreiheit als Selbstbeschreibungsformel persönlicher Beziehungen täuscht jedoch ebenfalls nicht darüber hinweg, dass es in der Umwelt Interessen gibt, die auch in der Beziehung Berücksichtigung finden müssen, und dass zumindest eine Person Mitgliedschaftsverpflichtungen in einer Organisation eingegangen ist, die nicht ohne Folgen für die Beziehung bleiben können. Die Funktion des Symbols der Zweckfreiheit liegt dann eher darin, einerseits einen *Opportunismus* bei der Verfolgung verschiedener Zwecke zu ermöglichen, die zeitlich nacheinander gereiht werden: Wenn die vordringlichen dienstlichen Termine und Fristen bewältigt sind, wird die Freizeit gemeinsamen Aktivitäten gewidmet (Coles 2008). Sie ermöglicht andererseits aber auch eine *Übersetzung* diplomatischer Zwecke, welche insofern zur Handlungsgrundlage in Beziehungen werden können, als sich ein Partner mit diesen Zwecken identifiziert und damit dem anderen Partner die Möglichkeit gibt, Zuneigung durch die Unterstützung beruflicher Ambitionen auszudrücken (Enloe 2000: 99).

Ermöglicht wird all dies durch eine Komplexitätsdifferenz zwischen sozialen Systemen, wie der Organisation und der Intimbeziehung einerseits und der Einzelhandlung andererseits. Eine Einzelhandlung ist selbst kein System und kann auch nicht auf einen einzigen Zweck (wie den Erhalt der Ehe auf Kosten der Organisation) reduziert werden, sondern zeitigt immer mehr Folgen, als durch einen einzigen Zweck zusammengefasst werden könnten. Sie ist mithin auf einer anderen Komplexitätsebene angesiedelt und kann in sehr verschiedenen Systemen gleichzeitig als jeweils eigenes Element behandelt und weiterprozessiert werden (Luhmann 1977: 18ff.). Diese Komplexitätsdifferenz zwischen System und Handlung ist ihrerseits keine Konstante, sondern ein steigerbarer Sachverhalt, der vom Grad gesellschaftlicher Differenzierung abhängt. Je differenzierter die Gesellschaft wird und je weniger sie demnach, wie stratifizierte Gesellschaften dies noch von sich sagen konnten, durch nur einen höchsten Zweck oder eine gemeinsame Spitze integriert wird, desto stärker müssen Einzelhandlungen und System

gegeneinander differenziert und als austauschbare Gesichtspunkte der Auswahl von Anschlusshandlungen behandelt werden können. Deshalb lässt sich der Sinn »des Ministeriums« oder »der Familie« auch nicht in Einzelhandlungen ausdrücken, ebenso wie diese Systeme umgekehrt keine ausreichenden Anhaltspunkte für die Bewertung der Einzelhandlung bieten, die gleichzeitig positive und negative, kurzfristige und langfristige Folgen in diesen unterschiedlichen Bezugssystemen auslösen kann. Soziologisch kann man demnach ebenfalls nicht von einer Nullsummenkonstanz im Verhältnis zwischen Systemen sprechen und die Handlung entweder allein dem Ministerium, allein der Ehe oder allein der egoistischen Person zuschlagen, während alle anderen Systeme leer ausgehen. Sehr wohl kann es aber in der Praxis sinnvoll sein, »Berufliches« und »Privates« unter Prämissen der Summenkonstanz aufzufassen und von der »Work-Life-Balance« ebenso zu sprechen (Conley Tyler 2016), wie man im internationalen System von einem »Mächtegleichgewicht« spricht. In beiden Fällen handelt es sich um vergleichbare Selbstsimplifikationen, die mehrere Funktionen erfüllen. Sie sensibilisieren für Störungen, vereinfachen Entscheidungslagen und neutralisieren individuelle Motive, indem sie komplexe Systembeziehungen auf ein einfaches Bild bringen, das einerseits einen Zusammenhang wechselseitiger Beobachtung vermittelt und andererseits alle anderen unter Zugzwang setzt, wenn sich Gewichtsverschiebungen ergeben.

Ein Problem der Kopplung von formaler und informaler Kommunikation bzw. von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen liegt indes in der Bedeutung von Geschlechterdifferenzen und -stereotypen, die sich auf die Rekrutierungspraxis diplomatischer Organisationen und deren Verhältnis zu ihren Umwelten auswirken. Frauen sind aus dem diplomatischen Dienst nicht formal ausgeschlossen, aber deutlich unterrepräsentiert (Towns/Niklasson 2018). Es scheint sich bei der Diplomatie mithin um ein Milieu zu handeln, das sich an »traditionellen« Geschlechterstereotypen orientiert, die in interaktionsabhängigeren Gesellschaften die Themenstruktur maßgeblich mitbestimmt haben. Die Vorstellung einer Kongruenz von Leitunterscheidungen (oben, männlich, instrumentell, formal, rational, »hart«, öffentlich vs. unten, weiblich, expressiv, informal, emotional, »weich«, privat) stellt jedenfalls ein Leitmotiv der alteuropäischen Semantik dar (Svedberg 2018: 262ff.), die sich selbst bereits gegenüber einer abweichenden zeitgenössischen Praxis als Idealbild stilisieren musste. In vormodernen Gesellschaften haben sie die Funktion, in Interaktionen trotz geringer Personenkenntnis

mit hoher Treffsicherheit von wenigen, aber dem Augenschein zugänglichen Informationen, wie beispielsweise der Geschlechtszugehörigkeit, auf viele weitere Informationen zu schließen und dafür gesellschaftlichen Rückhalt finden zu können. Fälle der Statusinkongruenz, wie etwa Frauen in Herrscherpositionen, mussten gerade *deshalb* als Ausnahmen besonders hervorgehoben werden, um diese Zurechnungsregeln zu schützen.

In dem Maße aber, wie die funktionale Differenzierung Statusinkongruenzen zum Regelfall werden lässt und die Kommunikation von wechselseitiger Wahrnehmung unabhängiger wird, erfahren diese Stereotype einen Bedeutungswandel: Auf der Ebene der Gesellschaft und der Organisationen verlieren sie an institutionellem Rückhalt und entwickeln auf der Ebene von Interaktionen eine Eigendynamik, die zur Reproduktion von informalen Statusungleichheiten beiträgt (Heintz 2008). Erst die gesellschaftliche Dekonditionierung der Kommunikation von Geschlechtszugehörigkeiten ermöglicht ihre Rekonditionierung unter Anwesenden (Goffman 1977).[12] Die Funktionssysteme der Weltgesellschaft sind als globale Kommunikationssysteme geschlechtsneutral konstituiert. Es gibt auf der Ebene gesellschaftlicher Codes keine männlichen oder weiblichen Zahlungsvorgänge, Gerichtsurteile, Erkenntnisse oder Entscheidungen in der Wirtschaft, dem Recht, der Wissenschaft oder der Politik. Die Globalität und Anonymität der Funktionssysteme sabotiert oder erschwert zumindest die eindeutige Zurechenbarkeit von Kommunikation auf konkrete Personen.[13] Zumindest darin kann man einen Vorteil gesellschaftlicher Entfremdung sehen. Die Geschlechtszugehörigkeit ist allenfalls auf der Ebene von Organisationen und am ehesten noch in Interaktionen ein darstellbares Motiv der Ablehnung

12 Die Differenz Interaktion/Gesellschaft schließt nicht aus, sondern ermöglicht erst die Annahme, dass das Geschlecht in Interaktionen »hergestellt« wird (so etwa West/Zimmerman 1987). Interaktionistisch verkürzte Zugänge müssen jedoch ideengeschichtlich als Polemik gegen zeitgenössische gesellschaftstheoretische Vereinfachungen gelesen werden, während gegenwärtig Theorieprogramme vorliegen, die diese Unzulänglichkeiten längst registriert und Unterscheidungen wie »Mikro/Makro« relativiert haben (Kieserling 1999: 242f.).

13 Es gibt sehr wohl Programme der Funktionssysteme, die explizit die Verteilung von Codewerten nach Maßgabe von Geschlechterdifferenzen regulieren. Das trifft auf besonders interaktionsabhängige Systeme wie Intimbeziehungen (Luhmann 1994b) und Sport (Müller 2009) zu. Implizit lassen sich auch die Programme der Wissenschaft gendern, je nachdem, wie hoch der Grad der Standardisierung (und damit: der Depersonalisierung) wissenschaftlicher Verfahren ist und wieviel Interaktion und Kooperation in unterschiedlichen disziplinären Wissenschaftskulturen erforderlich ist (Heintz 2008: 243ff.).

von Kommunikation. Jedoch können auch Organisationen unter diesen Bedingungen kaum noch entlang geschlechtlicher Klassifikationen rationalisiert werden, sondern steigern in dem Maße ihre Autonomie, wie sie Personen im Innen- wie im Außenverkehr geschlechtsunabhängig austauschen können. Das wird nirgendwo deutlicher sichtbar, als in gegenläufig strukturierten militärischen und religiösen Organisationen, die als *greedy institutions* (Coser 2014) erheblichen Aufwand betreiben müssen, um die Folgeprobleme ihrer geschlechterexklusiven Rekrutierung aufzufangen. Für alle anderen Organisationen kann angenommen werden, dass bei zunehmender Größe und daher abnehmender Relevanz von Interaktionen und persönlichen Beziehungen auch die Geschlechtszugehörigkeit für die Strukturierung ihrer Entscheidungsprozesse an Bedeutung verliert (Heintz 2008: 241f.; Tacke 2008). Wenn dies zutrifft, lassen sich nun mögliche Bedingungen für einen überwiegend männlich rekrutierten diplomatischen Dienst ausfindig machen.

»Klassische« diplomatische Vertretungen im Ausland sind nur in Ausnahmefällen anonyme Großorganisationen. Sie sind vielmehr »Kleinbetriebe« mit einer überschaubaren Zahl an Mitarbeitern (Rana 2013: 33), müssen also sowohl im Innen- als auch im Außenverkehr auf persönliche Netzwerke eingestellt sein, die sich dem formalisierten Zugriff der Organisation entziehen. Anonymität und Unpersönlichkeit fallen unter diesen Bedingungen erheblich schwerer und legen eine Orientierung an persönlicheren Darstellungsgrundlagen im Dienstverkehr nahe. Die Argumente, die man gegen die Rekrutierung von Frauen vorbringt, werden vor diesem Hintergrund formuliert, aber mit anderen Motiven. Jedoch haben diese einst noch darstellbaren (eher sicherheits- und gesundheitsbezogenen) Einwände gegen den diplomatischen Auslandseinsatz von Frauen entweder ihre diskursive oder ihre praktische Plausibilität verloren. Die Zuschreibung von weiblichen Gattungseigenschaften wie »empathisch«, »kooperativ«, »lösungsorientiert« (Naurin /Naurin 2018: 215) kann allenfalls positive Diskriminierung legitim begründen. Wenn es auf der Vorderbühne keine plausiblen Gründe für offensichtliche Geschlechterungleichheiten in der Rekrutierungspraxis diplomatischer Organisationen gibt, wird man einen soziologischen Blick auf die Hinterbühne riskieren müssen. Was man dabei zu sehen bekommt, lässt die Vermutung zu, dass die informale Ungleichheit der Geschlechter eine Nebenfolge diplomatischer Interaktionen zwischen formal Gleichrangigen darstellt.

Diplomatische Organisationen stehen vor dem Problem, dass sie sich auf Interaktionen in der Umwelt einstellen müssen, in denen formal gesehen das Gleichheitsprinzip herrscht. Die Gleichheitsformel der Diplomatie besagt, dass die Repräsentanten souveräner Staaten mit dem gleichen Dienstrang formal gleich zu behandeln sind. Das bedeutet gleichwohl keine totale Gleichheit der anwesenden Repräsentanten, sondern hat die Funktion, diplomatische Ungleichheiten (wie die protokollarischen Rangstufen) von anderen Ungleichheiten zu trennen. Das soll vermeiden, dass diplomatieexterne Ungleichheiten (wie weltpolitische oder geschlechterbasierte Überlegenheit) ohne weitere Filterung zu anerkannten Gesichtspunkten der Verteilung von Vorrangrechten in diplomatischen Interaktionen werden. Das diplomatische Protokoll verteilt Vortrittsrechte, Sitzplätze, Redezeiten und ähnliche Parameter der Interaktion nicht nach variablen Kriterien wie weltpolitische Macht oder Reputation, sondern diskriminiert nach eigenen, relativ festgelegten Kriterien und benutzt das Alphabet oder die Seniorität als legitimierte Grundlagen der Rangverteilung. Wer sich gegen diese Strukturen auflehnt, das Rederecht unerlaubt an sich reißt oder es beispielsweise wagt, der Queen den Rücken zuzukehren, ist dafür haft- und rechenschaftspflichtig.

Interaktionen lassen sich jedoch nicht allein nach protokollarischen Gesichtspunkten rationalisieren. Im Gegenteil: Gerade die Abweichungen vom Protokoll und von vorgegebenen Themen sind diplomatisch informativ und eröffnen Spielräume für konstruktive Ambivalenzen. Nicht nur in informalen, geselligeren Interaktionsformaten, sondern auch in Verhandlungen sind die Themen außerdem nicht immer strikt vorgegeben, sondern sind selbst auch Verhandlungssache und können auch durch festgelegte Tagesordnungspunkte nicht vollständig determiniert werden. Sobald sich Verhandlungen an Themen festbeißen und deshalb für kleine Unterbrechungen aufgelöst werden, können in vielen Kleininteraktionen ganz andere Themen zirkulieren, die sich der protokollarischen Regulierung entziehen, aber für den weiteren Verhandlungsverlauf wichtig sein können. Sie nutzen die Hinterbühne, um eine neue Performance auf der Vorderbühne zu koordinieren. Am schwersten wiegt aber wohl, dass die Anwesenden sowohl in geselligen Interaktionen als auch in Verhandlungen nicht protokollarisch auf ihre Rolle als diplomatische Repräsentanten reduziert werden können, sondern auch andere Rollen und damit verbundene Themen mitdargestellt werden müssen. Dies ist schon allein deshalb der Fall, weil die Anwesenden auch in anderen Interaktionen als dieselben wiedererkennbar bleiben müssen und ihre

Identität nicht mit jeder Interaktion neu zur Verhandlung gestellt werden kann. Die Probleme verschärfen sich, wenn die Anwesenden sich nicht nur einmalig in einer Interaktion begegnen, sondern Beziehungen unterhalten und einander in vielen anderen Rollen kennen und miterleben. Eine Diplomatin mag daneben auch Ehepartnerin, Hobbygolferin und Weinkennerin sein und kann in diesen Rollen Themen einbringen, die als Schmiermittel der Interaktion und der Beziehung dienen. Deshalb ist es nicht nur unvermeidbar, sondern kann durchaus im Interesse der Interaktion liegen, dass den Anwesenden größere Freiheiten der Selbstdarstellung eingeräumt werden. Dies ist jedoch keine Eigenleistung des Selbstdarstellers, sondern eine Ensembleleistung der Interaktion, die ihm zu seiner Selbstdarstellung erst verhelfen muss (Goffman 1956). Die Frage ist dann, an welchen allgemein zugänglichen Gesichtspunkten sich die Interaktion orientiert, wenn die Situations- und Themenherrschaft nicht durch Protokoll, formalen Status und Tagesordnung vollständig strukturierbar ist.

Weltpolitische Macht- und Reputationsungleichheiten bieten wichtige, nicht ignorierbare Gesichtspunkte, die sich nicht gänzlich ausblenden lassen, sondern auf Umwegen artikuliert werden und das »informale Protokoll« bestimmen können. Sie sind aber keineswegs immer eindeutig verteilt, sondern variieren nach Themen und aktuellen Anlässen, sodass auch sie oft nicht hinreichend instruktive Differenz erzeugen, an der sich die Interaktion orientieren könnte (Pouliot 2016: 80). Die naheliegendsten und am leichtesten objektivierbaren Kriterien für die Verteilung der Situationsherrschaft lassen sich vielmehr dem entnehmen, was als gemeinsam wahrnehmbar unterstellt werden kann, wie beispielsweise die bereits erörterte Geschlechtszugehörigkeit der Anwesenden.[14] Interaktionen können jedenfalls nicht vollständig von den wahrnehmbaren körperbezogenen Differenzen zwischen den Anwesenden abstrahieren. Es mag unter Anwesenden zwar gegenwärtig deutlich höhere Thematisierungsschwellen geben, was das Geschlecht und andere wahrnehmbare Status- und Rollendifferenzen betrifft, aber diese sind, gerade weil sie wahrnehmbar sind, in Interaktionen kaum ignorierbar. Auch das politische Kommunikationsmedium der legitimen (Amts-)Macht kann

14 Eine andere Möglichkeit, die bereits angesprochen wurde, bietet das Systemgedächtnis der Interaktion, die auf vergangene Selbstfestlegungen zugreift, die unter den Anwesenden deshalb als bekannt unterstellt werden, weil sie den Prozess der Selbstfestlegung selbst miterlebt haben. In Interaktionszusammenhängen bedeutet dies hingegen, dass sich bei gleichbleibenden Kontaktpartnern Regeln eingespielt haben, die nicht bei jeder Begegnung neu ausgehandelt werden müssen, sondern sich ein Systemgedächtnis gebildet hat, das einzelne Interaktionsepisoden überdauert.

zwar binnenpolitische, nicht aber diplomatisch gerahmte Interaktionen von diesen Körperbezügen entlasten. Während die Situations- und Themenherrschaft von Amtsträgern in der binnenpolitischen Kommunikation formal definiert und abgesichert ist, weshalb Interaktionen die Geschlechtszugehörigkeit der Anwesenden weitgehend ignorieren können, gibt es auch in diplomatischen Interaktionen offizielle Ungleichverteilungen der Situationsherrschaft. Da es sich aber eben um Interaktionsprogramme handelt, sind sie in hohem Maße von der Aufmerksamkeitsstruktur der wechselseitig unterstellbaren Wahrnehmung abhängig. Eines der wenigen offensichtlichen Kriterien für die informale Verteilung der Situations- und Themenherrschaft bietet daher auch die Geschlechtszugehörigkeit, die in dem Maße Frauen benachteiligt, wie diese auf der Grundlage von Stereotypisierungen und geschlechterspezifischen Skripts nachrangig behandelt werden (Neumann 2008). Das stellt ein Außenministerium vor die Entscheidung, ob man eine weibliche Delegierte entsendet und damit riskiert, dass diese nicht nur nach protokollarischen, sondern auch nach geschlechtsbasierten Gesichtspunkten ungleich behandelt wird – sofern die informale Themenherrschaft nicht schon durch offensichtliche weltpolitische Machtungleichheiten sichergestellt werden kann und das diplomatische Personal einer Supermacht trotz Geschlechtszugehörigkeit in jedem Fall Gehör und Aufmerksamkeit finden wird. Die Alternative wäre, die Gleichstellungspolitik auf dem Altar der diplomatischen Informalität zu opfern.

Vor diesem Hintergrund bieten sich einige äquivalente Lösungen an: Eine Möglichkeit besteht darin, die Kontaktsysteme der Diplomatie selbst zu formalisieren und internationale Organisationen zu gründen, die es aufgrund der Anonymität und der Unpersönlichkeit ihres Dienstverkehrs ermöglichen, von den Körpermerkmalen der Anwesenden abzusehen und den organisatorischen Status als Maßstab des Interaktionsranges zu behandeln.[15] Das bewährt sich in internationalen Großorganisationen vor allem auf niederen und mittleren Entscheidungsebenen. Auf der Spitzenebene zeichnet sich gleichwohl der Effekt jeder Hierarchie ab, dass nämlich Kollegialorgane an der Spitze internationaler Organisationen, um entscheidungsfähig zu bleiben, zahlenmäßig klein gehalten werden und weniger durchformalisiert sind. Die Rangverteilung in Kollegialorganen ist (mit Ausnahme von turnusmäßigen Vorsitzfunktionen) formal am Gleichheitsprinzip orientiert und

15 In diesem Zusammenhang vermisst man bei der Lektüre von Pouliot (2016) die Geschlechtszugehörigkeit als Rangkriterium in der informalen Hackordnung multilateraler Organisationen.

sensibilisiert damit wieder für informale Gesichtspunkte der Rangverteilung, die Frauen strukturell benachteiligen können. Verschärft wird dies womöglich dadurch, dass es sich an der Spitze dieser Organisationen weniger um programmierte, sondern um programmierende Entscheidungen handelt und deshalb Entscheidungsprozesse weniger durch formale Verfahren eingehegt sind, die zu unpersönlicheren und damit geschlechterunabhängigen Umgang beitragen könnten. Stattdessen drängen sich Persönlichkeit und persönliche Beziehungen in den Vordergrund, legen damit eine homophile Rekrutierung nahe und erhöhen das Risiko, trotz fachlicher Qualifikation an diplomatischen Einflusschancen einzubüßen, wenn Frauen repräsentieren müssen und dabei zugleich unterrepräsentiert sind. Das wäre jedenfalls auch eine mögliche Interpretation für die empirische Beobachtung, dass Frauen auch in internationalen Organisationen an gläserne Decken stoßen (Naurin/Naurin 2018).

Eine zweite Möglichkeit läge darin, diplomatische Interaktionen mit Repräsentanten zu beschicken, die weitgehend dieselben geschlechtlichen Statusmerkmale teilen, sodass diese bei der Verteilung des Interaktionsranges keine informativen und berücksichtigenswerten Anhaltspunkte mehr bieten.[16] Dann wäre allerdings anzunehmen, dass andere Kriterien wie Prominenz, Sympathie, soziales Kapital oder auch andere Statusmerkmale an Bedeutung zunehmen und man sich an ethnischen oder altersbezogenen Differenzen orientiert – wobei zumindest letztere insofern bereits institutionalisiert sind, als der dienstälteste Delegierte die symbolische Funktion des Doyen im diplomatischen Corps übernimmt (Berridge 1994: 75). Man kann außerdem aus der Not eine Tugend machen, also die diplomatische Entsendung von Frauen für symbolpolitische Zwecke nutzen und sich für die Vorderbühne als geschlechterpolitischer Entrepreneur stilisieren. Diese Tugend setzt jedoch die Not voraus, ist also nur als Ausnahme und Kontrast informativ und lebt von der trügerischen Hoffnung, dass die Symbolwirkung auf die Hinterbühne ausstrahlt. Alternativ nähert man sich bei der Gestaltung von diplomatischen Interaktionen dem Vorbild segmentärer Gesellschaften an und muss dafür entscheidungsunfähige Interaktionen in Kauf nehmen.

Alle diese Möglichkeiten sind demnach nur begrenzt einsetzbar und können kaum die geschlechterspezifischen Strukturprobleme lösen, die sich aus der Kopplung von Diplomatie, Organisation und Interaktion ergeben. Die Organisation muss letzten Endes selbst entscheiden, welches Personal

---

16 Ob eine Geschlechterparität zu einer Versachlichung der Kommunikation führt, scheint umstritten zu sein (Heintz 2008: 242).

rekrutiert wird, welche Programme ausgeführt werden sollen und welche Kommunikationswege dafür infrage kommen. Die Umwelt bietet nur Anhaltspunkte für Entscheidungen, die sich besser oder weniger gut mit der offiziellen Außendarstellung der Organisation vertragen.

Die bisherigen Überlegungen haben zu zeigen versucht, welche Probleme sich aus der Differenzierung von diplomatischen Organisationen für diese Organisationen ergeben, also inwiefern sich diese unter Berücksichtigung ihrer sozialen und desozialisierten Umwelt selbst programmieren müssen. Im Fokus standen dabei Grenzen zu den Funktionssystemen der Gesellschaft, zu persönlichen bzw. unpersönlichen Beziehungen sowie zu Interaktionen und Kontaktsystemen. Letztere lassen sich entweder einer Organisation zuordnen und werden von ihr gerahmt oder sie sind keiner Organisation eindeutig zurechenbar, werden aber von Organisationen mit Delegierten beschickt. Einige Andeutungen wiesen bereits auf jene Probleme hin, die sich für das Personal an den Grenzen ihrer Organisationen ergibt. Diese gilt es nun weiter auszubauen.

14.4.3 Diplomatische Grenzstellen

Wenn das bisher gesagte zutrifft und diplomatische Organisationen in vielen Hinsichten ein Eigenleben gegenüber ihrer gesellschaftlichen und interaktiven Umwelt entwickeln, können solche Probleme und Lösungen präziser bestimmt werden, die sich an den Grenzen dieser Systeme bemerkbar machen und den Kontakt mit einer Vielzahl verschiedenartiger Umweltsektoren betreffen. Dabei handelt es sich um Probleme der *Repräsentation* dieser Organisationen, von denen hier vornehmlich staatliche Verwaltungen bzw. deren Außenministerien näher untersucht werden – was den Vergleich der hier angestellten Phänomene mit anderen nicht-staatlichen Organisationen nicht ausschließen, sondern ausdrücklich ermöglichen soll.

Der Sinn der Repräsentationsfiktion liegt zunächst darin, soziale Systeme mit Adressierbarkeit auszustatten. Das Handeln in der Rolle eines Repräsentanten kann dem repräsentierten System selbst zugerechnet werden. Schon diese Fiktion, und nicht die viel anspruchsvollere Voraussetzung einer kollektiven Handlungsorientierung an einem gemeinsamen Zweck (Wendt 2004), konstituiert ein soziales System wie eine staatliche Verwaltung als

»Akteur«.[17] Das setzt jedoch eine Gesellschaft voraus, die das anerkennt und dafür (historisch kontingente) Anhaltspunkte definiert (Meyer/Jepperson 2000). Sofern in diesem Sinne eine formale Organisation als solche Anerkennung findet, können die Handlungen ihrer Mitglieder nicht nur den ausführenden Personen selbst, sondern auch der Organisation zugerechnet werden (Tacke 2000: 301). Das gilt für den internen Verkehr ebenso wie für Umweltkontakte. Von Repräsentation im engeren Sinne soll hier deshalb nur in Bezug auf Umweltkontakte formaler Organisationen die Rede sein, welche diese Aufgabe an bestimmte, für den Umweltverkehr ausgezeichnete Stellen übertragen, die hier als *Grenzstellen* bezeichnet werden (Luhmann 1995b: 220ff.) und in einer umfangreicheren englischsprachigen Literatur auch unter der Bezeichnung *boundary spanner* firmieren (Aldrich/Herker 1977; Leifer/Huber 1977; Tushman/Scanlan 1981). Im Falle der diplomatischen Repräsentation staatlicher Verwaltungen betrifft dies im Besonderen politisch besetzte Spitzenpositionen auf Regierungsebene, also Staats- und Regierungschefs sowie Außenminister, als auch die Mitglieder des diplomatischen Dienstes als spezialisierte Grenzstellen mit niedrigerem formalen Status (Hocking 1999a; Hocking/Spence 2002). Ehe jedoch auf die Bedeutung von formalen Statusdifferenzen eingegangen wird, empfiehlt sich zunächst eine allgemeinere Darstellung der Problematik des diplomatischen Umweltverkehrs staatlicher Verwaltungen.

Die Probleme von Grenzstellen lassen sich allein unter den Gesichtspunkten der Repräsentation und der positiven Außendarstellung ihres Systems noch nicht hinreichend erfassen. Sie ergeben sich vielmehr aus der exponierten Stellung an der Grenze zur Umwelt, die zeitliche, sachliche und soziale Diskontinuitäten und damit verbundene Rollenkonflikte zur Folge hat. Zeitlich zeichnet sich die Position der Grenzstelle durch ihren Informationsvorsprung gegenüber anderen Stellen der Verwaltung aus (Aldrich/Herker 1977: 219). Sachlich muss sich die Grenzstelle an Umweltmodellen orientieren, die für ihren eigenen Zuständigkeitsbereich wesentlich vielschichtiger und differenzierter sind als die Umweltmodelle, die ansons-

17 Praxistheorien in Anlehnung an Pierre Bourdieu abstrahieren demgegenüber an der Praxis vorbei und sehen die formal organisierte Verwaltung des Staates nicht als adressierbares System, sondern als bürokratisches Feld, das selbst kein Akteur ist, sondern die Beziehungen von personalen Akteuren relationiert (Arnholtz/Hammerslev 2012; Bigo 2011: 248). Dabei stammen gerade von Bourdieu äußerst instruktive Überlegungen zur Repräsentationsfiktion (Bourdieu 1992). Während jedoch die Ideologiekritik Bourdieus um die Aufdeckung der latenten Folgen des »politischen Fetischismus« dieser Fiktion bemüht ist, finden hier auch manifeste Funktionen Berücksichtigung.

ten das Innenleben der Organisation bestimmen (ebd.: 219; Bazerman/Sondak 1988: 313; Holsti 1976). In der Sozialdimension sind häufig Initiativen nach innen und nach außen erforderlich, die durch formalisierte Kompetenzen und Einflussmittel nicht gedeckt und insofern für die Grenzstelle persönlich riskant sind (Aldrich/Herker 1977: 220). Verwaltungen können ihren Grenzstellen trotzdem auf verschiedenen funktional äquivalenten Wegen Möglichkeiten und Spielräume schaffen, ohne diese im Einzelnen zu formalisieren. Dazu gehören die funktionale Differenzierung, die Institutionalisierung von Kontaktsystemen, die elastische Entscheidungsprogrammierung, Kommunikationswegregelungen und schließlich Statusdifferenzierungen von Grenzstellen (Luhmann 1995b: 229ff.):

Erhebliche Erleichterungen ergeben sich für Grenzstellen durch die *funktionale Spezifikation des Umweltverkehrs*. Sie müssen dann nicht ihr System in all seinen Facetten (und mit all seinen Problemen und Widersprüchen) vertreten, sondern können sich auf ein spezifisches Umweltproblem konzentrieren. Dafür müssen sie aber voraussetzen, dass der Verkehr an anderen Grenzen kompetent betreut wird. Für eine staatliche Verwaltung ergeben sich daraus außerdem Möglichkeiten, mannigfaltige Umweltbeziehungen gleichzeitig zu unterhalten, ohne ihre Grenzstellen mit zwangsläufig sich ergebenden sachlichen Widersprüchen zu belasten (14.4.3). Wie im Kapitel zur Diplomatie stratifizierter Gesellschaften erläutert wurde, sind die Widersprüche, die sich aus der Amalgamierung militärischer, diplomatischer und geheimdienstlicher Aufgaben ergeben, allenfalls in einem zeitlichen Nacheinander auflösbar. Der Gesandte, der in voller Rüstung und mit einem Heer im Rücken zu Verhandlungen auffordert, lässt für diese nur wenig Spielraum erkennen. Einem Gesandten, der dem Dauerverdacht der Spionage ausgesetzt ist, wird man mit vergleichbaren Vorbehalten begegnen. Sofern für Kriegführung, Spionage und Diplomatie eigene Grenzstellen ausdifferenziert werden, gewinnen staatliche Verwaltungen unterschiedliche Möglichkeiten des Umgangs mit ihren Systemgrenzen, die sie nun auch gleichzeitig und durchaus widersprüchlich realisieren können. Es kann sogar simultan mit demselben Staat auf unterschiedlichen Schauplätzen Krieg geführt, verhandelt und gegen ihn spioniert werden. Die entsprechenden Grenzstellen können dabei auf unterschiedliche Weise jene Probleme bearbeiten, die sich aus ihrer exponierten Stellung ergeben:

- Informale Kontakte werden je nach Grenzstellentyp ermutigt, eingeschränkt oder gänzlich verboten. Damit variieren auch die Einfluss-

möglichkeiten und Verhandlungsspielräume dieser Grenzstellen nach außen und nach innen.

- Sie sind auf unterschiedliche Modalisierungen von Erwartungen bzw. auf unterschiedliche Arten der Kombination von Erwartungsmodalisierungen spezialisiert. In Anlehnung an Johan Galtung (1959) kann man zwischen normativen und kognitiven Erwartungen unterscheiden und damit unterschiedliche Möglichkeiten der Verarbeitung von Erwartungsenttäuschung bezeichnen. Als normativ werden Erwartungen stilisiert, wenn man auch im Enttäuschungsfall kontrafaktisch an ihnen festhält und von der Umwelt Anpassung an eigene Erwartungen fordert. Als kognitiv hingegen werden Erwartungen stilisiert, wenn im Enttäuschungsfall die Erwartung im System angepasst und in diesem Sinne gelernt wird. Der hier verwendete Lernbegriff zielt allerdings nicht auf psychische oder neuronale Operationen, sondern auf soziales Lernen, also auf die Änderung sozialer Erwartungsstrukturen ab (für eine Theorie sozialen Lernens siehe insbesondere Mölders 2011).
- Darüber hinaus unterscheiden sich ihre Rollen auch in ihrem Handlungs- und Erlebensbezug (Luhmann 1981a). Die Probleme der Grenzstellen ergeben sich dann entweder daraus, dass ihre Handlungen offiziell auch ihrem System zurechenbar sein müssen und entsprechende Rechenschaftspflichten nach sich ziehen, oder sie beziehen sich darauf, ihrem System Informationen der Umwelt durch eigenes Erleben und durch eigene Wahrnehmung zugänglich zu machen.

Zum Einsatz kommen militärische Grenzstellen insbesondere dann, wenn es gilt, normative weltpolitische Erwartungen anhand von gewalttätigem Handeln durchzusetzen und die Umwelt, wie Clausewitz formuliert, *»zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen«* (Clausewitz 1952: 89). Der Einsatz militärischer Grenzstellen in einem weltpolitischen Konflikt hat weniger den Sinn, sich als nachgiebig und lernbereit darzustellen und dafür Gewalt zu erleben und zu erleiden, sondern rechnet vielmehr mit der Chance, unnachgiebig an normativen Erwartungen festhalten und den Gegner durch gewalttätiges Handeln zur Anpassung seines Verhaltens zwingen zu können. Von fundamentaler Bedeutung ist dabei die eindeutige, durch Gewalt erzwungene Zurechenbarkeit militärischen Handelns der Grenzstelle auf ihre Armee. Wäre nicht klar, wer die Bomben abgeworfen hat und unter wessen Flagge gekämpft wird, wäre auch unklar, wessen normative Erwartung ernst zu nehmen ist und zum Anlass des Einlenkens oder des Widerstandes werden

könnte.[18] Das gilt selbst für paramilitärische und terroristische Organisationen. Der Sinn der Gewaltanwendung liegt dabei in der »Unvermeidbarkeit einer Attribution auf Handlung« (Baecker 1996: 101), welche in dem Maße auf Organisationen zurechenbar wird, wie sie auf Befehlen beruht. Erst die militärische Entscheidungsform des Befehls ermöglicht die hinreichend trennscharfe Unterscheidung zwischen illegitimen Privatinitiativen militärischer Grenzstellen und jenen Handlungen, die ihrer Organisation zuzurechnen sind. Die Umweltkontakte können durch Befehle ebenfalls weitgehend restringiert werden. Informale Umweltkontakte von Soldaten werden insbesondere bei Grenzeinsätzen, Besatzungen und friedenserhaltenden Missionen typischerweise auf das Notwendigste reduziert oder gänzlich untersagt. Sie stehen unter dem Verdacht der »Fraternisierung« mit dem (potenziellen) Feind, von der man nicht nur die Preisgabe militärischer Geheimnisse befürchtet (Henke 1996: 185ff.), sondern auch die militärisch kontraproduktive Ausbreitung von informellen Normen des »Live and Let Live« (Ashworth 1968: 411ff.).

Unter eher entgegengesetzten Bedingungen operieren geheimdienstliche Grenzstellen in der Spionage (Hilsman 1981). Ihr Problembezug liegt in der Informationsgewinnung unter verschärften Bedingungen weltpolitischen Misstrauens. Für geheimdienstliche Grenzstellen »im Feld« sind daher informale Umweltkontakte mitunter die einzig zuverlässigen Informationsquellen und daher ebenso unvermeidbar wie auch riskant und kompromittierend. Umweltkontakte formal einzuschränken wäre in diesem Fall eher kontraproduktiv, aber auch mit größeren Spielräumen der Grenzstelle verbunden. Sofern die Umweltkontakte offiziell bestreitbar bleiben, können sie jedoch von der Organisation unter Vorbehalt geduldet und erwartet werden. Die Spionage ist außerdem auf die Erlebenskomponente sozialen Verhaltens spezialisiert, während Handlungen zweifellos möglich sind, aber der Organisation im Regelfall nicht offiziell zugerechnet werden dürfen (Scott 2004) – es sei denn, es kommt zu dauerhaft formalisierten internationalen Kooperationen zwischen unterschiedlichen Geheimdiensten (Lefebvre 2003). Im Unterschied zu militärischen Grenzstellen liegt der Schwerpunkt geheimdienstlicher Grenzstellen weniger in der Projektion normativer Erwartungen als vielmehr in einem kognitiven, wissensgenerierenden Erwartungsstil, der sich gegenüber der Umwelt, wenngleich misstrauisch, so doch lern- und über-

---

18 Das schließt die Sabotage der eindeutigen Handlungszurechnung etwa durch einen *proxy* nicht aus, sondern erhöht das Analysepotenzial für solche Fälle der ambivalenten Zurechenbarkeit weltpolitischer Gewalt (Youssef 2015).

raschungsbereit zeigen muss. In dem Maße, wie es dabei auf die körperliche Wahrnehmung und ihre Interpretation ankommt (Szendy 2017) und die Verwaltung kaum vorschreiben kann, was eine Grenzstelle zu hören, zu riechen, zu sehen oder zu tasten hat, müssen dieser auch entsprechend hohe Grade an Autonomie zugestanden werden (Luhmann 1993b: 306f.).

Zwischen diesen beiden Extremfällen von weltpolitischen Grenzstellen lässt sich noch ein dritter Grenzstellentyp verorten, der sich von den beiden anderen zunächst dadurch unterscheidet, dass von ihm formale ebenso wie informale Umweltkontakte erwartet werden. Des Weiteren zeichnet er sich auch dadurch aus, dass konzedierte Autonomie und Gehorsam, normative und kognitive Erwartungen, Erleben und Handeln sowie Freizügigkeit und Limitation des Umweltkontakts auf eigentümliche Weise selektiv miteinander kombiniert werden. Gemeint sind die diplomatischen Grenzstellen, die ihren geheimdienstlichen Pendants in gewissen Hinsichten ähneln. Beide weisen einen gewissen Erlebensbezug sowie eine Spezialisierung auf kognitive Erwartungen auf, da sie Informationen über einen bestimmten weltpolitisch relevanten Umweltausschnitt generieren und Präferenzen sowie Interessen der Umwelt in eine systemintern handhabbare Form bringen. Demgegenüber müssen sie aber auch normative Erwartungen ihres Systems und politische Forderungen in Verhandlungen mit Nachdruck (wenngleich gewaltfrei) darstellen und vertreten können. Im Gegensatz zu Spionen können diplomatische Grenzrollen daher jedoch offiziell und repräsentativ handeln, sodass potenziell jedes Verhalten als Handeln ihres Staates beobachtet und diesem zugerechnet werden kann. Das gilt selbst für geheime Verhandlungen, die dabei aber kaum die Geheimhaltung der Identität der diplomatischen Grenzstelle erfordern.

Mit der Ausdifferenzierung von primär diplomatischen Grenzstellen lässt sich auch eine weitere funktionale Spezifikation von Rollenschwerpunkten feststellen, die als solche nicht explizit formalisiert, aber möglicherweise gerade deshalb sinnvoll ist. Sofern Verhandlungen hinter verschlossenen Türen stattfinden, können Probleme der Herstellung und der öffentlichen Darstellung von Diplomatie zwar nicht vollständig getrennt, aber auf unterschiedliche Grenzstellen schwerpunktmäßig verteilt werden. So lassen sich Verhandlungen als Prozesse der diplomatischen Herstellung von Politik an Grenzstellen delegieren, die von Repräsentations- und Darstellungsaufgaben entlastet sind, während eher repräsentative Grenzstellen Kontakte und Beziehungen zur Umwelt pflegen, öffentlichkeitswirksam

nation branding betreiben können und gewissermaßen als Indikatoren für den allgemeinen Stand diplomatischer Beziehungen fungieren.

Viel scheint dafür zu sprechen, dass die ständigen Vertreter in internationalen Organisationen Grenzstellen des ersten Typs darstellen, während die Botschafter in »klassischen« bilateralen Vertretungen letztere Funktionen übernehmen (Leguey-Feilleux 2009: 197). Wenn in der Diplomatie Kooperation oder Konflikt öffentlich dargestellt werden sollen, gibt es dafür eine ganze Bandbreite an standardisierten Signalen, die über die klassischen bilateralen Vertretungen kommuniziert werden (Barston 1997: 226ff.). Man kann diese in einem gewissen Rahmen bevorzugt behandeln, sie zu festlichen Anlässen einladen und dort auf diese Weise gegenüber einer Öffentlichkeit diplomatisches Einvernehmen darstellen. Ein Außenministerium kann ausländische Botschafter im Falle sich ankündigender Spannungen formal »einladen«, um mögliche Missverständnisse auszuräumen. Ein ausländischer Botschafter kann auf der anderen Seite auch in das eigene Außenministerium »zitiert« oder »einbestellt« werden, um ihm eine schriftliche Protestnote zu überreichen. Eine weitere Eskalationsstufe markiert die Abberufung des eigenen Botschafters zu »Konsultationen« für eine unbestimmte Dauer, während die Ausweisung von Teilen des ausländischen Botschaftspersonals eine demgegenüber verschärfte Maßnahme darstellt, die nur noch vom offiziellen Abbruch bilateraler diplomatischer Beziehungen an symbolischer Dramatik übertroffen wird. Das bedeutet allerdings keineswegs einen vollständigen Abbruch jeder diplomatischen Kommunikation (Berridge 1994), denn gerade die ständigen Vertreter in internationalen Organisationen sind von diesem Sanktionsrepertoire allenfalls peripher betroffen. Sollten diese doch von ihrem Posten als symbolische Protestmaßnahme abgezogen werden und der Organisation eine Krise des »leeren Stuhls« bescheren, ist damit noch nicht die Mitgliedschaft in der Organisation aufgekündigt, während andererseits dieser Fall nicht zwingend bedeuten muss, dass auch die bilateralen Beziehungen zu den übrigen Mitgliedsstaaten aufgekündigt werden, sondern, gerade im Gegenteil, ein diplomatisches Auffangnetz darstellen (Ludlow 1999). Die Funktion dieser Differenzierung und stellenmäßigen Verteilung von instrumentellen und expressiven Verhaltensschwerpunkten lässt sich vielleicht am besten anhand jener Folgeprobleme darstellen, die sich aus der Verschmelzung beider Verhaltensvariablen in politischen Spitzenpositionen ergeben und auf die an späterer Stelle eingegangen werden soll.

Im Normalfall können diplomatische Grenzstellen jedenfalls an Kontaktsystemen partizipieren, die nicht nur in der eigenen Organisation, sondern auch in der gesellschaftlichen Umwelt bekannt und anerkannt sind. Mit der *Institutionalisierung von Kontaktsystemen* verschieben sich daher auch Möglichkeiten der Autonomie und der Initiative nach innen und nach außen:

»Aus einer Stätte wechselseitiger Übertölpelung kann ein anerkanntes Verbindungssystem entwickelt werden, das besonderes Ansehen gewinnt und einen eigenen Verhaltenskodex ausbildet. In dem Maße, als eine solche Institution an Gewicht gewinnt […], kann das die Grenzstellen der beteiligten Systeme zu bestimmten Rücksichten motivieren, die sie, weil es sich um eine anerkannte Einrichtung handelt, in ihren eigenen Systemen gut vertreten können« (Luhmann 1995b: 230).

Man kann dabei unschwer erkennen, dass schon das globale System der Diplomatie ein Umweltsystem darstellt, das nicht nur in staatlichen Verwaltungen, sondern in der Gesellschaft anerkannt und institutionalisiert ist. Sofern sich die Umweltkontakte der Grenzstelle diesem System zuordnen, sich dessen Verhaltenskodex aneignen und sich damit auch dauerhafte Kontaktsysteme und Beziehungen bilden, kann die Grenzstelle nicht nur in ihrer eigenen Organisation, sondern auch in der gesellschaftlichen Umwelt mit Rücksichtnahme rechnen und für diese Erwartung die Unterstützung Dritter unterstellen. Dies gilt umso mehr, wenn die diplomatische *conditio sine qua non*, also die Anerkennung politischer Souveränität, als globale Norm stilisiert und der Einsatz militärischer und geheimdienstlicher Grenzstellen bereits als Vermeidungsalternative erlebt wird, die gegenüber einer Weltöffentlichkeit erhöhten Begründungsaufwand nach sich zieht (Boli 2001).

Eine weitere institutionalisierte Stütze bieten in diesem Zusammenhang mögliche *Stilelemente der Unverbindlichkeit und des Entscheidungsvorbehaltes*: »Aus einer Trennlinie wird eine verbreiterte Zwischenzone relativ freien, nicht voll verantwortlichen, aber auch nicht voll verbindlichen Handelns, die von beiden Seiten in ihrer besonderen Eigenart respektiert wird« (Luhmann 1995b: 229). Dies ermöglicht es den Verwaltungen, die Initiativen ihrer Grenzstellen zurückzunehmen, sie interner Prüfung und Revision zu unterziehen oder die Umsetzung getroffener Vereinbarungen von weiteren internen administrativen bzw. demokratischen Entscheidungsverfahren abhängig zu machen (Lantis 2009). Konditionierungen und Vorbehalte dieser Art sind aber lediglich mögliche Optionen und müssen daher keineswegs die Spielräume der Grenzstelle einschränken. Vielmehr können sie ihr wichtige, wenngleich riskante Druckmittel in die Hand geben. So kann sich die

Grenzstelle auf die Position des »gebundenen Delegierten« zurückziehen, um die Umwelt unter Zugzwang zu setzen und ihr Konzessionen abzuringen (Schelling 1980: 27f.). Sofern nicht nur das diplomatische Kontaktsystem selbst, sondern auch die beteiligten Verwaltungen anerkannt sind (und die Kommunikation sich erst unter dieser Bedingung als Diplomatie ausflaggen lässt), sind dies erwartbare und legitime Spielzüge, die zum Handwerk und Darstellungsrepertoire der Grenzstelle gehören und ihr als typisierbares Rollenverhalten nur noch bei ungeschicktem Einsatz verübelt werden können.

Die Verantwortung für riskante Initiativen ist jedenfalls nicht formalisierbar, weil jede Initiative unvermeidbar auf unvollständigen Informationen beruht, die der Grenzstelle nicht zur Last gelegt werden können (Luhmann 1995b: 177f.). Die Verantwortlichkeit im Sinne einer Rechenschaftspflicht für Fehler oder Normverstöße ist zwar durchaus formalisierbar und juridifizierbar, wird aber in dem Maße erschwert, in dem Entscheidungszusammenhänge an Komplexität zunehmen. Sie nimmt dann eher die Form eines letzten Rückzugs- oder Fluchtpunktes an, der gerade unter Bedingungen ansonsten kaum entwirrbarer Handlungs- und Kompetenzverflechtungen die Aufmerksamkeit auf eine adressierbare Stelle fokussiert und dort normativ erwartbare Rechenschaftspflichten auslöst (Bora 2015). Man kann davon ausgehen, dass die Frage nach der Verantwortlichkeit für Initiativen eher in Krisenfällen an Bedeutung gewinnt und man die Grenzstelle eher dann als verantwortlichen Sündenbock symbolisch opfern wird, wenn die Schäden irreparabel sind, Vertrauen verspielt wurde und das Personal ohnehin ausgetauscht werden muss (Sofer 2001: 111f.). Andernfalls schädigen solche drastischen Maßnahmen nicht zuletzt auch die polierte Außenfassade der Verwaltung, die sich ihr Personal selbst ausgesucht hat. Außerdem ermöglicht ein unverbindliches und dann auch normativ entlastetes Klima in diplomatischen Kontaktsystemen funktionale Äquivalente für die Suche nach formaler Letztverantwortlichkeit, die eher im Bereich kognitiver, lernbereiter Erwartungen liegen dürften (Bora 2015: 465f.). An psychologisierenden, soziologisierenden und anderen pseudowissenschaftlichen Enttäuschungserklärungen, die sowohl die verletzte Norm als auch die Betroffenen schonen, mangelt es in der modernen Gesellschaft jedenfalls nicht (Luhmann 1987d: 56f.). In diesem Zusammenhang können mehrstufige, zum Teil auch formalisierbare Stilmittel der Entschuldigung einen symbolischen Beitrag zum diplomatischen *stigma management* leisten (Adler-Nissen 2014; Bilder 2006; Lind 2008).

Die Möglichkeiten und Probleme der elastischen Entscheidungsprogrammierung wurden bereits im Kapitel zur Diplomatie stratifizierter Gesellschaften ausführlicher besprochen (12.2) und sollen hier nur noch knapp skizziert werden. In der modernen Diplomatie gibt es sowohl Formen der Zweck- als auch der Konditionalprogrammierung, die Kriterien für »richtiges« Handeln der Grenzstelle definieren, ohne dieses im Einzelnen festzulegen. Wer die Grenzstelle mit der Verfolgung bestimmter Zwecke beauftragt und die Wahl der Mittel weitgehend in ihr Belieben stellt, eröffnet ihr auf den ersten Blick Freiräume. Andererseits ergeben sich die Beschränkungen der Handlungsspielräume einer Grenzstelle nicht allein aus ihrer Programmierung oder ihren Instruktionen, sondern vielmehr aus der Rücksichtnahme auf andere Umweltbeziehungen. Was in einer diplomatischen Beziehung zu einem Staat geschieht, bleibt nicht ohne Folgen für die Beziehungen zu anderen Umweltsektoren (Scott 1977; Jacobson u.a. 1993: 15f.).

Die Systemgeschichte einer diplomatischen Beziehung, die von einer Grenzstelle betreut wird, schränkt die Wahl der Mittel ebenfalls ein, wenn die konsistente Außendarstellung der eigenen Verwaltung, aber auch der eigenen Persönlichkeit nicht riskiert werden darf – und nicht selten führt gerade diese Einschränkung zur Eskalation von Konflikten (Bazerman /Sondak 1988: 307f.). Vor allem aber erschwert die freie Wahl der Mittel Initiativen der Grenzstelle nach innen, weil die gemeldeten Probleme nicht der Verwaltung, sondern der Grenzstelle als Verursacher zugerechnet werden. Aus Sicht der Organisation weiß die Grenzstelle ihre weitgehenden Vollmachten nicht richtig einzusetzen, zumal gerade die offene Zweckprogrammierung keine klaren Kriterien für Erfolg und Richtigkeit des Handelns bietet, abgesehen von der Erreichung des Zwecks (Luhmann 1995b: 231). Konditionalprogramme ermöglichen demgegenüber eine sehr präzise Detailsteuerung der Grenzstelle, die insbesondere durch moderne Telekommunikation in Echtzeit erfolgen und insofern auch flexibel gehandhabt werden kann.

Allerdings beschränken sie die Grenzstelle in ihren Verhaltensmöglichkeiten auf das Abtasten der Umwelt nach Signalen, die das programmierte Handeln auslösen und formal rechtfertigen können, statt auf Interessenlagen der Umwelt einzugehen (Fisher 1989: 36). Das setzt jedoch einerseits eine gefügige und insofern auch unwahrscheinliche diplomatische Umwelt voraus, die sich den programmierten Relevanzkriterien der Verwaltung unterordnet und sich darauf reduziert, dem vorgefertigten Skript der Grenzstelle zu folgen. Andererseits verzichtet man durch derartige Versuche der Detail-

steuerung gerade auf jene Vorteile, die sich aus den konzedierten Freiheiten der Grenzstelle ergeben.

Weitere mögliche Formen der Hilfestellung für Grenzstellen bieten außerdem *Kommunikationswegregelungen*. Diese können so ausgestaltet werden, dass die Grenzstelle für alle Umweltkontakte miteinzubeziehen ist und für die eigene Verwaltung eine *gatekeeper*-Funktion übernimmt.

»Diese Netzstellung gibt der Grenzstelle Gewähr für umfassende Informiertheit und für das sich daraus ergebende Verhandlungspotenzial. Das fördert die Formulierung von Initiativen nach innen ebenso wie die Verhandlungen nach außen. Wer von außen kommt, weiß dann, daß er nur an einer Stelle Zugang zum System findet, und kann nicht die Hoffnung haben an anderen Stellen bessere Bedingungen zu erreichen« (Luhmann 1995b: 234).

Zu einem Monopol ausgebaut, erleichtert diese privilegierte Stellung außerdem das Verschweigen inkonsistenter Informationen und damit nicht nur eine konsistentere Außendarstellung, sondern auch die Übernahme von Verantwortung im internen Entscheidungsprozess. Gleichwohl scheint der Trend in die genau entgegengesetzte Richtung zu gehen: Außenministerien verwalten keine diplomatischen Monopole, sondern werden zunehmend als interne Koordinationsinstanzen für den diplomatischen Verkehr der anderen Fachministerien gesehen (Hocking 1999b; 2002; Meerts 1999). Das liegt einerseits an den Möglichkeiten moderner Telekommunikation, die diplomatische Kontaktschwellen in vielerlei Hinsicht reduziert haben (Kurbalija 1999), andererseits an komplexeren Themen weltpolitischer Regulierung, die direkte diplomatische Kontakte zwischen Fachbeamten unterschiedlicher Ministerien unverzichtbar gemacht haben (Sending u.a. 2011b: 528, 539).

Zwar können Außenministerien Expertise von »außen« hinzuziehen (Auer 1998), müssen mittlerweile aber selbst vom traditionellen Rollenverständnis des diplomatischen Generalisten abrücken und vermehrt regionalen oder fachlichen Spezialisten eigene Karrierepfade ermöglichen (Hamilton/Langhorne 1995: 232ff.; Kopp/Gillespie 2008: 132ff.). Höhere und höchste diplomatische Weihen bleiben dennoch überwiegend Generalisten vorbehalten, die sich insofern als Manager mit Führungsfunktionen eignen, weil sie im Gegensatz zu den Spezialisten nicht Gefahr laufen, ihre Aufmerksamkeit nur jenen Entscheidungsmaterien zu widmen, in denen sie selbst besonders sachkundig sind (Hamilton/Langhorne 1995: 232f.; Luhmann 1995b: 210ff.).

Damit ist aber auch schon eine andere institutionalisierbare Hilfestellung für Grenzstellen angesprochen, die durch *formale Statusdifferenzierungen* ermöglicht wird. Ein hoher formaler Status verschafft kaum überbietbare Vorteile und Freiheiten in der Auslegung und Darstellung widersprüchlicher und ambivalenter Rollenerwartungen, die für Grenzstellen charakteristisch sind:

»[T]he higher the status position in the hierarchy, the more leeway there is in the choice of behavior related to role performance. Not only is there more choice than in lower positions for being deviant, there is a wider range of choice for conformity as well, for behavior is guided not by specific prescriptions but by the actor's conforming attitude« (Coser 1966: 182).

Eine Grenzstelle mit hohem Status hat vor diesem Hintergrund gegenüber ihrem Heimsystem größere Darstellungsfreiheiten und kann die ambivalenten Rollenerwartungen, die sich aus ihrer Schnittstellenposition ergeben, leichter ausgleichen (Seeman 1953). Sie kann unter diesen Bedingungen nicht nur leichter gegen formalisierte Normen verstoßen, sondern sich auch selbst von problematischen Rollenerwartungen distanzieren, ohne dadurch rechenschaftspflichtig zu werden. Der Grund ist, dass ein hoher formaler Status intern auch zur formal verbindlichen Auslegung von Situationen berechtigt, sodass die Grenzstelle selbst darüber bestimmen kann, ob eine Situation eher formal oder eher gelockert aufzufassen ist sowie ob sie gegenüber Untergebenen einen eher amikalen oder eher patrimonialen Ton anschlägt. Der Status beschränkt sich also nicht allein auf die Formalstruktur, sondern strahlt auch auf die informale Kommunikation aus. Der Außenminister, der sich der explizit familienfreundlichen und egalitären Kommunikationskultur seines Ressorts rühmt, braucht keine Hemmungen darzustellen, wenn er bei einer Auslandsreise in der Dienstresidenz seines Botschafters übernachtet und seine Schuhe zur Reinigung vor der Tür des Gästezimmers ablegt (Black 2001: 267). Der Botschafter kann die informale Erwartung seines Vorgesetzten jedoch enttäuschen und darauf hinweisen, dass die Reinigung von Schuhen nicht zu seinen Dienstpflichten gehört, so wie er auch informal durchblicken lassen kann, dass er seinen Haushalt nicht als Hotel missverstanden wissen möchte. Er wird jedoch damit rechnen müssen, dass der Vorgesetzte die Organisationsstruktur nutzen kann, um auch informale Erwartungen durch personalpolitische Entscheidungen durchzusetzen und zu sanktionieren. Der unbeugsame Botschafter wird bei der nächsten anstehenden Beförderungsrunde übergangen oder auf einen unattraktiveren Posten versetzt und zwar aus Gründen, die immer auch in der Formalstruktur der Organisation gefunden werden können und daher

gar nicht als Sanktionsmaßnahme offen deklariert werden müssen (Luhmann 1995b: 263f.).

Initiativen nach innen fallen Grenzstellen mit hohem Status unter derartigen Bedingungen wesentlich leichter und müssen nicht erst um Aufmerksamkeit werben. Grenzstellen mit niedrigerem Status müssen sich demgegenüber mit minderwertigen, weil durch höheren Status überbietbaren Äquivalenten begnügen. Das überkonforme ritualistische Festhalten an Instruktionen und Dienstvorschriften wird auf niedrigeren Positionen durch die Formalstruktur der Verwaltung erleichtert. Das bietet im Falle von Rollenkonflikten eine wichtige Rückzugsmöglichkeit für die Grenzstelle, die dann jedoch in der eigenen Organisation als pedantischer Störfaktor auffällt und ihre Freunde und Förderer in Folge außerhalb der Organisation suchen muss. Ein anderes klassisches Stilmittel der Auflösung ambivalenter Rollenerwartungen sind ironische Bemerkungen oder Scherze, die niedrigschwelligen und bestreitbaren, aber durchaus registrierbaren Widerwillen gegen die Situationsdefinition der Vorgesetzten zum Ausdruck bringen (Goffman 1972: 101), damit jedoch nur kurze Situationen überleben und Entscheidungen in vielen kritischen Situationen nicht ersetzen können. Dem Ranghöheren fällt jedenfalls der Tabubruch leichter und er kann nicht nur mit seinen Mitarbeitern, sondern auch über sie scherzen und sich jederzeit auf seinen formalen Status zurückziehen, wenn diese sich gleiche Rechte anmaßen. Ob er sich diese Freiheiten der Selbstdarstellung und Situationsauslegung aber auch im diplomatischen Außenverkehr erlauben kann, steht auf einem anderen Blatt.

Die Möglichkeiten, den eigenen Systemstatus als Vorteil in Außenkontakten zu nutzen, werden schon dadurch beschränkt, dass die Diplomatie als Kommunikation unter formal gleichrangigen Beteiligten aufgefasst werden will und ihre offiziellen Programme danach ausrichtet. Das diplomatische Protokoll und eine im Wesentlichen global institutionalisierte diplomatische Rangstufenordnung machen dafür sichtbar, ob Kontakte auf Augenhöhe verlaufen oder ob sich protokollarische Schieflagen ergeben. Wie oben bereits angemerkt wurde, ist dies jedoch nur eine Teilstruktur der Diplomatie, während das faktische Verhalten sich auch nach weniger klar kodifizierten Status- und Rangrelationen richtet, die mit protokollarischen Rangrelationen relationiert werden müssen. Diplomatische Spitzenstellen, etwa auf der Rangstufe eines Außenministers, weisen zwar aufgrund ihres persönlichen Status und ihres sozialen Hintergrunds ein hohes Maß an Kohäsion auf und können sich in gewissen Hinsichten auch als Angehörige einer weltweiten

Elite stilisieren. Gleichwohl gibt es auch innerhalb dieser protokollarisch im Prinzip gleichrangigen Elite einen Sinn für Ungleichheiten zwischen den Außenministern großer, mittlerer und kleinerer Mächte (Modelski 1970). Es existieren also durchaus auch informale protokollarische Rangrelationen:

»Kleine unansehnliche Systeme müssen, um überhaupt verhandlungsfähig zu bleiben, ihre Außenkontakte hoch ansetzen und sich gegebenenfalls sogar fremder Fürsprecher bedienen. Gerade damit aber geben sie ihre Unterlegenheit zu. Im Verkehr zwischen gleichrangigen Systemen müssen deshalb die Mitglieder streng darauf achten, daß alle Kontakte auf ›entsprechender‹ Ebene geführt werden und sich keine schrägen Beziehungen entwickeln; denn das würde den Systemstatus mindern. Große Systeme benutzen für den normalen Verkehr ihre unteren und mittleren Ränge. Sie können es sich leisten, zunächst kleine Kräfte mit begrenzten Vollmachten ins Gefecht zu schicken; das Prestige ihrer Organisation wiegt den fehlenden persönlichen Status auf« (Luhmann 1995b: 235).

Gleichwohl ist es nicht nur aus Prestige-, sondern auch aus Kapazitätsgründen in größeren Verwaltungsorganisationen unvermeidbar, untere Dienstränge für die Pflege der Außenbeziehungen einzusetzen. Ein weiterer Grund, der gegen den Einsatz des Spitzenpersonals spricht, liegt zudem darin, dass ansonsten die Herstellung und öffentliche Darstellung von Diplomatie nicht auf unterschiedliche Stellen verteilt werden kann. Sofern es sich bei den Spitzenstellen nicht um Beamte, sondern um politisch besetzte Spitzenpositionen, also um Minister, Staats- und Regierungschefs handelt, steht mehr auf dem Spiel. Sie erfahren mehr öffentliche Aufmerksamkeit und müssen höheren Anforderungen an ihr Darstellungsverhalten gerecht werden. Über vergleichbare Problemzusammenhänge wurde bereits an früherer Stelle, bezogen auf Herrscherrollen in stratifizierten Gesellschaften, gesprochen (10.2.1). Während Herrscher stratifizierter Gesellschaften mitunter ihre Existenz riskieren und Verhandlungsausgänge sich auf das eigene Einkommen und sogar persönliche Heiratschancen auswirken konnten, riskieren moderne Spitzenpolitiker nur ihre politischen Karrieren. Diese liefern zwar wichtige Motive, ermöglichen aber immer noch eine kommunizierbare Trennung zwischen Amtsausübung, Verhandlungsführung und persönlichem Engagement. Die Probleme ergeben sich eher daraus, dass Spitzenpolitiker einerseits an der Schnittstelle zwischen der (Parteien-)Politik im engeren Sinne und der Verwaltung positioniert sind. Als *politische Persönlichkeiten* üben sie deshalb auch symbolisch-expressive Funktionen aus, indem sie gegenüber einer Öffentlichkeit das Ringen um hochgeneralisierte politische und administrative Programme konkret veranschaulichen und darstellen

(Luhmann 2010b: 335ff.). Die politische Persönlichkeit ist in ihrer Rolle als Spitzenpolitiker insofern von ihren anderen Rollen unterscheidbar, als ihre Heiratschancen nicht vom Abschluss eines Freihandelsabkommens abhängen. Als politische Persönlichkeit ist ihre Individualität aber in allen Hinsichten interessant und steht außerdem unter massenmedialer Dauerbeobachtung.

Sofern die Diplomatie also auf politische Spitzenpersönlichkeiten als Form der Erwartungskonkretisierung zurückgreift, können instrumentelle und expressive Verhaltensvariablen nicht mehr schwerpunktmäßig auf mehrere Stellen aufgeteilt, sondern nur noch behelfsmäßig in einem zeitlichen Nacheinander von Presseterminen und Verhandlungen sequenziert werden. Inkonsistente, auf differenzierte Publikumssektoren abgestimmte Außendarstellungen werden insofern anspruchsvoller als die Person, die verhandelt hat und die nun eine diplomatische Beziehung zu den Verhandlungspartnern in der Pressekonferenz darstellen muss, ein und dieselbe ist. Es mag gewisse diplomatische Spielräume der wechselseitig konzedierten Inkonsistenz geben, sodass man Spitzenpolitikern wahlkampfbedingte, aber diplomatisch unpassende Äußerungen eher nachsieht, wenn diese Toleranz auch als Gegenleistung erwartet werden kann. Innerhalb gewisser Grenzen lässt sich auch die Darstellung von Beziehungen diplomatisch koordinieren und pressegerecht inszenieren. Eine Differenzierung des Publikums kommt für Spitzenpolitiker unter Bedingungen massenmedialer Dauerbeobachtung indes kaum noch in Frage. Während Pharaonen sich auf Prunkstelen publikumswirksam als Bezwinger der Barbaren inszenieren und daneben diplomatische Kontakte mit ebenjenen Barbaren unterhalten konnten, müssen Spitzenpolitiker gegenwärtig mit einer Weltöffentlichkeit rechnen. So müssen die Pharaonen von heute selbst zur Sphinx werden, sich eine Aura der Undurchschaubarkeit zulegen und frühzeitige Festlegungen auf bestimmte diplomatische Optionen vermeiden (Giesbert 1982). Alternativ erheben sie die Inkonsistenz und Widersprüchlichkeit einer Spitzenposition selbst zum Herstellungs- und Darstellungsprinzip der Außenpolitik. Die jüngst vernehmbaren Ausprägungen dieser Strategie lassen gegenwärtig noch nicht absehen, ob die diplomatischen Erfolge, sofern sie sich einstellen, den Verlust persönlicher und internationaler Glaubwürdigkeit überwiegen (Yarhi-Milo 2018).

Ein funktionales Äquivalent für die Sequenzierung von inkonsistenten Darstellungen und die Trennung von Publikumssegmenten stellt die Bildung einer *außenpolitischen »Doppelspitze«* dar, die es ermöglicht, die Vorteile von

hohem formalen Status mit einer deutlicheren Differenzierung von instrumentellen und expressiven Verhaltensvariablen zu kombinieren. Das wohl prominenteste Beispiel für diese Strategie stellt das Zusammenspiel zwischen US-Präsident Richard Nixon und seinem nationalen Sicherheitsberater Henry Kissinger dar. Eine solche Doppelspitze ermöglicht nicht nur ein Auseinanderziehen von Herstellungs- und Darstellungsaspekten der Diplomatie, sondern auch, im Sinne von Nixons *mad man*-Theorie, eine Aufteilung von antagonistischen und kooperativen und damit widersprüchlichen Außendarstellungen auf zwei Stellen mit hohem formalen Status. Während Nixon aus Berechnung in der Öffentlichkeit als unberechenbarer Kriegstreiber auftritt und (nur für fremde Geheimdienste wahrnehmbar) die militärische Alarmstufe für den Atomwaffeneinsatz erhöht, kann sich Kissinger als verbindlicher und vernünftiger Ansprechpartner für instrumentelle Verhandlungen darstellen, der auch intern über ausreichenden Einfluss verfügt und das Vertrauen seines Präsidenten genießt (Sagan/Suri 2003). Die Einsatzmöglichkeiten dieser Strategie sind indes begrenzt. Sie erfordert ein Höchstmaß an interner Koordination und an dramaturgischer Feinabstimmung der Außendarstellung, ist also nur zentral und innerhalb eines überschaubaren Kreises von Eingeweihten steuerbar. Im Gegensatz dazu ist eine so inkonsistente und widersprüchliche Doppelspitze der Albtraum einer bürokratischen Großorganisation, die im Zweifelsfall auf Selbstprogrammierung umstellen und die Spitze ignorieren wird. Konsequenterweise wurden während der Nixon-Regierung daher Belange der *grand strategy* im Weißen Haus gebündelt und das US-Außenministerium politisch weitgehend übergangen und neutralisiert (Caldwell 2009). Auch deshalb eignet sich diese Strukturlösung nicht für den diplomatischen Dauerbetrieb, sondern allenfalls in Krisenzeiten, in denen der außenpolitische Fokus auf wenige Schauplätze gerichtet und mit weniger Personalaufwand (aber hohem Flugpensum) verfolgt werden kann.

Unter diesen gegebenen Umständen können Probleme des Umweltverkehrs demnach nur in begrenztem Umfang höheren Stellen anvertraut werden. Trifft dies zu, lassen sich aber auch Folgeprobleme der Verteilung repräsentativer Aufgaben »nach unten« feststellen, die auf die Hierarchie der Verwaltung zurückwirken. Die Informationsvorsprünge, die sachhaltigere Umweltsicht, die Unprogrammierbarkeit der Wahrnehmung und der inkorporierten Praxis sowie die informalen Kontakte statten rangniedrigere Grenzstellen mit Autonomiespielräumen aus, die sich kaum noch von einer Weisungshierarchie einfangen lassen. Vor allem informale Kontakte, die

eine persönliche Färbung annehmen und daher weder auf Anweisung aktiviert noch auf Amtsnachfolger übertragen werden können, sind eine wertvolle diplomatische Ressource, die auch gegen die Verwaltung eingesetzt werden kann: »Persönliche Beziehungen sind Arbeitsmittel im notwendigen Privatbesitz« (Luhmann 1995b: 238). Je mehr soziales Privatkapital die Grenzstelle aufbaut, desto schwieriger kann sie ersetzt werden und desto einflussreicher wird sie. Ohne weitere Sicherungsvorkehrungen wird das Außenministerium daher nicht von oben, sondern von der Grenze aus geleitet.

Dem wirkt jedoch die Kombination zweier Strategien entgegen: Einerseits herrscht in Außenministerien ein Rotationsprinzip, das in durchschnittlich vierjährigen Abständen den Wechsel des Dienstortes und damit die regelmäßige Neubesetzung einer Grenzstelle formalisiert (Niedner-Kalthoff 2005: 29ff.). Andererseits werden funktional gleichartige diplomatische Posten in formalen und informalen Präferenzordnungen hierarchisiert. Formal gibt es klare Differenzierungen zwischen verschiedenen Einsatzorten, die aufgrund regional verschiedener Lebensbedingungen und Sicherheitslagen entweder als *hardship posts* gelten oder komfortablere Lebensbedingungen versprechen. Nicht ganz deckungsgleich damit gibt es informale Verständigungen darüber, welche Posten besonders wichtig sind, weil diese entweder im Innendienst eine besondere Nähe zur Politik aufweisen oder im Außendienst in globalen Zentren der Diplomatie, also in New York, Washington, London, Paris, Berlin, Moskau usw. besetzt werden (ebd.: 31ff.).

Das Rotationsprinzip schafft auf diese Weise Zusatzmotive des Personalaustauschs, die auch die unmittelbaren Lebensbedingungen des Personals miteinbeziehen und damit schwerer wiegen können als der Aufbau von Einflusschancen. Das hier beschriebene Problem unersetzbarer Grenzstellen tritt in den Hintergrund und die Aufmerksamkeit wird auf die Frage gelenkt, wer bei prinzipiell gleicher Qualifikation und Rangstufe welchen Posten erhält. Wer auf seinem Posten bleiben möchte, kann dies zwar im Sinne der Organisation damit begründen, dass er unersetzbare Expertise und unschätzbar wertvolle Kontakte gewonnen hat, muss sich aber die Frage gefallen lassen, warum ausgerechnet seinen Präferenzen entsprochen werden soll, obwohl der Posten auch für andere attraktiv sein kann. Das Rotationsprinzip transformiert das Problem der Grenzstellenautonomie in eine Frage der Verteilungsgerechtigkeit unter Kollegen (Niedner-Kalthoff 2005: 43ff.). Gesteigert wird dieser Effekt einerseits durch die weitgehende Intransparenz personalpolitischer Entscheidungen und andererseits durch Stilelemente der Willkür oder der einseitigen, objektiv nicht nachvollziehbaren Bevorzugung,

die beide Raum für Gerüchte, Spekulationen und Alltagstheorien bieten (ebd.: 34ff.). Dass schwierige Posten ebenfalls nur auf bestimmte Zeit besetzt werden und man die Hoffnung auf attraktivere Posten nicht aufzugeben braucht, mag dagegen ein Vorteil sein, der dem Personal Trost spendet und der auf (persönlichen) Ausgleich hoffen lässt.

Diplomatie ist dennoch längst nicht mehr das, was beamtete Berufsdiplomaten im engeren Sinne machen. Ebenso wenig lässt sie sich als »Rolle« definieren. Zwar gibt es sehr wohl die Rolle des Diplomaten, die am Berufsdiplomaten orientiert wird, um Personen mit analogen Rollenerwartungen zu überziehen. Daneben existieren jedoch auch Rollen der internationalen Verwaltung und eines diplomatischen Weltpublikums. Den Sachzusammenhang zwischen diesen Rollen stellen die binäre Codierung und Programmierung der Diplomatie her. Diese unterscheidet strikt zwischen diplomatischer Verhandelbarkeit und Unverhandelbarkeit und teilt den Code unter programmierter Berücksichtigung dritter Werte für eine Vielzahl von Themen und Adressen zu.

Als Thema bildet sie jedoch nicht nur den Gegenstand von Interaktionen. Auch Organisationen können sich primär am Diplomatie-Code orientieren, dürfen diesem aber nur einen Zweckprimat einräumen und müssen daneben auch andere Probleme lösen. Dazu gehört vor allem die schwierige Balance, den eigenen diplomatischen Grenzstellen einerseits Freiheitsgrade einzuräumen, um Umweltkontakte effektiv betreuen zu können, andererseits aber auch Einflussmöglichkeiten einzuschränken, die sich aus der exponierten Stellung der Grenzstellen ergeben. Insbesondere die persönlichen Beziehungen der Grenzstelle können dazu führen, dass diese unverzichtbar und unersetzbar wird. Sie sind jedoch Arbeitsmittel im notwendigen Privatbesitz und entziehen sich deshalb dem formalen Zugriff der Organisation. Das gilt auch für die Ehepartner und Familienangehörigen der Grenzstelle, die für diplomatische Organisationen wertvolle, aber unbezahlte Arbeit leisten. Das hat zudem auch Folgen für die Rekrutierungspraxis diplomatischer Organisationen, die vor dem Hintergrund »traditioneller« Geschlechterstereotype vorwiegend männliche Mitglieder bevorzugt.

Wer auch immer als Grenzstelle für den diplomatischen Verkehr eingesetzt wird, muss auch auf die Umwelt Einfluss nehmen. Dies geschieht am effektivsten in Verhandlungen, in denen politische Macht in der Form des diplomatischen Codes operationalisiert wird.

15 Sozialdimension: Verhandlungsmacht

15.1 Macht als politisches Erfolgsmedium

Moderne Verbreitungstechnologien und die funktionale Differenzierung der Weltgesellschaft verändern maßgeblich die Bedingungen der Annahme und Ablehnung von kommuniziertem Sinn. Diese können auf der Ebene der Gesellschaft nicht mehr hinreichend von herrschaftlicher Patronage, einer statusabhängigen Ehre, den Überzeugungsmitteln der Rhetorik, Gabentauschökonomien oder einer gesellschaftsweit verbindlichen Moral abhängen. Diese Erfolgsmedien sind einerseits funktional zu diffus und andererseits zu interaktionsnah gebaut, setzen außerdem Personenkenntnis voraus und lassen sich weder reflexiv auf eigene Ergebnisse anwenden, noch zu längeren tragfähigen Handlungsketten verknüpfen.[1] Die Ebenen der Interaktionen und der Gesellschaft differenzieren sich voneinander, Kommunikation findet häufiger unter Abwesenden statt und unpersönliche Kontakte zwischen Unbekannten nehmen nicht nur zu, sondern müssen auch funktional spezifiziert werden. Deshalb werden andere Formen der Übertragung von Selektionen erforderlich, die sowohl personen- und situationsunabhängig generalisierbar als auch funktional spezifizierbar sind. Im Falle politischer (und damit diplomatischer) Kommunikation handelt es sich dabei um das *symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium politischer Macht*.

Von Macht im Allgemeinen soll hier gesprochen werden, wenn eine Situation so definiert ist, dass die Verwirklichung von negativen Sanktionen eine

1 Wie man am Beispiel des *kula*-Ringtausches beobachten kann, ermöglicht etwa der Gabentausch durchaus die Bildung längerer Ketten, aber dies sind Verflechtungen, die nicht in die Steuerung einzelner Interaktionen einbezogen werden können. In der Interaktion tauscht man das, was man hat, mit demjenigen, den man kennt. Dass sich diese einzelnen Interaktionen zu einem Kreislaufsystem zusammenschließen können, weiß man nicht, daher kann der Erhalt dieses Systems nicht motivwirksam werden.

von mehreren Handlungsmöglichkeiten darstellt, welche zwar sowohl von A als auch von B vermieden werden möchten, von A aber eher in Kauf genommen werden können als von B, sodass letzterer zum Machtunterlegenen wird (für dies und das Folgende siehe Luhmann 2012a). Insofern ist Macht durchaus ein Fall von Technik: Sie verknüpft beliebige Handlungsmöglichkeiten auf nicht-beliebige Weise. Der Machtüberlegene hat mit Bezug auf ein beliebiges Entscheidungsproblem die Möglichkeit, von negativen Sanktionen Gebrauch zu machen oder von diesen abzusehen, während der Machtunterlegene zumindest die Wahlmöglichkeit hat, sich den Präferenzen von A zu beugen oder negative Sanktionen in Kauf zu nehmen. Auf diese Weise erhöht Macht die Wahrscheinlichkeit der Annahme von kommuniziertem Sinn und leistet eine Übertragung von Handlungsselektionen. Das funktioniert aber nur unter der nicht-beliebigen Bedingung, dass erstens A und B gleichermaßen über Alternativen verfügen, sich zweitens die Verwirklichung negativer Sanktionen für A günstiger auswirkt als für B und diese drittens für A und B trotzdem eine Vermeidungsalternative darstellt, die beide nur ungern in Kauf nehmen wollen. Entfällt eine dieser Bedingungen, kann nicht mehr von Macht die Rede sein. Wenn A über die Möglichkeit verfügt, die Handlungsmöglichkeiten von B auf eine alternativlose Handlung zu reduzieren, handelt es sich nicht um Macht, sondern um Zwang, also um einen Fall von Machtversagen. Wenn die Verwirklichung einer Vermeidungsalternative für A und B keinen Unterschied macht oder beide gleichermaßen in Mitleidenschaft zieht, handelt es sich im ersten Fall überhaupt nicht um eine negative Sanktion und im zweiten Fall um eine Tragödie. Wenn A zudem die Vermeidungsalternative in jedem Fall verwirklichen will, wird B davon ausgehen können, dass es auf seine Annahme oder Ablehnung ohnehin nicht ankommt und eine Übertragung von Handlungsselektionen damit unwahrscheinlicher wird.

Die Effizienz der Machttechnik beruht demnach gerade auf dem Verzicht auf verfügbare negative Sanktionen, die nicht realisiert, sondern in der Hinterhand gehalten und durch den Einsatz generalisierter Symbole ersetzt werden – sei es der Wink mit dem Zaunpfahl, Uniformen oder Ämter und dann vor allem die rechtliche Legitimität der Machtausübung oder binäre Codes wie machtüberlegen/machtunterlegen. Symbole dieses Typs ermöglichen den weitgehenden Verzicht auf die Ermittlung von Konsens- oder Dissensmotiven sowie von weiteren Informationen und Kontexten, die für eine erfolgreiche Einflussnahme ansonsten zu berücksichtigen wären. Sie bringen komplexe Machtrelationen auf einfache Formeln, erfordern weder

Personenkenntnis noch eine Kenntnis über die genaue Funktionsweise von Macht und tragen in genau diesem Sinne zur Technisierung der Lebenswelt durch Macht bei. Effizienz und Erfolg des Machteinsatzes hängen dann davon ab, dass Machtsymbole erkannt und anerkannt werden und damit eine weitgehend unhinterfragte Übertragung von Handlungsselektionen ermöglichen (Bourdieu 1992: 181). Sie vereinfachen ansonsten kaum durchschaubare wechselseitige Kausal- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Machthabern, Machtunterworfenen und relevanten Dritten, indem sie die Ursachen der Machtausübung allein dem Machthaber zurechnen, obwohl Machthaber, Machtunterworfener und relevante Dritte alle durch ihr Handeln (oder Unterlassen) zum Zustandekommen eines Ergebnisses beitragen (Luhmann 2012a: 23). Schließlich ermöglichen sie einen weitgehenden Verzicht auf das offene Testen, Messen und Vergleichen von Machtchancen (im Sinne von Boltanski/Chiapello 2007: 30ff.), das den Erfolg dieser Technik gefährden und den Kaiser nackt dastehen lassen könnte. Von diesem allgemeinen Machtbegriff ausgehend lassen sich nun relativ beliebige und vielgestaltige Formen der Machtausübung von gesellschaftlich universalisierter, also politischer Macht unterscheiden.

Macht im oben erläuterten Sinne ist gesellschaftlich zwar ein ubiquitäres, aber noch kein universalisiertes Phänomen. Sie kann auf dieser allgemeinen Ebene zum Aspekt jeder sozialen Beziehung werden und jede soziale Beziehung kann Situationen hervorbringen, in denen Vermeidungsalternativen die Annahme oder Ablehnung von Handlungsselektionen strukturieren. Eine Organisation kann positive Sanktionen (wie regelmäßige Gehaltszahlungen, Status) in negative Sanktionen (Kündigung, Degradierung) umwandeln und als offen kommunizierten Machtfaktor einsetzen. Der Entzug von Aufmerksamkeit kann in einem vergleichbaren Sinne als Vermeidungsalternative zur Ausbildung von situativen Machtasymmetrien in Intimbeziehungen führen. Die negative Benotung ist in der Erziehung nach wie vor ein effektives Sanktionsmittel, das vor allem dann funktioniert, wenn auch die Lehrenden sich als (Mit-)Leidtragende darstellen können. In all diesen Situationen hängt Macht von bestimmten Eigenschaften, Ressourcen und Rollen der Beteiligten ab, die sich nicht auf andere Situationen übertragen lassen. Der Lehrer, der ein Auto kauft, kann den Preis nicht durch Drohung mit Liebesentzug oder mit schlechten Noten drücken. Schon eher könnte ihm das aber durch den Einsatz körperlicher Gewalt gelingen:

»Die Möglichkeit von Gewaltanwendung ist für den Betroffenen *nicht ignorierbar;* sie bietet dem Überlegenen *hohe Sicherheit* in der Verfolgung seiner Ziele; sie ist *nahezu universell verwendbar,* da sie als Mittel weder an bestimmte Ziele noch an bestimmte Situationen oder an bestimmte Motivlagen des Betroffenen gebunden ist; sie ist schließlich, da es um relativ einfaches Handeln geht, *gut organisierbar* und damit unter Ausschluß von Selbstbefriedigung *zentralisierbar.* Dazu kommt, daß Gewalt jene Eigenschaft einer *asymmetrischen Ordnung* der relativen Präferenzen aufweist, die bei der Machtbildung erforderlich ist: Sie ist für den Überlegenen weniger unangenehm als für den Unterlegenen« (Luhmann 2012a: 74).

Sieht man von Sonderzonen konsentierter (etwa sportlicher oder erotisierter) Gewaltanwendung ab, ist physische Gewalt in beinahe allen Situationen eine kaum überbietbare machtwirksame Vermeidungsalternative. Die Möglichkeit gesellschaftlich universalisierter Macht setzt aber voraus, dass die Erfolgschancen nicht von situativ variierender Körperkraft abhängen, sondern dass Symbole eingesetzt werden können, die weitgehend situationsunabhängig auf überlegene Gewalt bzw. Macht schließen lassen. In diesem Sinne trägt physische Gewalt erst unter zwei Zusatzbedingungen zur gesellschaftlichen Universalisierung politischer Macht bei, nämlich durch Konzentration überlegener Gewaltmittel durch den Staat und durch die rechtliche Konditionierung seines Gewalteinsatzes, sodass sich zusammenfassend gesagt Staaten ausdifferenzieren, die das Monopol legitimen physischen Zwanges in Anspruch nehmen und verwalten (Wimmer 2009). Wo diese Bedingungen zutreffen, können einerseits die gewaltbasierten Institutionen des Staates binnenpolitisch kaum noch auf Augenhöhe herausgefordert werden, sodass für die meisten Situationen eine eindeutige Asymmetrie verfügbarer Sanktionsmittel unterstellt werden kann.[2] Andererseits ermöglicht die rechtliche Konditionierung der Gewaltanwendung höhere Freiheitsgrade sowohl für Machtüberlegene als auch für Machtunterworfene und damit insgesamt eine Steigerung von Machtchancen. Gerade dann, wenn auch der Machtunterlegene den Rechtsweg beschreiten kann, ist Macht erforderlich, die sich im Verzicht auf überlegene Gewalt äußert und diese als *ultima ratio* zurückstellen kann. Gerade diese Einschränkung ermöglicht aber eine weitgehende Offenheit für eine Vielzahl von möglichen Problemthemen und Entscheidungsoptionen, die vornehmlich in rechtlich konditionierten politischen Verfahren abgewickelt werden können.

---

2 An dieser Bedingung der Asymmetrie parasitieren auch politische Formen der Gewaltanwendung wie etwa Guerillataktiken oder terroristische Anschläge (Youssef 2015).

Das bisher Gesagte gilt insbesondere für politische Verfahren, die den gewaltfreien Austausch von politischen Regierungsämtern regulieren, welche die überlegenen Gewaltmittel des Staates verwalten und mit einer mehr oder weniger gut organisierten Opposition zu rechnen haben. Vor diesem Hintergrund erfährt der allgemeine Code des Machtmediums »machtüberlegen/machtunterworfen« eine Zweit-Codierung nach dem Schema »Regierung/Opposition«, die zur Technisierung des Machteinsatzes beiträgt. Erst die Besetzung von Regierungs- und Verwaltungsämtern und andere einschlägige Symboliken markieren dann innerhalb eines nationalen politischen Systems legitime, gesamtgesellschaftlich relevante Machtausübung.

Derart universell einsetzbare politische Macht erfordert somit Symbolisierungen, welche die Beschränkung einer Vielzahl von Möglichkeiten des Machteinsatzes als notwendig erscheinen lassen und welche im Anschluss an Luhmann als *Kontingenzformeln* bezeichnet werden können (Luhmann 2017a: 578ff.). Kontingenzformeln formulieren zunächst Bedingungen der Möglichkeit des Einsatzes von generalisierten Codes, die im System selbst als notwendig und nicht weiter begründungsbedürftig behandelt werden: Knappheit ist in diesem Sinne die notwendige Bedingung dafür, dass jede Geldzahlung einen Unterschied darstellt, der einen sozialen Unterschied macht, weil erst die Knappheitsformel beliebige, wirtschaftlich unspezifische Formen des Zugriffs auf Güter (z.B. das Waschen eines Autos) von jenen unterscheidet, mit denen der Zugriff von A als Verlust der Zugriffsmöglichkeit von B interpretierbar wird (z.B. der Kauf eines eigenen Autos). Analog dazu wird auch die Gerechtigkeit als Erfordernis jeder rechtlichen Entscheidung behandelt und schließt dadurch für eine Rechtsordnung beliebige und unspezifische Formen normativen Erwartens aus, deren Einschluss zu Inkonsistenzen einer Rechtsordnung führen könnte. In der Erziehung muss zudem von der Lernfähigkeit der Zöglinge als Bedingung der Möglichkeit jeder erzieherischen Maßnahme ausgegangen werden, um beliebiges und unspezifisches Lernen (oder Sozialisation) von jenen bestimmten Erziehungsmaßnahmen zu unterscheiden, die eben in Bezug auf die Lernfähigkeit ergriffen werden. Kontingenzformeln geben also (im Gegensatz zu Programmen oder Werten) keine Kriterien oder Handlungsanweisungen für Einzelentscheidungen vor, sondern dienen dazu, jede Geldzahlung, jedes Rechtsurteil oder jede Erziehungsmaßnahme unter Ausblendung beliebiger und unspezifischer Alternativen zu thematisieren und zu rechtfertigen.

Für den binnenpolitischen Einsatz von Macht bzw. Gewalt trifft dies auf die Formel der *Legitimität* zu. Das Erfordernis der (rechtlichen) Legitimität

lässt sich nicht auf beliebige und unspezifische Formen der Machtausübung anwenden, sondern blendet diese aus, um die Möglichkeiten politischer Machtausübung bestimmen zu können. Die Legitimität legt weder den Machthaber noch seine Entscheidungen sachlich fest, sondern fungiert als Prämisse der Bestimmung von Alternativen des Machtgebrauchs oder, um es in einer anderen Theoriesprache zu formulieren, definiert als Element der *doxa* den »Möglichkeitsraum« der Politik, ermöglicht die Unterscheidung zwischen politisch legitimer Orthodoxie und illegitimer Heterodoxie und verdeckt zugleich die grundlegenden Paradoxien politischer Macht bzw. Gewaltanwendung, die das politisch Ausgeschlossene zugleich wieder einschließen: dass der Staat Gewalt anwenden muss, um Gewalt zu verhindern, und dass sich die Politik intern durch externe Referenz auf das Recht selbst legitimiert. Ob der Machthaber politisch rechts oder links orientiert ist oder ob er Steuern senkt oder erhöht, kann nicht durch das Erfordernis der Legitimität festgelegt werden. Wenn jedoch auf Ebene der Gesellschaft politische Macht bzw. Gewalt universell einsetzbar sein soll, muss sie auf das Erfordernis der Legitimität bezogen werden. Wer in diesem Sinne ein Regierungsamt legitim, also verfassungskonform besetzt und ausübt, hat formal gesehen(!) gute Chancen, sich als Machtüberlegener über die Präferenzen der Opposition, der Bürokratie oder bestimmter Publikumssegmente hinwegzusetzen. Die politischen Entscheidungen, die auf diese Weise zustande kommen, werden von einem »So ist es«-Effekt begleitet und müssen auch dann als allgemein anerkannte Prämisse vorausgesetzt werden, wenn man ihnen nicht Folge leisten möchte (Bourdieu 2014: 211ff.).

Sofern die Diplomatie das Machtmedium einsetzt, fallen jene Rahmenbedingungen weg, die ansonsten die Universalität politischer Macht ermöglichen. Die Konzentration überlegener Mittel der Gewaltanwendung, die Kopplung des Machtgebrauchs an das Recht und die Unterscheidung zwischen Regierung und Opposition lassen sich nicht auf das weltpolitische bzw. diplomatische System übertragen, sondern müssen in der Praxis durch Äquivalente substituiert werden, die mit weltpolitischen Bedingungen kompatibel sind. Mit »So ist es«- Effekten, wie sie Bourdieu für binnenpolitische Verhältnisse vorschweben, ist in der Diplomatie nur im Grenzfall zu rechnen. Das *fait accompli* ist zwar eine geläufige Verhandlungsstrategie, die aber keineswegs aufgehen muss und mit der man sich auch nicht über den Verhandlungspartner hinwegsetzen kann, wenn man Wert auf die Fortsetzung diplomatischer Kommunikation legt. Die folgenden Machtanalysen erfordern dem-

nach einen Wechsel des Referenzsystems vom einzelstaatlichen System zum diplomatischen System:

»Macht gibt es danach nur im System. Da es aber offensichtlich viele Systeme gibt, muß jede Machtanalyse systemrelativ geführt werden und zunächst ihr Bezugssystem wählen. Eine Analyse des internationalen politischen Systems würde ganz andere Strukturen und Prozesse hervorheben und ganz andere Intensitäten und Verteilungen feststellen als die Analyse einer Eskimosippe, einer Rundfunkanstalt oder des politischen Systems eines Nationalstaates. Deshalb muß auch während einer Untersuchung die Systemreferenz konstant gehalten werden auch dann, wenn die Machtverhältnisse verschiedener Systeme zusammenhängen. Es ist zum Beispiel ein Unterschied, ob man die Machtverhältnisse im leitenden Gremium einer Partei untersucht oder die Macht dieses Gremiums in der Partei, die Macht dieser Partei im politischen System ihrer Gesellschaft, die Macht dieses politischen Systems in seiner politisch geeinten Gesellschaft oder die Macht dieser Gesellschaft im internationalen politischen System« (Luhmann 2012b: 106f.).

15.2 Souveränität als Kontingenzformel

Wenn sich die Ausübung weltpolitischer Macht weder auf ein Gewaltmonopol noch auf rechtliche Konditionierung durch eine weltpolitische Verfassung und daran geknüpfte Verfahren stützen kann, verliert in diesem Kontext auch das Erfordernis der Legitimität seine Funktion als politische Selbstlimitation des Machtgebrauchs. Stattdessen wäre anzunehmen, dass sich das Legitimitätsproblem eher auf das Verhältnis zwischen Binnenpolitik und Weltpolitik verlagert. So geht man behelfsmäßig davon aus, dass weltpolitische Entscheidungen dann legitim sind, wenn die beteiligten Parteien jeweils ausreichend legitimiert sind. Allerdings zeigt ein Blick auf die Praxis, dass die Legitimation einer Regierung durch demokratische Verfahren keineswegs als zwingende Bedingung für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen gesehen wird und selbst gewaltsame Machtübernahmen geduldet werden, solange sie sich nicht regional destabilisierend auswirken (Murphy 1999). Die Legitimität bietet in diesen Fällen der Praxis offenbar keine überzeugende Abschlussformel für kritische Nachfragen, sie schützt zudem diplomatisch hergestellte Entscheidungen nicht vor Anfechtungen und unterbindet auch den beliebigen Machteinsatz nicht. Wichtiger als das Erfordernis der Legitimation scheint für die Diplomatie vielmehr die Bedingung zu sein, dass Adressen erreichbar sind, denen man, wenn schon nicht legitime, so

doch zumindest faktisch überlegene Machtausübung in einem territorialpolitischen System zuschreiben kann – wie prekär diese Unterstellung in der Praxis auch immer sein mag (Jackson 1999). Wo diese Bedingung nicht zutrifft, wo sich gewissermaßen »Lücken« politischer Machtausübung ergeben, müssen diese gefüllt werden oder bleiben andernfalls für die Weltpolitik unerreichbar. Sucht man also nach diplomatischen Äquivalenten für die Legitimitätsformel, bieten sich vor diesem Hintergrund Symbole und Semantiken der *Anerkennung von Souveränität* an.

Die Disziplin der Internationalen Beziehungen hat in den vergangenen drei Jahrzehnten erhebliche Anstrengungen unternommen, um den Souveränitätsbegriff aus ihrem Vokabular zu verbannen. Die folgenden Überlegungen teilen zwar die Bedenken, diesen Begriff als deskriptive Analysekategorie einzusetzen, können jedoch nicht ignorieren, dass er nach wie vor eine zentrale Stellung in diplomatischen Diskursen einnimmt und den typischen Fall einer Semantik darstellt, mit der in der Praxis wichtige Probleme gelöst werden (Adler-Nissen 2012; Werner/Wilde 2001). Das bedeutendste Problem, das der Begriff zu lösen hat, ist vermutlich jenes, dass die Diplomatie den ansonsten beliebig möglichen Einsatz ihres Codes selbst beschränken muss und mit dem Verweis auf Souveränität letzte, nicht-hintergehbare Bedingungen postuliert. Die Formel der Anerkennung von Souveränität nimmt daher jene Stelle ein, die historisch gesehen von kosmologischen Semantiken der Ähnlichkeit, Ordnung und Perfektion, sowie übergangsweise von säkularisierten Semantiken der Ritterlichkeit, Courtoisie und Ehre (Welsh 1999) besetzt wurde, welche letzte unverhandelbare Bedingungen diplomatischer Kommunikation definierten. Anders formuliert erfüllt die Semantik der Souveränität die Funktion einer Kontingenzformel.

Die moderne Diplomatie, die sich operativ auf der Grundlage ihres Codes als autonomes System ausdifferenziert, ist immer schon mit Umweltbedingungen konfrontiert, die außerhalb ihres Entscheidungsbereichs liegen. Die Diplomatie wird kaum über Gesetze der Schwerkraft verhandeln können. Gleichwohl schöpft sie auch nicht alle Möglichkeiten aus, die innerhalb ihres eigenen Entscheidungshorizontes beobachtbar wären und in ihren Kompetenzbereich fallen. Wieso setzt die Diplomatie also Macht nur für bestimmte Themen und nicht für andere mögliche Themen ein und wieso gesteht sie nur bestimmten Adressen Diplomatiefähigkeit zu, anderen jedoch nicht? Wenn Fragen und Ansprüche dieser Art an die Diplomatie gerichtet werden, stellen sie die Einheit und Autonomie des Systems in Frage

und können die Fortsetzung der Kommunikation gefährden und blockieren. Nicht selten ist die Diplomatie daher mit inflationären Ansprüchen konfrontiert, die im System selbst nur durch letzte, nicht-negierbare und unverhandelbare Prämissen abgewehrt werden können. Für diesen Fall setzt sie die Kontingenzformel der Anerkennung von Souveränität ein.[3]

Die Semantik der Souveränität hat historisch betrachtet auch binnenpolitische Funktionen und kann außerdem als eine frühe Autonomieformel des politischen Systems gelten. Im Kontext der Diplomatie erhält sie jedoch andere Konnotationen. Sie bezieht sich weniger auf das binnenpolitische Problem der Kontrolle willkürlich gebrauchter oder überschüssig vorhandener Macht, sondern es steht vielmehr im Vordergrund, dass in der diplomatischen Praxis vertretungsbefugte Organisationen und Personen territorialpolitischer Systeme adressiert werden müssen, die Weisungen »von außen« nicht oder nur zu ihren eigenen Konditionen akzeptieren, sodass jeder diplomatisch mögliche Einsatz von Macht auf diese, als notwendig, unhintergehbar und nicht weiter begründungsbedürftig stilisierte Bedingung eingestellt werden muss. Die Diplomatie schränkt auf diese artifizielle Weise ihre eigenen Spielräume ein. Sie unterscheidet auf dieser Grundlage, wieder mit Bourdieu gesprochen, zwischen orthodoxen und heterodoxen Möglichkeiten des Machtgebrauchs in Verhandlungen und verschleiert die für die Diplomatie typische Paradoxie, dass die Anerkennung von Souveränität ihre Ermöglichungsbedingungen zugleich voraussetzt und erst herstellt. Sie bietet eine nicht-verhandelbare und notwendig erscheinende Letztbegründung dafür, dass bestimmte Adressen, Themen und Entscheidungen so und nicht anders gewählt werden mussten. Die Diplomatie definiert die wechselseitig anerkannte Souveränität als notwendig erscheinende Bedingung und schließt damit effektiv die Beliebigkeit der Wahl von Adressen, Themen und Entscheidungen aus. Fällt diese notwendige Bedingung weg, benötigt man keine Diplomatie mehr. Trifft die Bedingung jedoch zu, schränkt sie die

---

3 In einer analytischen Perspektive wird gelegentlich das Mächtegleichgewicht als notwendige Bedingung von Diplomatie beschrieben. Hier steht aber die Frage im Vordergrund, wie die Diplomatie selbst die Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit rekonstruiert, um Ansprüche mit dem Hinweis auf letzte Notwendigkeiten abwehren zu können. Wenn in diesem Sinne ein bilaterales Abkommen über die Visaerleichterung für Studenten scheitert, wird man dies schwerlich mit der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung eines Mächtegleichgewichts begründen können. Man wird eher argumentieren, dass man die Souveränität des Partners als Prämisse der Verhandlung anerkennen muss und diesem daher keine Vorschriften machen konnte.

»Kunst« der Diplomatie auf jene Möglichkeiten ein, die mit dieser Bedingung kompatibel sind.

Die Anerkennung von Souveränität ist in diesem Sinne vergleichbar mit der Knappheitsformel in der Wirtschaft: Wenn keine Knappheit herrscht, braucht man keine Wirtschaft, und wenn Güter knapp sind, kann man eben nur noch in nicht-beliebiger Weise auf sie zugreifen und muss sich auf wirtschaftliche Beschränkungen, etwa auf Preise, einlassen. Wer damit nicht zufrieden ist, kann in letzter Instanz mit der Auskunft abgefertigt werden, dass die begehrten Güter unleugbar knapp sind und daher der beliebige Zugriff durch Preisregulation notwendig unterbunden werden muss. Ähnlich wie die Knappheit versetzt die Souveränitätsformel ihr Bezugssystem aber auch in eine privilegierte Position. Sie verhindert, dass das Diplomatiesystem durch die Konflikte, die es selbst produziert, in Mitleidenschaft gezogen wird, so wie das Wirtschaften selbst nicht in Misskredit gerät, nur weil unvermeidbare Knappheit zu Preissteigerungen führt. Stattdessen bietet sie Reflexionsanreize und legt Beobachtungen zweiter Ordnung bzw. die Relativierung eigener Standpunkte nahe: Geht man von der Bedingung anerkannter Souveränität aus, kann man nicht mehr über den Verhandlungspartner hinweg entscheiden. Man wird stattdessen die Kommunikation (praktisch also etwa: den Verhandlungsverlauf) daraufhin beobachten müssen, wie sie mit dieser Bedingung umgeht, um aus der unverhandelbaren Prämisse anerkannter Souveränität verhandelbare Positionen ermitteln zu können. Ein weiteres gemeinsames Strukturmerkmal der diplomatischen Kontingenzformel, welches sie mit ihren Pendants in anderen Systemen teilt, liegt darin, dass das System selbst diese Bedingung nicht einfach als objektive Umweltgegebenheit hinnehmen kann, sondern für den Eigenbedarf rekonstruieren muss. Die Knappheit von Gütern ist kein objektiver Weltsachverhalt, sondern eine Konstruktion des Wirtschaftssystems, das diese Bedingung selbst beobachten muss, um tätig werden zu können (Aguilera-Klink u.a. 2000). Die Erziehung muss, um sinnvoll erziehen zu können, die Lernfähigkeit ihrer Zöglinge nach Maßgabe professioneller Kriterien sogar dann unterstellen, wenn die Zöglinge selbst vom Gegenteil überzeugt sind (Dudley-Marling 2004). In einem vergleichbaren Sinne kann in der Diplomatie Souveränität auch dort anerkannt werden, wo Völkerrecht und Politikwissenschaft an der Durchsetzungsfähigkeit oder Legitimität einer Regierung zweifeln (Jackson 1999). Dies befreit die Diplomatie jedoch nicht von der selbst auferlegten Notwendigkeit, dass eine Adresse als souverän anerkannt

werden muss, um vollumfängliche diplomatische Beziehungen aufnehmen zu können.

Daraus ergeben sich aber auch strukturelle Widersprüche. Die Programme der Diplomatie und das Völkerrecht postulieren die formale Gleichheit souveräner Staaten (James 1992), jedoch sind bereits auf dieser Ebene Erwartungen selbstwidersprüchlich, also paradox konstituiert, sodass man ihnen nicht entsprechen kann, ohne sie zugleich zu verletzen:

> »[I]f the legal existence of an entity is in question, then how can states be expected to treat that entity as a state until it has established itself unambiguously as a state? Often only after the fact of recognition can it be said that an entity whose existence is uncertain existed as a state. Recognition, in other words, provides the very evidence of statehood (and acknowledgement of the rights associated with statehood) that may be needed to attract recognition in the first place« (Caplan 2005: 58f.).

Nicht nur souveräne Staaten partizipieren an weltpolitischer bzw. diplomatischer Kommunikation und verfügen über Macht und Einflusschancen. Vielmehr ist die Bedingung der anerkannten Souveränität für diplomatische Kommunikation gerade dort praxisrelevant und informativ, wo sie fraglich erscheint und den Gegenstand von »symbolischen Kämpfen« oder Imitationskonflikten zwischen Akteuren bzw. Adressen bildet. So wird Souveränität opportunistisch »geheuchelt« (Krasner 1999) oder »mimikriert« (McConnell u.a. 2012). Man pflegt trotz formell nicht anerkannter Souveränität inoffizielle diplomatische Kontakte (Berridge 1994; Ker-Lindsay 2015) oder droht trotz anerkannter Souveränität in Verhandlungen mit militärischen Interventionen (Weber 1995). Die diplomatische Anerkennung kann schließlich noch spitzfindiger nur auf das politische System beschränkt werden, während man der Regierung dieses Systems jede Legitimität aberkennt. Die Kontingenzformel legt also weder von sich aus inhaltlich fest, wer oder was souverän ist, noch lassen sich aus ihr Kriterien für den richtigen oder falschen Machtgebrauch in der Diplomatie ableiten. Vielmehr bezeichnet sie für die Diplomatie eine selbstauferlegte Bedingung des Codegebrauchs und hebt alle Möglichkeiten hervor, die sich auf diese Bedingung beziehen lassen. Wie werden aber unter dieser Bedingung akzeptable diplomatische Vereinbarungen möglich und welche Rolle spielt dabei Macht?

15.3 Der Diplomatie-Code in Verhandlungen und Verfahren

Wenn es richtig ist, dass das Macht-Medium der Politik im weltpolitischen System nicht rechtlich konditioniert und im Sinne rechtmäßiger/unrechtmäßiger Machtausübung zweitcodiert wird, stellt sich die Frage, ob Substitute für diesen Zweitcode und dessen Technisierungsleistungen verfügbar sind. So schließt die Selbstbeschränkung des diplomatischen Machtgebrauchs durch die Bedingung wechselseitig anerkannter Souveränität die Symbolisierung eindeutiger und legitimer Machtasymmetrien weitgehend aus. Rechtlich-politisch legitimierte Amtsmacht ermächtigt den Amtsträger eines Staates nicht dazu, den Amtsträgern anderer Staaten Weisungen zu erteilen, sondern zeigt nur an, auf welcher protokollarischen Rangstufe er zu verorten ist sowie wen man entsenden muss, um auf Augenhöhe mit ihm verhandeln zu können. Der politische Machtgebrauch wird damit rechtlich dekonditioniert und muss dafür wiederum diplomatisch rekonditioniert werden. Die bisherigen Analysen lassen den Schluss zu, dass die Diplomatie dafür den Zweitcode »verhandelbar/unverhandelbar« einsetzt. Sie muss damit Technologiedefizite in Kauf nehmen, die sich in der Abhängigkeit des Codes von Interaktionen, von persönlichen Beziehungen, von nicht-programmierbaren Wahrnehmungen, von Geboten des Takts und schließlich im Problem eindeutig zurechenbarer Kausalwirkungen des Machtgebrauchs artikulieren, denn Verhandlungserfolge sind ebenso wie diplomatische Misserfolge nicht eindeutig auf einen »richtigen« oder »falschen« bzw. auf »zu viel« oder »zu wenig« Machtgebrauch zurückführbar. Sofern es in der Diplomatie darauf ankommt, wechselseitig durch Initiativen, Drohungen oder Tauschangebote Lernprozesse anzuregen (oder anspruchsvoller: politische Strukturen für neue Rekombinationen aufzulösen), sind daher auch kaum Skripts verfügbar, die das Ergebnis als unmittelbare Folge konkreter Handlungen ausflaggen können. Das Ergebnis muss nicht einmal als Folge von Prozessen des Lernens oder der Strukturauflösung thematisiert werden, solange am Ende alle Parteien behaupten können, ihre Interessen durchgesetzt zu haben, und ebenso darüber schweigen können, welche Interessen ihnen dafür auf welche Weise aufgenötigt wurden. Die Operationalisierung des Diplomatie-Codes beruht also auf anderen Erfolgsbedingungen als der Einsatz rechtlich legitimierter oder gewalttätig erzwungener Amtsmacht, die es im Anschluss detaillierter darzustellen gilt.

Verhandlungen zeichnen sich zunächst dadurch aus, dass die Gründe für die Akzeptanz des Verhandlungsergebnisses von den beteiligten Verhandlungsparteien selbst spezifiziert werden müssen (Vollmer 1996). Sie dürfen also nicht schon vor Verhandlungsbeginn feststehen, sondern müssen erst in der Verhandlung erarbeitet werden, indem die Verhandlungsparteien Bedingungen angeben, unter denen sie bereit sind, Entscheidungen zu akzeptieren, freiwillige Bindungen einzugehen und damit ihre Freiheitsgrade wechselseitig zu konditionieren und einzuschränken. Das Verhalten der Verhandlungsparteien darf ihnen dabei weder als Pflichterfüllung noch als gewaltsam erzwungene Handlung ausgelegt werden, ebenso wenig wie als Interpretation vorgegebener Rollen oder als Übernahme und Darstellung einer vorgegebenen Verfahrensrolle. Stattdessen muss es ihrer Freiheit oder Souveränität zugerechnet werden, nach eigenen Bedingungen Bindungen einzugehen und wieder lösen zu können. Das schließt nicht aus, dass man in der Verhandlung unverhältnismäßige Drohkulissen projiziert und mit Militärschlägen droht, wenn der Verhandlungspartner nicht einlenkt (George 1991), oder dass Verhandlungsvereinbarungen generell unter Erpressungs- oder Bestechungsverdacht stehen können und damit vor allem gegenüber Dritten Akzeptanzprobleme aufwerfen (Susskind/Ali 2015: 106ff.). Dies wird jedoch erst vor dem Hintergrund der hier beschriebenen Bindungsfreiheit verständlich. Für unproblematischere Fälle hat jedenfalls die freiwillige Teilnahme und die Offenheit nicht nur des Ergebnisses, sondern auch der *Fortsetzung* der Verhandlung eine konstitutive Bedeutung, wie sich am Beispiel »kontraktogener Interaktionen« zeigen lässt:

»Für beide Seiten sind vorausgegangene Festlegungen von Interessen, Positionen, Absichten Voraussetzung rationaler Disposition über ihr eigenes Verhalten bis hin zu dem Punkt, an dem die Beteiligten erkennen, daß sie sich einig sind oder daß sie sich nicht einigen können. Jeder kann sich frei fühlen, solange er sich primär auf die Festlegung der anderen Seite stützt; aber keine Seite ist frei, die Selbstfestlegung ganz zu vermeiden, solange der Prozeß auf einen Vertragsschluß zusteuert. Der Vertrag schließt sich selbst, aber die Beteiligten können, solange er nicht geschlossen ist, immer noch abspringen: sie können die offenen Punkte benutzen, um die übermächtig werdenden Bindungen wieder aufzulösen. Allerdings ist nach einer solchen Geschichte die Wiederherstellung der Freiheit nur mit Kosten möglich: unter Verzicht auf den Vertrag und unter Verzicht auf die Realisierung der damit verbundenen Absichten« (Luhmann 1999a: 70).

Wo dies zutrifft, stellt sich das Problem, dass mit den selbst dargestellten Verhandlungsmotiven nicht nur die Fortsetzung der Verhandlung, sondern auch die Akzeptanz des Verhandlungsergebnisses steht und fällt. Sobald sich

die Umstände ändern oder man das Interesse verliert, werden Verhandlungen freiwillig abgebrochen oder es wird ein bereits erzieltes Ergebnis für nichtig erklärt. Die Akzeptanz des Verhandlungsergebnisses kann dabei kaum den Gegenstand rechtlich normierter Erwartungen bilden, zumal der hier beschriebene Prozess der wechselseitigen freiwilligen Bindung keine Kommunikation über Recht erfordert (Luhmann 1999a: 70). Das schließt nicht aus, dass man gerade in kontraktogenen Verhandlungen bevorzugt auf Juristinnen und deren einschlägige Qualifizierung zurückgreift, dass diplomatische Verhandlungsergebnisse in nationale Normen konvertiert werden, im Verhandlungsprozess daher bestehende Rechtslagen berücksichtigt und als unverhandelbar markiert werden können oder dass man sich um die Kondensation von Vertragsprinzipien, die Systematisierung von Vertragsbeständen bzw. um Konsistenz mit anderen Verhandlungsergebnissen sorgt. Jedoch hat insbesondere der klassische völkerrechtliche Grundsatz *pacta sunt servanda* (Mattheis 2018: 292f.) im Kontext diplomatischer Verhandlungen nicht die soziale Funktion einer Meta-Norm, sondern eher eine Gedächtnisfunktion, und erinnert an berücksichtigenswerte Vereinbarungen, die gegenwärtig mit auf dem Spiel stehen und neu ausgehandelt oder aufgekündigt werden müssten, wenn man sich an die neue Vereinbarung halten möchte – auch wenn Völkerrechtsexperten dies (mit vollem Recht) anders sehen mögen und Verträge oder Vertragsgrundsätze wie Normen behandeln. Verhandlungsergebnisse erreichen in diesem Sinne also weder den zeitlichen Generalisierungsgrad einer Norm, noch den sachlichen und sozialen Generalisierungsgrad eines allgemeinen Geltungsanspruchs oder allgemeinen Konsenses, sondern bedeuten gerade den *Verzicht* auf Normierung, Geltung und Konsens zugunsten einer vorläufigen Verständigung (Hahn 2000b).

Eine Verhandlung, die darauf angelegt wäre, rechtliche Normen, Geltungsansprüche und Konsensfähigkeit im Modus des *arguing* oder des *bargaining* herzustellen, würde nicht nur sich selbst, sondern vor allem die Lernkapazitäten der Umwelt überfordern, welche die Verhandlung gerade wegen ihrer partikularistischen Interessen mit Ressourcen versorgt (Gehring 1996). *Bezugnahmen* auf allgemeinere Normen, Geltungsansprüche und Konsensannahmen kommen freilich trotzdem vor, haben in Verhandlungen jedoch eher strategische Bedeutung und werden lediglich für zeitliche, sachliche und soziale Abkürzungen eingesetzt. Jede Tiefenauslotung von allgemeinen Normen, Geltungsansprüchen und faktischem Konsens würde schon bei einer dieser drei Möglichkeiten in einen infiniten Regress führen, ohnehin knappe

Zeit konsumieren und den Verhandlungsfortgang erschweren. Stattdessen bringt man hochgeneralisierte Werte ins Spiel, für die ohne weitere Prüfung allgemeiner Konsens unterstellt werden kann und die außerdem die Funktion haben, vergessene, aber berücksichtigenswerte Gesichtspunkte vor dem Hintergrund gegenwärtiger Interessenlagen in Erinnerung zu rufen (Luhmann 2002: 178ff.). Von Geltendem spricht man ebenfalls nur, um zu kaschieren, dass dessen Geltung nicht gleichzeitig mitbegründet werden kann (Luhmann 1990b: 107). Tautologische Kurzschlüsse bieten zusätzliche Abkürzungsmöglichkeiten und verhindern das Abdriften der Kommunikation in einen infiniten Regress: Die Norm gilt, weil ihr alle Vernunftbegabten zustimmen. Wer in Verhandlungen darüber argumentieren will und sich als Habermarsianer zu erkennen gibt, kann sich leicht dem Verdacht ausgesetzt sehen, eine Blockadestrategie zu fahren.

Kurzum: Die Akzeptanz eines Verhandlungsergebnisses leitet sich nicht aus allgemeinen Normen, Geltungsansprüchen oder Konsensannahmen ab, sondern hängt nur von jenen spezifischen Gründen ab, auf die sich die Verhandlungsparteien verständigt haben. Die Vorteile dieser Herangehensweise liegen auf der Hand. Der Anfang von Verhandlungen ist so anspruchslos und niedrigschwellig, dass er nur in einem Verhandlungssystem beobachtet werden kann, das bereits angelaufen ist[4] und schon Festlegungen produziert hat, mit denen unverhandelbare in verhandelbare Positionen konvertiert wurden. Vorverhandlungen sind auch Verhandlungen (Zartman 1989) und

---

4 Das gilt freilich für jeden Anfang von Kommunikation, der nur im bereits laufenden sozialen System rückwirkend rekonstruiert werden kann (Luhmann 1990a). Nur fällt diese Rekonstruktion in Verhandlungen schwerer, insofern es kaum vorgezeichnete Kommunikationswegregelungen gibt, die jene Stellen definieren, an denen der Entscheidungsprozess in Gang gesetzt werden muss. Insbesondere multilateralen Verhandlungen gehen typischerweise mehrere, mitunter parallellaufende Vorsondierungen voraus, die bereits wichtige Festlegungen produzieren können und deshalb kaum merklich in Verhandlungen einmünden. Die Differenz zwischen »offiziellen« und »inoffiziellen« Verhandlungen bleibt daher oft schwammig, wenn nicht sogar irrelevant. Demgegenüber muss der offizielle Anfang von Verfahren leichter nachvollziehbar sein, weil die Handhabung dieses Problems bereits durch generalisierte Verfahrensregeln vorstrukturiert wird und damit eine kritische Funktion für die Legitimation des Endergebnisses erfüllt. Verfahren beginnen etwa mit der Einreichung eines Antrags bei der dafür vorgesehenen Stelle, die für alle Verfahrensbeteiligten nachvollziehbar sein muss, um bereits zu Beginn einen Verfahrensfehler auszuschließen, der das weitere Verfahren und dessen Ergebnis delegitimieren könnte. Jede Vorabentscheidung, die dem Zeitpunkt der Antragstellung vorausgeht und dafür etwa auf bestehende Kontaktsysteme zurückgreift, muss unter Berücksichtigung dieser offiziellen Struktur erfolgen und darf nicht zum Element der öffentlichen Inszenierung des Verfahrens werden.

wer auf der unverhandelbaren Position beharrt, nicht verhandeln zu wollen, befindet sich tatsächlich längst in Verhandlungen über die Verhandelbarkeit der eigenen Unverhandelbarkeit. Verhandlungen setzen daher auch auf globaler Ebene kaum Institutionen voraus, sondern können sich gerade unter Bedingungen hoher Unsicherheit über Risiken und Konsenschancen bewähren.

Außerdem legt eine Verhandlung gesichtsschonende Lösungen nahe (Cole/Ting-Toomey 1990), sodass eine anspruchsvolle, disruptive Umstellung identitätskritischer Strukturen vermeidbar bleibt. Stattdessen handelt es sich um einen Lernprozess, von dessen Ergebnis insofern niemand überrascht sein kann, als er nichts beinhaltet, worauf man sich nicht schon kraft eigener Darstellung und aufgrund eigener Motive im Verlauf der Verhandlung festgelegt hätte. Warum aber sollten Dritte ein Verhandlungsergebnis akzeptieren, an dessen Zustandekommen sie kaum beteiligt waren?

Eine mögliche Antwort wäre: Indem die Verhandlungsparteien ihre Beziehungen zu Dritten im Entscheidungsprozess berücksichtigen. Das Feld relevanter Adressen wird dann über den überschaubaren Kreis der Verhandlungsparteien hinaus ausgedehnt. Das Entscheidungsproblem wird auf eine Ebene weitläufigerer Kontaktverflechtungen angehoben, bis schließlich nicht nur die Interessen spezifischer, sondern sogar generalisierter Dritter ins Blickfeld geraten können (Luhmann 1983: 76ff.). Wenn nun jedoch die Beziehungen zu Dritten einkalkuliert werden müssen, wird man ebenso davon ausgehen können, dass ihretwegen mehr historische Belastungen und künftige Konfliktpotenziale einzukalkulieren sind und sich damit auch Handlungsketten und die Zeitperspektiven auf den Verhandlungsgegenstand ausdehnen. Schließlich lässt sich unter diesen Bedingungen auch das Thema der Verhandlung nicht mehr auf einen spezifischen Gegenstand und schon gar nicht auf eine Entscheidungsalternative begrenzen. Vielmehr kommen weitere Themen hinzu, die mit dem ursprünglichen Thema keinen immanenten Sachzusammenhang aufweisen, aber von relevanten Dritten mit dem Verhandlungsgegenstand in Verbindung gebracht und deshalb nicht ignoriert werden können.

Insgesamt weiten Verhandlungen also, wenn man so sagen darf, die Kampfzone aus und erfordern eine Generalisierung der Perspektive auf ein bestimmtes Entscheidungsproblem. Zeitlich, sachlich und sozial gelangt mehr ins Blickfeld, als durch das Verhandlungsergebnis selbst entschieden werden könnte. Was zunächst als Hemmschuh jeder Einigung erscheint,

kann Verhandlungen aber auch Flügel verleihen. Mehr Kontakte, mehr Themen und großzügigere Zeithorizonte bedeuten auch mehr Ressourcen und Einflussmöglichkeiten. Mit der Ausweitung der Verhandlungsperspektive wachsen zugleich die »Verhandlungsmasse« sowie die Möglichkeit, sehr unterschiedliche Elemente zu tragfähigen Formen zu verbinden und Pakete zu schnüren, die wohl nicht alle, aber zumindest die Verhandlungsparteien und relevante Dritte akzeptabel finden können. In diesem Sinne soll nun kurz skizziert werden, in welchen Hinsichten diese Verhandlungsmasse in den drei Sinndimensionen generiert und dann in Verhandlungen konditioniert wird.

In der Sozialdimension können Verhandlungen Kooperationsmotive und Konfliktpotenziale zwischen Verhandlungsparteien und relevanten Dritten thematisieren und im Entscheidungsprozess zur Prämisse weiterer Festlegungen gemacht werden. Während Verfahren die Akzeptanz von Entscheidungen so generalisieren, dass sie unabhängig von weiteren Kooperations- oder Konfliktbeziehungen der Betroffenen hinzunehmen sind, müssen in Verhandlungen Konsens- und Dissensmotive soweit spezifiziert werden, dass sie als Bedingung für die Akzeptanz der Entscheidung fungieren und in den Verhandlungsverlauf eingebaut werden können (Vollmer 1996).

Eine Generalisierung der Perspektive in der Sozialdimension bedeutet jedoch auch eine mögliche Involvierung ansonsten unbeteiligter und abwesender Dritter, deren Dissens oder Konsens als verhandlungsrelevant erachtet und deren Beteiligung damit zum Verhandlungsgegenstand wird. Man kann die Zustimmung zur Fortsetzung von Verhandlungen vom Ausschluss anderer Parteien abhängig machen oder gerade die Anerkennung von Betroffenen als relevante Verhandlungsparteien zum Verhandlungsgegenstand erheben und an Bedingungen knüpfen. Außerdem können ansonsten unbeteiligte Dritte eingebunden werden, um verhärtete Fronten aufzubrechen und unverhandelbare in verhandelbare Positionen umzuwandeln. Ferner können nicht nur »gute Beziehungen«, sondern auch andere Erfolgsmedien wie Einfluss, Macht, Wahrheit, Geld und Moral mobilisiert werden, um wechselseitige Konditionierungen zwischen den Verhandlungsparteien zu erzielen. Deshalb müssen aber auch die asymmetrischen Verteilungen dieser Medien in Verhandlungen legitim darstellbar sein (Pfetsch 2011). Erst dann lassen sich militärische mit finanziellen Überkapazitäten koppeln (Sprecher u.a. 2016) und es kann offensichtlich überschüssig vorhandenes moralisches Kapital von Autoritäten wie Nelson Mandela auf berüchtigte internationale

»Schurken« wie Muammar al-Gaddafi übertragen werden (Boyd-Judson 2005), während Verfahren gerade die Neutralisierung derartiger Asymmetrien zwischen den Beteiligten glaubhaft darstellen müssen.

Sachlich können ansonsten unzusammenhängende Themen im Verhandlungsprozess junktimiert (Haas 1980) oder mit salvatorischen Klauseln versehen werden (Goodman 2002), sodass eine Vereinbarung über die Einführung von Umweltstandards und -zielen durch Nebenvereinbarungen in den Bereichen des Freihandels, des Zugangs zu wissenschaftlichen Innovationen oder in der Entwicklungshilfe abgestützt und konditioniert wird, die nicht zuletzt relevante Dritte beschwichtigen soll (Susskind/Ali 2015: 93ff.).

Je enger daher eine Verhandlung ihren verhandelbaren Gegenstand definiert, desto weniger »Verhandlungsmasse« steht ihr zur Verfügung, während umgekehrt die Ausdehnung des Verhandlungsthemas die Gefahr birgt, dass die Verhandlung ausufert und ihr Entscheidungsproblem aus dem Blick verliert. Das einzige Kriterium, das daher in Verhandlungen einerseits eine gewisse Themenhygiene und andererseits einen sachlichen Zusammenhang zwischen sehr unterschiedlichen Themen herstellt, liegt im Erfordernis, aus unverhandelbaren verhandelbare Positionen zu gewinnen. Ein Mindestbestand an unverhandelbaren Materien kann außerdem verhindern, dass in jeder Verhandlung die gesamte interne Verfasstheit der Konfliktparteien zur Disposition gestellt werden muss. Die moderne Diplomatie kennt dafür den Ausdruck der »Einmischung in innere Angelegenheiten« (Trautner 1999) und meint damit jene grundlegenden identitätskritischen Strukturen, die häufig mit Semantiken der Souveränität markiert werden und deren Preisgabe die Identität und Systemautonomie einer Verhandlungspartei fraglich erscheinen ließe. Gleichwohl sind es eben häufig jene unverhandelbaren Strukturen, deren Umstellung durch Lernprozesse gerade den Gegenstand von Verhandlungen bildet. Insofern überrascht es nicht, dass dann paradoxerweise in Verhandlungen vor allem darüber verhandelt wird, was nicht verhandelbar ist: »negotiation does not negotiate between negotiable things, by exchanging negotiable things, negotiation – and this is what makes it terrible – must negotiate the nonnegotiable, to save its being nonnegotiable« (Derrida 2002: 310).

Damit wäre erneut auf die bereits formulierte Vermutung hingewiesen, dass diplomatische Verhandlungen primär durch die Unterscheidung zwischen weltpolitisch Verhandelbarem und Unverhandelbarem strukturiert sind und dass der kommunikative Gebrauch dieses Codes zugleich den

operativen Vollzug und damit die Grenzen diplomatischer Kommunikation markiert.

Zeitlich können die möglichen Folgen einer Entscheidung bereits im Entscheidungsprozess selbst berücksichtigt werden, sodass sich die Zeitperspektive über die Verhandlung hinaus ausdehnt (Okhuysen u.a. 2003). Während einerseits Verfahren weitestgehend ohne Rücksichtnahme auf die Nachwelt Entscheidungen produzieren, müssen in Verhandlungen Folgenabschätzungen sowie Probleme der Ratifikation und Entscheidungsumsetzung selbst zum Gegenstand des Entscheidungsprozesses werden. Bereits in der Verhandlung kann damit angesprochen werden, womit die Vertragsparteien zu rechnen haben, wenn sie sich nicht mehr an getroffene Vereinbarungen halten. Andererseits erscheint die Verhandlung in dieser ausgeweiteten Zeitperspektive als eine von mehreren Episoden, sodass Entscheidungsprobleme vertagt oder auf parallellaufende Verhandlungen übertragen werden können. Das kann dazu motivieren, auf die Befriedigung aktueller Bedürfnisse zugunsten des gegenwärtigen Verhandlungsklimas oder künftiger guter Beziehungen vorläufig zu verzichten und im Gegenzug womöglich später Gleiches von anderen Verhandlungsparteien zu verlangen (Henderson u.a. 2006).

Die verhandelbare Beteiligung von Dritten, die als Mediatoren fungieren und zu denen bereits Vertrauensbeziehungen bestehen, kann ebenfalls zu einer Ausdehnung von Zeitperspektiven beitragen (Beardsley 2008). Sie erleichtert großzügigere Vertrauensvorschüsse und damit ein Überspringen von ansonsten erforderlichen kleinen Schritten im Aufbau von Vertrauensbeziehungen. Jedoch kann auch dies gerade im Fall diplomatischer Verhandlungen bedeuten, dass man weniger neutrale, sondern vor allem durchsetzungsfähige Mediatoren sucht, die auf ihre Ressourcen und Einflussmöglichkeiten zurückgreifen, um als Garantiemächte für die Einhaltung erreichter Vereinbarungen bürgen zu können (Novak 2009).

Wenn all dies zutrifft, setzen diplomatische Verhandlungen keinen organisierten Sanktionsapparat voraus, der für einen korrekten Verhandlungsablauf Sorge zu tragen hätte, wie dies für binnenpolitische Verfahren oder ihre Pendants in internationalen Organisationen zuträfe. Anstelle eines Schiedsrichters, der die Einhaltung vorgegebener Regeln überwacht, können die Spieler ihre eigenen Spielregeln definieren. Erst unter dieser disziplinierenden Bedingung kann Macht eingesetzt werden. Insgesamt ist der Machteinsatz auch nicht von artifiziellen Summenkonstanzprämissen geprägt. Er ist,

anders als bei Verfahren, auch weniger eine Frage der Stimmenzählung und -gewichtung und wird außerdem nicht symbolisch von anderen Kommunikationsmedien getrennt. Vielmehr ist die *Konvertierung* zwischen mehreren Medien offiziell darstellbare Verhaltensgrundlage einer Verhandlung:

Das Machtmedium wurde in Anlehnung an Luhmann zunächst als Relationierung von relationierten Möglichkeiten des *Handelns* beschrieben: Die Handlungsmöglichkeiten von A werden mit den Handlungsmöglichkeiten von B verknüpft und ermöglichen unter den bereits genannten Bedingungen die Übertragung von Handlungspräferenzen. Damit sind jedoch die Möglichkeiten der Medienbildung bei weitem nicht erschöpft, was man vor allem daran sehen kann, dass in der Praxis nicht nur Handeln, sondern auch *Erleben* als Verhalten interpretiert und sowohl A als auch B zugerechnet werden kann. Die kombinatorischen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, können hier nur angedeutet, aber nicht im Einzelnen ausgeführt werden (siehe stattdessen Luhmann 2017a: 487ff.). So zeichnet sich das Medium passionierter Liebe dadurch aus, dass das Erleben des Gegenübers zur eigenen Handlungsgrundlage wird, was sich in Verhaltenserwartungen der Empathie und Zuvorkommenheit artikuliert. Geld relationiert demgegenüber Verhaltensmöglichkeiten, indem fremdes Handeln als Zugriff auf knappe Güter erlebt und ausgehalten werden kann. Die Kunst bezieht sich darauf, dass fremdes Handeln wiederum eigenes, aber unwahrscheinliches Erleben ermöglichen soll. Wahrheit ermöglicht schließlich die symbolische Neutralisierung von Handlungen (etwa: des Forschers), um Selektionen auf ein gemeinsames Erleben der Welt zurechnen zu können.

Diese Erfolgsmedien können nicht beliebig und direkt gegeneinander verrechnet und konvertiert werden: »So ist es nicht möglich, durch Bekanntgabe von Wahrheiten allein oder durch Drohung mit Machtmitteln oder durch Bezahlung Liebe zu gewinnen, was nicht bedeutet, daß man im Prozeß des Sichverliebens nicht auch Informationen auf ihre Wahrheit prüfen und auf die Vermögensverhältnisse achten kann« (Luhmann 2017a: 544). Solche Konvertibilitätssperren können durch Normen, Darstellungsregeln und vor allem durch Verfahrensregeln, wie bei der Anwendung wissenschaftlicher Methoden oder bei politischen Wahl- und Gesetzgebungsverfahren, institutionalisiert sein.

»Sie sind in jedem Falle gebunden an Präzisierungsmöglichkeiten rechtlicher, taktgefühlsmäßiger, methodischer Art. Sie sind weder gedacht dafür noch in der Lage dazu, globale Gewichtsverschiebungen in der gesellschaftlichen Relevanz und der wech-

selseitigen Beeinflussung von Mediensystemen zu kontrollieren. In dieser Hinsicht bleibt das Gesellschaftssystem für Evolution offen« (ebd.: 545; Hervorh. im Orig.).

Von dieser Chance scheinen auch Möglichkeiten der Medienkonvertierung in diplomatischen Verhandlungen abzuhängen. Die Möglichkeiten der diplomatischen Konvertierung verschiedener Erfolgsmedien in Machtchancen dürften dabei darin liegen, ihre Leistungen zunächst als positive Sanktionen beobachten zu können, die durch Entzug negative Sanktionen und damit machtwirksame Vermeidungsalternativen ermöglichen (allgemein hierzu Baldwin 1971). Das gelingt am einfachsten mit Geld. Positive Sanktionen können in Form regelmäßiger Zahlungen auf Dauer gestellt werden und damit Abhängigkeitsverhältnisse schaffen, deren Aufkündigung auf beiden Seiten als Vermeidungsalternative erscheint, die sich der Beitragszahler eher leisten kann als der Empfänger. Man möchte die Entwicklungshilfe nicht einstellen, da man auf beiden Seiten (wie auch immer) davon zu profitieren glaubt. Geldgeber hingegen können diese Beziehung leichter aufkündigen als die Bezieher finanzieller Entwicklungshilfe und damit verhältnismäßig leicht die Position des Machtüberlegenen einnehmen. Die leichte Quantifizierbarkeit und Teilbarkeit des Geldmediums dürften ebenfalls maßgeblich dazu beitragen, dass diplomatische Verhandlungen im Allgemeinen Geld als Konvertierungsmittel bevorzugen, weil im Gegensatz dazu unteilbare Verhandlungsgüter eine Nullsummenoptik nahelegen, die gütliche Einigungen blockieren kann (Young 1995).

Der Liebes- oder Freundschaftsentzug ist in diesem Sinne ebenfalls eine machtwirksame Vermeidungsalternative, gefährdet aber bereits die Grundlagen der Beziehung, da der Machtüberlegene sein eigenes Erleben und nicht das Erleben seines Partners als Orientierungspunkt des Handelns wählt. Ob sich Liebe oder Freundschaft aber diplomatisch folgenreich in Machtchancen konvertieren lassen, darf offen bezweifelt werden, ohne dabei die Rolle persönlicher Freundschaften oder sozialen Kapitals unterschätzen zu wollen (Greenhalgh 1987).

Die Kunst ist demgegenüber in dem Maße machtwirksam, wie sie durch Handeln alternative Handlungsmöglichkeiten erlebbar macht (Edelman 1996). Vor diesem Hintergrund kann man in Verhandlungen zwar nicht mit Kunst (oder ihrem Entzug) drohen, gleichwohl bietet sie die Möglichkeit politischer Einflussnahme im Sinne einer *soft power*, insofern sie auf das Erleben des Gegenübers Einfluss zu nehmen und über diesen Umweg dessen Handlungspräferenzen zu steuern versucht. Dies kann jedenfalls ein latentes Ziel einer *cultural diplomacy* (oder in einer älteren Terminologie: der Propa-

ganda) darstellen, die auf die Vorzüge des offenen Machteinsatzes weitgehend verzichten muss (Arndt 2011).

Ähnliches gilt für die Wahrheit, bei der es jedoch um das Problem übereinstimmenden Erlebens geht, das gerade nicht durch Machteinsatz, sondern durch den Einsatz von Theorien, Methoden und Technologien zustande kommen soll.[5] Eine Konvertierung in Macht- bzw. Einflusschancen wird man daher erst auf Umwegen beobachten können – sei es in Form von technologischen Innovationen im Rüstungsbereich, die militärische Gleichgewichte verschieben können, in Form eines geförderten wissenschaftlichen Austauschs im Sinne einer *science diplomacy* (Flink/Schreiterer 2010), deren Abbruch mit zu vermeidenden Erkenntniseinbußen verbunden wäre, oder schließlich in Form von wissenschaftlicher Reputation, die in Verhandlungen ins Spiel gebracht wird, um den zwanglosen Zwang des besseren Arguments zu suchen und damit zugleich die Wahrheit unvermeidbar unter Motivverdacht zu stellen.[6]

Welche Chancen der Medienkonvertierung in diplomatischen Verhandlungen auch immer eingesetzt werden: Sie müssen mit variierenden Graden der binnenpolitischen Kontrolle rechnen, die, wenn schon nicht das Verhältnis zwischen globalen Kommunikationsmedien schlechthin, so doch die binnenpolitischen Implikationen erzielter Vereinbarungen prüfen und letztendlich kollektiv bindende Entscheidungen über deren Umsetzung herstellen

5 Insofern würdigen auch Autoren wie Michel Foucault oder Pierre Bourdieu den Unterschied zwischen Handeln und Erleben bzw. zwischen Macht und Wahrheit, verursachen zugunsten einer Ideologie- bzw. Machtkritik jedoch einen Kurzschluss. Foucault ist nicht zufälligerweise von der Beziehung zwischen Macht und Wahrheit fasziniert, wobei er letzterer wiederum eine Machtfunktion zuschreibt (Foucault 2003: 210ff.). Bourdieu würdigt gerade Erleben im engeren Sinne des Erkennens, Verkennens und Anerkennens von symbolischer Macht, sieht aber in der Wahrheitsproduktion der Wissenschaft lediglich einen weiteren Gegenstand symbolischer Machtkämpfe und geißelt ihre »scholastische Disposition«, also ihre Praxis- und damit Handlungsferne (Bourdieu 2001).

6 Eine andere, m.E. kaum bemerkte Problematik dieser Konversion von wissenschaftlicher Expertise in diplomatischen Einfluss scheint darin zu liegen, dass im Wahrheitsmedium und im Machtmedium Alternativen unterschiedlich konstruiert und gehandhabt werden müssen. Gerade mit Blick auf globale Umweltregime versucht man durch wissenschaftliche Expertise den Eindruck der Dringlichkeit und Alternativlosigkeit bestimmter *policy*-Optionen zu erwecken (wie etwa beim berühmten 1,5-Grad-Ziel). Alternativen zu den Wahrheiten der Klimaforschung gibt es dann nur noch in Form von methodisch angebrachten Restzweifeln, deren Bewahrheitung allenfalls noch Schlimmeres befürchten lässt. Das entlastet aber nicht die Diplomatie, sondern belastet sie vielmehr damit, aus Sachzwängen verhandelbare Vermeidungs-Alternativen abzuleiten.

müssen. Die vielleicht wichtigste politische Einrichtung dafür sind binnenpolitische Verfahren, die mit diplomatischen Verhandlungen in vielfacher Weise kombiniert, verschachtelt und sequenziert werden können. Wo verhandelt wird, sind binnenpolitische Mitentscheidungs- und Konsultationsverfahren vorgesehen, sodass diplomatische Vereinbarungen unter Vorbehalt noch einzuleitender Ratifikationsverfahren formuliert und lediglich paraphiert werden. Diese binnenpolitischen Verfahren mögen oftmals nur Fassadenfunktionen erfüllen, während die faktische Kontrolle, wenn überhaupt vorhanden, in undurchschaubaren politischen Kontaktsystemen liegt.

Im Vergleich mit politischen Entscheidungen auf der Ebene von Nationalstaaten lassen die Ergebnisse diplomatischer Verhandlungen zu wünschen übrig. Häufig erreichen letztere kaum mehr als den zeitlichen Generalisierungsgrad einer unverbindlichen Absichtserklärung sowie den sachlichen Informationsgehalt typisch ambivalenter diplomatischer Floskeln und können als Erfolg lediglich die Tatsache verbuchen, dass überhaupt verhandelt wurde. Die politischen Entscheidungsverfahren im Kontext internationaler Organisationen kommen dem nationalstaatlichen Vorbild in vielen Hinsichten näher – und werfen gerade deshalb Akzeptanzprobleme auf. In dem Maße, wie weltpolitische Verfahren vorgeben, verbindliche Normen und konkrete Programm- bzw. Einzelfallentscheidungen zu produzieren, verschärfen sie sowohl Probleme der Umsetzung als auch der demokratischen Legitimation. Unter dem Schlagwort *global governance* scheint man eine Zauberformel gefunden zu haben, die die Vorteile von Verhandlungen und Verfahren kombiniert und eine Legitimation weltpolitischer Entscheidungen verspricht, indem in die Verfahren internationaler Organisationen nun Verhandlungen zwischen nationalstaatlichen Vertretern und nicht-staatlichen *stakeholdern* eingebaut werden.

Die einschlägige Literatur unterscheidet jedoch im diplomatischen Kontext kaum zwischen Verhandlungen und Verfahren. Sie verwendet beide Begriffe mehr oder weniger synonym und differenziert eher zwischen Einstimmigkeits- und Mehrheitsregeln (Kaufmann 2016: 23ff.), zwischen *government* und *global governance* (Dingwerth/Pattberg 2006), zwischen unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten und Techniken der Konsensfindung wie etwa Tausch, Mediation, Schlichtung etc. (Jönsson 2009), zwischen *arguing* und *bargaining* (Müller 2004) oder zwischen *track I* und *track II diplomacy* (Chataway 1998). Unter Zuhilfenahme der Unterscheidung zwischen Verfahren und Verhandlungen wurde hier zu zeigen versucht, dass zwei gegenläufig gebaute Techniken der Herstellung akzeptabler Entscheidungen sich nicht problem-

los synthetisieren lassen. Die in Verhandlungen unvermeidbaren Mittel der Abschottung von der Öffentlichkeit, die nur durch zugelassene Interessenvertreter repräsentiert wird, aber auch die offensichtliche Konvertierung von Medien wie Geld in reale Machtchancen, die Bedeutung »guter Beziehungen« sowie die erforderliche Ausdehnung der Kampfzone durch Generalisierung von Konfliktthemen sind legitime Ausdrucksmittel, die in Verfahren nicht darstellbar sind. Vor diesem Hintergrund wären Versuche einer verfahrensmäßigen Demokratisierung der Diplomatie, wie sie in internationalen Organisationen zu beobachten sind, neu zu bewerten. Die Lösung wird dabei vielleicht weniger in der Prozeduralisierung von diplomatischen Verhandlungen oder in der »Diplomatisierung« von Verfahren liegen, sondern in der Differenzierung und Kopplung beider Entscheidungstechniken (für ähnliche Schlussfolgerungen siehe Bora 1999).

16 Zeitdimension: Zeithaushalt und Gedächtnis der Diplomatie

Sobald sich die Diplomatie als Subsystem der Weltpolitik ausdifferenziert, muss sie ihren Zeithaushalt autonom verwalten können. Sie kann den inflationären Leistungsansprüchen ihrer Umwelt nicht gleichzeitig und gleichermaßen gerecht werden, sondern muss Widerstände und Pufferzonen, mithin Systemgrenzen einbeziehen, um ihre internen Prozesse nach eigenen Gesichtspunkten zeitlich zu ordnen. Die Bedingungen dieser Möglichkeit sind zwar thematisiert, aber nicht ausreichend theoretisiert worden (Der Derian 1992b; Kessler 2012; Rancatore 2009; Seib 2012). Vor allem der zugrundeliegende Begriff der Zeit wird eher unterstellt als dargestellt. Die Zeit erscheint jedenfalls weniger als sozialer Tatbestand, sondern vielmehr als objektiver, immer schon gegebener Sachverhalt, dessen gesellschaftliche Problematik analytisch in die Sozialdimension geschoben wird: Manche können Zeit besser und in ihrem Interesse nutzen, andere schlechter. Die einschlägige Literatur bringt mit Begriffen wie Kapital, Strategie und Prozess, sowie Beschleunigung, Druck und neuerdings (oder erneut) »Entfremdung« genau dies zum Ausdruck – und kann damit der Praxis nicht mehr über ihren Zeitgebrauch sagen, als diese ohnehin schon weiß und für plausibel hält.

Die folgenden Überlegungen können ebenfalls nicht das volle Potenzial ausschöpfen, das der Soziologie eigentlich zur Lösung dieser Probleme zur Verfügung stünde (Luhmann 1971a; 1975d; 1976; 1990b). Sie müssen sich auf wenige Andeutungen beschränken und versuchen zunächst, die Ausdifferenzierung der Zeitdimension gesellschaftstheoretisch zu skizzieren, um den Vergleich mit vorangegangenen Kapiteln zu ermöglichen. Anschließend werden sie Zeitprobleme der Diplomatie in dreierlei Hinsicht näher bestimmen: Die vielleicht naheliegendste Frage bezieht sich auf die Relevanz moderner Telekommunikation für den Zeithaushalt der Diplomatie. Dabei wird zu erörtern sein, weshalb moderne Telekommunikation zwar eine Beschleunigung, deshalb aber noch keinen Autonomie- oder gar Bedeutungsverlust

der Diplomatie bedeutet. Einschlägige Diagnosen, die einen solchen Zusammenhang behaupten, leiden vielmehr an einer interaktionistischen Verkürzung ihrer Analyse. Für die Diplomatie stellt sich hingegen in viel dramatischerer Weise die Frage nach den Möglichkeiten des Vertrauens oder Misstrauens in ein »anarchisches« weltpolitisches System. Die wichtigste Bedingung des Vertrauens und Misstrauens in der sowie in die Diplomatie liegt vor allem in der Differenzierung von Diplomatie und Spionage, wobei letzterer die Funktion der Absorption weltpolitischen Misstrauens zukommt, die erst ein Systemvertrauen in Diplomatie ermöglicht. Zuletzt wird zu klären sein, auf welche Zeithorizonte sich die Diplomatie überhaupt einlassen kann, wenn es auf weltpolitischer Ebene keine direkte Kopplung an das Rechtssystem im Sinne einer globalen Verfassung gibt, sondern alles »Recht« in der Diplomatie auf kündbaren Verträgen beruht. Vor diesem Hintergrund wird die These entwickelt, dass die Leistung des Völkerrechts für die Diplomatie in der Bereitstellung eines Systemgedächtnisses liegt.

16.1 Die Zeit als Sonderhorizont der modernen Gesellschaft

Wenn in den beiden vorangegangenen Teilen zu segmentären und stratifizierten Gesellschaften jeweils ein Kapitel der Zeitdimension gewidmet war, handelte es sich gewissermaßen um eine analytische Übertreibung zu Verständigungs- und Vergleichszwecken. Die Zeit gesondert zu behandeln, hat in diesem Kapitel nun aber auch eine empirische Berechtigung. Dies jedoch nicht, weil es in anderen Gesellschaften keine Zeit gegeben hätte. Man konnte wohl immer schon ein »Vorher« von einem »Nachher« unterscheiden. Das Bezeichnende ist eher, dass die Zeit nun selbst temporalisiert, also reflexiv konstituiert und als eigenständige Sinndimension erfahrbar wird (Adam 2003). Sie erhält ihren Sinn weniger dadurch, dass andere anders erleben oder dass sie an Veränderungen der Dingwelt sichtbar wird. Dies sind zwar nach wie vor Möglichkeiten der Beobachtung von Zeit, allerdings hängen sie nun von der Bedingung ab, dass Kontingenz und Veränderung auch an der Zeit selbst beobachtbar werden und umgekehrt die Zeit unabhängig davon variiert, was Sache ist und wie sich andere dazu verhalten. Vielmehr muss die Zeit nicht nur sachlich sehr verschiedene Möglichkeiten, sondern auch viele divergierende Perspektiven unterbringen und mit ihnen kompatibel bleiben. In dem Maße, wie sich in der Gesellschaft Handlungsketten

verlängern, sachliche Differenzierungen und Interdependenzen zunehmen sowie Konflikt- und Kooperationschancen wechselseitig aneinander gesteigert werden, wird die Zeit selbst zu einer Problemdimension eigenen Rechts (Elias 1997: 347ff.; Bd. 2).

Dafür erfordert sie nun Modalisierungen, die zugleich abstrakter und aufnahmefähiger für sachliche und zeitliche Kontingenzen sind. Die »Langsicht« in eine offene und deshalb unsichere *Zukunft*, die Norbert Elias als Folge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft beschreibt, ist dabei nur ein Horizont, den die Zeit eröffnet. Die *Vergangenheit* wird nun ebenfalls als unendlicher kontingenter Zeithorizont konstituiert, in der alles ganz anders hätte verlaufen können. Das »Neue« an der funktional differenzierten Gesellschaft ist also weniger ihre Zukunftsorientierung, sondern vielmehr die »Geburt« (Landwehr 2014) der *Gegenwart* als jene identitätsleere Zeitstelle, die eine Beobachtung der beiden Zeithorizonte der Vergangenheit und der Zukunft ermöglicht. Die Gegenwart ist jedoch selbst unbeobachtbare Zeit, die immer schon vorbei ist, kaum dass sie eingetreten ist, und die Zukunft nie beginnen lässt (Luhmann 1976), sondern diese immer als Horizont vor sich her schiebt. Sie kann die Vergangenheit weder rückgängig machen noch die Zukunft einholen oder vorwegnehmen. Stattdessen wird sie selbst mit Komplexität, also mit mehr vergangenen und künftigen Möglichkeiten angereichert, als in ihr selbst je realisiert werden könnten. Sobald die Gegenwart eine Möglichkeit aktualisiert, muss sie wieder einer anderen Gegenwart Platz machen und driftet in deren Vergangenheit ab. »Was in der Zeit geschehen ist, existiert in der Welt und kann nicht mehr geändert werden. […] Die Vergangenheit ist unwandelbar. Was sich ändert, ist lediglich ihre Bedeutung, die Interpretation der Ereignisse« (Esposito 2002: 279).

Damit aber die Irreversibilität der Vergangenheit die Gegenwart nicht determiniert, sind Historisierung und die Offenheit der Zukunft funktional äquivalente Möglichkeiten der Distanzierung. Die »Geschichte« ist nun weniger ein Vorrat an lehrreichen Beispielen, die Anlass zur gegenwärtigen Identifikation geben, sondern bringt vielmehr vergangene Ereignisse auf Distanz, indem sie über ihre unwiederholbaren Besonderheiten berichtet, die dann der Gegenwart auch nicht als Festlegung, sondern nur noch als Erklärung dienen können (Esposito 2002: 247). So registriert man Irritationen weniger als Abweichungen von einem bewahrenswerten Beispiel, sondern affirmiert sie nun in ihrem zeitlichen Eigensinn, als »Neuheit« (Luhmann 1999a). Die Gesellschaft selbst fasst sich dann als »moderne« oder »neuzeitliche« Gesellschaft auf und bringt sich damit zu ihrer Tradition auf

Distanz. Die »Postmoderne« distanziert sich wiederum von dieser Tradition und findet abgesehen von ihrem Traditionsbruch keine andere Möglichkeit der Selbstidentifikation. Ein ähnliches Schicksal widerfährt auch der Diplomatie. Sobald sie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, also in der neuzeitlichen »Sattelzeit«, selbst auf ihren Begriff bringt, versteht sie sich bereits als »neue« Diplomatie in Abgrenzung zu davor üblichen Praktiken höfischer Gesandtschaften (Gilbert 1951). Seitdem gibt es immer nur eine noch neuere Diplomatie (Sofer 1988; Weisbrode 2014).

Das Stabilitätsprinzip der modernen Gesellschaft und dann auch der Diplomatie basiert also nicht auf einer Substanz-, sondern auf einer Substitutionslogik. Sicheren Halt gibt es, wenn überhaupt, nicht in der Vergangenheit, sondern vielmehr in der Änderbarkeit und Reformierbarkeit, also in einer offenen, aber planbaren Zukunft. Handlungen werden dann weniger als Artikulation eines bösen Geistes oder einer adeligen Natur, sondern vielmehr als Entscheidungen, also als kontingente Verknüpfungen zweier Zeithorizonte verstanden, die potenziell unendliche Ursachen haben und unendliche kaskadenhafte Folgen zeitigen. Vor diesem Hintergrund verändern sich auch die Ansprüche an diplomatische Kommunikation. Bereits vor der »Sattelzeit« experimentierte diese mit Semantiken wie *negotium*, die sich weniger auf die Bewältigung zeremonieller Interaktionen oder auf die Vergegenwärtigung und Repräsentation von Statusrelationen beziehen, sondern eher dynamische Prozesse thematisieren, die dauerhafte und zugleich änderbare Strukturen, wie etwa Ämter, erfordern (Lazzarini 2015: 86ff.).

Die Zeit selbst gibt jedoch keinerlei Anhaltspunkte für richtige Entscheidungen mehr. So hat

»die Annahme, daß der richtige Zeitpunkt vom Risiko befreie, heute alle Berechtigung verloren. Man wird zwar noch sagen können, daß jeder Versuch, rational zu entscheiden, Zeit in Anspruch nimmt und damit das Risiko läuft, günstige Gelegenheiten zu verpassen oder auch die letzten Möglichkeiten zu versäumen, unabwendbare Entwicklungen zu verhindern. Aber niemand glaubt mehr daran, daß die Zeit selbst günstige Zeitpunkte auszeichne, und wenn die Frau eines amerikanischen Präsidenten astrologischen Rat einholt, erstaunt und befremdet das jeden anderen. Die Wahl des Zeitpunktes für eine riskante Entscheidung ist selbst zu einer riskanten Entscheidung geworden« (Luhmann 1991a: 161).

Kalender müssen nun unterschiedliche Zeitperspektiven und Dringlichkeiten synchronisieren, dürfen dabei jedoch, anders als in stratifizierten Gesellschaften, nicht selbst vorab definieren, was wann zu tun ist. Stattdessen

werden sie zu Brennpunkten, an denen Sach-, Sozial- und Zeitdimension gegeneinander austariert werden müssen. Befristete Sachthemen müssen vordringlich behandelt werden und lassen damit andere, vielleicht nicht weniger wichtige Themen in den Hintergrund treten. Das zeigt sich nicht nur in vielbeklagten Phänomenen der Beschleunigung und des Zeitdrucks, sondern gerade in der Institutionalisierung von Möglichkeiten des Wartens und des Rückzugs von Erwartungen: »*Termine und Fristen sind institutionalisierte Ausreden*. Durch Berufung auf einen bestehenden Termin kann man sich neuen Engagements für den gleichen Zeitraum entziehen« (Luhmann 1971a: 148). Jedenfalls ermöglicht die deutlichere Trennung der Sinndimensionen gesteigerte Abhängigkeiten und Problemverschiebungen. Der Verzicht auf Konsens und Sachhaltigkeit kann als Zeitgewinn verbucht werden. Komplizierte oder strittige Angelegenheiten können durch großzügigere Zeitbudgets entschärft werden und umgekehrt ermöglicht es eine »Strategie der letzten Minute« (ebd.: 146), Zeit zu gewinnen und zugleich den Konsensdruck zu erhöhen. Einige Stilelemente dieses neuartigen Haushaltens mit Zeit lassen sich auch in der Diplomatie nachweisen, die nun mit Möglichkeiten der Echtzeit-Kommunikation unter Abwesenden rechnen und umgehen muss.

16.2 Autonomieverlust durch Telekommunikation?

Moderne Verbreitungstechnologien haben die Kommunikation in zweierlei Hinsicht beschleunigt. Zum einen wurden Massenmedien hier bereits vor dem Hintergrund ihrer Funktion, hohe Informationsredundanz zwischen Unbekannten zu ermöglichen, erörtert. Die zeitlichen Implikationen, die Synchronisationsleistung und die Zeitersparnis gemeinsam unterstellbaren Wissens im Verkehr zwischen Unbekannten, die durch Massenmedien möglich werden, waren Gegenstand dieser Überlegungen. Zum anderen wurde auch der Einsatz der Telekommunikation, verstanden als Kommunikation mit einem entfernten, aber angebbaren Empfängerkreis, bereits an mehreren Stellen problematisiert, jedoch noch nicht hinsichtlich seiner Folgen für den Zeithaushalt der Diplomatie schlechthin erfasst.

Die Kapitel zur Diplomatie segmentärer und stratifizierter Gesellschaften erörterten Probleme der Mündlichkeit bzw. der Kombination von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Mit den Möglichkeiten der Telekommunikation und der Verbreitung von Massenmedien in der modernen Gesell-

schaft verändern sich Bedingungen nicht einfach nur kumulativ durch das Hinzutreten neuer Technologien, sondern zugleich auch durch eine Überformung bereits verfügbarer Verbreitungsmedien (Cathcart/Gumpert 1983). Wer in der modernen Gesellschaft das Gespräch sucht, muss dies nicht selten vor dem Hintergrund verfügbarer Alternativen begründen. Gerade in Organisationen raubt der mündliche Parteienverkehr Zeit und Aufmerksamkeit, während schriftliche Anfragen zu angemessener Zeit behandelt werden können. Bei öffentlichen Auftritten kann man Fragen eines anwesenden Publikums mit dem Hinweis abwehren, zu einem Problem bereits in Massenmedien nachlesbar Stellung bezogen zu haben. Mündliche diplomatische Verhandlungen finden im Kontext massenmedialer Berichterstattung statt, sodass man abwägen muss, was in Verhandlungen und was in Pressekonferenzen gesagt werden kann. Ob man überhaupt das diplomatische Gespräch unter Anwesenden sucht, sich gegenseitig Depeschen zustellt oder über massenmedial verbreitete Einlassungen kommuniziert, kann bereits etwas über die Dringlichkeit oder Vertraulichkeit der zu behandelnden Themen aussagen. Erst bei einer breiteren Palette unterschiedlicher Verbreitungsmöglichkeiten ist die Wahl eines Mediums zugleich auch eine *message*.

Während man jedoch in der Organisation sowie in der Kongressinteraktion Geburtshelferinnen der modernen Diplomatie sieht, gelten die Möglichkeiten moderner Telekommunikation bisweilen als ihr Sargnagel. Telekommunikation in Beinahe-Echtzeit lässt jene Verhandlungsspielräume schrumpfen, die sich zuvor aus den Zeitverzögerungen der Übermittlung von Nachrichten zwischen Prinzipalen und ihren Agenten ergaben (Nickles 2003: 31ff.). Wo zuvor großzügige Verhandlungsvollmachten zügigere Verhandlungen zuließen, wenn auf zeitaufwändige Rücksprachen mit dem abwesenden Prinzipal verzichtet werden konnte, beschleunigt sich das Verhandlungstempo nun, weil die Prinzipale instantan über Verhandlungsfortschritte auf dem Laufenden gehalten werden und sie ihre weltweit tätigen Agenten an der kurzen Leine halten können. Daraus aber auf einen Autonomieverlust der Diplomatie insgesamt zu schließen, wäre nur plausibel, wenn man vom Idealmodell der Kongressdiplomatie des 19. Jahrhunderts ausgeht, die Diplomatie gleichsam auf Interaktionen einer bürokratischen Elite reduziert und Abwesenheitskommunikation nur als Hintergrundbedingung oder als Störfaktor dieser Interaktionen behandelt. Ein differenzierteres Bild ergibt sich, wenn man Diplomatie als kodierte Kommunikation betrachtet, die sich nicht auf Interaktionen beschränken lässt, sondern gerade

durch die Möglichkeit der Wahl zwischen Anwesenheits- und Abwesenheitskommunikation ihre Autonomie steigern kann – obgleich dies nicht ohne Folgeprobleme bleibt.

Was man bereits mit der Einführung der Schrift befürchten konnte, wird durch schriftliche Telekommunikation noch verstärkt, sodass sich nun vor dieser neuen Kontrastfolie deutlicher denn je die Eigenarten sowie Vor- und Nachteile der Diplomatie unter Anwesenden abzeichnen. Sobald man nicht mehr auf einen Boten oder Botschafter angewiesen ist, um schriftliche Nachrichten zu übermitteln, entfallen zugleich sowohl Vor- als auch Nachteile dieser Möglichkeit, die hier bereits beschrieben wurden, zugunsten anderer Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen des vormodernen Gesandtschaftswesens gehört die Möglichkeit, in einer schriftlichen Nachricht mehr antizipieren oder übersehen zu können, als unter Anwesenden realisiert werden könnte, sodass ein Gesandter den Sinn der Nachricht an situativ variierende Umstände anpassen kann. Die Folgeprobleme ergeben sich dabei aus der Notwendigkeit, dem Gesandten dafür entsprechende Interpretations- und Handlungsspielräume zuzugestehen, deren Ausnutzung von einem abwesenden Prinzipal kaum noch kontrolliert werden kann. Außerdem senkt schriftliche Kommunikation die Schwellen für konflikthafte und gesichtsschädigende Kommunikation. Sie erweitert damit zwar einerseits das Verhaltensrepertoire der Diplomatie, lässt diese aber andererseits immer noch auf Interaktionen zwischen Gesandten und Empfängern angewiesen sein und belastet diese mit dem Erfordernis, auch gegen die Tendenz zum Konsens unter Anwesenden problematische Themen ansprechen zu müssen. Die Institutionalisierung potenziell gesichtsschädigender diplomatischer Kommunikation bleibt unter diesen Bedingungen stets prekär, sodass damit verbundene Risiken vor allem vom Gesandten selbst getragen werden müssen. All dies ändert sich, wenn Telekommunikation verfügbar wird.

Die Möglichkeit, Texte relativ zeitnah über große Distanzen hinweg zu senden und zu empfangen, entkoppelt die Kommunikation von Erfordernissen menschlicher Mobilität und kann zumindest in dieser Hinsicht den Botschafter ersetzen. Schriftliche Telekommunikation kombiniert damit die zeitlichen Vorteile der beschleunigten Übertragung mit den zeitlichen Vorteilen der Entschleunigung der Kommunikation, welche nun Zeit beansprucht, damit Texte unabhängig von interaktiven Annahmepressionen gelesen und verfasst werden können (Kieserling 1999: 235ff.). Die Zeitersparnis, die sich aus der schnellen Übertragung ergibt, kann für längere Reflexionspausen genutzt werden, die unter modernen Bedingungen in Ver-

handlungen kaum auszuhalten wären und ständige Unterbrechungen zur Folge hätten. Für das Abfassen und Interpretieren von diplomatischen Stellungnahmen können dabei nun mehr Gesichtspunkte Berücksichtigung finden, was insbesondere staatlichen Verwaltungen zugutekommt, die mehr als nur eine Umweltbeziehung zu betreuen haben und Zeit für interne Beratungen benötigen, ehe sie reagieren und gegenüber mehreren Umweltsektoren (Bündnispartnern, Parteien, Medien, Wählern etc.) eine intern akkordierte Außendarstellung präsentieren können (Gibson 2012: 135ff.; Neumann 2007).

Die Möglichkeit audio-visueller Telekommunikation ist aus dem diplomatischen Dienstbetrieb ebenso kaum noch wegzudenken (Berridge 2010: 192ff.). Wenn es stimmt, dass mittlerweile Staats- und Regierungschefs beinahe reflexartig zum Telefon greifen, sobald es gilt, schnell auf Krisen zu reagieren, ist dies angesichts der Zeitvorteile dieser Technologie kaum verwunderlich. Telefon- und Videokonferenzen ermöglichen sehr schnelle Verständigungen auf höchsten Entscheidungsebenen und über Kontinente hinweg, wenngleich unterschiedliche Zeitzonen und Terminkalender dieser Technologie soziale Schranken auferlegen (ebd.: 194). In dem Maße aber, wie Telekommunikation auch gleichzeitige wechselseitige akustische bzw. audiovisuelle Wahrnehmung ermöglicht, machen sich jene für Interaktionen typische Annahmepressionen bemerkbar. Beobachtung und Handlung werden zeitlich kurzgeschlossen, Zeitpunkte für mögliche Einwände werden verpasst, wichtige Themen fallen der Interaktionsdynamik zum Opfer und Zusagen werden gemacht, ohne mögliche Folgen und Umsetzungsprobleme berücksichtigen zu können. Professionellen Mitarbeitern und Beamten bleibt unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als anwesend zu sein, ihren Chefs Notizzettel mit Stichworten auf den Tisch zu legen und zu hoffen, dass keine sensiblen Informationen preisgegeben werden (Groth 1964; Pritchard 2007: 52; Patterson 2004: 57ff.). Ähnliche Probleme ergeben sich in Verhandlungen zwischen delegierten Teilnehmern, die zeitnahe Instruktionen auch aus größerer Entfernung erhalten. Sofern Interaktionen für die Diplomatie weiterhin unverzichtbar sind, stellen die Möglichkeiten der Telekommunikation in diesem Zusammenhang Segen und Fluch zugleich dar: Segen insofern, als anwesende Verhandlungsteilnehmer schneller und unkomplizierter Instruktionen erhalten und sie dadurch weniger Verantwortung tragen müssen. So ermöglicht Telekommunikation die synchronisierte Arbeit mehrerer Verhandlungsparteien an einem gemeinsamen Text, der auf eine *cloud* geladen und dort mit Anmerkungen, Korrekturen, Ergänzungs-

vorschlägen und jenen berüchtigten *brackets* versehen werden kann, in denen strittige Formulierungen vorläufig eingeklammert werden (Kappeler 2001: 204; Kaufmann 2016: 150). Eine Unzahl an kursierenden Vertragsentwürfen kann damit gleichzeitig verfügbar gemacht und für die Arbeit an einem *single negotiating text* einbezogen werden, der allen relevanten Teilnehmern zur Verfügung steht und den aktuellen Stand laufender Verhandlungen abbildet.

Mit diesen Segnungen ist gleichwohl insofern ein Fluch verbunden, als genau dieselben Bedingungen dazu beitragen können, dass jene zeitlichen Handlungsspielräume wegfallen, die sich zuvor aus der raumzeitlichen Distanz zu abwesenden Prinzipalen ergaben. Weisungen des eigenen Außenministeriums können per Telefon oder E-Mail beinahe in Echtzeit erteilt werden und schnüren den Diplomaten vor Ort in ein zeitliches Korsett, dass durch zeitnah abzuliefernde Berichte und erhaltene Weisungen immer enger wird. Wo man zuvor tage- oder wochenlang warten musste, um weitere Instruktionen des Prinzipals bzw. Berichte des diplomatischen Agenten zu erhalten und diese Zeit für den Aufbau und die Pflege weiterer Beziehungen nutzen konnte, komprimieren sich nun die Zeithorizonte diplomatischer Kommunikation und damit die zeitlichen Spielräume der Gesandten, die mit Mitteln der Telekommunikation auch aus der Ferne immer feiner gesteuert werden können. Die Möglichkeiten einer derartigen Fernsteuerung nehmen aber in dem Maße ab, wie der dafür erforderliche Verwaltungsaufwand anschwillt und von Organisationen mit knappem Personal, knapper Zeit und (im Falle von Außenministerien notorisch) knappem Budget bewältigt werden muss, während diese außerdem noch anderes zu tun haben. Im Hinblick auf die zeitliche Autonomie diplomatischer Kommunikation ist die Trägheit der Organisation das funktionale Äquivalent zur langsamen Übertragungsgeschwindigkeit mündlicher bzw. schriftlicher Kommunikation durch Boten.

Der Befund eines Autonomieverlustes der Diplomatie ließe sich also dann aufrechterhalten, wenn man Diplomatie auf die Tätigkeit von Diplomaten in Verhandlungen verkürzt. Dabei ist sie längst eine globale Systemleistung, die unterschiedliche Zeitregime nebeneinander laufen lässt. Sie gewinnt in dem Maße an Autonomie, wie sie von Interaktionen unabhängig wird und sowohl interne Differenzierungen als auch Kopplungen mit der Umwelt einrichtet, die ihr gleichzeitig Zeit verschaffen und den Zeitdruck erhöhen. Vertrauen und Geheimhaltung sind in diesem Zusammenhang zwei konstitutive Faktoren, ohne die ein diplomatischer Zeithaushalt undenkbar wäre.

16.3 Diplomatische Eigenzeit: Vertrauen und Geheimhaltung

16.3.1 Vertrauen und Geheimhaltung in diplomatischen Grenzsystemen

In einer ersten Annäherung wurde bereits zwischen Grenzrollen des Militärs, der Spionage und der Diplomatie unterschieden. Sie realisieren für politische Verwaltungen unterschiedliche Möglichkeiten des Umgangs mit den Folgen weltpolitischer Differenzierung, die gleichzeitig und widersprüchlich eingesetzt werden können. Eine weltpolitische Beziehung kann sich dann simultan auf unterschiedlichen Schauplätzen kommunikativ reproduzieren: Es kann gleichzeitig Krieg geführt, spioniert und verhandelt werden. Die folgenden Überlegungen beschränken sich jedoch auf das Verhältnis zwischen Diplomatie und Spionage, um dabei auftauchende Probleme des Vertrauens und Misstrauens genauer zu bestimmen.

Die wichtigste Bedingung einer professionalisierten Diplomatie liegt in der wechselseitigen Anerkennung weltpolitischer Systemgrenzen. Sobald man sich in Verhandlungen begibt, werden insofern auch die Erwartungsgrenzen des Verhandlungspartners unter der Bedingung der Wechselseitigkeit anerkannt. Wer dann aber nur Forderungen stellt, die bedingungslos zu erfüllen sind, ohne auf Erwartungen anderer Systeme Rücksicht zu nehmen, und selbst die Andeutung von Nachgiebigkeit unterlässt, riskiert viel und begibt sich spätestens dann in Selbstdarstellungsprobleme, wenn gefragt wird, warum man überhaupt zu Verhandlungen erschienen ist. Die Darstellung wechselseitig anerkannter Grenzen ist mithin derjenige Aspekt, der auch die grundsätzliche Möglichkeit des wechselseitigen Nachgebens in Konfliktfällen in den Raum stellt und damit die Offenheit des Verhandlungsausganges gewährleistet. Erst diese Symbolik der erwartbaren Nachgiebigkeit ermöglicht es den Verhandlungsparteien, sich mit ihren Selbstdarstellungen auf Verhandlungen einzulassen, Zugeständnisse zu machen und wechselseitig voneinander einzufordern. Sie ist in dieser Funktion vergleichbar mit der Symbolik richterlicher Unabhängigkeit in Justizverfahren oder mit der Symbolik freier, gleicher und geheimer Wahlen (Luhmann 1983).

Lässt man sich auf Diplomatie ein, sodass ein ausdifferenziertes und autonomes Grenzsystem entstehen kann, müssen weltpolitische Forderungen und Entscheidungen zeitlich auseinandergezogen werden. »Keine Autonomie, ja nicht einmal Systembildung, käme zustande, wenn eine Umweltursache unmittelbar eine Umweltwirkung erzeugte« (Luhmann 2010b: 186; vgl. auch 144f.). Eine Forderung oder eine Stellungnahme zu einem weltpolitischen Thema dürfen sich also nicht bereits als derartige weltpolitische

Entscheidungen darstellen. Vielmehr muss Zeit aufgewendet werden, damit unterschiedliche Positionen formuliert und erst nach erfolgten kommunizierten Lernprozessen Entscheidungen hergestellt werden können. Dieses Lernen erfordert jedoch Zeit, vor allem da in Verhandlungen mehrere Lernprozesse miteinander abgestimmt werden müssen, nämlich diejenigen der Unterhändler, der Konfliktparteien und des übrigen Publikums (Vollmer 1996: 158f.). Daher benötigt ein diplomatisches Grenzsystem insofern eine Eigenzeit, also ein gewisses Maß erlaubter Intoleranz gegenüber Anspruchshaltungen aus der Umwelt, um interne Lernprozesse aufrechterhalten zu können. Verhandlungen würden andernfalls schnell ins Stocken geraten, wenn jeder Verhaltensbeitrag der Unterhändler Punkt für Punkt mit der Umwelt abgestimmt werden müsste. Allerdings dürfen relevante Umweltsysteme nicht durch die schnellen Verhandlungsfortschritte überfordert werden, sodass der Unterhändler am Ende einer Verhandlung den Auftraggebern ein *fait accompli* präsentiert, dessen Inhalte noch nicht im Hinblick auf eine zu erfolgende Umsetzung überprüft werden konnten. Daher kann es für einen Unterhändler nicht nur wichtig sein, in seinem Heimsystem zeitgerecht Initiativen einzubringen und Instruktionen anzufordern. Vielmehr wird er damit rechnen, dass auch der Unterhändler der Gegenpartei Initiativen und Instruktionen einbringen und abwarten muss und dass dessen Heimsystem Zeit benötigt, um zu einer Verhandlungsposition zu gelangen. Deshalb muss er auch dem anderen Unterhändler zu einer Darstellung verhelfen, die es diesem ermöglicht, den erreichten Verhandlungsfortschritt als Erfolg in dessen Heimsystem vermarkten zu können (Sebenius 2013). Das erfordert taktische und strategische Absprachen zwischen den Unterhändlern, die untereinander abklären können, wann sie welche Initiativen an die Umwelt weiterleiten und wann mit weiteren Instruktionen zu rechnen ist. Diese sind jedoch gegenüber der Umwelt eines Verhandlungssystems, zu der auch die Prinzipale gehören, nicht immer darstellbar und dürfen von der Umwelt auch nicht torpediert werden, sondern erfordern ein eigenes diplomatisches Zeitregime. Um die Bedingung dieser Möglichkeit zu erfassen, müssen zunächst Probleme des Zeithaushaltes binnenpolitischer Systeme geklärt werden.

Die Diplomatie kann ihre Umwelt nicht ignorieren, sobald sie sich als System ausdifferenziert. Die Probleme verschärfen sich, wenn man in Rechnung stellt, dass sich die binnenpolitischen Systeme in der Umwelt der Diplomatie an sehr unterschiedlichen Zeithorizonten orientieren, die miteinander koordiniert werden müssen. In einem sehr allgemeinen Sinne beruht die

zeitliche Autonomie politischer Systeme zunächst auf Strategien der Geheimhaltung, die es ermöglichen, intern mit Zeitproblemen umzugehen und gegenwärtig Erwartungen mit Blick auf künftige Gegenwarten zu bilden, ohne vorerst Rücksicht auf Umweltinteressen nehmen zu müssen. Die Geheimhaltung ermöglicht in diesem Sinne ein Auseinanderziehen von Umweltursachen und Umweltwirkungen und stellt damit eine elementare Bedingung für die Aufrechterhaltung einer autonomen Systemzeit dar. Geheimnisse fungieren durch Asymmetrisierung von Wissen als Interdependenzunterbrecher und differenzieren zwischen Geheimnisträgern und Nichteingeweihten (Hahn 2011: 330f.; Simmel 1958: 257ff.). Der Vorteil der Geheimhaltung liegt also im Wissen um vergangene Ereignisse bzw. in der Erwartung künftiger Ereignisse, die nur für die Umwelt eine Überraschung darstellen. Wenn das Geheimnis gelüftet wird, verfügt das System bereits über Strukturen, die für diesen Fall eingerichtet sind, während die Umwelt sich erst im Augenblick der Offenbarung darauf einstellen kann und das Ereignis interpretieren, Erwartungen bilden und dafür Zeit in Anspruch nehmen muss, die das System für weitere Initiativen nutzen kann (Sievers 1974: 56).

Ebenso unvermeidbar wie sinnvoll ist bis zu einem gewissen Grad daher auch die Geheimhaltung des Wissens über verfügbare Ressourcen, Pläne und Strategien, die in diplomatischen Verhandlungen eingesetzt werden sollen (Meerts 1999: 87). Insbesondere in Konfliktfällen wird zum Problem, welche Partei wann und mit welcher Dringlichkeit ein Anliegen vorträgt und welche Partei zuerst Signale der Nachgiebigkeit setzt. Dabei spielen nicht nur instrumentelle, sondern auch symbolisch-expressive Aspekte eine Rolle, die sich auf Verhandlungsverläufe auswirken können: Die Schnelligkeit oder Langsamkeit der Reaktion auf diplomatische Initiativen ist eine zeitbasierte Möglichkeit des Ausdrucks von »Souveränität«, denn wer zu schnell reagiert, kann den Eindruck eines hörigen Befehlsempfängers erwecken, der auf bloßen Zuruf tätig wird. Daher lässt man sich Zeit und gibt damit zu verstehen, dass auch in zeitlicher Hinsicht politische Grenzen anerkannt werden müssen (Rancatore 2009). Außerdem besteht die Möglichkeit, dass die gegnerische Partei Gesten der Nachgiebigkeit ohne Erwiderung strategisch ausnutzt. Während der Gegner Verhandlungsbereitschaft vortäuscht, kann er Zeit schinden und im Hintergrund bereits seinen nächsten Überraschungsangriff planen (Glozman u.a. 2013). Strategien dieser Art sind nur unter der Voraussetzung wechselseitiger Geheimhaltung zwischen territorial-politi-

schen Systemen und ihren Verwaltungen möglich und deshalb grundsätzlich riskant (Gibbs 1995: 214).

Damit wird auch verständlich, weshalb die Lüftung eines Geheimnisses ein diplomatisches Risiko darstellt, das man eingehen kann, um in der Diplomatie Vertrauen zu erweisen und zu erwerben. Das Risiko der Geheimhaltung liegt primär in der Kontrolle des Zeitpunktes der Enthüllung, die in dem Maße verloren geht, wie das geheim gehaltene Wissen diffundiert. Je mehr Personen eingeweiht sind, desto wahrscheinlicher wird es, dass kritische Umweltsektoren wie etwa fremde politische Systeme bereits auf das Geheimnis eingestellt sind und dann die Wirkung der Enthüllung verpufft (Goffman 1969: 15). Die konstitutive Paradoxie des Geheimnisses liegt jedoch in dessen Bekanntheit (Bellman 1979). Geheimnisse sind nicht einfach nur Nicht-Wissen, sondern ein unterstellbares, reflexiv gewordenes Wissen über das Nicht-Wissen. Diplomatische Kommunikation vollzieht sich deshalb stets vor dem Hintergrund des Wissens darüber, dass man nicht nur selbst Geheimnisse pflegt, sondern auch die Gegenseite ihre Geheimnisse hütet und beide Parteien dies voneinander wissen, ohne jedoch zu wissen, welches Wissen geheim ist. Es stellt sich eine »Verdachtskultur« (Luhmann 2000a: 118) ein, die von dieser Ambivalenz der Geheimhaltung geprägt ist und insbesondere in Konfliktsituationen zunächst wechselseitiges Misstrauen nahelegt (Bok 1985). Unter welcher Bedingung gelingt es der Diplomatie jedoch, aus dieser Kultur des wechselseitigen Verdachts und Misstrauens Chancen des Vertrauensaufbaus zu gewinnen und autonom über Zeit zu verfügen?

Die vielleicht wichtigste Lösung liegt darin, dass die Diplomatie nun ihre eigenen Geheimnisse kultiviert, die es erlauben, geheimes Wissen zu teilen und das damit verbundene Risiko als Vertrauenstest einer diplomatischen Beziehung einzusetzen. Hierzu zählen also zunächst jene genuin diplomatischen Geheimnisse, welche die verhandelnden Agenten gegenüber bestimmten Publikumssegmenten (zu denen auch die Prinzipale gehören!) kultivieren. Sie spielen eine konstitutive Rolle in der diplomatischen Kommunikation, in welcher gezielt platzierte Indiskretionen, Andeutungen und Enthüllungen die wichtigsten vertrauensbildenden Maßnahmen darstellen können. Die diplomatische Grenzstelle erhält die Chance, durch Preisgabe geheimer Interna um das Vertrauen des Verhandlungspartners zu werben (Dupont/Faure 2002: 53f.; Fisher 1989: 37ff.) – unter der Bedingung, dass

dieses Wissen geheim bleibt und den Verhandlungsraum nicht verlässt. Erst durch diese Form der Geheimhaltung kann ein diplomatisches System autonom und eigenselektiv jene Umweltsachverhalte in Verhandlungen miteinbeziehen, die in einer bestimmten Phase der Bearbeitung eines Themas von Relevanz sind. Erst solche »Kommunikationsverbote erlauben sonst nicht mögliche oder doch unwahrscheinliche Kommunikation« (Hahn 2011: 327).

Mit dieser Differenzierung geht jenes typisch ambivalente Spannungsverhältnis einher, das Erving Goffman als Problem eines jeden *go-between* beschreibt: »The go-between learns the secrets of each side and gives each side the true impression that he will keep its secrets; but he tends to give each side the false impression that he is more loyal to it than to the other side« (Goffman 1956: 93). Diese Beschreibung bringt die inhärente Widersprüchlichkeit dieser Grenzrolle auf den Punkt, lässt sich jedoch im Kontext der bisherigen Überlegungen nun auf die Funktion des Erhalts der zeitlichen Autonomie sowohl binnenpolitischer Systeme als auch diplomatischer Verhandlungssysteme beziehen. Die diplomatische Grenzstelle trägt als *go-between* durch Indiskretionen zum Erhalt der zeitlichen Autonomie seines Heimsystems und der Verhandlung bei.[1] Das setzt jedoch bereits sachliche Differenzierungen von Vorder- und Hinterbühnen, Formalität und Informalität, persönlichen und unpersönlichen Beziehungen voraus, die »Möglichkeiten des Vorfühlens und Aushorchens und der zusätzlichen Information über Geheimnisse oder Hintergründe« (Luhmann 1995b: 227) eröffnen. Darüber hinaus kann dieser prekäre Umgang mit Informationen bei fortgeschrittener Spezialisierung durch diplomatische Kollegialitätsnormen (Niedner-Kalthoff 2005: 80ff.), also durch ein Vertrauen in die »Netzwerk«-Gesellschaft (Holzer 2010) der diplomatischen *community,* sowie durch persönliche Beziehungen und durch jene Form von Vertrauen abgesichert werden, die sich bei solchen Interaktionszusammenhängen einstellen kann, in denen »das Gesetz des Wiedersehens« (Luhmann 2000b: 46) gilt.

1 Sachlich hingegen ermöglicht Geheimhaltung einer diplomatischen Grenzstelle eine konsistente Außendarstellung, und zwar sowohl des diplomatischen Systems als auch seines eigenen Entsendesystems (vgl. Luhmann 1995b: 234). Die einschlägigen Probleme diplomatischer Kommunikation werden in ontologischer, aber dennoch verständnisvoller Einstellung unter dem Begriff der »Lüge« abgehandelt (Mearsheimer 2011).

16.3.2 Diplomatische Äquivalente persönlichen Vertrauens

Bis zu einem gewissen Grad ermöglichen ein »Prinzip der kleinen Schritte« aber auch *supererogatorische Leistungen* den Aufbau persönlichen Vertrauens in der diplomatischen Kommunikation, wie sie auch schon in vorangegangenen Kapiteln beschrieben wurden (6.1, 11.4). Sie sind auch für die moderne Diplomatie unverzichtbar. Dennoch unterscheiden sie sich zunächst in ihrem zeitlichen Sinn von vergleichbaren Strategien segmentärer und stratifizierter Gesellschaften. Die Risiken, die eine Diplomatin auf sich nimmt, um Vertrauen zu erwerben, sind primär in der Zeitdimension angelegt und gewinnen in dem Maße an Bedeutung, wie auch die Zeitdimension selbst ihr Eigenrecht durchsetzen kann. Die Preisgabe eines Geheimnisses gewinnt vor allem dann an Gewicht, wenn die Zeit selbst an Bedeutung gewinnt; wenn ihr Sinn also nicht bereits durch einen Kalender festgelegt ist, der vorgibt, was wann zu tun ist, sondern wenn Zeit zu einem abstrakten Horizont ausdifferenziert wird, in dem alles Mögliche geschehen könnte; wenn die Geheimnisse der Zeit keine ewig-kosmologischen Mysterien sind, die man selbst dann nicht verstehen könnte, wenn sie offenbart würden; und wenn sie nicht den Staat *als* Status quo zu erhalten versuchen, sondern zur politischen Strukturierung einer offenen Zukunft eingesetzt werden und ihre Enthüllung damit auch zeitlich einen Unterschied darstellt, der einen Unterschied macht (Horn 2012).

In anderen Hinsichten wird der Sinn persönlicher und diskreter Vertrauensbeziehungen in der modernen Diplomatie ebenfalls überformt, und zwar in dem Maße, wie sie gegen unpersönliche Beziehungen differenziert werden. Mittelbar oder unmittelbar ist jede diplomatische Kommunikation von den Mitgliedschaftsrollen in Organisationen abhängig. Letztere legen, wie gezeigt wurde, großen Wert darauf, ihr Personal flexibel substituieren zu können und gehen dafür mitunter so weit, komplizierte Rotationssysteme zu entwickeln, die ein Überhandnehmen persönlicher Verflechtungen verhindern sollen. Die Spitzen politischer Systeme sind zu Lebzeiten im Prinzip ebenfalls, wenngleich in variierendem Ausmaße, substituierbar und können deshalb auch als länger dienende Autokraten nicht von ihren persönlichen Beziehungen profitieren, wenn ihre internationalen Freunde ihre offiziellen Ämter ablegen müssen. Die Wahrscheinlichkeit, dass man über Jahre oder Jahrzehnte hinweg mit denselben Personen verkehrt und lebenslange, vertrauensvolle Freundschaften (oder gemeinsame Feindschaften) für diplomatische Zwecke nutzen kann, wird von solchen zeitlichen Kontingenzen also

deutlich begrenzt. In einem anderen Sinne verlieren aber auch persönliche Betroffenheit und Engagement in dem Maße an Ausdruckskraft oder müssen auf Spezialprobleme bezogen werden, wie der soziale Verkehr von unpersönlichen, sachlichen Gesichtspunkten geprägt wird, also auf Rollentrennungen basiert. Die persönlichen Risiken und Verantwortungslasten, mit denen man in der Diplomatie rechnen muss, sind im Regelfall weit entfernt von jenen, denen man sich in segmentären oder stratifizierten Gesellschaften auszusetzen hatte. Sie sind kaum noch eine Frage des persönlichen Überlebens oder der körperlichen Unversehrtheit, sondern auf eine spezifische Rolle begrenzt, die nur im Ausnahmefall andere Rollenbeziehungen in Mitleidenschaft zieht. Der gescheiterte Diplomat kann ansonsten ein glückliches Leben führen. Wo man jedoch auf *hardship posts* mitunter um sein Leben bangen muss, empfiehlt es sich erst recht, die Symptome der persönlichen »Ergriffenheit« gegenüber der eigenen Organisation zu verbergen und zumindest in der dienstlichen Kommunikation eine objektivierte Sicht der Dinge anzubieten, die in einen formalisierten Entscheidungsprozess eingespeist werden kann (Niedner-Kalthoff 2005: 67ff.). In dem Maße also, wie die Persönlichkeit zugunsten einer unpersönlichen Rolle zurücktritt, braucht die Diplomatie auch unpersönlich institutionalisierte Möglichkeiten des Vertrauensaufbaus.

Zunächst kann man ein *Auseinanderziehen von zwei Generalisierungsebenen des Vertrauens* beobachten, die einander wechselseitig stützen können: Auf der einen Ebene findet man jenes hier bereits beschriebe Vertrauen, welches sich auf konkrete Entscheidungsprobleme, Personen und Anlässe bezieht, in kleinen Schritten erworben und gepflegt werden kann und auch erst dann als Grundlage persönlicher Verhaltenseinstellung fungiert. Andererseits kann man auf einer höherstufig generalisierten Ebene auch ein unbestimmtes Vertrauen in die Rationalität persönlich unbekannter Akteure fassen. Diese Rationalität ist jedoch kein Erkenntnisprinzip, kein anthropologischer Sachverhalt oder eine im Bewusstsein, in der Sozialität oder in der Welt schlechthin angelegte Seinsqualität. Sie ist vielmehr eine kommunikativ wirksame Fiktion, die das menschliche Verhalten überzieht und auf einer Semantik beruht, die erst in der funktional differenzierten Weltgesellschaft an Plausibilität gewinnt. Dies liegt nicht daran, dass man zuvor irrational gewesen wäre, sondern weil erst die moderne Weltgesellschaft im Zuge globaler ökonomischer, religiöser und militärischer Expansionsbewegungen Probleme erzeugt, die sie mit der semantischen Unterscheidung zwischen Ratio-

nalität und Irrationalität (zunehmend unzureichend) zu fassen versucht (Luhmann 1992): Zunächst geschieht dies in unterschiedlichen Variationen als Fortsetzung eines Diskurses, der noch gesellschaftliche Grenzen an Symptomen der Barbarei zu identifizieren suchte (Luhmann 1999b), dann bereits als weltgesellschaftsinterne, aber »kulturalisierte« Form vergleichender und bewertender Beobachtung (Luhmann 1999c: 52), die schließlich semantisch so verdünnt wird, dass sie lokal sehr heterogene Motivvokabulare aufeinander bezieht und sich als universalistische Standardeinstellung für den (diplomatischen) Weltverkehr durchsetzt (Datta-Ray 2016: 19ff.; Quijano 2007).

Welche Bedeutungsgehalte diese Semantik sonst noch haben mag: Ihr zeitlicher Sinn liegt, soziologisch formuliert, in einer Differenzierung expressiver und instrumenteller Verhaltensvariablen, also in der (nur gegenwärtig möglichen) Unterscheidung gegenwärtig akut zu befriedigender Gefühls- und Bedürfnislagen von kalkulierbaren zukünftigen Folgen und Wirkungen des Verhaltens. Semantiken des »Interesses« gewinnen dabei ihren spezifischen zeitlichen Sinn: »Je größer die Unsicherheit in bezug [sic!] auf zeitliche Zusammenhänge von Ereignissen, Handlungen, Entscheidungen wird, desto mehr wird es möglich und nötig, Interessen ins Spiel zu bringen, um bei sich selbst und bei anderen zeitbindende Konstellationen ausfindig zu machen« (Luhmann 1980c: 284).

Man kann vor diesem höchst artifiziellen Hintergrund Vertrauen fassen und riskante Vorleistungen unter der Annahme erbringen, dass der Andere nicht allein in der Gegenwart Befriedigung finden will, sondern bestimmte zukunftsgerichtete Interessen und damit ein Interesse an der Kontinuität dieser Interessen hat. Der Sinn der Unterscheidung zwischen dieser sehr allgemeinen Ebene des Vertrauens und jener des spezifischeren Vertrauens liegt in der Möglichkeit des wechselseitigen Führungswechsels im Krisenfall: Wenn das Prinzip der kleinen Schritte in der persönlichen Beziehung versagt, kann man sich auf die Ebene einer generalisierten unterstellbaren Vernunft zurückziehen und auf dieser Basis Vertrauen riskieren. Umgekehrt können Krisen auf dieser allgemeineren Ebene aufgefangen werden, indem man persönliche Kontakte knüpft und mit konkreteren Angeboten um Vertrauen wirbt.

»Out of a degree of mutual distrust that would once have seemed pathological, nuclear powers now compete with one another in perfecting the means to global catastrophe. But paradoxically, in so doing they are often forced to rely on an equally

unrealistic degree of trust: trust in the rationality and competence of all who are in control of the weapons« (Bok 1985: 712).

Vertrauen und Misstrauen selbst wiederum müssen gerade nicht instrumentell orientiert sein, sondern lassen sich »als Einstellungen *affektiv* (nicht neutral) und *diffus* (nicht spezifisch), und in der Art, wie ihr Objekt gegeben ist, partikular (nicht universalistisch) und auf *Eigenschaften* (nicht auf Leistungen) ausgerichtet« (Luhmann 2000b: 33f.) charakterisieren. Das schließt jedoch »Rationalisierungen« nicht aus, wie nun zu zeigen sein wird.

16.3.3 Exkurs: Vertrauen, Misstrauen und die Differenzierung diplomatischer und geheimdienstlicher Grenzstellen

Das Anvertrauen geheimer Interna in diplomatischen Verhandlungen wurde hier bereits als ein wichtiges Vehikel des Vertrauensaufbaus beschrieben. Ein Problem wurde dabei jedoch noch nicht berücksichtigt. Das auf diplomatische Weise ermöglichte persönliche Vertrauen muss keineswegs auf die (organisierte) Umwelt abstrahlen. Vielmehr wird das Vertrauen, das eine diplomatische Grenzstelle der Umwelt entgegenbringt, (zumindest Teilen) der eigenen Organisation in dem Maße suspekt erscheinen, wie diese gerade auf objektivierte Tatsachenberichte und weniger auf persönliche Eindrücke, Sympathien und Gefühlsregungen Wert legen (Cornut 2015: 388). Die Organisation kann einerseits ihr eigenes Schicksal oder gar das eines ganzen politischen Systems nicht allein in die vertrauensvollen Hände ihrer diplomatischen Grenzstellen legen. Andererseits kann sie vertrauensvolle diplomatische Beziehungen nicht durch dienstlich angeordnetes Misstrauen belasten. Die frühneuzeitlichen Erfahrungen mit Diplomaten, die nicht nur die Interessen ihrer Prinzipale zu vertreten, sondern auch die Geheimnisse fremder Prinzipale aufzudecken hatten (Colson 2008), legen den Schluss nahe, dass grundlegende Einstellungen wie Vertrauen und Misstrauen nur schwer in einer einzigen Grenzstelle kombiniert und ausgehalten werden können, ohne Selbstdarstellungsprobleme aufzuwerfen und im Zweifelsfall in der Umwelt eher Misstrauen als Vertrauen zu erwecken, denn: »Vertrauen ist viel leichter in Mißtrauen zu verwandeln als umgekehrt Mißtrauen in Vertrauen« (Luhmann 2000b: 118).

Wenn eine Diplomatin sich der Umwelt als vertrauenswürdige Ansprechpartnerin präsentieren soll, kann es daher sinnvoll sein, sie von der Aufgabe der misstrauischen Spionin zu entlasten und dafür eigene Grenzstellen einzurichten. In der Differenzierung *spezialisierter Grenzstellen für*

vertrauensbasierte und misstrauensbasierte Umweltkontakte liegt mithin eine wichtige Bedingung nicht nur des unpersönlich nahegelegten Vertrauens, sondern auch der wechselseitigen Steigerung von diplomatischem Vertrauen und geheimdienstlichem Misstrauen.

Eine erste Annäherung an diese Problematik erlaubt zunächst die These, dass Grenzstellen im Allgemeinen für ihre Organisationen wichtige Funktionen der *Unsicherheitsabsorption* erfüllen (Luhmann 2000a: 210ff.). Unsicherheit, und hier insbesondere weltpolitische Unsicherheit, ist in diesem Fall kein objektiver Sachverhalt der Welt, sondern muss in einer Organisation selbst rekonstruiert und für den Eigenbedarf handhabbar aufbereitet werden – oder, um es in einer geläufigeren Formulierung auszudrücken: »Anarchy is what states make of it« (Wendt 1992). Für den spezifischeren Fall einer politischen Organisation, wie etwa einer staatlichen Verwaltung, bezieht sich Unsicherheitsabsorption auf das Problem der Verantwortung für die interne Verarbeitung intern generierter Informationen über eine intern konstruierte Unsicherheit einer (trotzdem immer realen) Umwelt:

Die Informationen, die eine Grenzstelle aus ihrem Umweltsektor an ihre Organisation, sei es an Vorgesetzte oder an Untergebe, weiterleitet, sind von ihren Empfängern nicht vollständig überprüfbar und kontrollierbar. Diese wissen dann zwar, was die Grenzstelle gemeldet hat, wissen aber gleichzeitig nicht, was verschwiegen wurde, oder ob die Information sachhaltig oder überhaupt noch aktuell ist. Sie können in solchen Fällen Rückfragen an die Grenzstelle richten oder eigene Hintergrundrecherchen anstellen. Dies kostet jedoch ohnehin knapp bemessene Zeit. Verwaltungen können in diesen Fällen Abhilfe verschaffen, indem sie die Grenzstelle mit formaler Verantwortlichkeit ausstatten und damit dem Empfänger ihrer Informationen nahelegen, diese unhinterfragt zu übernehmen, um im Problemfall die Grenzstelle für unvollständige oder verspätete Informationen zur Rechenschaft ziehen zu können. Die Organisation »absorbiert« also Unsicherheit, indem sie diese selbst für den Eigengebrauch rekonstruiert. Sie ermöglicht so ein hohes Maß an Vertrauen in Bezug auf die Übernahme von Informationen, obgleich sie damit nicht den faktischen Bereich diffuser, nicht-formalisierbarer Verantwortung abdecken kann. Die Gründe der unhinterfragten Übernahme von Informationen können ebenfalls nicht durchgehend formalisiert werden, sondern hängen von Symboliken der Expertise, der Autorität, der Reputation und des Einflusses ab. Die Bedeutung eines objektivierten Expertentums als Grundlage der Darstellung diplomatischer Grenzstellen wurde hier bereits an mehreren Stellen angesprochen (Niedner-Kalthoff

2005: 66ff.). Probleme ergeben sich jedoch, wenn die Grenzstelle selbst eine vertrauensvolle Grundeinstellung im Kontakt zur Umwelt einnehmen muss, um sich als vertrauenswürdig erweisen zu können. Wenn die diplomatische Grenzstelle aus diesen Gründen selbst nur über begrenzte Möglichkeiten verfügt, ihre Informationen, welche sie von anderen Grenzstellen erhalten hat, misstrauisch zu prüfen, müssen andere Grenzstellen diese Aufgabe übernehmen, deren Misstrauen zwar nicht durchgehend formalisiert, aber auf Umwegen institutionalisiert werden kann. In diesem Sinne liegt die Funktion geheimdienstlicher Grenzstellen in der *misstrauischen Absorption weltpolitischer Unsicherheit*.

Geheimdienste absorbieren weltpolitische Unsicherheit, indem sie ihre Grenzstellen für spezifische Umweltsektoren einsetzen, in denen man Zugriff auf geheimes oder anderweitig nicht-darstellbares Wissen politischer Umweltsysteme vermutet (Hammond 1993: 127ff.). Dabei kommt es nicht primär darauf an, dass dieses Wissen in irgendeiner Weise objektiv »besser« oder »zuverlässiger« wäre, sondern dass es unter verschärften Bedingungen misstrauischer Beobachtung generiert wird.[2] Jedenfalls kann man, wenn schon nicht anderen Umweltsystemen, zumindest dem Misstrauen der eigenen Grenzstelle vertrauen, deren Informationen bereits durch die Bedingungen ihres Zustandekommens an Wert gewinnen (Jeffreys-Jones 2013). So wie das Misstrauen des Türstehers erst das Vertrauen des Barkeepers in das unberechenbare Verhalten unbekannter Gäste ermöglicht, lassen sich auch durch eine Differenzierung von diplomatischen und geheimdienstlichen Grenzstellen Vertrauen und Misstrauen innerhalb derselben Organisation funktional einsetzen und wechselseitig aneinander steigern. Misstrauen und Vertrauen sind jedenfalls äquivalente Möglichkeiten des Erlebens. Sich aber nur auf eine Möglichkeit zu verlassen ist viel zu riskant (Luhmann 2000b: 92ff.). Im weltpolitischen Kontext gibt es angesichts der hochgradigen Autonomie der Subsysteme wenig Anlass für Systemvertrauen. Mit einer Grenzstelle vor Ort, die den Auftrag hat, die Umwelt besonders misstrauisch zu beobachten, kann man ihren Informationen jedoch auch dann vertrauen, wenn sie keinerlei verdächtige Aktivität meldet. So kann Spionage sogar zur

2 Dass man ausgerechnet die auf diese Weise generierten Informationen für zutreffender oder wahrheitshaltiger hält als die offiziellen Außendarstellungen, beruht eher auf demselben *negativity bias*, der beispielsweise auch die quantitative Umfrageforschung dazu verleitet, die Befragten durch Fragetechniken in Situationen hinein zu manipulieren, in denen sie Angaben machen, die sie sonst unterdrücken würden – um diese Angaben für die *eigentlichen* Einstellungen halten zu können.

weltpolitischen Kooperation motivieren, sofern das Vertrauen in die eigenen Geheimdienste ein hinreichendes Äquivalent für das Vertrauen in weltpolitische Umweltsysteme darstellt: Man hat Vertrauen in das Funktionieren des geheimdienstlichen Misstrauens, sodass sich häufig erst unter dieser Bedingung Vertrauen in Beziehungen zu Umweltsystemen einstellen kann (Baker 2003: 1102ff.; allgemein hierzu: Luhmann 2000b: 124). In diesem Sinne kann man auch James Der Derian (1992a: 30f.) zustimmen, der die Bedeutung von geheimdienstlicher Überwachung und Spionage für die Normalisierung weltpolitischer Beziehungen hervorhebt.

Trifft die hier angestellte Vermutung zu, lassen sich einige pathologisch anmutende Folgeprobleme in geheimdienstlichen (Teil-)Organisationen vielleicht besser und verständnisvoller nachvollziehen, um auf diese Weise auch zu zeigen, welches Schicksal der Diplomatie erspart bleibt, wenn sie die misstrauische Beobachtung anderen Grenzstellen überlassen kann. Wenn sich Systeme in diesem Sinne auf die misstrauische Beobachtung der Umwelt und auf die Geheimhaltung von sicherheitsrelevantem Wissen über diese Umwelt spezialisieren, bleibt dies nicht folgenlos für das System selbst (Lowry 1972). Solche Systeme sind zunächst Brutstätten für Gerüchte, die als Wissensäquivalente Platz greifen und Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die andernorts angemessener wäre (ebd.: 438f.; Sievers 1974: 75). Darüber hinaus werden sie mit der Erwartung konfrontiert, aufgrund ihrer privilegierten Informationslage Wissen zu produzieren, das als Entscheidungsgrundlage für Szenarien herangezogen werden soll, die noch gar nicht eingetreten sind und auch nicht absehbar sein müssen, sodass Expertisen und Strategiepapiere für Fälle entwickelt werden, die nie eintreten (Lowry 1972: 441ff.). Dabei ist dieses Wissen auch innerhalb der Verwaltung nicht ohne weiteres zugänglich, da es mit Geheimhaltungsstufen klassifiziert wird, für die selbst die zuständigen Entscheidungsträger häufig nicht über ausreichende Zugriffsberechtigungen verfügen. Selbst niedrig-rangiges Personal kann dann in die Lage versetzt werden, über die *top secret*-Klassifikation von Dokumenten dem höherrangigen Personal den Zugriff auf Informationen zu erschweren, um den eigenen exklusiven Informationszugang als Ressource für die Förderung der eigenen Karriere zu nutzen. Höherrangiges Personal wiederum kann die diskrete Verbreitung vertraulicher Informationen oder die Androhung der Veröffentlichung von Geheimnissen instrumentalisieren, um die eigene Stellung abzusichern (ebd.: 439f.). Die Lage verschärft sich zusätzlich, wenn mehrere Geheimdienste in einem politischen System miteinander um Einfluss konkurrieren. Insgesamt, so Lowry

weiter, neigen solche Systeme zur Expansion von Geheimhaltung, denn »any knowledge about any phenomenon can be potentially threatening to some individual or organization. […] [T]here is a propensity to expand the limits of the definition of classifiable information to include all ›sensitive‹ knowledge« (ebd.: 445).

Bemerkenswert ist dabei, dass durch Spionage generiertes Wissen bei politischen Entscheidungsprozessen häufig kaum einen Unterschied macht, jedenfalls nicht in dem Sinne, dass dieses Wissen zu anderen Entscheidungen führen würde: »[E]xperience to date shows that even though the ›take‹ from a good espionage operation can sometimes be crucial, relatively little information comes from espionage and only rarely is it decisively important« (Hilsman 1981: 132). Sehr wohl kann jedoch beobachtet werden, dass Geheimdienstberichte lediglich herangezogen werden, um bereits getroffene Entscheidungen mit Beweismaterial zu legitimieren, wenn nicht sogar Einfluss ausgeübt wird, um Berichte mit politisch erwünschten Inhalten zu erwirken (Treverton 2008). Schließlich verfehlt auch ein perfekt rationalisierter Geheimdienst seinen Zweck, wenn politische Entscheidungen eigenen Prämissen folgen und an eigenen Rationalitäten orientiert sind, sodass die zuverlässigsten Geheimdienstberichte und daraus folgende Entscheidungsempfehlungen nicht immer in »richtige« politische Entscheidungen umgemünzt werden können: »[P]erfecting intelligence production does not necessarily lead to perfecting intelligence consumption« (Betts 1978: 63).

Es wäre voreilig, trotz der hier zusammengetragenen Argumente Diplomatie mit Vertrauen und Geheimdienste mit Misstrauen gleichzusetzen. Beide Funktionskontexte lassen sich nicht auf jeweils nur einen Modus festlegen, sondern realisieren intern wechselseitige Steigerungen von Vertrauen und Misstrauen – wenngleich unter bereits vorstrukturierter Komplexität. Bei der Spionage kann man das daran beobachten, dass jeder Geheimdienst, der etwas auf sich hält, eine eigene Abteilung für Spionageabwehr bzw. *counter-intelligence* einrichtet, die mit weitreichenden formalen Befugnissen ausgestattet wird, um auch in den eigenen Reihen nach möglichen Informationslecks oder Doppelagenten suchen zu können (Wettering 2010). Je misstrauischer diese Abteilung dann operiert, desto mehr Vertrauen wird innerhalb eines Geheimdienstes möglich, und je weniger man intern Maulwürfe befürchten muss, desto eher kann man Kooperationen mit anderen Geheimdiensten eingehen und durch Informationsaustausch wiederum Vertrauen aufbauen.

Diplomatie differenziert sich ebenfalls selbst und orientiert sich dabei häufig an Gesichtspunkten des Vertrauens und Misstrauens. Unter dem Vorbehalt, dass rekonstruktive Fallanalysen andere Probleme zutage fördern können, lassen sich an einem bereits erwähnten Fallbeispiel der Nixon-Regierung in den frühen 1970er Jahren Ansatzpunkte für weiterführende Analysen gewinnen. An diesem Fallbeispiel (für das Folgende: Caldwell 2009) lässt sich veranschaulichen, dass Misstrauen in der Weltpolitik keineswegs auf diese begrenzt bleibt, sondern auch die Binnenpolitik prägt und damit andernfalls unwahrscheinliches weltpolitisches Vertrauen ermöglicht. Das Verhältnis zwischen der Regierungsspitze im Weißen Haus und dem Außenministerium war derart von Misstrauen geprägt, dass es intensive Bemühungen darum gab, die Außenpolitik weitgehend ohne den diplomatischen Dienst zu gestalten und Verhandlungen (etwa über hochsensible Materien wie nukleare Abrüstung) auf höchster Ebene zu führen. Statt das Außenministerium in Verhandlungen miteinzubeziehen, wurde es außenpolitisch weitgehend kaltgestellt. Die Verhandlungsführung übernahm zum überwiegenden Teil der Nationale Sicherheitsberater Henry Kissinger, der dem Stab des Weißen Hauses angehörte und US-Präsident Nixon persönlich unterstellt war. Die Verhandlungen verliefen fortan in wöchentlichen geheimen Interaktionen zwischen Kissinger und dem sowjetischen Botschafter in Washington, Anatol Dobrynin, und wurden sogar vor dem US-Außenminister verheimlicht. Diese Geheimtreffen firmieren in den Tonbandaufzeichnungen unter dem Namen »*the channel*«. Das Vertrauen, das in diesem diplomatischen Kontaktsystem möglich wurde, ging dabei offenbar so weit, dass Kissinger den russischen Botschafter darum ersuchen konnte, gegenüber dem amerikanischen Außenminister Stillschweigen über den Geheimkanal zu bewahren. Das Misstrauen in den eigenen diplomatischen Dienst veranlasste die US-Regierungsspitze also dazu, Geheimkanäle aufzubauen, in denen Vertrauen dermaßen gesteigert werden konnte, dass man Diplomaten einer atomar hochgerüsteten und feindlich gesinnten Nation Geheimnisse anvertraute, die selbst vor dem eigenen Außenministerium verheimlicht wurden.

Für derartige Ermöglichungs- und Motivationsbedingungen diplomatischen Vertrauens, also für die riskante Möglichkeit, einem potenziellen Gegner gegenwärtig eine offene Flanke zu zeigen, in der enttäuschbaren Erwartung, dafür später belohnt zu werden, lassen sich aber auch (kombinierbare) funktionale Äquivalente angeben. Dazu gehört die *Partizipation Dritter* (Kelman 2005), welche als *honest broker* zum Vertrauensaufbau beitragen können.

Ebenso können *hohe Gewinn- bzw. Verlustaussichten* Vertrauen nahelegen, wenn dieses Vertrauen Zug um Zug aufgebaut werden muss (Deutsch 1958). Die in der modernen Weltgesellschaft möglich gewordene Selbstvernichtung der Menschheit durch riskante Entscheidungen(!) scheint in diesem Zusammenhang besonders eindrückliches Beispiel dafür zu sein. Diese Entscheidungen setzen jedoch vermutlich einen unmittelbar nachvollziehbaren Zusammenhang zwischen Vertrauen und Gewinn voraus, der für die nukleare Selbstgefährdung (Bok 1985) einleuchtender erscheinen mag als für die ökologische Selbstgefährdung der Weltgesellschaft (Den Elzen/Schaeffer 2002). In letzterem Fall scheint die Übernahme sozialer Risiken (Wer riskiert zuerst die Reduktion von Treibhausgasen?) durch eine *personelle und organisatorische Diffusion der Verantwortung für diplomatische Vertrauensinitiativen* leichter zu fallen. Das wäre jedenfalls eine mögliche Erklärung für die bereits erwähnten Ausmaße von Weltklimakonferenzen. Schließlich – und vielleicht am wichtigsten – ist die *Formalisierung diplomatischer Kommunikation* ein Äquivalent für persönliches Vertrauen zwischen diplomatischen Grenzstellen. Sie ermöglicht eine unpersönliche Generalisierung des Vertrauens, welches durch die Symbolik des Beitritts in eine internationale Organisation allgemein unterstellt wird, hängt aber auch vom Vertrauen eines Publikums in die Tätigkeit internationaler Organisationen ab (Stiles 2017). Vertrauen bleibt dann zwar nach wie vor unentbehrlich, tritt aber als explizierbare und damit sozial motivierende und engagierende Verhaltensgrundlage in dem Maße zurück, wie auch jede andere Form des Tausches und der Dankbarkeit in informale Zonen der Organisation umgeleitet wird (Luhmann 1995b: 331ff.).

Man kann insofern von *Systemvertrauen* sprechen, welches sein wichtigstes funktionales Äquivalent, nämlich das Misstrauen, nicht eliminiert, sondern isoliert und differenziert und sich mit diesem auf mehreren Ebenen wechselseitig steigert. Erst unter dieser Bedingung verlängern sich die Zeithorizonte und die Kommunikationsketten der Diplomatie, während Misstrauen im Gegensatz dazu ihre Entscheidungshorizonte und Verhandlungsspielräume kontrahiert. Wer jedoch in der Diplomatie das Risiko der Vertrauensgewähr auf sich nimmt, findet im Rechtssystem nur unzureichende Hilfe und Erwartungssicherheit über die Bedingungen, unter denen sich derjenige, dem vertraut wird, rational entscheiden wird. Dies ist allerdings nur ein Spezialproblem der allgemeineren Frage, wie in der Diplomatie normative Erwartungen auch im Enttäuschungsfall durchgehalten werden können. Die naheliegendste Antwort liegt in der Funktion des Völkerrechts.

16.4 Das Völkerrecht als Gedächtnis der Diplomatie

Dass es sich bei Diplomatie um Politik handelt, wird man nicht ernsthaft bestreiten können. Dass es sich bei Völkerrecht um Recht handelt, ist hingegen umstritten. Die Infragestellung der Identität und »Rechtmäßigkeit« des Völkerrechts begleitet, ungeachtet aller positiven und negativen Befunde, jeden anspruchsvolleren Versuch der Reflexion. So kann kaum eine Einführung in den Gegenstand vermeiden, zunächst auf grundlegende Differenzen im Vergleich zum national verfassten Recht der Weltgesellschaft hinzuweisen, auf die der Jurist gefasst sein muss (Arend 1999: 28ff.; D'Amato 1984; Hobe/Kimminich 2004; Kelsen 1967: 16ff.). Die Geister scheiden sich vor allem in zweierlei Hinsichten: Einerseits beurteilt man den Rechtscharakter des Völkerrechts entlang der Unterscheidung von Normen und Interessen und fragt nach der Motivation der Befolgung völkerrechtlicher Verträge. Erst wenn die Einhaltung von Verträgen der Rücksicht auf Normen und weniger der Verfolgung ohnehin vorliegender politischer Interessen geschuldet sei, könne man von Recht im engeren Sinne sprechen (Goldsmith/Posner 2005). Andererseits gilt die Sanktionierbarkeit von Normbrüchen als wesentliche Voraussetzung rechtlich begründeter Normen, von der ausgehend man ebenso zu unterschiedlichen Einschätzungen über den Rechtscharakter des Völkerrechts gelangen kann (Guzman 2002).[3]

Aus systemtheoretischer Sicht sind beide Perspektiven in der Praxis sinnvoll, soziologisch jedoch unzureichend. Weder Compliance noch Sanktionen sind für sich genommen konstitutiv für rechtliche Normen. Normverstöße, wie häufig sie auch sein und welche Gründe sie auch immer haben mögen, schließen Normativität nicht aus, sondern setzen sie voraus und machen sie als solche oft erst sichtbar. Sanktionen sind demgegenüber zwar ein

3 Siehe außerdem aus praxistheoretischer Perspektive Brunnée/Toope 2011. Für sie nehmen soziale Normen dann die Form des Rechts an, wenn bestimmte (anspruchsvolle) Kriterien erfüllt werden, die in ihrer Gesamtheit Legalität ausmachen: »generality, promulgation, non-retroactivity, clarity, non-contradiction, not asking the impossible, constancy, and congruence between rules and official action« (ebd.: 110). Man kann dann fragen, ob diese Kriterien vollzählig sind, und ob sie tatsächlich alle erfüllt sein müssen, um von Recht sprechen zu können. Darüber hinaus gehen die Autoren davon aus, dass Legalität von Normen auch noch durch deren Einhaltung in der Praxis sowie durch »shared understandings« (ebd.: 111ff.) abgesichert sein müsse. Dem kann hier entgegengehalten werden, dass Normen sich auch und vor allem bei wiederholten Enttäuschungen bewähren müssen – und zwar insbesondere dann, wenn Situations- und Normdefinitionen nicht geteilt werden.

wichtiges, aber ebenso kein konstitutives Symbol geltenden Rechts. Die Funktion des Rechts liegt vielmehr darin, an bestimmten Erwartungen auch dann festhalten zu können, wenn sie enttäuscht werden. Zu einem Element des Rechtssystems wird Kommunikation über diese Erwartungen, wenn sie außerdem anhand des symbolischen Codes Recht/Unrecht vollzogen wird. Die Funktion des Rechts und die Selbstzuordnung von Kommunikation durch den Rechtscode sind damit hinreichende Kriterien, um auch soziologisch von rechtlicher Kommunikation sprechen zu können – gleichviel, wie häufig gegen Recht verstoßen oder ein Gericht tätig wird oder ob die symbolische Bestätigung rechtmäßiger Erwartungen durch erzwungene Sanktionen oder auf anderen Wegen, etwa einer *colère publique* beruht, die ein Delinquent auch unbeschadet überstehen mag.

Funktion und Code des Rechts schließen jedoch nicht aus, dass dasselbe Ereignis auch diplomatisch beobachtet und weiterverarbeitet werden kann. Normen und Interessen sind damit keine sich gegenseitig eliminierenden Perspektiven, sondern sind ausdifferenziert und wechselseitig aneinander steigerbar. Der Abschluss eines völkerrechtlichen Vertrags ist in genau diesem Sinne ein »hybrides« Mehrsystemereignis, das sowohl ein Element der Diplomatie als auch des Rechtssystems der Weltgesellschaft darstellt (Teubner 1997). Aus der Perspektive des Rechts ist das Wiener Übereinkommen über diplomatische Beziehungen (Langhorne 1992) ein Vertrag, der rechtliche Erwartungen kodifiziert und damit, sofern sie auch Gegenstand nationaler Rechtssysteme bilden, im Rechtssystem anschlussfähig ist. Für die Diplomatie ist derselbe Vertrag ein Verhandlungsergebnis, das weitere Verhandlungen konditioniert, die es je nach vorliegender Interessenlage ergänzen, korrigieren oder auch ignorieren können, wenn kein sachlicher Zusammenhang besteht. Völkerrecht und Diplomatie behandeln dasselbe Ereignis demnach je »für sich« nach Maßgabe der eigenen Funktion und des eigenen Codes, können dabei jedoch davon zu unterscheidende *Leistungen* füreinander erbringen. In diesem Sinne kann das Recht für andere soziale Systeme Leistungen wie »Verhaltenssteuerung« oder Konfliktlösung erbringen (vgl. Luhmann 1993a: 156ff.). Im Folgenden soll speziell die Leistung des Völkerrechts als *Gedächtnis der Diplomatie* genauer bestimmt werden.

Das Völkerrecht als Gedächtnis der Diplomatie ist zunächst nicht als kleinster gemeinsamer Nenner aller Gedächtnisse von Diplomaten und Völkerrechtsexperten aufzufassen, sondern als Funktion sozialer Systeme, die zwar auf Bewusstsein verweisen können, dies jedoch immer nur und unhinter-

gehbar durch Kommunikation. Dieses soziale Gedächtnis der Diplomatie ist weder ein Archiv noch ein Speicher völkerrechtlicher Vereinbarungen und Verträge, die man erst suchen muss, um sie finden zu können. Die historische Hilfswissenschaft der *Diplomatik*, die solche Probleme allenfalls zu lösen hätte, weist zwar eine etymologische Verwandtschaft, aber keinen unmittelbaren Funktionszusammenhang mit der Praxis der modernen Diplomatie auf.

Die Funktion des Völkerrechts als Gedächtnis der Diplomatie liegt vielmehr darin, *vergessen zu können*, welche historischen Pfadabhängigkeiten zu einer je gegenwärtigen Situation geführt haben. »Es vergisst […] die zahllosen Zuträgerentscheidungen (die Einladung zur Sitzung, die erfolglosen Versuche, bestimmte Anliegen durchzusetzen), es verdrängt also das meiste von dem, was an der Autopoiesis des Systems mitwirkt« (Luhmann 2000a: 193). Erst dieses Vergessen befähigt die Diplomatie dazu, das zu *erinnern*, also aktuell verfügbar zu machen, was als Prämisse für weitere diplomatische Kommunikation fungieren kann. Das setzt voraus, dass das Gedächtnis, eben weil sich Situationen nie identisch wiederholen, stark schematisierte wiedererkennbare Identitäten konstruiert, die für den wiederholten Gebrauch eingesetzt werden können (Luhmann 1996b: 317ff.). *Frames* und *Skripts* sind dafür geläufigere Ausdrücke: »Frames of meaning, or ways in which we view the past, are generated in the present […]. We rely on them to supply us with what we should remember and what is taboo, and therefore must be forgotten« (Misztal 2003: 82). *Anerkennung*, *Souveränität*, *Ratifikation*, *Sanktion*, *Immunität*, *Akkreditierung* oder *Abbruch diplomatischer Beziehungen* sind derartige Skripts, die in sehr unterschiedlichen Situationen einrasten können, ohne dass dabei miterinnert werden muss, gegen welche sonstigen Gepflogenheiten etwa diplomatische Immunität durchgesetzt werden musste oder wem sie bislang gewährt wurde und wem nicht. Um derart situationsunabhängig instruktiv bleiben zu können, müssen diese Skripts von Inkonsistenzen bereinigt werden, die jede diplomatische Kommunikation stilllegen würden.

Die Zeremonialwissenschaft, die sich in der frühneuzeitlichen Diplomatie für diese Aufgabe zuständig sah, scheiterte daran in dem Maße, wie sie von einer Determination durch die Vergangenheit ausging und sich auf die Kollektion von tausenden Präzedenzfällen diplomatischer Interaktionen beschränken musste, ohne daraus wiederverwendbare Schematisierungen destillieren zu können (Lünig 1719). Sie konnte, wenn man so will, nicht genug vergessen und verstrickte sich dadurch in Inkonsistenzen (Vec 1998). Geschichte, wie man heute sagen kann, strebt nicht auf Konsistenz zu, sondern

macht Kontingenz beobachtbar. In der Frühen Neuzeit konnten einschlägige Ratgeber für Diplomaten das Studium der Geschichte und der Genealogie noch für wichtiger erachten als das Studium des Rechts. Nur aus der Geschichte ließen sich schließlich moralische Maximen und praktische Lehren ableiten, während man die Rechtswissenschaft jenen Doktoren überlassen könne, die ihren eigenen Gegenstand ohnehin nicht verstünden (van Wicquefort 1682: 116). Sobald die Geschichte jedoch weder über die Natur der Dinge noch über Wahrheiten oder Gesetzmäßigkeiten Auskunft gibt und sobald sie keine Konsistenzgarantien mehr bieten kann, sondern nur noch unwiederholbare Zufälle dokumentiert, muss das Gedächtnis diplomatischer Kommunikation auf andere Grundlagen gestellt werden.

Der völkerrechtliche Diskurs war für diese Aufgabe begrifflich und methodisch offenbar besser vorbereitet und hat sich jedenfalls evolutionär, also zufallsbedingt, durchgesetzt. Vermutlich hat er insbesondere von Anleihen aus dem Privatrecht profitiert, welches selbst daran gewachsen ist, Konsistenz und wiederverwertbare Rechtsfiguren in eine ansonsten undurchschaubare Gewohnheitspraxis privater Absprachen und Verträge hinein zu konstruieren (Luhmann 1993a: 275ff.). Er profitiert von seiner Anbindung an die Rechtswissenschaft, bleibt damit kognitiv aufgeschlossen gegenüber wechselnden Gewohnheiten der diplomatischen Praxis – als Rechtserkenntnisquelle (Byers 1999) – und kann seinen Frames dennoch das Gepräge rechtlicher Normen aufdrücken und sie damit gegen Enttäuschungserlebnisse und Inkonsistenzen immunisieren. In der alltäglichen Praxis sitzt jedenfalls nur eine überschaubare Minderheit von Völkerrechtsexperten in internationalen Tribunalen, deren Spruchpraxis zwar gerade für die Konsistenz des Völkerrechts und damit die des diplomatischen Gedächtnisses unverzichtbar ist. Die Kleinarbeit wird jedoch vielmehr in den völkerrechtlichen Abteilungen von Außenministerien, internationalen Organisationen und in NGOs geleistet, deren Experten daran mitwirken, diplomatische Initiativen daraufhin zu prüfen, ob sie mit allgemeinen Prinzipen, konstitutiven Verträgen des diplomatischen Verkehrs, sowie den unzähligen Absprachen und Vereinbarungen diplomatischer Verhandlungen übereinstimmen (Bilder 1962; Bouwhuis 2012). Sie wirken an der Destillation wiederverwendbarer Identifikatoren mit, die in sehr heterogenen Situationen eingesetzt werden können, und ermöglichen damit, was in binnenpolitischen Systemen gewissermaßen als Nebenprodukt des Einsatzes von Juristen und einer juridifizierten Sprache der Verwaltung anfällt und vom Normcharakter

der Entscheidungen verdeckt wird: ein unwahrscheinliches Maß an Konsistenz trotz politischer Dauerfluktuation (Luhmann 2010b: 206ff.).

Trifft dies zu, erscheinen die ansonsten konstatierten Unzulänglichkeiten des Völkerrechts, wie die Abhängigkeit von einer wert- und interessengeleiteten Weltpolitik (Goldsmith/Posner 2005), als Vorteile. Wenn auch das Gedächtnis der Politik im Allgemeinen anhand von Interessen und Werten dazwischen diskriminiert, was zu erinnern und was zu vergessen ist (Luhmann 1995a), ist die Strukturwirksamkeit von Werten und Interessen im Völkerrecht geradezu ein funktionales Erfordernis. Selbst die Bezugnahme auf »Gewohnheiten« des diplomatischen Verkehrs als eine Rechtserkenntnisquelle muss nicht diskreditiert werden, wie dies etwa rechtspositivistische Perspektiven nahelegen würden, sondern erscheint nun in einem milderen Licht. Im Gegensatz zu pessimistischeren Diagnosen ist aber auch nicht mit einem Bedeutungsverlust des Völkerrechts zu rechnen. Stattdessen wird das Völkerrecht vermutlich umso mehr an Bedeutung gewinnen, je stärker diplomatische Vereinbarungen und Verträge zu unterschiedlichen (und dann kollidierenden und fragmentierten) Regimes verdichtet werden. Umso mehr wird man das Völkerrecht auch benötigen, um ein Mindestmaß an Konsistenz zu gewährleisten und zu verhindern, dass das Potenzial für Entscheidungen von historischen Bindungen eingeschränkt wird, die man ebenso gut vergessen könnte (Koskenniemi/Leino 1999). Jedenfalls wird man vielleicht zu realistischeren Einschätzungen über die Leistungsfähigkeit des Völkerrechts gelangen, wenn man sie unter Berücksichtigung der hier beobachteten Leistung beurteilt.

Acte final: Diplomatie und Soziologie an ihren Grenzen

Die vorliegende Untersuchung fragte aus systemtheoretischer Perspektive nach der gesellschaftlichen Funktion und Ausdifferenzierung von Diplomatie. Sie ging von der These aus, dass die Funktion der Diplomatie in der weltpolitischen Kommunikation unter der Bedingung wechselseitig anerkannter Grenzen liegt. Diese Funktion ermöglicht den Vergleich diplomatischer Kommunikation in segmentären, hierarchischen und funktional differenzierten Gesellschaften. Je nach Gesellschaftstyp variieren die Bedingungen der Ausdifferenzierung von Diplomatie.

Diplomatische Kommunikation in segmentären Gesellschaften vollzieht sich primär mündlich und unter Anwesenden. Sie ist in sachlicher Hinsicht eher auf der Ebene von Interaktionsthemen ausdifferenziert, während sie ansonsten funktional diffus mit zahlreichen anderen Rollen vermengt ist und damit gewissermaßen ein gesellschaftlich ubiquitäres Problem für alle Angehörigen einer segmentären Gesellschaft darstellt. Thematisch wird Diplomatie jedoch vor allem im Kontakt mit Fremden, deren Adressierbarkeit vor allem abhängig ist von der Möglichkeit positiver oder negativer Reziprozität. Gekennzeichnet sind diese Kontakte in zeitlicher Hinsicht vom Problem des Aufbaus von Vertrautheit und von der Typisierung des Fremden, welche sich häufig auf die einzelne Interaktion beschränkt und darüber hinaus kaum generalisiert wird. In sozialer Hinsicht fällt eine Bandbreite von Techniken der Konfliktunterdrückung auf, die auf die Interaktionsgebundenheit der Kommunikation in diesen Gesellschaften zurückgeführt werden kann.

In stratifizierten Gesellschaften ist gesellschaftlich folgenreiche Diplomatie eine Funktion der Oberschicht. Sie ist hier ebenfalls nicht als System ausdifferenziert, aber in Form von Ämtern institutionalisiert, die sachliche Identität trotz wechselnden Personals gewährleisten und Kombinationen mit anderen Funktionsrollen vermitteln. Zwar ist Diplomatie damit primär ein Problem der Oberschichteninteraktion, sofern es sich bei stratifizierten Gesellschaften um »Anwesenheitsgesellschaften« handelt. Gleichwohl wer-

den die Möglichkeiten mündlicher und schriftlicher Kombination im diplomatischen Verkehr kombiniert. In zeitlicher Hinsicht ergeben sich daraus Zeitbindungen in Form historischer Überlieferungen und schriftlicher Verträge. Die Kosmologien dieser Gesellschaften werden ebenfalls schriftlich fixiert und werfen damit das Problem der Divergenz zwischen kosmologischer Selbstbeschreibung und einer davon abweichenden interaktiven Praxis auf, die sich im Zeremoniell und im Vollzug von Ritualen artikuliert. Insbesondere im Kontakt mit Fremden kollidieren auch schriftlich stabilisierte Kosmologien, die semantische Grenzen ziehen und damit auch den Gegenstand der »Aushandlung« bilden. In der Sozialdimension ermöglichen Schriftlichkeit sowie die Ausdifferenzierung von Ämtern höhere Konfliktschwellen und damit eine Ausweitung möglicher Interaktionsthemen. Die diplomatische Kommunikation verfährt dabei zwar höfisch, aber nicht zwingend höflich; vielmehr wird die Diplomatie selbst zu einem möglichen Medium der Konfliktaustragung.

In der funktional differenzierten Weltgesellschaft wird Diplomatie als Subsystem des weltpolitischen Systems ausdifferenziert. Die Weltgesellschaft, die unter anderem durch weltweite Telekommunikation und Massenmedien ermöglicht wurde, erfordert nun funktional spezifizierte und gesellschaftlich universalisierte Formen diplomatischer Kommunikation. In dem Maße, als Diplomatie dann auf unpersönliche Beziehungen angewiesen ist, muss diplomatische Kommunikation funktional spezifiziert werden, um Kontakte zwischen Unbekannten zu ermöglichen. Die Diplomatie verfügt dafür über einen binären Code (verhandelbar/unverhandelbar) sowie über Programme, die nach Maßgabe dritter Werte diese Codewerte zuteilen. Zudem bildet sie den Bezugspunkt der Ausdifferenzierung von Organisationen und thematisch fokussierten Interaktionen. Außerdem übernimmt sie die Ausdifferenzierung der Subsysteme der internationalen Verwaltung, des diplomatischen Welt-Publikums und der bi- und multilateralen Diplomatie im engeren Sinne. In der Sozialdimension setzt sie das Machtmedium der Politik ein, welches vor dem Hintergrund der Kontingenzformel der Diplomatie, nämlich der »Souveränität«, umgeformt werden muss. Sie artikuliert sich als Zweitcodierung politischer Macht, die insbesondere in Verhandlungen operationalisiert wird, in denen andere gesellschaftliche Kommunikationsmedien erst in Machtchancen konvertiert werden müssen. In zeitlicher Hinsicht bilden Geheimhaltung, persönliches Vertrauen und unpersönliches Systemvertrauen wichtige Elemente eines diplomatischen Zeithaushalts. Die kontrafaktische Stabilisierung von diplomatischen Erwartungen ist nun je-

doch eine Funktion des Völkerrechts, welches für die Diplomatie angesichts einer zunehmenden Fragmentarisierung und Pluralisierung verschiedener kollidierender Vertragsregime Leistungen der Konsistenzsicherung und Gedächtnisbildung erbringt.

Diese und weitere Ergebnisse verdanken sich zunächst der funktionalen Analyse auf der Grundlage selektiver, aber doch umfassender Lektüre. Die hier angestellten Überlegungen stießen insofern ebenfalls an Grenzen – Grenzen des Auflösungsvermögens, Grenzen des Zugriffs auf empirische Befunde, aber auch Grenzen des gerade noch zumutbaren Umfangs einer Monografie. Nicht wenige klärungsbedürftige Fragen sind deshalb offengeblieben.

Sie betreffen zuallererst die Frage nach der Evolution der Diplomatie, die von einer Chronologie oder Genealogie zu unterscheiden wäre. Ansätze in dieser Richtung liegen bereits vor (Neumann 2017; 2018). Diese fragen jedoch einerseits primär nach evolutionären Kipppunkten und weniger nach der Differenzierung von Mechanismen der Variation, Selektion und Stabilisierung von Strukturlösungen. Andererseits gehen sie von der grundsätzlichen Frage nach evolutionären Bedingungen der Möglichkeit zwischenmenschlicher Kooperation aus und legen sich damit auf eine soziale Form fest, die keine anthropologische Konstante darstellt, sondern selbst wiederum erst gegenüber anderen sozialen Formen wie Konflikt, Stellvertretung, Imitation, Über- und Unterordnung sowie Konkurrenz, die allesamt diplomatische Kommunikation prägen und sich dabei je nach gesellschaftlicher Differenzierungsform in ihrer Führungsrolle ablösen, ausdifferenziert werden muss.

Während hier Diplomatie gewissermaßen sortenrein je nach gesellschaftlicher Differenzierungsform abgehandelt wurde, stellt sich umso dringlicher die Frage nach diplomatischen Kontaktsystemen, die weder ein Primat einer gesellschaftlichen Differenzierungsform noch kongruente Verläufe gesellschaftlicher Grenzen voraussetzen können. Die sich daraus ergebenden Probleme wurden anhand von Fallbeispielen lediglich angedeutet, welche Kontakte zwischen europäischen Siedlern und Irokesenstämmen ebenso umfassten wie Diplomatie zwischen europäischen Gesandten einer in ihrer Selbstbeschreibung schon weitgehend funktional differenzierten Gesellschaft und dem chinesischen Kaiserreich, sowie zwischen stratifizierten Gesellschaften und (von ihnen aus betrachteten) »Barbaren«. Schließlich wäre auch im Sinne einer prozessorientierten historischen Soziologie zu fragen,

ob und inwiefern die Diplomatie ihrerseits zur Entstehung einer funktional differenzierten Weltgesellschaft beigetragen haben mag. Hierfür liegen nun ebenfalls einige Überlegungen zur Bedeutung von Fremdheit in diplomatischen Kontakten vor, die für diese Zwecke instruktiv sein können. Sie konnten jedoch nicht das problematische Verhältnis zwischen Diplomatie und Kolonialismus klären. Diplomatie unter der Bedingung wechselseitig anerkannter Grenzen blieb über lange Zeit Kolonialmächten vorbehalten, die mit ihren Kolonien nicht unbedingt diplomatisch umgingen. Inwiefern bildete diplomatische Kommunikation dann ein Vehikel nicht nur der Kolonialisierung, sondern auch der Dekolonialisierung in dem Maße, als die Anerkennung der Souveränität von Kolonien diplomatische Kommunikation erfordert und ermöglicht? Kann man von einer globalen Diffusion westlicher Modernitätserwartungen durch diplomatische Kontakte sprechen oder müsste man nicht eher sagen, dass die Abstraktion und »Funktionalisierung« gesellschaftlicher Semantiken und Strukturen erst ein unintendiertes Nebenprodukt diplomatischer (aber auch ökonomischer und militärischer) Kontakte darstellt? Die Klärung dieser Fragen, die auch den zentralen Gegenstand einer postkolonialen Soziologie bilden, könnte jedenfalls von einer Optik Gebrauch machen, die sowohl subjektbezogene Standpunktepistemologien als auch die Unterscheidung von empirisch-deskriptiver und normativer Theoriebildung zu überwinden imstande ist.

Hier am Schluss des Buches ist nun die Versuchung groß, einige zeitdiagnostische Überlegungen zu jüngst wahrnehmbaren Erscheinungen eines diplomatischen Sittenverfalls anzustellen und vor einer unheilvollen Zukunft zu warnen. Gibt es dafür Anhaltspunkte?

Die offene Drohung mit nuklearer Massenvernichtung scheint neuerdings an Attraktivität zu gewinnen und ein entsprechend harscher Umgangston erscheint als beispielloser Stilbruch, der mit diplomatischer Kommunikation nicht kompatibel sein sollte (MacManus 2019; Šimunjak/Caliandro 2019). Im Vergleich zu den Umgangsformen der Amarna-Diplomatie, in der schon aus weniger dramatischen Anlässen damit gedroht werden konnte, den Namen, also die Dynastie eines Pharaos auszulöschen (Moran 1996: 116), scheint sich wenig geändert zu haben. Vielmehr ist die Diplomatie insofern entlastet, als man nicht mehr einen Boten mit der heiklen Aufgabe betrauen muss, derartige Nachrichten zu überbringen und noch selbst vor dem Empfänger vorzutragen. Stattdessen erfolgt der Schlagabtausch über

social media-Plattformen und Massenmedien, die am nächsten Tag schon wieder über anderes berichten müssen.

Die Ansprüche, die gegenwärtig an Diplomatie gestellt werden, rechnen mit hohen Leistungskapazitäten. Gefordert wird nicht weniger als die Rettung der Menschheit vor einer drohenden globalen, ökologischen Katastrophe. Diplomatie kann dabei nichts anderes, als kommunikativ zwischen weltpolitisch Verhandelbarem und Unverhandelbarem zu unterscheiden – dies aber potenziell überall, jederzeit und zu jedem politischen Thema. Ihre ökologische Umwelt ist jedoch kein Verhandlungspartner und jene, die sich zu ihren Fürsprechern aufschwingen, können ihrerseits nichts tun, um ihrer Mandantin Konzessionen abzuringen. Mindestens einmal konnte die Diplomatie zwar einen Nuklearkrieg verhindern, an dessen Rand sie die Welt jedoch erst geführt hat. Im Gegensatz zur nuklearen Bedrohung, bei der die Eigentümer entsprechender Technologien (noch!) füreinander erreichbare Verhandlungsparteien sind, liegen aber jene Technologien, die für den Klimawandel verantwortlich gemacht werden, gewissermaßen in jedermanns Hand. Ob deshalb auch jedermann als sein eigener Delegierter am Verhandlungstisch sitzen können wird, ist äußerst fraglich. Die Versuche, demokratische Verfahren in die Diplomatie zu implementieren, werden jedenfalls nicht verhindern, sondern eher dazu ermutigen, dass der diplomatische Tonfall stellenweise Charakteristika politischer Wahlkämpfe annehmen wird. Jedoch handelt es sich auch in diesem Sinne nicht zwingend um einen Prozess des Verfalls, sondern der Institutionalisierung der Diplomatie. Dass auf Takt verzichtet wird, könnte genauso bedeuten, dass die Interaktion unter Anwesenden nur noch eine neben vielen anderen Möglichkeiten der diplomatischen Kommunikation darstellt und dass die Diplomatie dabei ist, sich unter Inkaufnahme anderer Folgeprobleme von den Restriktionen der Anwesenheit zu emanzipieren.

Blickt man gegenwärtig auf die Zukunftsperspektive einer längst vergangenen Gegenwart, zeigt der Vergleich auch hier, dass die Probleme, die die Diplomatie an sich selbst beobachtet, im Grunde immer dieselben sind: Die Verantwortungslosigkeit, die Unwissenheit und die Trägheit ihrer Auftraggeber.

»So wissen selbst gebildete Leute heute fast gar nicht, welcher Art die Verträge sind, an die ihr Land gebunden ist. Diese Verträge wurden veröffentlicht, im Parlament verhandelt und in der Presse besprochen. Die grosse Mehrheit des Volkes hat jedoch keine Ahnung von ihrer Existenz, oder sie hat sie ganz vergessen und würde bestimmt ein grosses Geschrei über ›Geheimdiplomatie‹ erheben, sollten diese Verträge angerufen werden. Erst wenn die Einlösung unserer nationalen Verpflich-

tungen aktuell wird, erinnert sich das Volk an ihre Existenz, oder es hört davon. Und in diesem Stadium – wenn es zu spät ist – ruft das souveräne Volk nach der Abschaffung von Verträgen, die es selbst gebilligt hatte.

Und das ist noch nicht alles. Der gewöhnliche Bürger ist nicht nur unwissend, faul und vergesslich, was die nationalen Abmachungen betrifft, für die er selbst die Verantwortung übernommen hat, sondern er widmet auch der Theorie aussenpolitischer Angelegenheiten nicht dieselbe Sorgfalt und dieselbe Überlegung wie den innerpolitischen. Er ist nicht geneigt, sich im geringsten anzustrengen, um auch nur die einfachsten Elemente des Problems zu verstehen« (Nicolson 1947: 71).

Vieles von dem, was Harold Nicolson als Gefahr einer jeden vernünftigen Diplomatie brandmarkt, mag heutigen Konsumenten massenmedialer Berichterstattung vertraut vorkommen – unabhängig davon, ob man sich selbst in dieser Beschreibung wiederfinden mag oder nicht. Ist es aber ein Zufall, dass Nicolson gerade in sachlicher (Unwissenheit), zeitlicher (Trägheit) und sozialer (Verantwortungslosigkeit) Hinsicht bemängelt, was hier geradezu als Bedingung einer jeden Diplomatie definiert wurde? Ist es nicht der unüberbietbare Ausdruck von Autonomie, die eigenen Existenzbedingungen derart diskreditieren zu können? Andererseits stellt sich die Frage: Wird die Diplomatie autonomer und effizienter, wenn ihre Umwelt dümmer, träger und verantwortungsloser wird?

Die hier angestellten Überlegungen haben zu zeigen versucht, dass es nicht genügt, die Folgen von Handlungen, Kommunikationen und Strukturbildungen am Maßstab einer Norm, eines Zwecks, einer Funktion oder eines Wertes zu messen, unabhängig davon, ob diese nun Demokratisierung, Frieden, Nachhaltigkeit, Kooperation oder weltpolitisches Entscheiden unter der Bedingung anerkannter Grenzen heißen. In dieser Hinsicht werden *weder* eine normative Kritik *noch* das Gebot der Werturteilsfreiheit ihrem Gegenstand gerecht. Trägt man eigene Wertmaßstäbe an die Diplomatie heran und gelangt zu dem Schluss, dass sie nicht demokratisch genug sei oder sich nicht genug für Frieden einsetze, übersieht man, dass sie auch noch andere Probleme zu lösen hat und man auch andere allgemein anerkannte Werte für gut befinden kann, die in einer Situation nahelegen können, den Frieden aufzukündigen. Bezieht man Wertmaßstäbe im Sinne einer immanenten Kritik von den Selbstbeschreibungen des Gegenstandes, schöpft man andererseits nicht das volle Argumentationspotenzial aus, das der Soziologie aufgrund ihrer eigenen inkongruenten Perspektiven zur Verfügung stünde (Kieserling 2015).

Macht man sich das hier eingesetzte soziologische Analyseinstrumentarium zu eigen, lässt sich zeigen, dass die Zulassung von Konflikten auch den

Horizont möglicher Themen und damit die Verhandlungsspielräume diplomatischer Kommunikation erweitert. Die Orientierung am Ideal einer global partizipierenden und deliberativen Zivilgesellschaft beansprucht hingegen die körperliche und psychisch-kognitive Umwelt der Diplomatie derart, dass man die Verhandlungen ebenso gut bei kleinerem Teilnehmerkreis in ein Bierzelt verlagern könnte und dort dieselben physiologischen Effekte erzielen würde. Dafür ermöglichen große diplomatische Konferenzen wiederum die Diffusion der Verantwortung für Entscheidungen, sodass die Vertreter der Zivilgesellschaft an einem Weltrisiko-Potlatch teilnehmen und ihr Stückchen vom Risikokuchen mit nach Hause nehmen können. Hält man dennoch am diplomatischen Ideal der Verhandlung unter Anwesenden fest, kann man zwar von der Möglichkeit der indirekten Kommunikation Gebrauch machen und notfalls Kommunikationsabsichten glaubwürdig bestreiten sowie riskante Initiativen zurückziehen. Doch man nimmt damit in Kauf, dass in dem Maße, als die Diplomatie insgesamt als interaktionsaffines System institutionalisiert ist, auch körperbezogene Stereotypisierungen an Bedeutung gewinnen. Auch die (im Stillen auch von Diplomaten selbst) vielbeklagte Nutzlosigkeit bilateraler Missionen, die man am liebsten einsparen und zu *digital embassies* umwandeln möchte, wird vor dem Hintergrund relativiert, dass die Existenz bilateraler Missionen diejenigen Stellen von expressiven Aufgaben entlastet, die in internationalen Organisationen tagtäglich mit instrumentellen Verhandlungen betraut sind. In diesem Sinne kann selbst die Spionage zwischen Verbündeten zum Aufbau vertrauensvoller Beziehungen beitragen, solange sie nur institutionell und rollenmäßig von Diplomatie unterscheidbar bleibt.

Mit der Ausdifferenzierung der Soziologie werden somit auch inkongruente Perspektiven der Bewertung ihres Gegenstandes ausdifferenziert, die empirische Sacheinsichten nicht mehr ausschließen müssen. Ob die Soziologie von dieser Möglichkeit Gebrauch macht oder am alten Werturteilsstreit festhält, wäre ein zu lösendes Problem ihrer künftigen Binnenpolitik. In diesem Sinne wäre es auch vermessen, wenn der vorliegende Bericht den Anspruch erheben würde, die Disziplin insgesamt zu repräsentieren. Vielmehr liegt eine Initiative vor, die sowohl eine soziologische Auseinandersetzung als auch die Aufnahme von Verhandlungen mit anderen Disziplinen anregen möchte. Sie ist parteiisch, insofern sie für einen systemtheoretischen Ansatz plädiert und den Anspruch erhebt, auf diese Weise einige Probleme der bisherigen Forschung benennen und auflösen zu können. Sie verfährt dabei relativ puristisch, verzichtet also auf eine eklektizistische Vermengung

unterschiedlicher und im Detail widersprüchlicher Theoriebestände zugunsten einer Übersetzung in die eigene Theoriesprache. Damit ermöglicht sie es ihren Adressaten, zur Klärung von theorietechnischen Details einschlägige Fachliteratur anzusteuern. Sie rechnet zudem mit Folgeproblemen und blinden Flecken ihres eigenen Zugangs, die von anderen Beobachtern aufzuzeigen wären. Je subtiler und differenzierter diese dabei vorgehen, desto eher wird mit Ambivalenzen und wechselseitigen Missverständnissen zu rechnen sein. Es käme nur darauf an, sie in ergebnisoffenen Verhandlungen produktiv einzusetzen.

Literatur

Abbott, Andrew (1981), »Status and Status Strain in the Professions«, *American Journal of Sociology*, Jg. 86, H. 4, S. 819–835.

Abbott, Andrew (2007), *Chaos of disciplines*, Chicago: University of Chicago Press.

Abu-Nimer, Mohammed (2003), »Religion, Dialogue, and Non-Violent Actions in Palestinian-Israeli Conflict«, *International Journal of Politics, Culture, and Society*, Jg. 17, H. 3, S. 491–511.

Adam, Barbara (2003), »Reflexive Modernization Temporalized«, *Theory, Culture & Society*, Jg. 20, H. 2, S. 59–78.

Adcock, Frank/D. J. Mosley (1975), *Diplomacy in ancient Greece*, London: Thames and Hudson.

Adjaye, Joseph K. (1985), »Indigenous African Diplomacy: An Asante Case Study«, *The International Journal of African Historical Studies*, Jg. 18, H. 3, S. 487–503.

Adler-Nissen, Rebecca (2012), »Sovereignty. The state's symbolic power and transnational fields«, in: Rebecca Adler-Nissen (Hg.), *Bourdieu in International Relations*, London: Routledge, S. 179–192.

— (2013a), »European diplomats: State nobility and the invention of a new social group«, in: Niilo Kauppi/Mikael Rask Madsen (Hg.), *Transnational power elites. The social and global structuration of the EU*, London: Routledge, S. 65–80.

— (2013b), »Symbolic power in European diplomacy: The struggle between national foreign services and the EU's External Action Service«, *Review of International Studies*, Jg. 40, H. 4, S. 1–25.

— (2014), »Stigma Management in International Relations: Transgressive Identities, Norms, and Order in International Society«, *International Organization*, Jg. 68, H. 1, S. 143–176.

Afflerbach, Holger (2014), *Die Kunst der Niederlage. Eine Geschichte der Kapitulation*, München: C.H. Beck.

Aguilera-Klink, Federico/Eduardo Pérez-Moriana/Juan Sánchez-García (2000), »The social construction of scarcity. The case of water in Tenerife (Canary Islands)«, *Ecological Economics*, Jg. 34, H. 2, S. 233–245.

Ahrne, Göran/Nils Brunsson (2008), *Meta-organizations*, Cheltenham: Edward Elgar.

Airlie, Stuart/Walter Pohl/Helmut Reimitz (Hg.) (2006), *Staat im frühen Mittelalter*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Albert, Mathias (2016), *A theory of world politics*, Cambridge: Cambridge University Press.

Albert, Mathias/Oliver Kessler/Stephan Stetter (2008), »On order and conflict: International Relations and the ›communicative turn‹«, *Review of International Studies*, Jg. 34, S1, S. 43–67.

Albert, Mathias/Rudolf Stichweh (Hg.) (2007), *Weltstaat und Weltstaatlichkeit. Beobachtungen globaler politischer Strukturbildung*, Wiesbaden: VS Verlag.

Aldrete, Gregory S. (2017), »Gesture in the Ancient Mediterranean World«, in: F. S. Naiden/Richard J. A. Talbert (Hg.), *Mercury's wings. Exploring modes of communication in the classical world*, New York: Oxford University Press, S. 149–166.

Aldrich, Howard/Diane Herker (1977), »Boundary Spanning Roles and Organization Structure«, *Academy of Management Review*, Jg. 2, H. 2, S. 217–230.

Althoff, Gerd (1988), »Genealogische und andere Fiktionen in mittelalterlicher Historiographie«, in: *Fälschungen im Mittelalter*, Hannover: Hahn, S. 417–441.

Amit, M. (1970), »Hostages in Ancient Greece«, *Rivista di Filologia e di Istruzione Classica*, Jg. 98, S. 129–147.

Andaya, Barbara Watson (2008), »Women and the Performance of Power in Early Modern Southeast Asia«, in: Anne Walthall (Hg.), *Servants of the dynasty. Palace women in world history*, Berkeley: University of California Press, S. 22–44.

Anderfuhren-Biget, Simon/Ursula Häfliger/Simon Hug (2013), »The values of staff in international organizations«, in: Bob Reinalda (Hg.), *Routledge handbook of international organization*, La Vergne/London: Taylor and Francis, S. 270–283.

Andersen, Morten Skumsrud/Iver B. Neumann (2012), »Practices as Models: A Methodology with an Illustration Concerning Wampum Diplomacy«, *Millennium – Journal of International Studies*, Jg. 40, H. 3, S. 457–481.

Ando, Clifford (2005), »Interpretatio Romana«, *Classical Philology*, Jg. 100, H. 1, S. 41–51.

Archer, Clive (2001), *International organizations*, London: Routledge.

Archetti, Cristina (2008), »News Coverage of 9/11 and the Demise of the Media Flows, Globalization and Localization Hypotheses«, *International Communication Gazette*, Jg. 70, H. 6, S. 463–485.

Arend, Anthony C. (1999), *Legal rules and international society*, New York: Oxford University Press.

Arlinghaus, Franz-Josef (2009), »Rituale in der historischen Forschung der Vormoderne«, *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte*, Jg. 31, H. 3, S. 274–291.

Arndt, Richard T. (2011), *The First Resort of Kings. American Cultural Diplomacy in the Twentieth Century*, Herndon: Potomac Books.

Arnholtz, Jens/Ole Hammerslev (2012), »Transcended power of the state. The role of actors in Pierre Bourdieu's sociology of the state«, *Distinktion: Journal of Social Theory*, Jg. 14, H. 1, S. 42–64.

Arrighi de Casanova, Jean-Thomas (2014), »Managing Immigration in a Multinational Context. Border Struggles and Nation-Building in Contemporary Scotland and Catalonia«, in: Eve Hepburn/Ricard Zapata-Barrero (Hg.), *The politics of*

immigration in multi-level states. Governance and political parties, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 108–129.

Ashworth, A. E. (1968), »The Sociology of Trench Warfare 1914–18«, *The British Journal of Sociology*, Jg. 19, H. 4, S. 407–423.

Assmann, Jan (1984), »Politik zwischen Ritual und Dogma«, *Saeculum*, Jg. 35, H. 2, S. 97–114.

— (1993), »Altorientalische Fluchinschriften und das Problem performativer Schriftlichkeit. Vertrag und Monument als Allegorien des Lesens«, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.), *Schrift*, München: Fink, S. 233–255.

— (1994), »Unsichtbare Religion und Kulturelles Gedächtnis«, in: Walter M. Sprondel (Hg.), *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Für Thomas Luckmann*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 404–421.

— (2008), *Die mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus*, München: Hanser.

— (2017), *Ma'at. Gerechtigkeit und Unsterblichkeit im Alten Ägypten*, München: C.H. Beck.

Auer, Matthew R. (1998), »Colleagues or Combatants? Experts as Environmental Diplomats«, *International Negotiation*, Jg. 3, H. 2, S. 267–287.

Azzolini, Monica (2017), »Ritual«, in: Monica Azzolini/Isabella Lazzarini (Hg.), *Italian Renaissance diplomacy. A sourcebook*, Durham/Toronto: Institute of Medieval and Early Modern Studies, Durham University; Pontifical Institute of Mediaeval Studies, S. 150–172.

Baecker, Dirk (1996), »Gewalt im System«, *Soziale Welt*, Jg. 47, H. 1, S. 92–109.

Baikie, James (2014), *Armana Age*, Hoboken: Taylor and Francis.

Bailey, F. G. (1965), »Decisions by Consensus in Councils and Committees. With special Reference to Village and Local Government in India«, in: Michael Banton (Hg.), *Political systems and the distribution of power*, London: Tavistock, S. 1–20.

Baker, Christopher D. (2003), »Tolerance of International Espionage: A Functional Approach«, *American University International Law Review*, Jg. 19, H. 5, S. 1091–1113.

Baldwin, David A. (1971), »The Power of Positive Sanctions«, *World Politics*, Jg. 24, H. 1, S. 19–38.

Barnard, Chester (1938), *The functions of the executive*, Cambridge: Harvard University Press.

Barnett, Michael N./Martha Finnemore (1999), »The Politics, Power, and Pathologies of International Organizations«, *International Organization*, Jg. 53, H. 4, S. 699–732.

— (2004), *Rules for the world. International organizations in global politics*, Ithaca: Cornell University Press.

Barr, Juliana (2004), »A Diplomacy of Gender: Rituals of First Contact in the ›Land of the Tejas‹«, *The William and Mary Quarterly*, Jg. 61, H. 3, S. 393–434.

Barston, Ronald P. (1997), *Modern diplomacy*, London: Longman.

Barth, Fredrik (1969), »Introduction«, in: Fredrik Barth (Hg.), *Ethnic groups and boundaries. The social organization of culture difference*, Bergen/London: Universitetsforlaget, S. 9–38.

— (1975), *Ritual and knowledge among the Baktaman of New Guinea*, Oslo/New Haven: Universitetsforlaget.

— (2000), »Boundaries and connections«, in: Anthony Paul Cohen (Hg.), *Signifying identities. Anthropological perspectives on boundaries and contested values*, London: Routledge, S. 17–36.

Barth, Volker (2013), *Inkognito. Geschichte eines Zeremoniells*, München: Oldenbourg.

Bastian, Corina/Eva Kathrin Dade/Hillard von Thiessen/Christian Windler (Hg.) (2014), *Das Geschlecht der Diplomatie. Geschlechterrollen in den Außenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Köln: Böhlau.

Bateson, Gregory (1972), *Steps to an ecology of mind. A revolutionary approach to man's understanding of himself*, New York: Ballantine Books.

Bauer, Michael W./Jörn Ege (2017), »A Matter of Will and Action: The Bureaucratic Autonomy of International Public Administrations«, in: Michael W. Bauer/Christoph Knill/Steffen Eckhard (Hg.), *International Bureaucracy*, London: Palgrave Macmillan, S. 13–41.

Bauer, Volker (1995), »Zeremoniell und Ökonomie. Der Diskurs über die Hofökonomie in Zeremonialwissenschaft, Kameralismus und Hausväterliteratur in Deutschland 1700–1780«, in: Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn (Hg.), *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Tübingen: M. Niemeyer, S. 21–56.

Baumann, Uwe/Arnold Becker/Astrid Steiner-Weber (Hg.) (2008), *Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst*, Göttingen: V&R unipress.

Bazerman, Max H./Harris Sondak (1988), »Judgmental limitations in diplomatic negotiations«, *Negotiation Journal*, Jg. 4, H. 3, S. 303–317.

Beardsley, Kyle (2008), »Agreement without Peace? International Mediation and Time Inconsistency Problems«, *American Journal of Political Science*, Jg. 52, H. 4, S. 723–740.

Beck, Ulrich/Boris Holzer/André Kieserling (2009), »Nebenfolgen als Problem soziologischer Theoriebildung«, in: Ulrich Beck/Wolfgang Bonß (Hg.), *Die Modernisierung der Moderne*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 63–81.

Bederman, David J. (2006), *International law in antiquity*, Cambridge: Cambridge University Press.

Behr, Andreas (2015), *Diplomatie als Familiengeschäft. Die Casati als spanisch-mailändische Gesandte in Luzern und Chur (1660–1700)*, Zürich: Chronos.

Behrens, Betty (1936), »Treatises on the Ambassador Written in the Fifteenth and Early Sixteenth Centuries«, *The English Historical Review*, Jg. 51, H. 204, S. 616–627.

Beihammer, Alexander (2002), »Reiner christlicher König – πιστὸς ἐν Χριστῷ βασιλεύς. Eine Studie zur Transformation kanzleimäßigen Schriftguts in

narrativen Texten am Beispiel kaiserlicher Auslandsbriefe des 10. Jahrhunderts an muslimische Destinatäre«, *Byzantinische Zeitschrift*, Jg. 95, H. 1, S. 1–34.

— (2004), »Die Kraft der Zeichen: Symbolische Kommunikation in der Byzantinisch-Arabischen Diplomatie des 10. und 11. Jahrhunderts«, *Jahrbuch der österreichischen Byzantinistik*, Jg. 54, S. 159–189.

Bellman, Beryl L. (1979), »The paradox of secrecy«, *Human Studies*, Jg. 4, H. 1, S. 1–24.

Bély, Lucien (2013), »Das Wissen über das diplomatische Zeremoniell in der Frühen Neuzeit«, in: Barbara Stollberg-Rilinger/Tim Neu/Christina Brauner (Hg.), *Alles nur symbolisch? Bilanz und Perspektiven der Erforschung symbolischer Kommunikation*, Köln: Böhlau, S. 141–159.

Benham, Jenny (2011), *Peacemaking in the Middle Ages. Principles and practice*, Manchester: Manchester University Press.

Bérenger, Jean (1996), »Die Habsburger und ihre Erbfolgekrisen als Formationsphase des neuen europäischen Staatensystems«, in: Peter Krüger/Elisabeth Müller-Luckner (Hg.), *Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit*, München: Oldenbourg, S. 63–88.

Bergmann, Werner (1981), *Die Zeitstrukturen sozialer Systeme. Eine systemtheoretische Analyse*, Berlin: Duncker & Humblot.

Berndt, Ronald M. (1964), »Warfare in the New Guinea Highlands«, *American Anthropologist*, Jg. 66, H. 4, S. 183–203.

Berridge, Geoff R. (1994), *Talking to the enemy. How states without ‚diplomatic relations' communicate*, Houndmills/New York: Macmillan; St. Martin's Press.

— (2010), *Diplomacy. Theory and practice*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Berridge, Geoff R./Alan James (Hg.) (2001), *A dictionary of diplomacy*, Basingstoke: Palgrave.

Betts, Richard K. (1978), »Analysis, War, and Decision: Why Intelligence Failures Are Inevitable«, *World Politics*, Jg. 31, H. 1, S. 61–89.

Bhatti, Anil/Dorothee Kimmich (2015), »Einleitung«, in: Anil Bhatti/Dorothee Kimmich/Sara Bangert (Hg.), *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz: Konstanz University Press, S. 7–31.

Bhatti, Anil/Dorothee Kimmich/Sara Bangert (Hg.) (2015), *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz: Konstanz University.

Bielenstein, Hans (2005), *Diplomacy and trade in the Chinese world, 589–1276*, Leiden/Boston: Brill.

Biermann, Rafael/Joachim A. Koops (2017), »Studying Relations Among International Organizations in World Politics: Core Concepts and Challenges«, in: Rafael Biermann/Joachim A. Koops (Hg.), *Palgrave handbook of inter-organizational relations in world politics*, London: Palgrave Macmillan, S. 1–46.

Bigo, Didier (2011), »Pierre Bourdieu and International Relations: Power of Practices, Practices of Power«, *International Political Sociology*, Jg. 5, H. 3, S. 225–258.

Bilder, Richard B. (1962), »The Office of the Legal Adviser. The State Department Lawyer and Foreign Affairs«, *The American Journal of International Law*, Jg. 56, H. 3, S. 633–684.

— (2006), »The Role of Apology in International Law and Diplomacy«, *Virginia Journal of International Law*, Jg. 46, H. 3, S. 433–473.

Bjola, Corneliu (2015), »Diplomacy as world disclosure. A fractal theory of crisis management«, *The British Journal of Politics & International Relations*, Jg. 18, H. 2, S. 335–350.

Black, Annabel (1995), »The changing culture of diplomatic spouses. Some fieldnotes from Brussels«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 6, H. 1, S. 196–222.

— (2001), »Ambiguity and verbal disguise within diplomatic culture«, in: Joy Hendry/C. W. Watson (Hg.), *An anthropology of indirect communication*, London, New York: Routledge, S. 255–270.

Black, Anthony (2016), *A World History of Ancient Political Thought. Its Significance and Consequences*, Oxford: Oxford University Press.

Blake, Stephen P. (2011), »Returning the Household to the Patrimonial- Bureaucratic Empire: Gender, Succession, and Ritual in the Mughal, Safavid and Ottoman Empires«, in: Peter F. Bang/C. A. Bayly (Hg.), *Tributary empires in global history*, New York: Palgrave Macmillan, S. 214–226.

Bloch, Marc (1995), *Feudal society. Social Classes and Political Organization*, London: Routledge & Kegan Paul.

Bloch, Maurice (Hg.) (1975), *Political language and oratory in traditional society*, London: Academic Press.

Blokker, Niels/Henry Schermers (Hg.) (2001), *Proliferation of international organizations. Legal issues*, The Hague: Springer Netherlands.

Blumenberg, Hans (1960), »Paradigmen zu einer Metaphorologie«, *Archiv für Begriffsgeschichte*, Jg. 6, H. 1, S. 7–83.

Boas, Franz (1911), *Handbook of American Indian languages*, Washington: Government Printing Office.

Boesche, Roger (2003), »Kautilya's Arthasastra on War and Diplomacy in Ancient India«, *The Journal of Military History*, Jg. 67, H. 1, S. 9–37.

Bohannan, Laura (1967), »Political Aspects of Tiv Social Organization«, in: John Middleton/Laura Bohannan/E. E. Evans-Pritchard (Hg.), *Tribes without rulers. Studies in African segmentary systems*, London: Routledge & Kegan Paul, S. 33–66.

Bohn, Cornelia (1999), *Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit*, Wiesbaden: VS Verlag.

— (2000), »Kleidung als Kommunikationsmedium«, *Soziale Systeme*, Jg. 6, H. 1, S. 111–135.

— (2001), »Inklusionsindividualität und Exklusionsindividualität«, in: Cornelia Bohn/Herbert Willems (Hg.), *Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive*, Konstanz: UVK, S. 159–177.

Bohn, Cornelia/Alois Hahn (2002), »Patterns of Inclusion and Exclusion. Property, Nation and Religion«, *Soziale Systeme*, Jg. 8, H. 1, S. 8–26.

Bok, Sissela (1985), »Distrust, Secrecy, and the Arms Race«, *Ethics*, Jg. 95, H. 3, S. 712–727.

Boli, John (2001), »Sovereignty from a World Polity Perspective«, in: Stephen D. Krasner (Hg.), *Problematic sovereignty. Contested rules and political possibilities*, New York: Columbia University Press, S. 53–82.

Bolmarcich, Sarah (2013), »Diplomacy, Greek«, in: Roger S. Bagnall/Kai Brodersen/Craige B. Champion (Hg.), *The Encyclopedia of Ancient History*, Hoboken: John Wiley & Sons, 2145–2146.

Boltanski, Luc/Ève Chiapello (2007), *The new spirit of capitalism*, London: Verso.

Bommes, Michael/Veronika Tacke (2001), »Arbeit als Inklusionsmedium moderner Organisationen. Eine differenzierungstheoretische Perspektive«, in: Veronika Tacke (Hg.), *Organisation und gesellschaftliche Differenzierung*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 61–83.

Bora, Alfons (1997), »Sachhaltigkeit versus Verfahren? Einige methodologische Konsequenzen konstruktivistischer Wissenschaftssoziologie«, in: Tilmann Sutter (Hg.), *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 228–252.

— (1999), *Differenzierung und Inklusion. Partizipative Öffentlichkeit im Rechtssystem moderner Gesellschaften*, Baden-Baden: Nomos.

— (2015), »Vanishing points. Responsibility as a normative shifting symbol and the search for social addressability«, *Soziale Systeme*, Jg. 19, H. 2, S. 456–469.

Born, Joachim (1992), »Eurospeak + Eurotexte = Eurolinguistik? Anmerkungen zu sprachlichen Gewohnheiten im Brüsseler ›Euro-Alltag‹«, *Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache*, Jg. 8, 2/3, S. 1–4.

Börzel, Tanja A. (2003), »Guarding the Treaty: The Compliance Strategies of the European Commission«, in: Tanja A. Börzel/Rachel A. Cichowski (Hg.), *The state of the European union. Law, politics, and society*, Oxford: Oxford University Press, S. 197–220.

Boudou, Benjamin (2012), »Éléments pour une anthropologie politique de l'hospitalité«, *Revue du MAUSS*, Jg. 40, H. 2, S. 267–284.

Bourdieu, Pierre (1992), »Delegation und politischer Fetischismus«, in: Pierre Bourdieu, *Rede und Antwort*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 174–192.

— (2001), *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2014), *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France; 1989–1992*, Berlin: Suhrkamp.

Bouwhuis, Stephen (2012), »The Role of an International Legal Adviser to Government«, *International and Comparative Law Quarterly*, Jg. 61, H. 4, S. 939–960.

Bowden, Ross (1983), »Kwoma Terminology and Marriage Alliance. The ›Omaha‹ Problem Revisited«, *Man*, Jg. 18, H. 4, S. 745–765.

Bowman, Alan K./Greg Woolf (1996), »Literacy and power in the ancient world«, in: Alan K. Bowman/Greg Woolf (Hg.), *Literacy and power in the ancient world*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–16.

Boyd-Judson, Lyn (2005), »Strategic Moral Diplomacy: Mandela, Qaddafi, and the Lockerbie Negotiations«, *Foreign Policy Analysis*, Jg. 1, H. 1, S. 73–97.

Barbaro, Ermolao (1969 [1489]), *De Coelibatu. De Officio legati. Edizione critica a cura di Vittore Branca, con un' appendice alle »Epistolae, orationes et carmina«*, Vittore Branca (Hg.), Firenze: Leo S. Olschki.

Braun, David P./Stephen Plog (1982), »Evolution of ›Tribal‹ Social Networks: Theory and Prehistoric North American Evidence«, *American Antiquity*, Jg. 47, H. 3, S. 504–525.

Braund, David C. (1984), *Rome and the friendly king. The character of the client kingship*, London: Croom Helm.

Brauner, Christina (2015), *Kompanien, Könige und caboceers. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln: Böhlau.

Brenneis, Donald Lawrence/Fred R. Myers (Hg.) (1984), *Dangerous words. Language and politics in the Pacific*, New York: New York University Press.

Brison, Karen J. (1989), »All Talk and No Action? Saying and Doing in Kwanga Meetings«, *Ethnology*, Jg. 28, H. 2, S. 97–115.

Broughton, T. R. S. (1987), »Mistreatment of Foreign Legates and the Fetial Priests. Three Roman Cases«, *Phoenix*, Jg. 41, H. 1, S. 50–62.

Brown, Paula (1964), »Enemies and Affines«, *Ethnology*, Jg. 3, H. 4, S. 335–356.

Browne, Julie/Eric S. Dickson (2010), »›We Don't Talk to Terrorists‹. On the Rhetoric and Practice of Secret Negotiations«, *Journal of Conflict Resolution*, Jg. 54, H. 3, S. 379–407.

Brunnée, Jutta/Stephen J. Toope (2011), »Interactional international law and the practice of legality«, in: Emanuel Adler/Vincent Pouliot (Hg.), *International practices*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 108–135.

Brunsson, Nils/Bengt Jacobsson (Hg.) (2002), *A world of standards*, Oxford: Oxford University Press.

Bryan, Betsy M. (2002), »The Egyptian Perspective on Mittani«, in: Raymond Cohen/Raymond Westbrook (Hg.), *Amarna diplomacy. The beginnings of international relations*, Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 71–84.

Bryce, Trevor (2003), *Letters of the great kings of the ancient Near East. The royal correspondence of the late Bronze Age*, London: Routledge.

Budde, Gunilla (2009), »Warum Globalgeschichte? Chancen und Grenzen einer ›Modewelle‹ in der Geschichtswissenschaft«, *Kirchliche Zeitgeschichte*, Jg. 22, H. 1, S. 170–186.

Bues, Almut (2005), »Patronage fremder Höfe und die Königswahlen in Polen-Litauen«, in: Christian Windler/Hillard von Thiessen (Hg.), *Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Aussenbeziehungen der Frühen Neuzeit*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 69–85.

Bull, Hedley (2002), *The Anarchical Society. A Study of Order in World Politics*, Basingstoke: Palgrave.

Burke, Edmund (1834), *The Works of the Right Hon. Edmund Burke: With a Biographical and Critical Introduction, and Portrait After Sir Joshua Reynolds*: Holdsworth and Ball.

Burkhardt, Johannes (1995), »Geschichte als Argument in der habsburgisch-französischen Diplomatie. Der Wandel des frühneuzeitlichen Geschichtsbewußtseins in seiner Bedeutung für die Diplomatische Revolution von 1756«, in: Rainer Babel (Hg.), *Frankreich im europäischen Staatensystem der frühen Neuzeit*, Sigmaringen: J. Thorbecke, S. 191–217.

Burling, Robbins (1974), *The passage of power. Studies in political succession*, New York: Academic Press.

Burton, John W. (1972), *World society*, Cambridge: Cambridge University Press.

Burton, Jonathan (2009), »The Shah's Two Ambassadors: The Travels of the Three English Brothers and the Global Early Modern«, in: Brinda Charry/Gitanjali Shahani (Hg.), *Emissaries in early modern literature and culture. Mediation, transmission, traffic, 1550–1700*, Farnham: Ashgate, S. 23–40.

Burton, Paul J. (2011), *Friendship and empire. Roman diplomacy and imperialism in the middle republic*, Cambridge: Cambridge University Press.

Bushnell, Rebecca W. (1996), *A culture of teaching. Early modern humanism in theory and practice*, Ithaca: Cornell University Press.

Buzan, Barry (1993), »From International System to International Society: Structural Realism and Regime Theory Meet the English School«, *International Organization*, Jg. 47, H. 3, S. 327–352.

— (2004), *From international to world society? English school theory and the social structure of globalisation*, Cambridge: Cambridge University Press.

Buzan, Barry/Richard Little (2000), *International systems in world history. Remaking the study of international relations*, Oxford: Oxford University Press.

Byers, Michael (1999), *Custom, power, and the power of rules. International relations and customary international law*, Cambridge: Cambridge University Press.

— (2004), »Agreeing to Disagree: Security Council Resolution 1441 and Intentional Ambiguity«, *Global Governance*, Jg. 10, S. 165–186.

Caldwell, Dan (2009), »The Legitimation of the Nixon–Kissinger Grand Design and Grand Strategy«, *Diplomatic History*, Jg. 33, H. 4, S. 633–652.

Calin, Costel/Kathy R. Fitzpatrick (2013), »Diplomatic Amateurs or Qualified Professionals? Profiling the American Ambassador«, *White House Studies*, Jg. 13, H. 4, S. 387–402.

Callan, Hilary (1975), »The Premiss of Dedication. Notes towards an Ethnography of Diplomats' Wives«, in: Shirley Ardener (Hg.), *Perceiving women*, London: Dent, S. 87–104.

Callières, François de (1716), *De la manière de négocier avec les souverains, de l'utilité des négociations, du choix des ambassadeurs et des envoyez, et des qualitez nécessaires pour reüssir dans ces employs*, Paris: Michel Brunet.

— (1750), *De la manière de négocier avec les Souverains, de l'utilité des négociations, du choix des Ambassadeurs et des envoyés, et des qualités nécessaires pour réussir dans ces emplois, par M. de Callières*, London: J. Nourse.

Calloway, Colin G. (2013), *Pen and ink witchcraft. Treaties and treaty making in American Indian history*, Oxford: Oxford University Press.

Campbell, Brian (2001), »Diplomacy in the Roman world (c.500 BC–AD 235)«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 12, H. 1, S. 1–22.

Caplan, Richard D. (2005), *Europe and the recognition of new states in Yugoslavia*, Cambridge: Cambridge University Press.

Cardenas, Margarita Gonzalez (2016), »The Diplomatic Quarters in Riyadh. A Western-shaped neighborhood in an Islamic city«, *International Planning History Society Proceedings*, Jg. 17, H. 1, 393–404.

Carta, Caterina (2012), *The European Union Diplomatic Service. Ideas, preferences and identities*, London: Routledge.

Cathcart, Robert/Gary Gumpert (1983), »Mediated interpersonal communication. Toward a new typology«, *Quarterly Journal of Speech*, Jg. 69, H. 3, S. 267–277.

Caton, Steven C. (1987), »Power, Persuasion, and Language: A Critique of the Segmentary Model in the Middle East«, *International Journal of Middle East Studies*, Jg. 19, H. 1, S. 77–101.

Cerny, Philip G. (2010), *Rethinking world politics. A theory of transnational neopluralism*, New York/Oxford: Oxford University Press.

Cevolini, Alberto (2007), »Die Episodisierung der Gesellschaft«, *Soziale Systeme*, Jg. 13, H. 1+2, S. 136–148.

Chagnon, Napoleon A. (1968), *Yąnomamö, the fierce people*, New York: Holt Rinehart and Winston.

— (1988), »Life histories, blood revenge, and warfare in a tribal population«, *Science*, Jg. 239, H. 4843, S. 985–992.

Chakravartty, Anjan (2005), »Causal Realism. Events and Processes«, *Erkenntnis*, Jg. 63, H. 1, S. 7–31.

Chaloux, Annie/Stéphane Paquin (2012), »Green Paradiplomacy in North America: Successes and Limits of the NEG-ECP«, in: Hans Bruyninckx/Sander Happaerts/Karoline van den Brande (Hg.), *Sustainable Development and Subnational Governments*, London: Palgrave Macmillan, S. 217–236.

Chaniotis, Angelos (2002), »Foreign Soldiers – Native girls? Constructing and Crossing Boundaries in Hellenistic Cities with Foreign Garrisons«, in: Angelos Chaniotis/Pierre Ducrey (Hg.), *Army and power in the ancient world*, Stuttgart: Steiner, S. 99–113.

— (2005), »Ein mißverstandenes Ritual der griechischen Diplomatie: Geschichte als Argument«, in: Claus Ambos u.a. (Hg.), *Die Welt der Rituale. Von der Antike bis heute*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 106–109.

— (2012), »Justifying Territorial Claims in Classical and Hellenistic Greece: The Beginnings of International Law«, in: Edward Monroe Harris/Lene Rubinstein (Hg.), *The law and the courts in Ancient Greece*, London: Bristol Classical Press, S. 185–213.

Chaplais, Pierre (2003), *English diplomatic practice in the Middle Ages*, London: Hambledon and London.

Chase-Dunn, Christopher K./Thomas D. Hall (1991), »Conceptualizing Core/Periphery Hierarchies for Comparative Study«, in: Christopher K. Chase-

Dunn/Thomas D. Hall (Hg.), *Core/periphery relations in precapitalist worlds*, Boulder: Westview Press, S. 5–44.

Chasseneuz, Barthélemy d. (1579), *Catalogus Gloriae Mundi D. Bartholomaei Cassanaei, Burgundi … In Quo Multa Praeclara De Praerogativis, Praeeminentiis, Maioritate, Praestantiis & Excellentiis, continentur, quae circa Honores, Laudes, Gloriam, Dignitates, Commendationes, etiam Statum & Ordinem: non solum Coelestium, verum etiam Terrestrium & Infernorum versantur., Nunc Denuo Accuratissime Emendatum, Ac Novis Figuris elegantißime illustratum*, Frankfurt/M.: Feyerabend.

Chataway, Cynthia J. (1998), »Track II Diplomacy. From a Track I Perspective«, *Negotiation Journal*, Jg. 14, H. 3, S. 269–287.

Chernilo, Daniel (2010), »Methodological nationalism and the domestic analogy. Classical resources for their critique«, *Cambridge Review of International Affairs*, Jg. 23, H. 1, S. 87–106.

Chesterman, Simon (2016), »Executive Heads«, in: Jacob Katz Cogan/Ian Hurd/Ian Johnstone (Hg.), *The Oxford Handbook of international organizations*, Oxford: Oxford University Press, S. 822–838.

Chin, Tamara T. (2010), »Defamiliarizing the Foreigner: Sima Qian's Ethnography and Han-Xiongnu Marriage Diplomacy«, *Harvard Journal of Asiatic Studies*, Jg. 70, H. 2, S. 311–354.

Cioffi-Revilla, Claudio A. (1979), »Diplomatic Communication Theory: Signals, Channels, Networks«, *International Interactions*, Jg. 6, H. 3, S. 209–265.

Clarke, Katherine (2011), *Making time for the past. Local history and the polis*, Oxford: Oxford University Press.

Clausewitz, Carl von (1952), *Vom Kriege*, Bonn: Duemmler.

Clulow, Adam (2010), »A Fake Embassy, the Lord of Taiwan and Tokugawa Japan«, *Japanese Studies*, Jg. 30, H. 1, S. 23–41.

Cohen, Jeffrey E. (1986a), »The Dynamics of the ›Revolving Door‹ on the FCC«, *American Journal of Political Science*, Jg. 30, H. 4, S. 689–708.

Cohen, Raymond (1981), »›Where are the aircraft carriers?‹. Nonverbal communication in international politics«, *Review of International Studies*, Jg. 7, H. 2, S. 79–90.

— (1987), *Theatre of power. The art of diplomatic signalling*, London, New York: Longman.

— (1996), »On diplomacy in the ancient near east. The Amarna letters«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 7, H. 2, S. 245–270.

Cohen, Yoel (1986b), *Media Diplomacy. The Foreign Office in the Mass Communications Age*, London: Frank Cass.

Cole, Mark/Stella Ting-Toomey (1990), »Intergroup Diplomatic Communication: A Face-Negotiation Perspective«, in: Felipe Korzenny/Stella Ting-Toomey (Hg.), *Communicating for peace. Diplomacy and negotiation*, Newbury Park: Sage, S. 77–95.

Coles, Anne (2008), »Making Multiple Migrations: The Life of British Diplomatic Families Overseas«, in: Anne Coles/Anne-Meike Fechter (Hg.), *Gender and family among transnational professionals*, New York: Routledge, S. 125–147.

Collani, Claudia von (2000), »Aspekte und Problematik der Akkomodation der Jesuiten in China«, in: Johannes Meier (Hg.), *»—usque ad ultimum terrae«. Die Jesuiten und die transkontinentale Ausbreitung des Christentums, 1540–1773*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 99–120.

Collins, Randall (1992), »The Geopolitical and Economic World-Systems of Kinship-Based and Agrarian-Coercive Societies«, *Review (Fernand Braudel Center)*, Jg. 15, H. 3, S. 373–388.

— (2000), »Situational Stratification. A Micro-Macro Theory of Inequality«, *Sociological Theory*, Jg. 18, H. 1, S. 17–43.

Colson, Aurélien (2008), »The Ambassador Between Light and Shade: The Emergence of Secrecy as the Norm for International Negotiation«, *International Negotiation*, Jg. 13, H. 2, S. 179–195.

Conley Tyler, Melissa (2016), »Diversity and diplomacy«, *Australian Journal of International Affairs*, Jg. 70, H. 6, S. 695–709.

Conrad, Sebastian (2013), *Globalgeschichte. Eine Einführung*, München: C.H. Beck.

Constantinou, Costas M. (1996), *On the way to diplomacy*, Minneapolis: University of Minnesota Press.

— (2018), »Visual Diplomacy. Reflections on Diplomatic Spectacle and Cinematic Thinking«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 13, H. 4, S. 387–409.

Constantinou, Costas M./Noé Cornago Prieto/Fiona McConnell (2017), *Transprofessional diplomacy*, Leiden/Boston: Brill.

Conzelmann, Thomas (2012), »Informal Governance in International Relations«, in: Thomas Christiansen/Christine Neuhold (Hg.), *International Handbook on Informal Governance*: Cheltenham: Edward Elgar Publishing.

Cooper, Andrew F. (2008), *Celebrity diplomacy*, Boulder: Paradigm Publishers.

Copeland, Daryl (2015), »Science, Technology and WikiLeaks ›Cablegate‹. Implications for Diplomacy and International Relations«, in: Lloyd S. Davis/Robert G. Patman (Hg.), *Science Diplomacy: New Day or False Dawn?* Singapur: World Scientific, S. 171–198.

Cornago, Noé (2010a), »Perforated Sovereignties, Agonistic Pluralism and the Durability of (Para)diplomacy«, in: Costas M. Constantinou/James Der Derian (Hg.), *Sustainable diplomacies*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 89–108.

— (2010b), »On the Normalization of Sub-State Diplomacy«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 5, S. 11–36.

— (2013), *Plural Diplomacies. Normative Predicaments and Functional Imperatives*, Leiden: Brill.

Cornut, Jérémie (2015), »To be a diplomat abroad. Diplomatic practice at embassies«, *Cooperation and Conflict*, Jg. 50, H. 3, S. 385–401.

Coser, Lewis A. (1972), »The Alien as a Servant of Power. Court Jews and Christian Renegades«, *American Sociological Review*, Jg. 37, H. 5, S. 574–581.

— (2014), *Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement*, Berlin: Suhrkamp.

Coser, Rose Laub (1966), »Role Distance, Sociological Ambivalence, and Transitional Status Systems«, *American Journal of Sociology*, Jg. 72, H. 2, S. 173–187.

Cox, Robert W. (1976), »The Executive Head: An Essay on Leadership in International Organization«, in: Leland M. Goodrich (Hg.), *International organization. Politics & process*, Madison: University of Wisconsin Press, S. 155–180.

Cox, Robert W./Harold Karan Jacobson (1974a), »The Anatomy of Influence«, in: Robert W. Cox/Harold Karan Jacobson (Hg.), *The anatomy of influence. Decision making in international organizations*, New Haven/London: Yale University Press, S. 371–436.

— (1974b), »The Framework for Inquiry«, in: Robert W. Cox/Harold Karan Jacobson (Hg.), *The anatomy of influence. Decision making in international organizations*, New Haven/London: Yale University Press, S. 1–36.

Cram, Laura (1997), *Policy-making in the European Union. Conceptual lenses and the integration process*, London: Routledge.

Cranmer-Byng, John L./John E. Wills (2011), »Trade and Diplomacy with Maritime Europe, 1644–c.1800«, in: John E. Wills (Hg.), *China and maritime Europe, 1500–1800. Trade, settlement, diplomacy, and missions*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 183–254.

Crawford, Neta C. (1994), »A security regime among democracies: cooperation among Iroquois nations«, *International Organization*, Jg. 48, H. 3, S. 345–385.

Criekemans, David (Hg.) (2010), *Regional sub-state diplomacy today*, Leiden: Martinus Nijhoff Publishers.

Cronin, Bruce (2002), »The Two Faces of the United Nations. The Tension Between Intergovernmentalism and Transnationalism«, *Global Governance*, Jg. 8, H. 1, S. 53–71.

Cronin, Bruce/Ian Hurd (2008), »Introduction«, in: Bruce Cronin/Ian Hurd (Hg.), *The UN Security Council and the politics of international authority*, London/New York: Routledge, S. 3–22.

Czarniawska, Barbara/Guje Sevón (Hg.) (2009), *Global ideas. How ideas, objects and practices travel in the global economy*, Malmö: Liber.

Dade, Eva K. (2010), *Madame de Pompadour. Die Mätresse und die Diplomatie*, Köln: Böhlau.

Dahl, Megan K./W. Lance Bennett (1996), »Media Agency and the Use of Icons in the Agenda-Setting Process. News Representations of George Bush's Trade Mission to Japan«, *Harvard International Journal of Press/Politics*, Jg. 1, H. 3, S. 41–59.

Daloz, Jean-Pascal (2010), *The sociology of elite distinction. From theoretical to comparative perspectives*, New York: Palgrave Macmillan.

D'Amato, Anthony (1984), »Is International Law Really ›Law‹?«, *Northwestern University Law Review*, Jg. 79, S. 1293–1314.

Datta-Ray, Deep K. (2016), *The making of Indian diplomacy. A critique of Eurocentrism*, New York: Oxford University Press.

David, Steven R. (2002), »Realism, Constructivism, and the Amarna Letters«, in: Raymond Cohen/Raymond Westbrook (Hg.), *Amarna diplomacy. The beginnings of international relations*, Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 54–67.

Davies, Michael D. V. (2003), *The administration of international organizations. Top down and bottom up*, Aldershot: Ashgate.

Davis, Andrew R. (2013), »›Answer me Properly!‹: Diplomatic Strategy and Subterfuge in the Treaty Texts from Mari«, *Ancient Near Eastern Studies*, Jg. 50, S. 243–254.

Davis, Kevin E./Angelina Fisher/Benedict Kingsbury/Sally Engle Merry (Hg.) (2012a), *Governance by indicators. Global power through quantification and rankings*, Oxford: Oxford University Press.

Davis, Kevin E./Benedict Kingsbury/Sally Engle Merry (2012b), »Indicators as a Technology of Global Governance«, *Law & Society Review*, Jg. 46, H. 1, S. 71–104.

Death, Carl (2011), »Summit theatre. Exemplary governmentality and environmental diplomacy in Johannesburg and Copenhagen«, *Environmental Politics*, Jg. 20, H. 1, S. 1–19.

Dempsey, Hugh A. (2015), *The great Blackfoot treaties*, Victoria: Heritage House.

Den Elzen, Michel/Michiel Schaeffer (2002), »Responsibility for Past and Future Global Warming. Uncertainties in Attributing Anthropogenic Climate Change«, *Climatic Change*, Jg. 54, H. 1, S. 29–73.

Der Derian, James (1987), *On diplomacy. A genealogy of Western estrangement*, Oxford: B. Blackwell.

— (1992a), »Intelligence Theory and Surveillance Practice«, in: James Der Derian, *Antidiplomacy. Spies, terror, speed, and war*, Cambridge/Oxford: Blackwell, S. 19–39.

— (1992b), »The (S)Pace of International Relations«, in: James Der Derian, *Antidiplomacy. Spies, terror, speed, and war*, Cambridge/Oxford: Blackwell, S. 129–140.

— (2012), »Quantum Diplomacy, German–US Relations and the Psychogeography of Berlin«, in: Paul Sharp/Geoffrey Wiseman (Hg.), *American Diplomacy*, Leiden: Brill.

Derrida, Jacques (2001), »Frage des Fremden: vom Fremden kommend. Vierte Sitzung (am 10. Januar 1996)«, in: Jacques Derrida, *Von der Gastfreundschaft*, Wien: Passagen, S. 13–57.

— (2002), »Ethics and Politics Today«, in: Jacques Derrida, *Negotiations. Interventions and interviews, 1971–2001*. Hg. v. Elizabeth Rottenberg, Stanford: Stanford University Press, S. 265–314.

Deutsch, Morton (1958), »Trust and suspicion«, *Journal of Conflict Resolution*, Jg. 2, H. 4, S. 265–279.

Deutschländer, Gerrit (2011), *Dienen lernen, um zu herrschen. Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter (1450–1550)*, Berlin: Akademie Verlag.

Di Cosmo, Nicola (2002), *Ancient China and its enemies. The rise of nomadic power in East Asian history*, Cambridge: Cambridge University Press.

Diefenbach, Thomas (2013), *Hierarchy and Organization: Toward a General Theory of Hierarchical Social Systems*, Hoboken: Taylor and Francis.

Dillon, Janette (2010), *The language of space in court performance, 1400–1625*, Cambridge: Cambridge University Press.

Dinges, Martin (1993), »Von der ›Lesbarkeit der Welt‹ zum universalisierten Wandel durch individuelle Strategien«, *Saeculum*, Jg. 44, H. 1, S. 90–112.

Dingwerth, Klaus/Philipp Pattberg (2006), »Global Governance as a Perspective on World Politics«, *Global Governance*, Jg. 12, H. 2, S. 185–204.

Dolet, Ètienne (1541), *De officio Legati, quem vulgo Ambassiatorem vocant ; Et item alter De immunitate Legatorum ; Et item alius De legationibus Joannis Langiachi Episcopi Lemovicensis*: Lyon: Apud Steph. Doletum.

Dölger, Franz (1953), »Die ›Familie der Könige‹ im Mittelalter«, in: Franz Dölger, *Byzanz und die europäische Staatenwelt. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*, München: Ettal, S. 34–69.

Domett, Tania (2005), »Soft power in global politics? Diplomatic partners as transversal actors«, *Australian Journal of Political Science*, Jg. 40, H. 2, S. 289–306.

Donnelly, Jack (2016), »Sovereign Inequalities and Hierarchy in Anarchy. American Power and International Society«, *European Journal of International Relations*, Jg. 12, H. 2, S. 139–170.

Douglas, Mary (2010), *Natural symbols. Explorations in cosmology*, London: Routledge.

Dresch, Paul (1986), »The Significance of the Course Events Take in Segmentary Systems«, *American Ethnologist*, Jg. 13, H. 2, S. 309–324.

Drewski, Daniel/Jürgen Gerhards/Silke Hans (2017), »Symbolische Grenzziehungen und nationale Herkunft. Eine explorative Studie über Distinktionsprozesse an einer multinationalen Schule in Brüssel«, *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 27, H. 1, S. 65–92.

Drori, Gili S. (2007), »Information Society as a Global Policy Agenda. What Does It Tell Us About the Age of Globalization?«, *International Journal of Comparative Sociology*, Jg. 48, H. 4, S. 297–316.

Droste, Heiko (2005), »Ein Diplomat zwischen Familieninteressen und Königsdienst: Johan Adler Salvius in Hamburg (1630–1650)«, in: Christian Windler/Hillard von Thiessen (Hg.), *Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 87–104.

Druckman, Daniel (1973), *Human factors in international negotiations. Social-psychological aspects of international conflict*, Beverly Hills: Sage.

Druke, Mary A. (1985), »Iroquois Treaties. Common Forms, Varying Interpretations«, in: Francis Jennings (Hg.), *The History and Culture of Iroquois Diplomacy. An Interdisciplinary Guide to the Treaties of the Six Nations and Their League*, Syracuse/N.Y.: Syracuse University Press, S. 85–98.

Druke Becker, Mary (2003), »Linking Arms. The Structure of Iroquois Intertribal Diplomacy«, in: Daniel K. Richter/James Hart Merrell (Hg.), *Beyond the covenant chain. The Iroquois and their neighbors in Indian North America, 1600–1800*, University Park: Pennsylvania State University Press, S. 29–39.

Dudley-Marling, Curt (2004), »The social construction of learning disabilities«, *Journal of learning disabilities*, Jg. 37, H. 6, S. 482–489.

Duindam, Jeroen (1993), *Myths of power. Norbert Elias and the early modern European court*, Amsterdam: Amsterdam University Press.

— (2016), *Dynasties. A global history of power, 1300–1800*, Cambridge: Cambridge University Press.

Dumont, Louis (1998), *Homo hierarchicus. The caste system and its implications,* Delhi: Oxford University Press.

Dünnebeil, Sonja (2007), »Handelsobjekt Erbtochter – Zu den Verhandlungen über die Verheiratung Marias von Burgund«, in: Sonja Dünnebeil/Christine Ottner (Hg.), *Außenpolitisches Handeln im ausgehenden Mittelalter. Akteure und Ziele*, Wien: Böhlau, S. 159–184.

Dunoff, Jeffrey L. (2013), »Is Sovereign Equality Obsolete? Understanding Twenty-First Century International Organizations«, in: Janne Elisabeth Nijman/Wouter G. Werner (Hg.), *Netherlands Yearbook of International Law 2012*, The Hague: T. M. C. Asser Press, S. 99–127.

Dupont, Christophe/Guy-Olivier Faure (2002), »The Negotiation Process«, in: Viktor A. Kremenyuk (Hg.), *International negotiation. Analysis, approaches, issues*, San Francisco: Jossey-Bass, S. 39–63.

Duran, Manuel (2016), »Paradiplomacy as a Diplomatic Broker«, *Brill Research Perspectives in Diplomacy and Foreign Policy*, Jg. 1, H. 3, S. 1–56.

Dux, Günter (1990), *Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kant, Immanuel (2011), *Zum ewigen Frieden. Und Auszüge aus der Rechtslehre*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Edelman, Murray J. (1996), *From art to politics. How artistic creations shape political conceptions*, Chicago: University of Chicago Press.

Edinger, Michael/Stefan Jahr (Hg.) (2015), *Political careers in Europe. Career patterns in multi-level systems,* Baden-Baden: Nomos.

Ehmcke, Franziska (2015), »Das duale Herrschaftssystem im vormodernen Japan«, in: Dietrich Boschung/Jürgen Hammerstaedt (Hg.), *Das Charisma des Herrschers*, Paderborn: Fink, S. 123–148.

Eidem, Jesper/Flemming Hojlund (1993), »Trade or Diplomacy? Assyria and Dilmun in the Eighteenth Century BC«, *World Archaeology*, Jg. 24, H. 3, S. 441–448.

Eigmüller, Monika/Steffen Mau (Hg.) (2010), *Gesellschaftstheorie und Europapolitik. Sozialwissenschaftliche Ansätze zur Europaforschung*, Wiesbaden: VS Verlag.

Eisenstadt, S. N. (1963), *The political systems of empires*, London: Free Press of Glencoe.

Eisenstadt, S. N./Luis Roniger (1984), *Patrons, clients, and friends. Interpersonal relations and the structure of trust in society*, Cambridge: Cambridge University Press.

Ekengren, Magnus (2002), *The time of European governance*, Manchester: Manchester University Press.

Ekvall, Robert B. (1964), »Peace and War among the Tibetan Nomads«, *American Anthropologist*, Jg. 66, H. 5, S. 1119–1148.

El Cheikh, Nadia M. (2004), *Byzantium viewed by the Arabs*, Cambridge: Harvard University Press.

Elgavish, David (2000), »Did Diplomatic Immunity Exist in the Ancient Near East?«, *Journal of the History of International Law / Revue d'histoire du droit international*, Jg. 2, H. 1, S. 73–90.

Elias, Norbert (1983), *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie mit einer Einleitung, Soziologie und Geschichtswissenschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1997), *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2003), *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2016), *Seeleute und Gentlemen*, Wiesbaden: VS Verlag.

Eliav-Feldon, Miriam (2014), *Renaissance impostors and proofs of identity*, Houndmills: Palgrave Macmillan.

Elsig, Manfred (2010), »Principal–agent theory and the World Trade Organization. Complex agency and ›missing delegation‹«, *European Journal of International Relations*, Jg. 17, H. 3, S. 495–517.

Englund, Harri (2011), *Human rights and African airwaves. Mediating equality on the Chichewa radio*, Bloomington: Indiana University Press.

Enloe, Cynthia H. (2000), *Bananas, beaches and bases. Making feminist sense of international politics,* Berkeley: University of California Press.

Esposito, Elena (2002), *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2004), *Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden. Paradoxien der Mode*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Evans-Pritchard, E. E. (1940), *The Nuer. A description of the modes of livelihood and political institutions of a Nilotic people*, Oxford: The Clarendon Press.

Faizullaev, Alisher (2017), »Symbolic Insult in Diplomacy. A Subtle Game of Diplomatic Slap«, *Brill Research Perspectives in Diplomacy and Foreign Policy*, Jg. 2, H. 4, S. 1–116.

Fauvelle, François-Xavier (2017), *Das goldene Rhinozeros. Afrika im Mittelalter*, München: C. H. Beck.

Fearn, David (2007), »Narrating ambiguity. Murder and Macedonian allegiance (5.17–22)«, in: Elizabeth Irwin/Emily Greenwood (Hg.), *Reading Herodotus*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 98–127.

Feest, Christian (2003), »Wampum, Wert und Wissen. Zur Wissenskultur der Irokesen«, in: Johannes Fried/Thomas Kailer (Hg.), *Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 87–103.

Fenton, William N. (1985), »Structure, Continuity, and Change in the Process of Iroquois Treaty Making«, in: Francis Jennings (Hg.), *The History and Culture of Iroquois Diplomacy. An Interdisciplinary Guide to the Treaties of the Six Nations and Their League*, Syracuse/N.Y.: Syracuse University Press, S. 3–36.

Feuchtwang, Stephan (2014), »Coordinates of body and place: Chinese practices of centring«, in: Allen Abramson/Martin Holbraad (Hg.), *Framing cosmologies. The anthropology of worlds*, Manchester: Manchester University Press, S. 116–133.

Fichtner, Paula Sutter (1976), »Dynastic Marriage in Sixteenth-Century Habsburg Diplomacy and Statecraft: An Interdisciplinary Approach«, *The American Historical Review*, Jg. 81, H. 2, S. 243–265.

Filiushkin, Aleksandr (2014), »Ivan the Terrible's Struggle for International Recognition as Tsar in the Latter Half of the Sixteenth Century«, *Russian Studies in History*, Jg. 53, H. 1, S. 28–41.

Firth, Raymond (1936), *We, the Tikopia. A sociological study of kinship in primitive Polynesia,* London: Allen & Unwin.

Fisch, Jörg (1979), *Krieg und Frieden im Friedensvertrag. Eine universalgeschichtliche Studie über Grundlagen und Formelemente des Friedensschlusses*, Stuttgart: Klett-Cotta.

Fischhendler, Itay (2008), »Ambiguity in Transboundary Environmental Dispute Resolution: The Israeli Jordanian Water Agreement«, *Journal of Peace Research*, Jg. 45, H. 1, S. 91–109.

Fisher, Roger (1989), »Negotiating inside out«, *Negotiation Journal*, Jg. 5, H. 1, S. 33–41.

Fiskesjö, Magnus (1999), »On the ›Raw‹ and the ›Cooked‹ Barbarians of Imperial China«, *Inner Asia*, Jg. 1, H. 2, S. 139–168.

Fleming, Daniel E. (2000), *Time at Emar. The cultic calendar and the rituals from the diviner's archive*, Winona Lake: Eisenbrauns.

Fletcher, Catherine (2015), *Diplomacy in Renaissance Rome. The rise of the resident ambassador*, Cambridge: Cambridge University Press.

Flink, Tim/Ulrich Schreiterer (2010), »Science diplomacy at the intersection of S&T policies and foreign affairs. Toward a typology of national approaches«, *Science and Public Policy*, Jg. 37, H. 9, S. 665–677.

Fortin, Ernest L. (2010), »Justice as the Foundation of the Political Community: Augustine and his Pagan Models (Book IV 4)«, in: Christoph Horn (Hg.), *Augustinus. De civitate dei*, München: Oldenbourg Akademieverlag, S. 41–62.

Foster, Michael K. (1984), »On Who Spoke First at Iroquois-White Councils: An Exercise in the Method of Upstreaming«, in: Michael K. Foster/Jack Campisi/Marianne Mithun (Hg.), *Extending the rafters. Interdisciplinary approaches to Iroquoian studies*, Albany: State University of New York Press, S. 183–207.

— (1985), »Another Look at the Function of Wampum in Iroquois-White Councils«, in: Francis Jennings (Hg.), *The History and Culture of Iroquois Diplomacy. An Interdisciplinary Guide to the Treaties of the Six Nations and Their League*, Syracuse/N.Y: Syracuse University Press, S. 99–114.

Foucault, Michel (1990), *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2003), »Gespräch mit Michel Foucault«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden*, Frankfurt/M., S. 186–213.

— (2009), *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Frank, Maria (1940), »Botenstäbe in Australien«, *Zeitschrift für Ethnologie*, Jg. 72, H. 4–6, S. 328–352.

Frazer, James G. (1910), *Totemism and exogamy. A treatise on certain early forms of superstition and society*, London: Macmillan.

Freedman, Maurice (1966), *Chinese lineage and society. Fukien and Kwangtung*, London: Athlone Press.

Frey, Linda/Marsha Frey (1999), *The history of diplomatic immunity*, Columbus: Ohio State University Press.

Fried, Morton H. (1966), »On the Concepts of ›Tribe‹ and ›Tribal Society‹«, *Transactions of the New York Academy of Sciences*, Jg. 28, H. 4 Series II, S. 527–540.

Fuchs, Peter (1996), »Die archaische Second-Order-Society: Paralipomena zur Konstruktion der Grenze der Gesellschaft«, *Soziale Systeme*, Jg. 2, H. 1, S. 113–130.

— (1997), »Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie«, *Soziale Systeme*, Jg. 3, H. 1, S. 57–79.

— (1999), *Intervention und Erfahrung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gadinger, Frank (2016), »Praxistheorie in den Internationalen Beziehungen«, in: Carlo Masala/Frank Sauer (Hg.), *Handbuch Internationale Beziehungen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 1–24.

Gal, Susan (2002), »A Semiotics of the Public/Private Distinction«, *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, Jg. 13, H. 1, S. 77–95.

Galloway, Patricia (2006), »›The Chief Who Is Your Father‹. Choctaw and French Views of the Diplomatic Relation«, in: Gregory A. Waselkov/M. Thomas Hatley/Peter H. Wood (Hg.), *Powhatan's mantle. Indians in the colonial Southeast*, Lincoln: University of Nebraska Press, S. 345–370.

Galtung, Johan (1959), »Expectations and interaction processes«, *Inquiry*, Jg. 2, H. 1–4, S. 213–234.

— (1997), *Frieden mit friedlichen Mitteln*, Wiesbaden: VS Verlag.

Gambetta, Diego (2005), »Deceptive Mimicry in Humans«, in: Susan L. Hurley/Nick Chater (Hg.), *Perspectives on imitation. From neuroscience to social science*, Cambridge: MIT Press, S. 221–241.

Garfinkel, Harold (1967), *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

— (2013), *Toward a Sociological Theory of Information*, Boulder: Paradigm Publishers.

Garnier, Claudia (2000), *Amicus amicis – inimicus inimicis. Politische Freundschaft und fürstliche Netzwerke im 13. Jahrhundert*, Stuttgart: Hiersemann.

Geertz, Clifford (1975), »Common Sense as a Cultural System«, *The Antioch Review*, Jg. 33, H. 1, S. 5–26.

— (1983), »Centers, Kings, and Charisma: Reflections on the Symbolics of Power«, in: Clifford Geertz, *Local knowledge. Further essays in interpretive anthropology*, New York: Basic Books, S. 121–146.

Gehlen, Arnold (1977), *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen,* Frankfurt/M.: Athenaion.

Gehring, Thomas (1995), »Regieren im internationalen System. Verhandlungen, Normen und Internationale Regime«, *Politische Vierteljahresschrift*, Jg. 36, H. 2, S. 197–219.

— (1996), »Arguing und Bargaining in internationalen Verhandlungen. Überlegungen am Beispiel des Ozonschutzregimes«, in: Volker Prittwitz (Hg.), *Verhandeln und Argumentieren. Dialog, Interessen und Macht in der Umweltpolitik*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 207–238.

— (2002), *Die Europäische Union als komplexe internationale Organisation. Wie durch Kommunikation und Entscheidung soziale Ordnung entsteht,* Baden-Baden: Nomos.

Geier, Wolfgang (2004), *Russische Kulturgeschichte in diplomatischen Reiseberichten aus vier Jahrhunderten. Sigmund von Herberstein, Adam Olearius, Friedrich Christian Weber, August von Haxthausen*, Wiesbaden: Harrassowitz.

Gemeinhardt, Peter/Annette Zgoll (Hg.) (2010), *Weltkonstruktionen. Religiöse Weltdeutung zwischen Chaos und Kosmos vom Alten Orient bis zum Islam*, Tübingen: Mohr Siebeck.

Gentili, Alberico (1585), *Alberici Gentilis De legationibus, libri tres*, London: Excudebat Thomas Vautrollerius.

George, Alexander L. (1991), *Forceful persuasion. Coercive diplomacy as an alternative to war*, Washington/D.C: United States Institute of Peace Press.

Geschiere, Peter/Birgit Meyer (1998), »Globalization and Identity: Dialectics of Flow and Closure. Introduction«, *Development and Change*, Jg. 29, H. 4, S. 601–615.

Gibbs, David N. (1995), »Secrecy and International Relations«, *Journal of Peace Research*, Jg. 32, H. 2, S. 213–228.

Gibson, David R. (2012), *Talk at the brink. Deliberation and decision during the Cuban Missile Crisis*, Princeton: Princeton University Press.

Giddens, Anthony (1987), *Power, property and the state,* Berkeley: University of California Press.

— (1990), *The consequences of modernity*, Cambridge: Polity Press.

Giesbert, Franz-Olivier (1982), »French Diplomacy. A Two-Headed Sphinx«, *SAIS Review*, Jg. 2, H. 4, S. 93–98.

Giesen, Bernhard (1991), *Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gigerenzer, Gerd/John Armstrong Muir Gray (2011), *Better doctors, better patients, better decisions. Envisioning health care 2020*, Cambridge: MIT Press.

Gilbert, Felix (1951), »The ›New Diplomacy‹ of the Eighteenth Century«, *World Politics*, Jg. 4, H. 1, S. 1–38.

Gilboa, Eytan (2001), »Diplomacy in the media age: Three models of uses and effects«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 12, H. 2, S. 1–28.

— (2005), »The CNN Effect. The Search for a Communication Theory of International Relations«, *Political Communication*, Jg. 22, H. 1, S. 27–44.

Gilson, Julie (2005), »New Interregionalism? The EU and East Asia«, *Journal of European Integration*, Jg. 27, H. 3, S. 307–326.

Girard, René (2006), *Das Heilige und die Gewalt*, Düsseldorf: Patmos.

Gleditsch, Nils Petter (2015), »Time Differences and International Interaction«, in: Nils Petter Gleditsch, *Nils Petter Gleditsch: Pioneer in the Analysis of War and Peace*, Cham: Springer, S. 37–59.

Gluckman, Max (1972), »Moral crises: magical and secular solutions«, in: Max Gluckman (Hg.), *The allocation of responsibility*, Manchester: Manchester University Press, S. 1–50.

Goez, Werner (1958), *Translatio imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Tübingen: Mohr.

Goffman, Erving (1951), »Symbols of Class Status«, *The British Journal of Sociology*, Jg. 2, H. 4, S. 294–304.

— (1956), *The presentation of self in everyday life*, Edinburgh: University of Edinburgh, Social Sciences Research Centre.

— (1963), *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings*, New York: Free Press of Glencoe.

— (1967), *Interaction ritual. Essays on face-to-face behavior,* Garden City: Doubleday.

— (1969), *Strategic Interaction*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

— (1972), *Encounters. Two studies in the sociology of interaction*, Harmondsworth: Penguin.

— (1977), »The arrangement between the sexes«, *Theory and Society*, Jg. 4, H. 3, S. 301–331.

Goldsmith, Jack L./Eric A. Posner (2005), *The limits of international law*, Oxford: Oxford University Press.

Goldstone, Jack A./John Haldon (2009), »Ancient States, Empires, and Exploitation: Problems and Perspectives«, in: Ian Morris/Walter Scheidel (Hg.), *The dynamics of ancient empires. State power from Assyria to Byzantium*, Oxford: Oxford University Press, S. 3–29.

Goodman, Ryan (2002), »Human Rights Treaties, Invalid Reservations, and State Consent«, *The American Journal of International Law*, Jg. 96, H. 3, S. 531–560.

Goody, Jack (Hg.) (1966), *Succession to high office*, Cambridge: Cambridge University Press.

— (1990), *Die Logik der Schrift und die Organisation von Gesellschaft,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Goody, Jack/Ian Watt (1981), »Konsequenzen der Literalität«, in: Jack Goody/Friedhelm Herborth (Hg.), *Literalität in traditionalen Gesellschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 45–104.

Gould, David J./Herbert C. Kelman (1970), »Horizons of Research on the International Civil Service«, *Public Administration Review*, Jg. 30, H. 3, S. 244–251.

Gouldner, Alvin W. (1960), »The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement«, *American Sociological Review*, Jg. 25, H. 2, S. 161–178.

Gourevitch, Peter (1978), »The second image reversed. The international sources of domestic politics«, *International Organization*, Jg. 32, H. 4, S. 881–912.

Grafton, Anthony (1995), *New worlds, ancient texts. The power of tradition and the shock of discovery*, Cambridge: The Belknap Press of Harvard University Press.

Graham, Laura (1993), »A public sphere in Amazonia? The depersonalized collaborative construction of discourse in Xavante«, *American Ethnologist*, Jg. 20, H. 4, S. 717–741.

Grant, J. R. (1965), »A Note on the Tone of Greek Diplomacy«, *The Classical Quarterly*, Jg. 15, H. 2, S. 261–266.

Greenhalgh, Leonard (1987), »Relationships in Negotiations«, *Negotiation Journal*, Jg. 3, H. 3, S. 235–243.

Grewe, Wilhelm (1984), *Epochen der Völkerrechtsgeschichte,* Baden-Baden: Nomos.

Groebner, Valentin (2004), *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München: C. H. Beck.

Grossman, Gene M./Elhanan Helpman (1995), »Trade Wars and Trade Talks«, *Journal of Political Economy*, Jg. 103, H. 4, S. 675–708.

Groth, Alexander J. (1964), »On the Intelligence Aspects of Personal Diplomacy«, *Orbis a quarterly journal of world affairs*, Jg. 7, H. 4, S. 833–848.

Grotius, Hugo (2005), *Hugonis Grotii De iure belli ac pacis libri tres. In quibus ius naturae et gentium, item iuris publici praecipua explicantur cum annotatis auctoris*, P. C. Molhuysen/C. van Vollenhoven (Hg.), Clark: Lawbook Exchange.

Gudykunst, William B. (1983), »Uncertainty reduction and predictability of behavior in low-and high-context cultures. An exploratory study«, *Communication Quarterly*, Jg. 31, H. 1, S. 49–55.

Guicciardini, Francesco (1984), *The history of Italy*, Princeton: Princeton University Press.

Gunaratne, Shelton A. (2005), »Public Diplomacy, Global Communication and World Order: An Analysis Based on Theory of Living Systems«, *Current Sociology*, Jg. 53, H. 5, S. 749–772.

Guzman, Andrew T. (2002), »A Compliance-Based Theory of International Law«, *California Law Review*, Jg. 90, S. 1823–1887.

Haas, Ernst B. (1980), »Why Collaborate? Issue-Linkage and International Regimes«, *World Politics*, Jg. 32, H. 3, S. 357–405.

— (1990), *When knowledge is power. Three models of change in international organizations*, Berkeley: University of California Press.

Haas, Peter M. (1992), »Introduction: epistemic communities and international policy coordination«, *International Organization*, Jg. 46, H. 1, S. 1–35.

Habenstein, Astrid (2015), *Abwesenheit von Rom. Aristokratische Interaktion in der späten römischen Republik und in der frühen Kaiserzeit*, Heidelberg: Heidelberg University Publishing.

Hagemajer Allen, Katarzyna (2003), »Intercultural Exchanges in Fourth-Century Attic Decrees«, *Classical Antiquity*, Jg. 22, H. 2, S. 199–250.

Hagen, Gottfried (2005), »Legitimacy and World Order«, in: Hakan T. Karateke/Maurus Reinkowski (Hg.), *Legitimizing the order. The Ottoman rhetoric of state power*, Leiden/Boston: Brill, S. 55–83.

Haglund, Evan T. (2015), »Striped Pants versus Fat Cats. Ambassadorial Performance of Career Diplomats and Political Appointees«, *Presidential Studies Quarterly*, Jg. 45, H. 4, S. 653–678.

Hahn, Alois (1981), »Funktionale und stratifikatorische Differenzierung und ihre Rolle für die gepflegte Semantik. Zu Niklas Luhmanns Gesellschaftsstruktur und Semantik«, *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 33, H. 2, S. 345–360.

— (1991), »Zur Soziologie der Weisheit«, in: Aleida Assmann (Hg.), *Weisheit. [Tagung des Arbeitskreises ›Archäologie der literarischen Kommunikation‹ Bad Homburg Februar 1988]*, München: Fink, S. 47–57.

— (2000a), »Handschrift und Tätowierung«, in: Alois Hahn, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte: Aufsätze zur Kultursoziologie,* S. 367–386.

— (2000b), »Verständigung als Strategie«, in: Alois Hahn, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte: Aufsätze zur Kultursoziologie*, S. 80–96.

— (2002), »Absichtliche Unabsichtlichkeit«, *Sozialer Sinn*, Jg. 3, H. 1, S. 37–57.

— (2010), »Kultische und säkulare Riten und Zeremonien in soziologischer Sicht«, in: Alois Hahn, *Körper und Gedächtnis*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 37–61.

— (2011), »Geheim«, in: Hartmann Tyrell/Otthein Rammstedt/Ingo Meyer (Hg.), *Georg Simmels große ›Soziologie‹. Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren*, Bielefeld: Transcript, S. 323–346.

Halbmayer, Ernst (2000), »Socio-cosmological Contexts and Forms of Violence. War, Vendetta, Duels and Suicide Among the Yukpa of North-Western Venezuela«, *Sociologus*, Jg. 50, H. 1, S. 37–63.

— (2004), »Elementary Distinctions in World-Making among the Yukpa«, *Anthropos*, Jg. 99, H. 1, S. 39–55.

— (2010), *Kosmos und Kommunikation*, Wien: Facultas/WUV.

— (2012), »Amerindian mereology. Animism, analogy, and the multiverse«, *Indiana*, Jg. 29, S. 103–125.

Hallpike, Christopher R. (1979), *The foundations of primitive thought*, Oxford/New York: Clarendon Press; Oxford University Press.

— (2001), »Norm und Normlosigkeit einer Gesellschaft in den Bergen Papuas«, in: Günter Dux/Frank Welz (Hg.), *Moral und Recht im Diskurs der Moderne*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 45–66.

Hamilton, Keith/Richard Langhorne (1995), *The practice of diplomacy. Its evolution, theory, and administration*, London: Routledge.

Hammond, Thomas H. (1993), »Toward A General Theory Of Hierarchy. Books, Bureaucrats, Basketball Tournaments, And The Administrative Structure Of The Nation-State«, *Journal of Public Administration Research and Theory*, Jg. 3, H. 1, S. 120–145.

Haqqi, Syed A. H. (2010), *Chingiz Khan. The life and legacy of an empire builder*, Delhi: Primus Books.

Harbsmeier, Michael (1985), »On travel accounts and cosmological strategies. Some models in comparative xenology«, *Ethnos*, Jg. 50, H. 3–4, S. 273–312.

Hartig, Falk (2013), »Panda Diplomacy. The Cutest Part of China's Public Diplomacy«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 8, H. 1, S. 49–78.

Hasse, Raimund/Georg Krücken/Peter Weingart (1994), »Laborkonstruktivismus. Eine wissenschaftssoziologische Reflexion«, in: Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Konstruktivismus und Sozialtheorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 220–262.

Haug, Tilman (2012), »Vertrauen und Patronage in den diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und den geistlichen Kurfürsten nach dem Westfälischen Frieden (1648–1679)«, *Zeitschrift für Historische Forschung*, Jg. 39, H. 2, S. 215–254.

— (2015), *Ungleiche Außenbeziehungen und grenzüberschreitende Patronage. Die französische Krone und die geistlichen Kurfürsten (1648–1679)*, Köln: Böhlau.

Hawkins, Darren Greg/David A. Lake/Daniel L. Nielson/Michael J. Tierney (Hg.) (2008), *Delegation and agency in international organizations,* Cambridge: Cambridge University Press.

Hayano, David M. (1974), »Marriage, Alliance, and Warfare: A View from the New Guinea Highlands«, *American Ethnologist*, Jg. 1, H. 2, S. 281–293.

Heck, Justus (2016), »Der beteiligte Unbeteiligte. Wie vermittelnde Dritte Konflikte transformieren«, *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, Jg. 36, H. 1, S. 58–87.

Heintz, Bettina (2007), »Soziale und funktionale Differenzierung. Überlegungen zu einer Interaktionstheorie der Weltgesellschaft«, *Soziale Systeme*, Jg. 13, H. 1+2, S. 343–356.

— (2008), »Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung«, in: Sylvia Marlene Wilz (Hg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 231–251.

— (2015), »Die Unverzichtbarkeit von Anwesenheit. Zur weltgesellschaftlichen Bedeutung globaler Interaktionssysteme«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 229–250.

Helbling, Jürg (2006), *Tribale Kriege. Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt*, Frankfurt/M.: Campus.

Henderson, Marlone D./Yaacov Trope/Peter J. Carnevale (2006), »Negotiation from a near and distant time perspective«, *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 91, H. 4, S. 712–729.

Hengerer, Mark (2004), *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne*, Konstanz: UVK.

Henke, Klaus-Dietmar (1996), *Die amerikanische Besetzung Deutschlands,* München: R. Oldenbourg.

Hennings, Jan (2008), »The Semiotics of Diplomatic Dialogue: Pomp and Circumstance in Tsar Peter I's Visit to Vienna in 1698«, *The International History Review*, Jg. 30, H. 3, S. 515–544.

Herman, Michael (1998), »Diplomacy and intelligence«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 9, H. 2, S. 1–22.

Heuser, Peter Arnold (2008), »Ars disputandi: Kunst und Kultur des Streitens frühneuzeitlicher Diplomaten als Aufgabenfeld einer historischen Friedens- und Konfliktforschung. Prolegomena am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses 1643–1649«, in: Uwe Baumann/Arnold Becker/Astrid Steiner-Weber (Hg.), *Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst*, Göttingen: V & R unipress, S. 265–315.

Hevia, James L. (1989), »A Multitude of Lords: Qing Court Ritual and the Macartney Embassy of 1793«, *Late Imperial China*, Jg. 10, H. 2, S. 72–105.

— (2009), »›The Ultimate Gesture of Deference and Debasement‹: Kowtowing in China«, *Past & Present*, Jg. 203, Supplement 4, S. 212–234.

Hillebrandt, Frank (2014): *Soziologische Praxistheorien*. Wiesbaden: Springer.

Hilsman, Roger (1981), »On Intelligence«, *Armed Forces & Society*, Jg. 8, H. 1, S. 129–143.

Hinderaker, Eric (1996), »The ›Four Indian Kings‹ and the Imaginative Construction of the First British Empire«, *The William and Mary Quarterly*, Jg. 53, H. 3, S. 487–526.

Hironaka, Ann (2017), *Tokens of Power. Rethinking War*, Cambridge: Cambridge University Press.

Hirschauer, Stefan (2015), »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 165–187.

Hirschauer, Stefan/Klaus Amann (Hg.) (1997), *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hobe, Stephan/Otto Kimminich (2004), *Einführung in das Völkerrecht,* Tübingen: Francke.

Hocking, Brian (1997), »The End(s) of Diplomacy«, *International Journal*, Jg. 53, H. 1, S. 169–172.

— (Hg.) (1999a), *Foreign ministries. Change and adaptation*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.

— (1999b), »Foreign Ministries: Redefining the Gatekeeper Role«, in: Brian Hocking, *Foreign ministries. Change and adaptation*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1–15.

— (2002), »Introduction: Gatekeepers and Boundary-Spanners – Thinking about Foreign Ministries in the European Union«, in: Brian Hocking/David Spence (Hg.), *Foreign ministries in the European Union. Integrating diplomats*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1–17.

— (2004), »Privatizing Diplomacy?«, *International Studies Perspectives*, Jg. 5, H. 2, S. 147–152.

Hocking, Brian/David Spence (Hg.) (2002), *Foreign ministries in the European Union. Integrating diplomats*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Hofmann, Hasso (1974), *Repräsentation. Studien zur Wort- und Begriffsgeschichte von der Antike bis ins 19. Jahrhundert*, Berlin: Duncker & Humblot.

Hofstadter, Douglas R. (2008), *I am a strange loop*, New York: BasicBooks.

— (2013), *Surfaces and essences. Analogy as the fuel and fire of thinking*, New York: Basic Books.

Holbrooke, Richard (2008), »The Next President. Mastering a Daunting Agenda«, *Foreign Affairs*, Jg. 87, H. 5, S. 2–24.

Holder, Calvin B. (1983), »Racism Toward Black African Diplomats During the Kennedy Administration«, *Journal of Black Studies*, Jg. 14, H. 1, S. 31–48.

Holmes, Marcus (2013), »The Force of Face-to-Face Diplomacy. Mirror Neurons and the Problem of Intentions«, *International Organization*, Jg. 67, H. 4, S. 829–861.

— (2019), »Re-evaluating Theory and Methods in Diplomatic History: Bringing in Psychology, Neuroscience, Micro-Sociology, and Quantum«, *Diplomatica*, Jg. 1, H. 1, S. 19–25.

Holmes, Y. Lynn (1975), »The Messengers of the Amarna Letters«, *Journal of the American Oriental Society*, Jg. 95, H. 3, S. 376–381.

Holsti, Ole R. (1976), »Foreign Policy Formation Viewed Cognitively«, in: Robert M. Axelrod (Hg.), *Structure of decision. The cognitive maps of political elites*, Princeton: Princeton University Press, S. 18–54.

Holzer, Boris (2006), *Netzwerke*, Bielefeld: Transcript.

— (2007), »Wie modern ist die Weltgesellschaft? Funktionale Differenzierung und ihre Alternativen«, *Soziale Systeme*, Jg. 13, H. 1+2, S. 357–368.

— (2008), »Seebeben mit Zuschauer: Die Tsunami-Katastrophe als Weltereignis«, in: Stefan Nacke/René Unkelbach/Tobias Werron (Hg.), *Weltereignisse. Theoretische und empirische Perspektiven*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 227–247.

— (2010), »Unsicherheit und Vertrauen in ›Netzwerk-Gesellschaften‹«, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Unsichere Zeiten*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 335–343.

— (2011), »Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft«, in: Michael Bommes/Veronika Tacke (Hg.), *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 51–66.

Hooghe, Liesbet (1999a), »Consociationalists or Weberians? Top Commission Officials on Nationality«, *Governance*, Jg. 12, H. 4, S. 397–424.

— (1999b), »Supranational Activists or Intergovernmental Agents?«, *Comparative Political Studies*, Jg. 32, H. 4, S. 435–463.

Hooghe, Liesbet/Gary Marks (2002), *Multi-Level Governance and European Integration*, Lanham: Rowman & Littlefield.

Hope, Valerie (2000), »Status and identity in the Roman world«, in: Janet Huskinson (Hg.), *Experiencing Rome. Culture, identity and power in the Roman Empire*, London: Routledge, S. 125–152.

Horn, D. B. (1961), *The British diplomatic service, 1689–1789*, Oxford: Clarendon Press.

Horn, E. (2012), »Logics of Political Secrecy«, *Theory, Culture & Society*, Jg. 28, H. 7–8, S. 103–122.

Hotman, Jean (1603), *The Ambassador*, London: Shawe.

Howell, James (1664), *Proedria-Basilike: A Discourse Concerning the Precedency of Kings: Wherin the Reasons and Arguments Of the Three Greatest Monarks of Christendom, Who Claim a Several Right Therunto, Are Faithfully Collected, and Renderd. Wherby Occasion is Taken to Make Great Britain Etter Unerstood Then Som Forren Authors (either Out of Ignorance of Interest) Have Represented He in Order to this Particular*, London: Ja. Cottrel.

Howitt, A. W. (1889), »Notes on Australian Message Sticks and Messengers«, *The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, Jg. 18, S. 314–332.

Howitt, Alfred W. (1904), *The Native Tribes of South-East Australia*, London: Macmillan & Co.

Hundt, Michael (1999), *Beschreibung der dreijährigen chinesischen Reise. Die russische Gesandtschaft von Moskau nach Peking 1692 bis 1695 in den Darstellungen von Eberhard Isbrand Ides und Adam Brand*, Stuttgart: Steiner.

Innes, Matthew (2001), *State and society in the early Middle Ages. The middle Rhine valley, 400–1000,* Cambridge: Cambridge University Press.

Jackson, Robert H. (1999), *Quasi-states. Sovereignty, international relations and the Third World,* Cambridge: Cambridge University Press.

Jacobson, Harold Karan/Peter B. Evans/Robert D. Putnam (Hg.) (1993), *Double-edged diplomacy. International bargaining and domestic politics*, Berkeley: University of California Press.

Jähnig, Bernhart (2011), *Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland*, Berlin: Lit.

Jakobsen, Peter Viggo (2000), »Focus on the CNN Effect Misses the Point. The Real Media Impact on Conflict Management is Invisible And Indirect«, *Journal of Peace Research*, Jg. 37, H. 2, S. 131–143.

James, Alan (1992), »The equality of states: contemporary manifestations of an ancient doctrine«, *Review of International Studies*, Jg. 18, H. 4, S. 377–391.

Japp, Klaus P./Isabel Kusche (2004), »Die Kommunikation des politischen Systems: Zur Differenz von Herstellung und Darstellung im politischen System«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 33, H. 6, S. 511–531.

Jefferson, Gail (1978), »Sequential Aspects of Storytelling in Conversation«, in: Jim Schenkein (Hg.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, New York: Academic Press, S. 219–248.

Jeffreys-Jones, Rhodri (2013), *In spies we trust. The story of western intelligence,* Oxford: Oxford University Press.

Jennings, Francis (Hg.) (1985), *The History and Culture of Iroquois Diplomacy. An Interdisciplinary Guide to the Treaties of the Six Nations and Their League,* Syracuse/N.Y: Syracuse University Press.

— (2010), *The invasion of America. Indians, colonialism, and the Cant of Conquest,* Chapel Hill: University of North Carolina Press.

Jessop, Bob (2001), »Bringing the State Back In (Yet Again). Reviews, Revisions, Rejections, and Redirections«, *International Review of Sociology*, Jg. 11, H. 2, S. 149–173.

Jochim, Christian (1979), »Imperial Audience Ceremonies of the Ch'ing Dynasty«, *Bulletin: Society for the Study of Chinese Religions*, S. 80–103.

Johnson, Gregory A. (1982), »Organizational Structure and Scalar Stress«, in: Colin Renfrew/M. J. Rowlands/Barbara Abbott Segraves (Hg.), *Theory and explanation in archaeology. The Southampton conference*, New York: Academic Press, S. 389–421.

Johnston, Douglas (2008), *Faith-Based Diplomacy. Trumping Realpolitik*, Oxford: Oxford University Press.

Jones, W. R. (1971), »The Image of the Barbarian in Medieval Europe«, *Comparative Studies in Society and History*, Jg. 13, H. 4, S. 376–407.

Jönsson, Christer (1996), »Diplomatic Signaling in the Television Age«, *The Harvard International Journal of Press/Politics*, Jg. 1, H. 3, S. 24–40.

— (2009), »Diplomacy, Bargaining and Negotiation«, in: Walter Carlsnaes (Hg.), *Handbook of international relations*, Los Angeles: Sage, S. 212–234.

— (2016), »Diplomacy, Communication and Signaling«, in: Costas M. Constantinou (Hg.), *The SAGE Handbook of Diplomacy*, London: Sage, S. 79–91.

Jönsson, Christer/Martin Hall (2003), »Communication: An Essential Aspect of Diplomacy«, *International Studies Perspectives*, Jg. 4, H. 2, S. 195–210.

— (2005), *Essence of diplomacy*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Jörg, Christian/Michael Jucker (2010), »Städtische Gesandte – Städtische Außenpolitik. Zur Einführung«, in: Christian Jörg (Hg.), *Spezialisierung und Professionalisierung. Träger und Foren städtischer Außenpolitik während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Wiesbaden: Reichert, S. 11–30.

Joshi, Davin/Roni Kay O'Dell (2013), »Global Governance and Development Ideology: The United Nations and the World Bank on the Left-Right Spectrum«, *Global Governance*, Jg. 19, H. 2, S. 249–275.

Josselin, Daphné/William Wallace (2001), *Non-state Actors in World Politics*, London: Palgrave Macmillan.

Jucker, Michael (2007), »Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte im Spätmittelalter als kommunikative Praxis«, *Zeitschrift für Historische Forschung*, Jg. 34, H. 2, S. 189–213.

— (2008), »Trust and Mistrust in Letters: Late Medieval Diplomacy and Its Communication Practices«, in: Petra Schulte/Marco Mostert/Irene van Renswoude (Hg.), *Strategies of writing. Studies on text and trust in the Middle Ages papers from ›Trust in Writing in the Middle Ages‹ (Utrecht 28–29 November 2002)*, Turnhout: Brepols, S. 213–236.

Kaberry, Phyllis M. (1965), »Political organization among the Northern Abelam«, *Anthropological Forum*, Jg. 1, H. 3–4, S. 333–372.

Kamp, Hermann (2011), »Vermittlung in der internationalen Politik des späten Mittelalters«, in: Gerd Althoff (Hg.), *Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 98–123.

Kampmann, Christoph (2005), »Geschichte als Argument. Historische Mythen im Wandel des frühneuzeitlichen Staatensystems«, *Zeitschrift für Historische Forschung*, Jg. 32, H. 2, S. 199–220.

Kang, David C. (2010), »Hierarchy and Legitimacy in International Systems. The Tribute System in Early Modern East Asia«, *Security Studies*, Jg. 19, H. 4, S. 591–622.

Kaplan, Joanna Overing (1973), »Endogamy and the Marriage Alliance: A Note on Continuity in Kindred-Based Groups«, *Man*, Jg. 8, H. 4, S. 555–570.

Kaplan, Philip (2003), »Cross-cultural Contacts among Mercenary Communities in Saite and Persian Egypt«, *Mediterranean Historical Review*, Jg. 18, H. 1, S. 1–31.

Kaplony, Andreas (1996), *Konstantinopel und Damaskus. Gesandtschaften und Verträge zwischen Kaisern und Kalifen 639 – 750 ; Untersuchungen zum Gewohnheits-Völkerrecht und zur interkulturellen Diplomatie*, Berlin/Halle, Saale: Schwarz; Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt.

Kappeler, Dietrich (2001), »Texts in Diplomacy«, in: Jovan Kurbalija/Hannah Slavik (Hg.), *Language and diplomacy*, Msida, Malta: DiploProjects, Mediterranean Academy of Diplomatic Studies, University of Malta, S. 201–206.

Karakayali, Nedim (2006), »The Uses of the Stranger: Circulation, Arbitration, Secrecy, and Dirt«, *Sociological Theory*, Jg. 24, H. 4, S. 312–330.

Karlsson, Mattias (2016), *Relations of power in early Neo-Assyrian state ideology*, Berlin: de Gruyter.

Kaufmann, Johan (2016), *Conference Diplomacy. An Introductory Analysis*, London: Palgrave Macmillan.

Kaung, U. Thaw (2014), »Bogus Chinese Envoys, Spurious Chinese Princesses at the 18th-Century Myanmar Royal Court«, *Journal of Burma Studies*, Jg. 18, H. 2, S. 193–221.

Kauṭilya (1977), *Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben. Das Arthaçástra des Kauṭilya*, Hg. und übers. von Johann Jakob Meyer, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

Kautsky, John H. (1997), *The politics of aristocratic empires*, New Brunswick: Transaction.

Kazuyuki, Tomiyama (2016), »Ryukyu Kingdom Diplomacy with Japan and the Ming and Qing Dynasties«, in: Masahide Ishihara/Eiichi Hoshino/Yoko Fujita (Hg.), *Self-determinable Development of Small Islands*, Singapore: Springer Singapore, S. 55–65.

Keane, Webb (1991), »Delegated voice: ritual speech, risk, and the making of marriage alliances in Anakalang«, *American Ethnologist*, Jg. 18, H. 2, S. 311–330.

Keeley, Lawrence H. (1996), *War before civilization*, New York: Oxford University Press.

Keene, Edward (2005), *International political thought. A historical introduction*, Cambridge: Polity.

Keller, Katrin (2010), »Mit den Mitteln einer Frau: Handlungsspielräume adliger Frauen in Politik und Diplomatie«, in: Hillard von Thiessen (Hg.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, Köln: Böhlau, S. 219–244.

Keller, Suzanne (1968), »Diplomacy and communication«, in: Louis Kriesberg (Hg.), *Social processes in international relations. A reader*, New York: Wiley, S. 119–126.

Kelly, Gordon P. (2006), *A history of exile in the Roman republic*, Cambridge: Cambridge University Press.

Kelly, Lynne (2015), *Knowledge and Power in Prehistoric Societies. Orality, Memory, and the Transmission of Culture*, New York: Cambridge University Press.

Kelman, Herbert C. (2005), »Building trust among enemies. The central challenge for international conflict resolution«, *International Journal of Intercultural Relations*, Jg. 29, H. 6, S. 639–650.

Keohane, Robert O. (1988), »International Institutions. Two Approaches«, *International Studies Quarterly*, Jg. 32, H. 4, S. 379–396.

Ker-Lindsay, James (2015), »Engagement without recognition: the limits of diplomatic interaction with contested states«, *International Affairs*, Jg. 91, H. 2, S. 267–285.

Kessler, Oliver (2012), »World Society, Social Differentiation and Time«, *International Political Sociology*, Jg. 6, H. 1, S. 77–94.

Khanna, Parag (2013), *How to run the world. Charting a course to the next renaissance*, New York: Random House.

Kieserling, André (1998), »Klatsch: Die Moral der Gesellschaft in der Interaktion unter Anwesenden«, *Soziale Systeme*, Jg. 4, H. 2, S. 387–413.

— (1999), *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2003), »Makropolitik, Mikropolitik, Politik der Protestbewegungen«, in: Armin Nassehi/Markus Schroer (Hg.), *Der Begriff des Politischen*, Baden-Baden: Nomos, S. 419–439.

— (2004), *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (2015), »Soziologische Ausgangspunkte für systemimmanente Kritik«, in: Albert Scherr (Hg.), *Systemtheorie und Differenzierungstheorie als Kritik. Perspektiven in Anschluss an Niklas Luhmann*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 140–153.

Kinne, Brandon J. (2014), »Dependent Diplomacy: Signaling, Strategy, and Prestige in the Diplomatic Network«, *International Studies Quarterly*, Jg. 58, H. 2, S. 247–259.

Kintzinger, Martin (2007), »Panne oder Provokation? Gewollte Regelbrüche in Politik und Diplomatie des Spätmittelalters«, in: Barbara Stollberg-

Rilinger/Thomas Weller (Hg.), *Wertekonflikte – Deutungskonflikte. Internationales Kolloquium des Sonderforschungsbereichs 496 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, 19.–20. Mai 2005*, Münster: Rhema, S. 85–104.

— (2008), »Kontakt und Konflikt. Herausforderungen der Diplomatie im Spätmittelalter«, in: Oliver Auge/Felix Biermann/Matthias Müller (Hg.), *Bereit zum Konflikt. Strategien und Medien der Konflikterzeugung und Konfliktbewältigung im europäischen Mittelalter*, Ostfildern: J. Thorbecke, S. 275–297.

Kipfer, Barbara A. (2008), *The order of things. Hierarchies, structures, and pecking orders*, New York: Workman.

Kırlı, Cengiz (2004), »Coffeehouses: Public Opinion in the Nineteenth-Century Ottoman Empire«, in: Armando Salvatore/Dale F. Eickelman (Hg.), *Public Islam and the common good*, Leiden/Boston: Brill, S. 75–97.

Kjaer, Anne Liese (2002), »›Eurospeak‹ – ›Eurotexte‹ – ›Eurobegriffe‹: Zur Pluralität von Sprachen und Rechten bei der Produktion und Rezeption gemeinschaftsrechtlicher Texte«, in: Lars Eriksen (Hg.), *Juristische Fachsprache. Kongressberichte des 12th European Symposium on Language for Special Purposes, Brixen/Bressanone 1999*, Münster: Lit, S. 115–131.

Kleczkowska, Katarzyna (2014), »Those Who Cannot Speak. Animals as Others in Ancient Greek Thought«, *Maska*, Jg. 24, S. 97–108.

Kleinschmidt, Harald (2010), *Legitimität, Frieden, Völkerrecht. Eine Begriffs- und Theoriegeschichte der menschlichen Sicherheit,* Berlin: Duncker & Humblot.

Kleistra, Yvonne (2018), »Diplomatic Professionalization«, in: Gordon Martel (Hg.), *The Encyclopedia of Diplomacy*, Oxford: John Wiley & Sons.

Klieman, Aaron S. (1999), *Constructive ambiguity in Middle East peace-making*, Tel Aviv: Tel Aviv University, Tami Steinmetz Center for Peace Research.

Knippschild, Silke (2002), *»Drum bietet zum Bunde die Hände«. Rechtssymbolische Akte in zwischenstaatlichen Beziehungen im orientalischen und griechisch-römischen Altertum*, Stuttgart: Steiner.

Knobler, Adam (2017), *Mythology and diplomacy in the Age of Exploration*, Leiden/Boston: Brill.

Knorr Cetina, Karin (1992), »Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 21, H. 6, S. 406–419.

Köbler, Ulrike (2010), *Werden, Wandel und Wesen des deutschen Privatrechtswortschatzes*, Frankfurt/M.: Lang.

Koch, Klaus-Friedrich (1974), *War and peace in Jalémó. The management of conflict in Highland New Guinea*, Cambridge: Harvard University Press.

Koch, Martin (2008), *Verselbständigungsprozesse internationaler Organisationen*, Wiesbaden: VS Verlag.

Kohl, Tobias (2009), »Zum Militär der Politik«, *Soziale Systeme*, Jg. 15, H. 1, S. 160–188.

Köhler, Matthias (2011), *Strategie und Symbolik. Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen*, Köln: Böhlau.

Kolb, Werner (1988), *Herrscherbegegnungen im Mittelalter*, Bern: Lang.

Koloma Beck, Teresa/Tobias Werron (2013), »Gewaltwettbewerbe. ›Gewalt‹ in globalen Konkurrenzen um Aufmerksamkeit und Legitimität«, in: Stephan Stetter (Hg.), *Ordnung und Wandel in der Weltpolitik. Konturen einer Soziologie der internationalen Beziehungen*, Baden-Baden: Nomos, S. 249–276.

Kopp, Harry/Charles A. Gillespie (2008), *Career diplomacy. Life and work in the U.S. foreign service*, Washington, DC: Georgetown University Press.

Koremenos, Barbara/Charles Lipson/Duncan Snidal (2001), »The Rational Design of International Institutions«, *International Organization*, Jg. 55, H. 4, S. 761–799.

Kornprobst, Markus (2007), »Comparing Apples and Oranges? Leading and Misleading Uses of Historical Analogies«, *Millennium – Journal of International Studies*, Jg. 36, H. 1, S. 29–49.

Korzenny, Felipe/Stella Ting-Toomey (Hg.) (1990), *Communicating for peace. Diplomacy and negotiation*, Newbury Park: Sage.

Koschorke, Albrecht (2015), »Ähnlichkeit. Valenzen eines post-postkolonialen Konzepts«, in: Anil Bhatti/Dorothee Kimmich/Sara Bangert (Hg.), *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz: Konstanz University Press, S. 35–45.

Koselleck, Reinhart (1989), »Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe«, in: Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M., S. 211–259.

Koskenniemi, Martti/Päivi Leino (1999), »Fragmentation of International Law? Postmodern Anxieties«, *Leiden Journal of International Law*, Jg. 15, H. 3, S. 553–579.

Kosto, Adam J. (2013), »The transformation of hostageship in Late Antiquity«, *Antiquité Tardive*, Jg. 21, S. 265–282.

Kränzle, Andreas (1997), »Der abwesende König. Überlegungen zur ottonischen Königsherrschaft«, *Frühmittelalterliche Studien*, Jg. 31, H. 1, S. 120–157.

Krasner, Stephen D. (1999), *Sovereignty. Organized hypocrisy*, Princeton: Princeton University Press.

Kratochwil, Friedrich (1989), *Rules, norms, and decisions. On the conditions of practical and legal reasoning in internationale relations and domestic affairs*, Cambridge: Cambridge University Press.

Kresten, Otto (1992), »Der ›Anredestreit‹ zwischen Manuel I. Komnenos und Friedrich I. Barbarossa nach der Schlacht von Myriokephalon«, *Römische Historische Mitteilungen*, 34/35, S. 65–110.

Krings, Hermann (2015), *Ordo. Philosophisch-historische Grundlegung einer abendländischen Idee,* Hamburg: Felix Meiner.

Krischer, André (2006), *Reichsstädte in der Fürstengesellschaft. Politischer Zeichengebrauch in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

— (2009), »Souveränität als sozialer Status: Zur Funktion des diplomatischen Zeremoniells in der Frühen Neuzeit«, in: Ralph Kauz/Giorgio Rota/Jan Paul Niederkorn (Hg.), *Diplomatisches Zeremoniell in Europa und im Mittleren Osten in der Frühen Neuzeit*, Wien: Verl. der Österr. Akad. der Wiss, S. 1–32.

Kubon, Sebastian (2016), *Die Außenpolitik des Deutschen Ordens unter Hochmeister Konrad von Jungingen (1393–1407),* Göttingen: V&R unipress.

Kuchler, Barbara (2013), *Kriege. Eine Gesellschaftstheorie gewaltsamer Konflikte*, Frankfurt/M.: Campus.

Kugeler, Heidrun (2006), »›Ehrenhafte Spion‹. Geheimnis, Verstellung und Offenheit in der Diplomatie des 17. Jahrhunderts«, in: Claudia Benthien/Steffen Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen: Niemeyer, S. 127–148.

Kühner, Christian (2010), »Hochadlige Außenverflechtung zwischen Fürstendienst und Hochverrat: Der Grand Condé als europaweit tätiger Akteur«, in: Hillard von Thiessen (Hg.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, Köln: Böhlau, S. 63–77.

Kulick, Don (2004), *Language shift and cultural reproduction. Socialization, self, and syncretism in a Papua New Guinean village,* Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Kurbalija, Jovan (1999), »Diplomacy in the Age of Information Technology«, in: Jan Melissen (Hg.), *Innovation in diplomatic practice*, Basingstoke: Macmillan Press, S. 171–191.

Kuus, Merje (2011), »Bureaucracy and place. Expertise in the European Quarter«, *Global Networks*, Jg. 11, H. 4, S. 421–439.

— (2014), *Geopolitics and expertise. Knowledge and authority in European diplomacy*, Chichester: Wiley Blackwell.

Kuznetsov, Alexander S. (2014), *Theory and practice of paradiplomacy. Subnational governments in international affairs*, New York: Routledge.

Kypta, Ulla (2014), *Die Autonomie der Routine. Wie im 12. Jahrhundert das englische Schatzamt entstand,* Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.

Lachs, Phyllis S. (1965), *The diplomatic corps under Charles II & James II*, New Brunswick: Rutgers University Press.

Lake, David A./Mathew D. McCubbins (2008), »The logic of delegation to international organizations«, in: Darren Greg Hawkins/David A. Lake/Daniel L. Nielson u.a. (Hg.), *Delegation and agency in international organizations*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 341–393.

Lamont, Michèle/Virág Molnár (2002), »The Study of Boundaries in the Social Sciences«, *Annual Review of Sociology*, Jg. 28, H. 1, S. 167–195.

Lamster, Mark (2009), *Master of shadows. The secret diplomatic career of the painter Peter Paul Rubens,* New York: Doubleday.

Landwehr, Achim (2014), *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert,* Frankfurt/M.: Fischer.

Lane, M. (1927), »The Diplomatic Service under William III«, *Transactions of the Royal Historical Society*, Jg. 10, S. 87–109.

Lane Fox, Robin (2005), *Alexander der Große. Eroberer der Welt,* Stuttgart: Klett-Cotta.

Lange, Deborah E. de (2010), »Examples of Diplomatic Behavior. Backroom-Bargaining and Negotiations«, in: Deborah E. de Lange (Hg.), *Power and Influence*, New York: Palgrave Macmillan, S. 121–135.

Langhorne, Richard (1992), »The regulation of diplomatic practice. The beginnings to the Vienna Convention on Diplomatic Relations, 1961«, *Review of International Studies*, Jg. 18, H. 1, S. 3–17.

— (2005), »The Diplomacy of Non-State Actors«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 16, H. 2, S. 331–339.

Langrod, Georges (1963), *The International Civil Service. Its Origins, its Nature, its Evolution*, Leyden: Sythoff.

Lantis, Jeffrey S. (2009), *The life and death of international treaties. Double-edged diplomacy and the politics of ratification in comparative perspective*, Oxford: Oxford University Press.

Latour, Bruno (2014), *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen,* Berlin: Suhrkamp.

Lauring, Jakob/Jan Selmer (2009), »Expatriate compound living. An ethnographic field study«, *The International Journal of Human Resource Management*, Jg. 20, H. 7, S. 1451–1467.

Laux, Henning (2017), »Clockwork Society: Die Weltklimakonferenz von Paris als Arena gesellschaftlicher Synchronisation«, in: Anna Henkel/Henning Laux/Fabian Anicker (Hg.), *Raum und Zeit. Soziologische Beobachtungen zur gesellschaftlichen Raumzeit*, Weinheim: Beltz Juventa, S. 246–279.

Lazzarini, Isabella (2015), *Communication and conflict. Italian diplomacy in the early Renaissance, 1350–1520,* Oxford: Oxford University Press.

— (2017), »The Preparatory Work: From Choice to Instructions«, in: Monica Azzolini/Isabella Lazzarini (Hg.), *Italian Renaissance diplomacy. A sourcebook*, Durham/Toronto: Institute of Medieval and Early Modern Studies Durham University; Pontifical Institute of Mediaeval Studies, S. 11–26.

Lecours, André (2002), »Paradiplomacy: Reflections on the Foreign Policy and International Relations of Regions«, *International Negotiation*, Jg. 7, H. 1, S. 91–114.

Lee, A. D. (1991), »The Role of Hostages in Roman Diplomacy with Sasanian Persia«, *Historia: Zeitschrift für Alte Geschichte*, Jg. 40, H. 3, S. 366–374.

Lee, D. Demetracopoulou (1940), »A Primitive System of Values«, *Philosophy of Science*, Jg. 7, H. 3, S. 355–378.

— (1949), »Being and Value in a Primitive Culture«, *The Journal of Philosophy*, Jg. 46, H. 13, S. 401–415.

Lee, Richard B. (1984), *The Dobe !Kung*, New York: Holt, Rinehart and Winston.

Lee, Maurice (1967), »The Jacobean Diplomatic Service«, *The American Historical Review*, Jg. 72, H. 4, S. 1264–1282.

Lefebvre, Stéphane (2003), »The Difficulties and Dilemmas of International Intelligence Cooperation«, *International Journal of Intelligence and CounterIntelligence*, Jg. 16, H. 4, S. 527–542.

Leguey-Feilleux, Jean-Robert (2009), *The dynamics of diplomacy*, Boulder: Lynne Rienner Publishers.

Leifer, Richard/George P. Huber (1977), »Relations Among Perceived Environmental Uncertainty, Organization Structure, and Boundary-Spanning Behavior«, *Administrative Science Quarterly*, Jg. 22, H. 2, S. 235–247.

Leira, Halvard (2016), »A Conceptual History of Diplomacy«, in: Costas M. Constantinou (Hg.), *The SAGE Handbook of Diplomacy*, London: Sage, S. 28–38.

Lemoine, Jacques (1995), *The international civil servant. An endangered species*, The Hague: Kluwer Law International.

Lesaffer, Randall (2016), »Roman Law and the Intellectual History of International Law«, in: Anne Orford/Florian Hoffmann/Martin Clark (Hg.), *The Oxford handbook of the theory of international law*, Oxford/New York: Oxford University Press, S. 38–58.

Lévi-Strauss, Claude (1949), »La politique étrangère d'une société primitive«, *Politique étrangère*, Jg. 14, H. 2, S. 139–152.

— (1963), *Structural anthropology*, New York: Basic Books.

— (1981), *Das wilde Denken*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1993), *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Lewis, Sian (1996), *News and society in the Greek polis*, London: Duckworth.

Leyser, Karl (1993), »Ritual, Zeremonie und Gestik: das ottonosche Reich«, *Frühmittelalterliche Studien*, Jg. 27, S. 1–26.

Liberman, Kenneth (1985), *Understanding interaction in central Australia. An ethnomethodological study of Australian Aboriginal people*, Boston: Routledge & Paul.

Lichtenstern, Joseph Max Freiherr von (1820), *Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen und der Diplomat zu leisten? Ein Umriss der Hauptmomente der ersten und der Pflichten des letzteren*, Altenburg: Christian Hahn.

Linck, Gundula (1995), »›Die Menschen in den Vier Himmelsrichtungen‹. Chinesische Fremdbilder«, in: Helwig Schmidt-Glintzer (Hg.), *Das andere China. Festschrift für Wolfgang Bauer zum 65. Geburtstag*, Wiesbaden: Harrassowitz, S. 257–289.

Lind, Gunnar (2006), »Being States and Making Diplomacy in Early Modern Europe. The Danish Kingdom and the Dutch Republic c. 1568–1632«, *Tijdschrift voor Skandinavistiek*, Jg. 27, H. 1, S. 3–23.

Lind, Jennifer M. (2008), *Sorry states. Apologies in international politics*, Ithaca: Cornell University Press.

Lindstrom, Lamont (1990), »Straight Talk on Tanna«, in: Karen Ann Watson-Gegeo (Hg.), *Disentangling. Conflict discourse in Pacific societies*, Stanford: Stanford University Press, S. 373–411.

Little, Richard (2007), *The balance of power in international relations. Metaphors, myths, and models*, New York: Cambridge University Press.

Liverani, Mario (1990), *Prestige and interest. International relations in the Near East ca. 1600–1100 B.C*, Padova: Sargon.

— (2001), *International relations in the ancient Near East, 1660–1100 B.C*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave.

— (2002), »The Great Powers' Club«, in: Raymond Cohen/Raymond Westbrook (Hg.), *Amarna diplomacy. The beginnings of international relations*, Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 15–27.

Lizot, Jacques (1994), »Words in the Night: The Ceremonial Dialogue – One Expression of Peaceful Relationships Among the Yanomami«, in: Leslie Elmer Sponsel/Thomas Gregor (Hg.), *The anthropology of peace and nonviolence*, Boulder: L. Rienner, S. 213–240.

Llewellyn-Jones, Lloyd (2013), *King and Court in Ancient Persia 559 to 331 BCE*, Edinburgh: Edinburgh University Press.

Lovejoy, Arthur O. (1936), *The great chain of being. A study of the history of an idea*, Cambridge: Harvard University Press.

Low, Polly (2007), *Interstate relations in classical Greece. Morality and power*, Cambridge: Cambridge University Press.

Lowry, Ritchie P. (1972), »Toward a Sociology of Secrecy and Security Systems«, *Social Problems*, Jg. 19, H. 4, S. 437–450.

Lubkin, Gregory (1986), »Strategic Hospitality. Foreign Dignitaries at the Court of Milan, 1466–1476«, *The International History Review*, Jg. 8, H. 2, S. 174–189.

Lucadou, Walter von/Klaus Kornwachs (1983), »The Problem of Reductionism from a System Theoretical Viewpoint: How to Link Physics and Psychology«, *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie / Journal for General Philosophy of Science*, Jg. 14, H. 2, S. 338–349.

Luce, Clare Boothe (1957), »The Ambassadorial Issue. Professionals or Amateurs?«, *Foreign Affairs*, Jg. 36, H. 1, S. 105–121.

Luckmann, Thomas (1970), »On the Boundaries of the Social World«, in: Maurice Natanson (Hg.), *Phenomenology and Social Reality. Essays in Memory of Alfred Schutz*, Dordrecht: Springer Netherlands, S. 73–100.

— (1991), *Die unsichtbare Religion*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1996), »Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.), *Identität*, München: Fink, S. 293–313.

Ludlow, N. Piers (1999), »Challenging French Leadership in Europe. Germany, Italy, the Netherlands and the Outbreak of the Empty Chair Crisis of 1965–1966«, *Contemporary European History*, Jg. 8, H. 2, S. 231–248.

Luhmann, Niklas (1968), *Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*, Tübingen: Mohr.

— (1971a), »Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten«, in: Niklas Luhmann, *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 143–164.

— (1971b), »Öffentliche Meinung«, in: Niklas Luhmann, *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–34.

— (1972), »Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaftssystemen und Organisationssystemen«, in: Bund Deutscher Werbeberater (Hg.), *Kommunikation und Gesellschaft. Möglichkeiten und Grenzen von Kommunikation und Marketing in einer sich wandelnden Gesellschaft*, Karlsruhe: Nadolski, S. 143–149.

— (1974a), »Funktion und Kausalität«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–30.

— (1974b), »Funktionale Methode und Systemtheorie«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 31–53.

— (1974c), *Grundrechte als Institution. Ein Beitrag zur politischen Soziologie,* Berlin: Duncker & Humblot.

— (1974d), »Soziologie als Theorie sozialer Systeme«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 113–136.

— (1975a), »Die Weltgesellschaft«, in: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51–71.

— (1975b), »Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen«, in: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 134–149.

— (1975c), »Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems. Über die Kategorie der Reflexion aus der Sicht der Systemtheorie«, in: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 72–102.

— (1975d), »Weltzeit und Systemgeschichte. Über Beziehungen zwischen Zeithorizonten und sozialen Strukturen gesellschaftlicher Systeme«, in: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen, S. 103–133.

— (1976), »The Future Cannot Begin: Temporal Structures in Modern Society«, *Social Research*, Jg. 43, H. 1, S. 130–152.

— (1977), *Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1980a), »Frühneuzeitliche Anthropologie. Theorietechnische Lösungen für ein Evolutionsproblem der Gesellschaft«, in: Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 162–234.

— (1980b), »Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert«, in: Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 72–161.

— (1980c), »Temporalisierung von Komplexität: Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe«, in: Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 235–300.

— (1981a), »Erleben und Handeln«, in: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 67–80.

— (1981b), »Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften«, in: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 198–227.

— (1981c), »Interpenetration – Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme«, in: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 151–169.
— (1981d), »Uber die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen«, in: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 35–49.
— (1982), *Funktion der Religion,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1983), *Legitimation durch Verfahren,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1984), *Soziale Systeme,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1985), »Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 11–33.
— (1987a), »Codierung und Programmierung. Bildung und Selektion im Erziehungssystem«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Köln, S. 182–201.
— (1987b), »Die Richtigkeit soziologischer Theorie«, *Merkur*, Jg. 41, 455–466, S. 36–49.
— (1987c), »Gesellschaftliche Grundlagen der Macht: Steigerung und Verteilung«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 117–125.
— (1987d), *Rechtssoziologie,* Opladen: Westdeutscher Verlag.
— (1987e), »Staat und Politik. Zur Semantik der Selbstbeschreibung politischer Systeme«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 74–103.
— (1987f), »The Evolutionary Differentiation between Society and Interaction«, in: Jeffrey C. Alexander/Bernhard Giesen/Richard Münch (Hg.), *The Micro-macro link*, Berkeley: University of California Press, S. 112–131.
— (1988a), *Die Wirtschaft der Gesellschaft,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1988b), »Familiarity, Confidence, Trust: Problems and Alternatives«, in: Diego Gambetta (Hg.), *Trust. Making and breaking cooperative relations*, New York: B. Blackwell, S. 94–107.
— (1990a), »Anfang und Ende: Probleme einer Unterscheidung«, in: Niklas Luhmann/Karl Eberhard Schorr (Hg.), *Zwischen Anfang und Ende. Fragen an die Pädagogik*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 11–23.
— (1990b), »Gleichzeitigkeit und Synchronisation«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 95–130.
— (1990c), »Interesse und Interessenjurisprudenz im Spannungsfeld von Gesetzgebung und Rechtsprechung«, *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte*, Jg. 12, S. 1–13.
— (1991a), *Soziologie des Risikos*, Berlin/New York: W. de Gruyter.
— (1991b), »Wie lassen sich latente Strukturen beobachten?«, in: Paul Watzlawick/Peter Krieg (Hg.), *Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus. Festschrift für Heinz von Foerster*, München/Zürich: Piper, S. 61–74.

— (1992), »Europäische Rationalität«, in: Niklas Luhmann, *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51–91.
— (1993a), *Das Recht der Gesellschaft,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1993b), »Die Paradoxie des Entscheidens«, *Verwaltungs-Archiv*, Jg. 84, H. 3, S. 287–310.
— (1993c), »Individuum, Individualität, Individualismus«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik 3. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 149–258.
— (1993d), »Staat und Staatsräson im Übergang von traditionaler Herrschaft zu moderner Politik«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik 3. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 65–148.
— (1994a), »Europa als Problem der Weltgesellschaft«, *Berliner Debatte Initial*, Jg. 5, H. 2, S. 3–7.
— (1994b), *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1995a), »Das Gedächtnis der Politik«, *Zeitschrift für Politik*, Jg. 42, H. 2, S. 109–121.
— (1995b), *Funktionen und Folgen formaler Organisation,* Berlin: Duncker & Humblot.
— (1995c), »Was ist Kommunikation?«, in: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 113–124.
— (1996a), *Die Realität der Massenmedien,* Wiesbaden: VS Verlag.
— (1996b), »Zeit und Gedächtnis«, *Soziale Systeme*, Jg. 2, H. 2, S. 307–330.
— (1997), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1999a), *Ausdifferenzierung des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (1999b), »Die Behandlung von Irritationen: Abweichung oder Neuheit?«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 55–100.
— (1999c), »Jenseits von Barbarei«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 138–150.
— (1999d), »Kultur als historischer Begriff«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 31–54.
— (1999e), »Sign as Form«, in: Dirk Baecker (Hg.), *Problems of form*, Stanford: Stanford University Press, S. 46–63.
— (2000a), *Organisation und Entscheidung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
— (2000b), *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität,* Stuttgart: Lucius & Lucius.
— (2002), *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
— (2010a), »›Nomologische Hypothesen‹, funktionale Äquivalenz, Limitationalität. Zum wissenschaftstheoretischen Verständnis des Funktionalismus«, *Soziale Systeme*, Jg. 16, H. 1, S. 3–27.
— (2010b), *Politische Soziologie,* Berlin: Suhrkamp.
— (2012a), *Macht,* Konstanz: UVK.

— (2012b), *Macht im System,* Berlin: Suhrkamp.
— (2015), »Ebenen der Systembildung – Ebenendifferenzierung«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 6–39.
— (2016), *Der neue Chef*, Berlin: Suhrkamp.
— (2017a), Niklas Luhmann, *Systemtheorie der Gesellschaft,* Berlin: Suhrkamp.
— (2017b), »Zur Innendifferenzierung des Gesellschaftssystems: Schichtung und funktionale Differenzierung«, *Soziale Welt*, Jg. 68, H. 1, S. 5–24.
Luhmann, Niklas/Peter Fuchs (1989), »Geheimnis, Zeit und Ewigkeit«, in: Niklas Luhmann, Peter Fuchs, *Reden und Schweigen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 101–137.
Luhmann, Niklas/Karl Eberhard Schorr (1988), *Reflexionsprobleme im Erziehungssystem,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Lund, Allan A. (2007), »Zur interpretatio Romana in der ›Germania‹ des Tacitus«, *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*, Jg. 59, H. 4, S. 289–310.
Lünig, Johann C. (1719), *Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum, Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien, Welche bey Päbst- und Käyser-, auch Königlichen Wahlen und Crönungen … Ingleichen bey Grosser Herren und dero Gesandten Einholungen … beobachtet worden*, Leipzig: Weidmann.
Lunitz, Martin (1988), *Diplomatie und Diplomaten im 16. Jahrhundert. Studien zu den ständigen Gesandten Kaiser Karls V. in Frankreich,* Konstanz: Hartung-Gore.
Ma, John (2003), »Peer Polity Interaction in the Hellenistic Age«, *Past & Present*, H. 180, S. 9–39.
MacClanahan, Grant V./Nicholas Henderson (1989), *Diplomatic immunity. Principles, practices, problems*, London: Hurst.
Machiavelli, Niccoló (1976), *Opere di Niccoló Machiavelli*, Ezio Raimondi (Hg.), Milano: Ugo Mursia.
MacManus, Thomas (2019), »Trump an Nuclear Weapons«, in: Jeremy Kowalski (Hg.), *Reading Donald Trump. A Parallax View of the Campaign and Early Presidency*, Cham: Springer, S. 183–198.
Macrides, Ruth (1995), »Dynastic marriages and political kinship«, in: Jonathan Shepard/Simon Franklin (Hg.), *Byzantine diplomacy. Papers from the Twenty-fourth Spring Symposium of Byzantine Studies, Cambridge, March 1990*, Aldershot: Variorum, S. 263–280.
Magalhães, José C. de (1988), *The pure concept of diplomacy*, New York: Greenwood Press.
Maguire, Henry (1997), »The Heavenly Court«, in: Henry Maguire (Hg.), *Byzantine court culture from 829 to 1204. [Papers from a symposium held at Dumbarton Oaks in April 1994]*, Washington, DC: Dumbarton Oaks Research Library and Collection, S. 247–258.
Malinowski, Bronislaw (1932), *Argonauts of the western Pacific. An account of native enterprise and adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea*, London: Routledge.

Mann, Michael (1990), *Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike*, Frankfurt/M.: Campus Verl.

Marcus, Solomon (1985), »Diplomatic Communication«, in: Lucia Vaina (Hg.), *Cognitive constraints on communication. Representations and processes*, Dordrecht: Reidel, S. 19–31.

Marcussen, Martin/Jarle Trondal (2011), »The OECD civil servant. Caught between Scylla and Charybdis 1«, *Review of International Political Economy*, Jg. 18, H. 5, S. 592–621.

Marenbon, John (2015), *Pagans and Philosophers. The Problem of Paganism from Augustine to Leibniz*, Princeton: Princeton University Press.

Marsden, Magnus/Diana Ibañez-Tirado/David Henig (2016), »Everyday Diplomacy«, *The Cambridge Journal of Anthropology*, Jg. 34, H. 2, S. 2–22.

Marshall, Lorna (1961), »Sharing, Talking, and Giving. Relief of Social Tensions among !Kung Bushmen«, *Africa*, Jg. 31, H. 3, S. 231–249.

Martin, John L. (2009), *Social structures*, Princeton: Princeton University Press.

— (2011), *The explanation of social action*, Oxford: Oxford University Press.

Mastenbroek, Willem (2000), »Negotiating as a Civilizing Process«, in: Annette Treibel/Helmut Kuzmics/Reinhard Blomert (Hg.), *Zivilisationstheorie in der Bilanz. Beiträge zum 100. Geburtstag von Norbert Elias*, Opladen: Leske + Budrich, S. 165–183.

Masters, Roger D. (1964), »World Politics as a Primitive Political System«, *World Politics*, Jg. 16, H. 4, S. 595–619.

Mathews, R. H. (1897), »Message Sticks used by the Aborigines of Australia«, *American Anthropologist*, A10, H. 9, S. 288–298.

Mattheis, Clemens (2018), *Die Konstitutionalisierung des Völkerrechts aus systemtheoretischer Sichtweise*, Berlin: Springer.

Mattingly, Garrett (1988), *Renaissance diplomacy*, New York: Dover Publications.

Mauss, Marcel (1923), »Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïquès«, *L'Année sociologique (1896/1897–1924/1925)*, Jg. 1, S. 30–186.

McConnell, Fiona (2018), »Performing Diplomatic Decorum. Repertoires of ›Appropriate‹ Behavior in the Margins of International Diplomacy«, *International Political Sociology*, Jg. 40, H. 4, S. 362–381.

McConnell, Fiona/Terri Moreau/Jason Dittmer (2012), »Mimicking state diplomacy: The legitimizing strategies of unofficial diplomacies«, *Geoforum*, Jg. 43, H. 4, S. 804–814.

McIntyre, Elizabeth (1954), »Weighted Voting in International Organizations«, *International Organization*, Jg. 8, H. 4, S. 484–497.

McKellin, William H. (1990), »Allegory and Inference: Intentional Ambiguity in Managalese Negotiations«, in: Karen Ann Watson-Gegeo (Hg.), *Disentangling. Conflict discourse in Pacific societies*, Stanford: Stanford University Press, S. 335–370.

McPherson, Miller/Lynn Smith-Lovin/James M. Cook (2001), »Birds of a Feather. Homophily in Social Networks«, *Annual Review of Sociology*, Jg. 27, H. 1, S. 415–444.

Mearsheimer, John J. (2011), *Why leaders lie. The truth about lying in international politics*, Oxford: Oxford University Press.

Meerts, Paul (1999), »The Changing Nature of Diplomatic Negotiation«, in: Jan Melissen (Hg.), *Innovation in diplomatic practice*, Basingstoke: Macmillan Press, S. 79–93.

Meggitt, Mervyn J. (1977), *Blood is their argument. Warfare among the Mae Enga tribesmen of the New Guinea highlands,* Palo Alto: Mayfield.

Meier, Samuel A. (1989), *The messenger in the ancient Semitic world*, Atlanta: Scholars Press.

— (2002), »Diplomacy and International Marriages«, in: Raymond Cohen/Raymond Westbrook (Hg.), *Amarna diplomacy. The beginnings of international relations*, Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 165–173.

Melo, Joao Vicente (2016), »In Search of a Shared Language. The Goan Diplomatic Protocol«, *Journal of Early Modern History*, Jg. 20, H. 4, S. 390–407.

Merkelbach, Reinhold (2012), *Isis regina – Zeus Sarapis. Die griechisch-ägyptische Religion nach den Quellen dargestellt*, Stuttgart: B.G. Teubner.

Meron, Theodor (1995), »The Authority to Make Treaties in the Late Middle Ages«, *The American Journal of International Law*, Jg. 89, H. 1, S. 1–20.

Merritt, Richard L. (1994), »Measuring events for international political analysis«, *International Interactions*, Jg. 20, H. 1–2, S. 3–33.

Merton, Robert K. (1976), *Sociological ambivalence and other essays*, New York: Free Press.

Messmer, Heinz (2003), »Form und Codierung des sozialen Konflikts«, *Soziale Systeme*, Jg. 9, H. 2, S. 335–369.

Metzig, Gregor (2016), *Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519)*, Berlin: de Gruyter.

Meyer, Christian (2005), *»Mahnen, Prahlen, Drohen …«. Rhetorik und politische Organisation amerikanischer Indianer*, Frankfurt/M.: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

— (2010), »Performing Spirits: Shifting Agencies in Brazilian Umbanda Rituals«, in: Angelos Chaniotis/Axel Michaels (Hg.), *Body, performance, agency, and experience*, Wiesbaden: Harrassowitz, S. 35–58.

— (2015), »›Metaphysik der Anwesenheit‹. Zur Universalitätsfähigkeit soziologischer Interaktionsbegriffe«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 321–345.

Meyer, John W./John Boli/George M. Thomas/Francisco O. Ramirez (1997), »World Society and the Nation-State«, *American Journal of Sociology*, Jg. 103, H. 1, S. 144–181.

Meyer, John W./Ronald L. Jepperson (2000), »The ›Actors‹ of Modern Society. The Cultural Construction of Social Agency«, *Sociological Theory*, Jg. 18, H. 1, S. 100–120.

Michels, Robert (1929), *Der Patriotismus. Prolegomena zu einer soziologischen Analyse*, München/Leipzig.

Miller, William I. (2011), »The Messenger«, in: Gerd Althoff (Hg.), *Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 19–36.

Mills, C. Wright (1940), »Situated Actions and Vocabularies of Motive«, *American Sociological Review*, Jg. 5, H. 6, S. 904–913.

Misztal, Barbara A. (2003), *Theories of social remembering*, Maidenhead: Open University Press.

Modelski, George (1970), »The World's Foreign Ministers: A Political Elite«, *The Journal of Conflict Resolution*, Jg. 14, H. 2, S. 135–175.

— (2006), »World system evolution«, in: Robert Allen Denemark/Jonathan Friedman/Barry K. Gills u.a. (Hg.), *World system history. The social science of long-term change*, London: Routledge, S. 24–53.

Mokhberi, Susan (2012), »Finding Common Ground Between Europe and Asia. Understanding and Conflict During the Persian Embassy to France in 1715«, *Journal of Early Modern History*, Jg. 16, H. 1, S. 53–80.

Mölders, Marc (2011), *Die Äquilibration der kommunikativen Strukturen. Theoretische und empirische Studien zu einem soziologischen Lernbegriff,* Weilerswist: Velbrück.

Moos, Peter von (2006a), »Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne«, in: Peter von Moos/Gert Melville (Hg.), *Rhetorik, Kommunikation und Medialität*, Münster, S. 307–429.

— (2006b), »Der Herold: Ein Kommunikationsexperte zwischen den Zeiten«, in: Peter von Moos/Gert Melville (Hg.), *Rhetorik, Kommunikation und Medialität*, Münster, S. 153–172.

Moran, William L. (Hg.) (1996), *The Amarna letters,* Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Moretti, Franco/Dominique Pestre (2015), »Bankspeak. The Language of World Bank Reports«, *New Left Review*, Jg. 92, 75–99.

Morgner, Christian (2009), *Weltereignisse und Massenmedien: Zur Theorie des Weltmedienereignisses. Studien zu John F. Kennedy, Lady Diana und der Titanic*, Bielefeld: Transcript.

Morris, Michael/Janice Nadler/Terri Kurtzberg/Leigh Thompson (2002), »Schmooze or lose. Social friction and lubrication in e-mail negotiations«, *Group Dynamics: Theory, Research, and Practice*, Jg. 6, H. 1, S. 89–100.

Morse, Hosea B. (1926), *The Chronicles of the East India Company trading to China 1635 – 1834*, Oxford: Clarendon Press.

Mosley, Derek J. (1973), *Envoys and diplomacy in ancient Greece*, Wiesbaden: Steiner.

Mühlmann, Wilhelm E. (1985), »Ethnogonie und Ethnogenese. Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie«, in: *Studien zur Ethnogenese*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–27.

Muldoon, James P. (2005), »The Diplomacy of Business«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 16, H. 2, S. 341–359.

Müller, Harald (2004), »Arguing, Bargaining and all that: Communicative Action, Rationalist Theory and the Logic of Appropriateness in International Relations«, *European Journal of International Relations*, Jg. 10, H. 3, S. 395–435.

Müller, Johann Baptist (1990), »Bedürfnis«, in: Otto Brunner/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 440–489.

Müller, Marion (2009), *Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*, Wiesbaden: VS Verlag.

Munn-Rankin, J. M. (1956), »Diplomacy in Western Asia in the Early Second Millennium B.C«, *Iraq*, Jg. 18, H. 1, S. 68–110.

Murphy, Sean D. (1999), »Democratic Legitimacy and the Recognition of States and Governments«, *International and Comparative Law Quarterly*, Jg. 48, H. 3, S. 545–581.

Murray, Stuart/Geoffrey Allen Pigman (2013), »Mapping the relationship between international sport and diplomacy«, *Sport in Society*, Jg. 17, H. 9, S. 1098–1118.

Myers, Fred R. (1986), »Reflections on a Meeting: Structure, Language, and the Polity in a Small-Scale Society«, *American Ethnologist*, Jg. 13, H. 3, S. 430–447.

Myers, Fred R./Donald Lawrence Brenneis (1984), »Introduction: Language and Politics in the Pacific«, in: Donald Lawrence Brenneis/Fred R. Myers (Hg.), *Dangerous words. Language and politics in the Pacific*, New York: New York University Press, S. 1–29.

Myres, J. L. (1943), »ΑΚΗΡΥΚΤΟΣ ΠΟΛΕΜΟΣ (Herodotus, V. 81)«, *The Classical Review*, Jg. 57, H. 2, S. 66–67.

Nadel, Siegfried F. (1947), *The Nuba. An anthropological study of the hill tribes in Kordofan*, London: Oxford University Press.

— (1957), *The theory of social structure*, London: Cohen & West.

Nassehi, Armin (1998), »Die ›Welt‹-Fremdheit der Globalisierungsdebatte. Ein phänomenologischer Versuch«, *Soziale Welt*, Jg. 49, H. 2, S. 151–165.

— (2003), »Der Begriff des Politischen und die doppelte Normativität der ›soziologischen‹ Moderne«, in: Armin Nassehi/Markus Schroer (Hg.), *Der Begriff des Politischen*, Baden-Baden: Nomos, S. 133–169.

— (2008), *Die Zeit der Gesellschaft*, Wiesbaden: Springer.

Naurin, Daniel/Elin Naurin (2018), »Descriptive Representation and Negotiation: Gender Balance in the Committees of the Council of the European Union«, in: Karin Aggestam/Ann E. Towns (Hg.), *Gendering Diplomacy and International Negotiation*, Cham: Springer, S. 213–237.

Nerlich, Daniel (1999), *Diplomatische Gesandtschaften zwischen Ost- und Westkaisern 756 – 1002*, Bern: Lang.

Neumann, Iver B. (2001), »›Grab a Phaser, Ambassador‹: Diplomacy in Star Trek«, *Millennium – Journal of International Studies*, Jg. 30, H. 3, S. 603–624.

— (2002), »Returning Practice to the Linguistic Turn: The Case of Diplomacy«, *Millennium – Journal of International Studies*, Jg. 31, H. 3, S. 627–651.

— (2005), »To Be a Diplomat«, *International Studies Perspectives*, Jg. 6, S. 72–93.

— (2007), »›A Speech That the Entire Ministry May Stand for‹, or: Why Diplomats Never Produce Anything New«, *International Political Sociology*, Jg. 1, S. 183–200.

— (2008), »The Body of the Diplomat«, *European Journal of International Relations*, Jg. 14, H. 4, S. 671–695.

— (2012), *Diplomatic sites. A critical enquiry*, London: Hurst.

— (2017), »Diplomatic Cooperation: An Evolutionary Perspective«, in: Dirk Messner/Silke Weinlich (Hg.), *Global cooperation and the human factor in international relations*, London: Routledge, S. 225–245.

— (2018), »A prehistorical evolutionary view of diplomacy«, *Place Branding and Public Diplomacy*, Jg. 14, H. 1, S. 4–10.

Nexon, Daniel H. (2010), »Relationalism and New Systems Theory«, in: Mathias Albert/Lars-Erik Cederman/Alexander Wendt (Hg.), *New systems theories of world politics*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 99–126.

Nickles, David P. (2003), *Under the wire. How the telegraph changed diplomacy*, Cambridge: Harvard University Press.

Nicolson, Harold G. (1947), *Diplomatie*, Bern: Francke.

Niederkorn, Jan Paul (1995), »Gesandte – Vermittler – Schwindler. Von den Schwierigkeiten diplomatischer Kontakte mit orientalischen und osteuropäischen Mächten in der frühen Neuzeit«, *Österreichische Osthefte*, Jg. 37, H. 4, S. 863–878.

Niedner-Kalthoff, Ulrike (2005), *Ständige Vertretung. Eine Ethnographie diplomatischer Lebenswelten*, Bielefeld: Transcript.

Nizām-al-Mulk, Abū-ʿAlī al-Hasan Ibn-ʿAlī (1987), *Das Buch der Staatskunst. Gedanken und Geschichten = Siyāsatnāma*, Zürich: Manesse.

Nolde, Dorothea (2013), »Was ist Diplomatie und wenn ja, wie viele? Herausforderungen und Perspektiven einer Geschlechtergeschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie«, in: Peter Burschel (Hg.), *Thema: Diplomatiegeschichte*, Köln: Böhlau, S. 179–198.

Novak, Andrew (2009), »Face-Saving Maneuvers and Strong Third-Party Mediation: The Lancaster House Conference on Zimbabwe-Rhodesia«, *International Negotiation*, Jg. 14, H. 1, S. 149–174.

Numelin, Ragnar (1950), *The beginnings of diplomacy. A sociological study of intertribal and international relations*, London/Copenhagen: Oxford University Press; E. Munksgaard.

— (1963), »Intertribal Relations in Central and South Africa«, *Commentationes Humanarum Litterarum*, Jg. 32, H. 3, S. 1–118.

— (1967), »Native Contacts and Diplomacy. The History of Intertribal Relations in Australia and Oceania«, *Commentationes Humanarum Litterarum*, Jg. 41, H. 1, S. 3–179.

Nye, Joseph S. (1968), »Comparative Regional Integration. Concept and Measurement«, *International Organization*, Jg. 22, H. 4, S. 855–880.

Oevermann, Ulrich (1999), »Strukturale Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie«, in: Wolfgang Glatzer (Hg.), *Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 72–84.

Okhuysen, Gerardo A./Adam D. Galinsky/Tamara A. Uptigrove (2003), »Saving the worst for last: The effect of time horizon on the efficiency of negotiating benefits and burdens«, *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, Jg. 91, H. 2, S. 269–279.

Oláh, Csaba (2014), *Räuberische Chinesen und tückische Japaner. Die diplomatischen Beziehungen zwischen China und Japan im 15. und 16. Jahrhundert*, Wiesbaden: Harrassowitz.

Onuf, Nicholas (1995), »Levels«, *European Journal of International Relations*, Jg. 1, H. 1, S. 35–58

Orth, Ernst Wolfgang (1982), »Interesse«, in: Otto Brunner/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart: Klett, S. 305–365.

Orthmann, Eva (2011), »Court culture and cosmology in the Mughal Empire. Humāyūn and the Foundation of the dīn-i ilāhī«, in: Albrecht Fuess/Jan-Peter Hartung (Hg.), *Court cultures in the Muslim world. Seventh to nineteenth centuries*, London/New York: Routledge, S. 202–220.

Osborne, Toby (2007), *Dynasty and diplomacy in the court of Savoy. Political culture and the Thirty Years' War*, Cambridge: Cambridge University Press.

Osterhammel, Jürgen (1997), »Gastfreiheit und Fremdenabwehr. Interkulturelle Ambivalenzen in der Frühen Neuzeit.«, in: Herfried Münkler/Bernd Ladwig (Hg.), *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 379–436.

— (2002), »Expansion und Imperium«, in: Peter Burschel (Hg.), *Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard zum 65. Geburtstag am 10. April 2002*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 371–392.

— (2006), »Über die Periodisierung der neueren Geschichte«, in: *Berichte und Abhandlungen*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 45–64.

— (2010), *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert,* München: Beck.

Ottaway, David B. (2010), *The king's messenger. Prince Bandar bin Sultan and America's tangled relationship with Saudi Arabia*, New York: Walker & Co.

Ottaway, Marina (2001), »Corporatism Goes Global. International Organizations, Nongovernmental Organization Networks, and Transnational Business«, *Global Governance*, Jg. 7, H. 3, S. 265–292.

Paasi, Anssi (1998), »Boundaries as social processes. Territoriality in the world of flows«, *Geopolitics*, Jg. 3, H. 1, S. 69–88.

Padgett, John F./Christopher K. Ansell (1993), »Robust Action and the Rise of the Medici, 1400–1434«, *American Journal of Sociology*, Jg. 98, H. 6, S. 1259–1319.

Parker, K. L. (1905), *The Euahlayi tribe. A study of aboriginal life in Australia*, London: Constable.

Parker, Noel/Rebecca Adler-Nissen (2012), »Picking and Choosing the ›Sovereign‹ Border: A Theory of Changing State Bordering Practices«, *Geopolitics*, Jg. 17, H. 4, S. 773–796.

Parsons, Talcott (1966), *Societies. Evolutionary and comparative perspectives*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

Patterson, Bradley H. (2004), *The White House staff. Inside the West Wing and beyond*, Washington, DC: Brookings Institution Press.

Payne, Richard (2013), »Cosmology and the Expansion of the Iranian Empire, 502–628 CE«, *Past & Present*, Jg. 220, H. 1, S. 3–33.

Pedersen, Morten A. (2001), »Totemism, Animism and North Asian Indigenous Ontologies«, *Journal of the Royal Anthropological Institute*, Jg. 7, H. 3, S. 411–427.

Pehar, Dražen (2001), »Use of Ambiguities in Peace Agreements«, in: Jovan Kurbalija/Hannah Slavik (Hg.), *Language and diplomacy*, Msida: DiploProjects, Mediterranean Academy of Diplomatic Studies, University of Malta, S. 163–200.

Peirce, Leslie P. (1994), *Imperial Harem. Women and Sovereignty in the Ottoman Empire,* New York: Oxford University Press.

Pfetsch, Frank R. (2011), »Power in International Negotiations. Symmetry and Asymmetry«, *Négociations*, Jg. 16, H. 2, S. 39.

Picard, Bertold (1967), *Das Gesandtschaftswesen Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Geschichte der Diplomatie in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach den Aufzeichnungen des Freiherrn Sigmund von Herberstein*, Wien: Hermann Böhlaus Nachf.

Pickering, Sharon/Leanne Weber (Hg.) (2006), *Borders, mobility and technologies of control*, Dordrecht: Springer.

Pigman, Geoffrey A. (2010), *Contemporary diplomacy. Representation and communication in a globalized world*, Cambridge: Polity.

— (2015), *Trade Diplomacy Transformed. Why Trade Matters for Global Prosperity*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Pines, Yuri (2011), »Beasts or Humans: Pre-Imperial Origins of the ›Sino-Barbarian‹ Dichotomy«, in: Reuven Amitai-Preiss/Michal Biran (Hg.), *Mongols, Turks, and others. Eurasian nomads and the sedentary world*, Leiden/Boston: Brill, S. 59–102.

Plöger, Karsten (2005), *England and the Avignon popes. The practice of diplomacy in late medieval Europe*, London: Legenda.

Plourde, Amiée M. (2009), »Prestige Goods and the Formation of Political Hierarchy. A Costly Signaling Model«, in: Stephen Shennan (Hg.), *Pattern and process in cultural evolution*, Berkeley: University of California Press, S. 265–276.

Podany, Amanda H. (2010), *Brotherhood of kings. How international relations shaped the ancient Near East*, Oxford: Oxford University Press.

Pohl, Walter (2013), »Ritualized Encounters: Late Roman Diplomacy and the Barbarians, Fifth–Sixth Century«, in: Alexander Beihammer/Stavroula Constantinou/Maria G. Parani (Hg.), *Court Ceremonies and Rituals of Power in Byzantium and the Medieval Mediterranean. Comparative Perspectives*, Leiden: Brill, S. 67–86.

Polanyi, Karl (1963), »Ports of Trade in Early Societies«, *The Journal of Economic History*, Jg. 23, H. 1, S. 30–45.

Polk, William R. (2008), *Neighbors and Strangers. The Fundamentals of Foreign Affairs*, Chicago: University of Chicago Press.

Poo, Mu-chou (2005), *Barbarians, enemies, and others. Attitudes toward foreigners in ancient Mesopotamia, Egypt, and China*, Albany: State University of New York Press.

Potter, David (1994), *Prophets and emperors. Human and divine authority from Augustus to Theodosius*, Cambridge: Harvard University Press.

Potter, Evan H. (Hg.) (2002), *Cyber-diplomacy. Managing foreign policy in the twenty-first century*, Montreal: McGill-Queen's University Press.

Pouliot, Vincent (2007), »›Sobjectivism‹. Toward a Constructivist Methodology«, *International Studies Quarterly*, Jg. 51, H. 2, S. 359–384

— (2010), »The materials of practice: Nuclear warheads, rhetorical commonplaces and committee meetings in Russian-Atlantic relations«, *Cooperation and Conflict*, Jg. 45, H. 3, S. 294–311.

— (2011), »Diplomats as Permanent Representatives: The Practical Logics of the Multilateral Pecking Order«, *International Journal: Canada's Journal of Global Policy Analysis*, Jg. 66, H. 3, S. 543–561.

— (2014), »Practice tracing«, in: Andrew Bennett/Jeffrey T. Checkel (Hg.), *Process Tracing*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 237–259.

— (2015), »The practice of permanent representation to international organizations«, in: Ole Jacob Sending/Vincent Pouliot/Iver B. Neumann (Hg.), *Diplomacy and the making of world politics*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 80–108.

— (2016), *International Pecking Orders*, Cambridge: Cambridge University Press.

Pouliot, Vincent/Jérémie Cornut (2015), »Practice theory and the study of diplomacy. A research agenda«, *Cooperation and Conflict*, Jg. 50, H. 3, S. 297–315.

Powles, Cyril H. (1968), »The Myth of the Two Emperors. A Study in Misunderstanding«, *Pacific Historical Review*, Jg. 37, H. 1, S. 35–50.

Pritchard, Charles L. (2007), *Failed diplomacy. The tragic story of how North Korea got the bomb*, Washington, D.C: Brookings Institution Press.

Pruitt, Dean G. (2000), »The tactics of third-party intervention«, *Orbis*, Jg. 44, H. 2, S. 245–254.

Putnam, Robert D. (1988), »Diplomacy and domestic politics: the logic of two-level games«, *International Organization*, Jg. 42, H. 3, S. 427–460.

Queller, Donald E. (1967), *The office of ambassador in the middle ages*, Princeton: Princeton University Press.

Quijano, Aníbal (2007), »Coloniality and Modernity/Rationality«, *Cultural Studies*, Jg. 21, 2–3, S. 168–178.

Radcliffe-Brown, Alfred R. (1922), *The Andaman Islanders. A study in social anthropology*, Cambridge: Cambridge University Press.

— (1940), »On joking relationships«, *Africa*, Jg. 13, H. 3, S. 195–210.

Rana, Kishan S. (2013), *The Contemporary Embassy. Paths to Diplomatic Excellence*, New York: Palgrave Macmillan.

Rancatore, Jason (2009), »Using ›Pace‹ in Diplomatic Analysis«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 4, H. 3, S. 283–305.

Read, K. E. (1959), »Leadership and Consensus in a New Guinea Society«, *American Anthropologist*, Jg. 61, H. 3, S. 425–436.

Reckwitz, Andreas (2003), »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 32, H. 4, S. 282–301.

Redfield, Robert (1956), *Peasant society and culture. An anthropological approach to civilization*, Chicago: University of Chicago Press.

Reiber, Karin E. (2005), *Organisationen im Spiegel der Regula Benedicti. Eine hermeneutische Interpretation der benediktinischen Regel im Kontext der lernenden Organisation*, Münster: Waxmann.

Reid, Anthony (1988), »Female Roles in Pre-colonial Southeast Asia«, *Modern Asian Studies*, Jg. 22, H. 3, S. 629–645.

Reinalda, Bob/Bertjan Verbeek (2004), »The issue of decision making within international organizations«, in: Bob Reinalda/Bertjan Verbeek (Hg.), *Decision making within international organizations*, London/New York: Routledge, S. 9–41.

Reinhard, Wolfgang (2000), *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München: Beck.

Richter, Cornelia (2017), »Kosmos«, in: Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hg.), *Bonner Enzyklopädie der Globalität*, Wiesbaden: Springer, S. 1401–1407.

Rigney, Daniel (1979), »Secrecy and social cohesion«, *Society*, Jg. 16, H. 4, S. 52–55.

Riis, Thomas (2003), »Das Gesandtschaftswesen im mittelalterlichen Nordeuropa«, in: Rainer Christoph Schwinges/Klaus Wriedt (Hg.), *Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa*, Ostfildern: Thorbecke, S. 169–190.

Ringmar, Erik (2012), »Introduction. The International Politics of Recognition«, in: Thomas Lindemann/Erik Ringmar (Hg.), *The international politics of recognition*, Boulder, London: Paradigm Publishers, S. 3–23.

Robinson, Piers (2006), *The CNN effect. The myth of news, foreign policy and intervention*, London: Routledge.

Roemheld, Lutz (1964), *Die diplomatischen Funktionen der Herolde im späten Mittelalter*, Dissertation, Heidelberg.

Rohr, Julius B. v. (1728), *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschafft der Privat-Personen. Welche Die allgemeinen Regeln, die bey der Mode, den Titulaturen, dem Range, den Complimens, den Geberden, und bey Höfen überhaupt, als auch bey den geistl. Handlungen, in der Conversation, bey der Correspondenz, bey Visiten, Assembleen, Spielen, Umgang mit Dames, Gastereyen, Divertissemens, Ausmeublirung der Zimmer, Kleidung, Equipage u.s.w. ; Insonderheit von einem jungen teutschen Cavalier in Obacht zu nehmen, vorträgt, Einige Fehler entdecket und verbessert, und sie hin und wieder mit einigen moralischen und historischen Anmerckungen begleitet*, Berlin: Rüdiger.

Rohrschneider, Michael (2007), »Terrible es este congresso: Wahrnehmungen der Fremde und Verhandlungsdispositionen im Spiegel der Berichte der spanischen Gesandten auf dem Westfälischen Friedenskongress«, in: Michael Rohrschneider/Arno Strohmeyer (Hg.), *Wahrnehmungen des Fremden. Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*, Münster: Aschendorff, S. 245–264.

— (2013), »Ignoranz und Fehlwahrnehmungen als Strukturprobleme der spanischen Gesandtschaft auf dem Westfälischen Friedenskongress«, in: Martin Espenhorst (Hg.), *Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 89–107.

Roosen, William J. (1976), *The Age of Louis XIV. The rise of modern diplomacy*, Cambridge: Schenkman.

— (1980), »Early Modern Diplomatic Ceremonial: A Systems Approach«, *The Journal of Modern History*, Jg. 52, H. 3, S. 452–476.

Roscoe, Paul (2009), »Social Signaling and the Organization of Small-Scale Society: The Case of Contact-Era New Guinea«, *Journal of Archaeological Method and Theory*, Jg. 16, H. 2, S. 69–116.

Rosergio, Bernardus de (1905), »Ambaxiator Brevilogus«, in: Vladimir Ė. Grabar' (Hg.), *De legatis et legationibus tractatus varii. Bernardi de Rosergio Ambaxiatorum brevilogus, Hermolai Barbari De officio legati, Martini Garrati Laudensis De legatis maxime principum. Ex aliis excerpta qui eadem de re usque ad annum MDCXXV scripserunt*, Dorpati Livonorum: e Typographeo Mattieseniano, S. 3–28.

Rosga, Ann Janette/Margaret L. Satterthwaite (2012), »Measuring Human Rights. UN Indicators in Critical Perspective«, in: Kevin E. Davis/Angelina Fisher/Benedict Kingsbury (Hg.), *Governance by indicators. Global power through quantification and rankings*, Oxford: Oxford University Press, S. 297–316.

Rota, Giorgio (2015), »Real, Fake or Megalomaniacs? Three Suspicious Ambassadors, 1450–1600«, in: Miriam Eliav-Feldon/Tamar Herzig (Hg.), *Dissimulation and Deceit in Early Modern Europe*, London: Palgrave Macmillan, S. 165–183.

Rotteck, Carl von (1837), »Diplomatie«, in: Karl Theodor Welcker/Rotteck, Karl Wenzeslaus Rodecker von (Hg.), *Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands*, Bd. 4, Altona: Joh. Friedr. Hammerich, S. 412–433.

Rubiés, Joan-Pau (2016), »Political Rationality and Cultural Distance in the European Embassies to Shah Abbas«, *Journal of Early Modern History*, Jg. 20, H. 4, S. 351–389.

Sacks, Harvey/Emanuel A. Schegloff/Gail Jefferson (1974), »A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation«, *Language*, Jg. 50, H. 4, S. 696–735.

Sagan, Scott D./Jeremi Suri (2003), »The Madman Nuclear Alert. Secrecy, Signaling, and Safety in October 1969«, *International Security*, Jg. 27, H. 4, S. 150–183.

Sahlins, Marshall (1961), »The Segmentary Lineage: An Organization of Predatory Expansion«, *American Anthropologist*, Jg. 63, H. 2, S. 322–345.

— (1963), »Poor Man, Rich Man, Big-man, Chief: Political Types in Melanesia and Polynesia«, *Comparative Studies in Society and History*, Jg. 5, H. 3, S. 285–303.

— (1972), *Stone Age Economics*, Chicago: Aldine-Atherton.

— (1968), *Tribesmen*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

— (2008), »The stranger-king or Dumézil among the Fijians«, *The Journal of Pacific History*, Jg. 16, H. 3, S. 107–132.

Samarrai, Alauddin (1980), »Medieval Commerce and Diplomacy Islam and Europe, A.D. 850–1300«, *Canadian Journal of History*, Jg. 15, H. 1, S. 1–22.

Sanders, Ron (1989), »The relevance and function of diplomacy in international politics for small Caribbean states«, *The Round Table*, Jg. 78, H. 312, S. 413–424.

Saner, Raymond/Lichia Yiu (2008), »Business – Government – NGO Relations: Their Impact on Global Economic Governance«, in: Andrew Fenton Cooper/Brian Hocking/William Maley (Hg.), *Global governance and diplomacy. Worlds apart?* Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 85–103.

Santos-Granero, Fernando (2007), »Of fear and friendship: Amazonian sociality beyond kinship and affinity«, *Journal of the Royal Anthropological Institute*, Jg. 13, H. 1, S. 1–18.

Sato, Noburo (2015), »›Aristocracy‹ in Athenian Diplomacy«, in: N. R. E. Fisher/Hans van Wees (Hg.), *›Aristocracy‹ in antiquity. Redefining Greek and Roman elites*, Swansea: The Classical Press of Wales, S. 203–226.

Scharff, Sebastian (2016), *Eid und Außenpolitik. Studien zur religiösen Fundierung der Akzeptanz zwischenstaatlicher Vereinbarungen im vorrömischen Griechenland*, Stuttgart: Franz Steiner.

Schelling, Thomas C. (1980), *The strategy of conflict*, Cambridge: Harvard University Press.

Schia, Niels Nagelhus (2018), »Being a UN Bureaucrat: Policy-Making in the UN Secretariat«, in: Niels Nagelhus Schia, *Franchised States and the Bureaucracy of Peace*, Cham, S. 197–216.

Schlögl, Rudolf (o. J.), *Manuskript: Einfache Kommunikationsmedien.*

— (2008), »Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden«, *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 34, H. 2, S. 155–224.

— (2014), *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Paderborn: Fink, Wilhelm.

Schmitt, Marco (2009), *Trennen und Verbinden. Soziologische Untersuchungen zur Theorie des Gedächtnisses*, Wiesbaden: VS Verlag.

Schneider, Wolfgang L. (1991), *Objektives Verstehen. Rekonstruktion eines Paradigmas: Gadamer, Popper, Toulmin, Luhmann*, Wiesbaden: VS Verlag.

— (1994), *Die Beobachtung von Kommunikation. Zur kommunikativen Konstruktion sozialen Handelns*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schober, Madrean (2017), *Strategic Planning for Advanced Nursing Practice*, Cham: Springer.

Schulman, Alan R. (1979), »Diplomatic Marriage in the Egyptian New Kingdom«, *Journal of Near Eastern Studies*, Jg. 38, H. 3, S. 177–193.

Schütz, Alfred (1972), »Der Fremde«, in: Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze*. Hg. v. Arvid Brodersen, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 53–69.

Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (2017), *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz: UVK.

Schützeichel, Rainer (2003), *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*, Frankfurt/M.: Campus.

Schwankl, Peter (2011), *Diplomatisches Verhalten. Ein phänomenologischer Versuch über das Wesen des Diplomatischen*, Nordhausen: Traugott Bautz.

Schwebel, Stephen M. (1991), »Remarks on the Role of the Legal Advisor of the US State Department«, *European Journal of International Law*, Jg. 2, H. 1, S. 131–135.

Schwedler, Gerald (2008), *Herrschertreffen des Spätmittelalters. Formen – Rituale – Wirkungen*, Ostfildern: Thorbecke.

Scott, Andrew M. (1977), »The Logic of International Interaction«, *International Studies Quarterly*, Jg. 21, H. 3, S. 429–460.

Scott, Len (2004), »Secret Intelligence, Covert Action and Clandestine Diplomacy«, *Intelligence and National Security*, Jg. 19, H. 2, S. 322–341.

Scott, Norman (2001), »Ambiguity Versus Precision: The Changing Role of Terminology in Conference Diplomacy«, in: Jovan Kurbalija/Hannah Slavik (Hg.), *Language and diplomacy*, Msida, Malta: DiploProjects, Mediterranean Academy of Diplomatic Studies, University of Malta, S. 153–162.

Sebenius, James K. (2013), »Level Two Negotiations. Helping the Other Side Meet Its ›Behind-the-Table‹ Challenges«, *Negotiation Journal*, Jg. 29, H. 1, S. 7–21.

Seeman, Melvin (1953), »Role Conflict and Ambivalence in Leadership«, *American Sociological Review*, Jg. 18, H. 4, S. 373–380.

Seib, Philip M. (1997), *Headline diplomacy. How news coverage affects foreign policy*, Westport: Praeger.

— (2012), *Real-time diplomacy. Politics and power in the social media era*, New York: Palgrave Macmillan.

Seligman, Adam B./Robert P. Weller/Michael J. Puett/Bennett Simon (2008), *Ritual and its consequences. An essay on the limits of sincerity*, Oxford: Oxford University Press.

Semedo, Álvaro (1655), *The history of that great and renowned monarchy of China. Wherein all the particular provinces are accurately described: as also the dispositions, manners, learning, lawes, militia, government, and religion of the people. Together with the traffick and commodities of that countrey*, London: John Crook.

Sen, Tansen (2004), *Buddhism, diplomacy, and trade. The realignment of Sino-Indian relations, 600–1400*, New Delhi: Manohar.

Sending, Ole Jacob (2011a), »United by Difference: Diplomacy as a Thin Culture«, *International Journal: Canada's Journal of Global Policy Analysis*, Jg. 66, H. 3, S. 643–659.

— (2014), »The International Civil Servant«, *International Political Sociology*, Jg. 8, H. 3, S. 338–340.

Sending, Ole Jacob/Vincent Pouliot/Iver B. Neumann (2011b), »The Future of Diplomacy«, *International Journal*, Jg. 66, H. 3, S. 527–542.

Sennett, Richard (2012), *Together. The rituals, pleasures, and politics of cooperation*, New Haven: Yale University Press.

Service, Elman R. (1975), *Origins of the state and civilization. The process of cultural evolution*, New York: Norton.

Shaffer, Margaret A./Maria L. Kraimer/Yu-Ping Chen/Mark C. Bolino (2012), »Choices, Challenges, and Career Consequences of Global Work Experiences«, *Journal of Management*, Jg. 38, H. 4, S. 1282–1327.

Shamala, Lucas Nandih (2013), »Approaches to Peacemaking in Africa: Obuntu Perspectives from Western Kenya«, in: Afe Adogame/Ezra Chitando/Bolaji Bateye (Hg.), *African Traditions in the Study of Religion, Diaspora and Gendered Societies*, Farnham: Ashgate, S. 13–23.

Sharp, Paul (1997), »Who Needs Diplomats?«, *International Journal: Canada's Journal of Global Policy Analysis*, Jg. 52, H. 4, S. 609–634.

— (2001), »Making Sense of Citizen Diplomats. The People of Duluth, Minnesota, as International Actors«, *International Studies Perspectives*, Jg. 2, H. 2, S. 131–150.

— (2009), *Diplomatic theory of international relations*, Cambridge: Cambridge University Press.

Sheafer, Tamir/Itay Gabay (2009), »Mediated Public Diplomacy. A Strategic Contest over International Agenda Building and Frame Building«, *Political Communication*, Jg. 26, H. 4, S. 447–467.

Shimony, Annemarie A. (1994), *Conservatism among the Iroquois at the six nations reserve*, New York: Syracuse University Press.

Siegert, Bernhard (1997), »Vögel, Engel und Gesandte. Alteuropas Übertragungsmedien«, in: Horst Wenzel/Peter Göhler (Hg.), *Gespräche, Boten, Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter*, Berlin: E. Schmidt, S. 45–62.

Sievers, Burkard (1974), *Geheimnis und Geheimhaltung in sozialen Systemen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Sievers, Loraine/Sam Daws (2015), *The procedure of the UN Security Council*, Oxford: Oxford University Press.

Signes Codoñer, Juan (2001), »Diplomatie und Propaganda. Die Gesandtschaft des Al-Ghazal nach Konstantinopel«, in: Claudia Sode/Sarolta Takács (Hg.), *Novum Millennium. Studies on Byzantine History and Culture Dedicated to Paul Speck*, Florence: Taylor and Francis, S. 379–392.

Signori, Gabriela (2005), »›Sprachspiele‹. Anredekonflikte im Spannungsfeld von Rang und Wert«, *Zeitschrift für Historische Forschung*, Jg. 32, H. 1, S. 1–15.

Sigrist, Christian (1997), »Segmentäre Gesellschaften«, in: Heide Göttner-Abendroth/Kurt Derungs (Hg.), *Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften*, Bern: Ed. amalia, S. 39–58.

Sill, Louise Morgan (1911), »The Gossip of an Ambassador«, *The North American Review*, Jg. 194, H. 670, S. 452–465.

Simmel, Georg (1890), *Über sociale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*, Leipzig: Duncker & Humblot.

— (1958), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Duncker & Humblot.

Šimunjak, Maja/Alessandro Caliandro (2019), »Twiplomacy in the age of Donald Trump. Is the diplomatic code changing?«, *The Information Society*, Jg. 107, H. 1, S. 1–13.

Singer, J. David (1961), »The Level-of-Analysis Problem in International Relations«, *World Politics*, Jg. 14, H. 1, S. 77–92.

Singh, Sarva D. (1965), *Ancient Indian warfare with special reference to the Vedic period*, Leiden: Brill.

Singh, Upinder (2017), *Political Violence in Ancient India*, Cambridge: Harvard University Press.

Smith, Michael/Alan Hardacre (2009), »The EU and the Diplomacy of Complex Interregionalism«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 4, H. 2, S. 167–188.

Smith, Michael G. (1974), *Corporations and society*, London: Duckworth.

Snyder, Jon R. (2009), *Dissimulation and the Culture of Secrecy in Early Modern Europe*, Berkeley: University of California Press.

Sofer, Sasson (1988), »Old and new diplomacy: a debate revisited«, *Review of International Studies*, Jg. 14, H. 3, S. 195–211.

— (1997), »The diplomat as a stranger«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 8, H. 3, S. 179–186.

— (2001), »Being a ›pathetic hero‹ in international politics: The diplomat as a historical actor«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 12, H. 1, S. 107–112.

— (2013), *The courtiers of civilization. A study of diplomacy*, Albany: State University of New York Press.

Solvang, Elna K. (2003), *A woman's place is in the house. Royal women of Judah and their involvement in the House of David*, London/New York: Sheffield Academic Press.

Southall, Aidan W. (2004), *Alur society. A study in processes and types of domination*, Münster: Lit.

Spaulding, Jay (1995), »Medieval Christian Nubia and the Islamic World. A Reconsideration of the Baqt Treaty«, *The International Journal of African Historical Studies*, Jg. 28, H. 3, S. 577–594.

Spitulnik, Debra (2005), »Mobile Machines and Fluid Audiences: Rethinking Reception through Zambian Radio Culture«, in: Faye D. Ginsburg (Hg.), *Media worlds. Anthropology on new terrain*, Berkeley: University of California Press, S. 337–354.

Sprecher, Christopher/Volker Krause/Andrew G. Long/Brett Ashley Leeds (2016), »Trading for Security. Military Alliances and Economic Agreements«, *Journal of Peace Research*, Jg. 43, H. 4, S. 433–451.

Stäheli, Urs (2007), »Die Sichtbarkeit sozialer Systeme. Zur Visualität von Selbst- und Fremdbeschreibungen«, *Soziale Systeme*, Jg. 13, H. 1+2, S. 70–85.

Starkey, Guy (2016), »Radio. The resilient medium in today's increasingly diverse multiplatform media environment«, *Convergence: The International Journal of Research into New Media Technologies*, Jg. 23, H. 6, S. 660–670.

Steele, John (1966), *The I-Li or book of etiquette and ceremonial*, Taipei: Ch'engwen.

Steger, Ulrich/Antony Burgmans (2003), *Corporate Diplomacy. The Strategy for a Volatile, Fragmented Business Environment*, Hoboken: John Wiley.

Stein, Janice Gross (1989), »Getting to the Table. The Triggers, Stages, Functions, and Consequences of Prenegotiation«, *International Journal*, Jg. 44, H. 2, S. 475–504.

Steinmetz, Willibald (2015), »›Vergleich‹ – eine begriffsgeschichtliche Skizze«, in: Angelika Epple/Walter Erhart (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, Frankfurt/M.: Campus, S. 85–134.

Stern, Philip J. (2011), *The company-state. Corporate sovereignty and the early modern foundations of the British Empire in India*, Oxford: Oxford University Press.

Stichweh, Rudolf (1991), *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung (16.–18. Jahrhundert)*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1994), »Fremde, Barbaren, Menschen. Vorüberlegungen zu einer Soziologie der ›Menschheit‹«, in: Peter Fuchs/Andreas Göbel (Hg.), *Der Mensch, das Medium der Gesellschaft?* Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 72–91.

— (1997a), »Ambivalenz, Indifferenz und die Soziologie des Fremden«, in: Heinz Otto Luthe/Rainer E. Wiedenmann (Hg.), *Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten*, Opladen: Leske + Budrich, S. 165–183.

— (1997b), »Der Fremde – Zur Soziologie der Indifferenz«, in: Herfried Münkler/Bernd Ladwig (Hg.), *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 45–64.

— (2000a), »Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie«, in: Rudolf Stichweh (Hg.), *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 184–206.

— (2000b), »Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, *Soziale Systeme*, Jg. 6, H. 2, S. 237–250.

— (2000c), »Soziologie des Vereins: Strukturbildung zwischen Lokalität und Globalität«, in: Emil Brix (Hg.), *Organisierte Privatinteressen. Vereine in Österreich*, Wien: Passagen-Verlag, S. 19–31.

— (2001), »Fremde im Europa der frühen Neuzeit«, in: Cornelia Bohn/Herbert Willems (Hg.), *Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive*, Konstanz: UVK, S. 17–33.

— (2006), »Strukturbildung in der Weltgesellschaft – Die Eigenstrukturen der Weltgesellschaft und die Regionalkulturen der Welt«, in: Thomas Schwinn (Hg.), *Die Vielfalt und Einheit der Moderne. Kultur- und strukturvergleichende Analysen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 239–257.

— (2009a), »Ambivalenz, Indifferenz und die Soziologie des Fremden«, in: Rudolf Stichweh (Hg.), *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 128–147.

— (2009b), »Die Semantik des Fremden in der Genese der europäischen Welt«, in: Rudolf Stichweh (Hg.), *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 75–83.

— (2009c), »Fremdheit in der Weltgesellschaft. Indifferenz und Minimalsympathie«, in: Rudolf Stichweh (Hg.), *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 162–176.

Stiles, Kendall W. (2017), Trust and International Organization, in: *Oxford Research Encyclopedia of International Studies*, doi: 10.1093/acrefore/9780190846626.013.106.

Stollberg-Rilinger, Barbara (1997), »Zeremoniell als politisches Verfahren. Rangordnung und Rangstreit als Strukturmerkmale des frühneuzeitlichen Reichstags«, in: Johannes Kunisch (Hg.), *Neue Studien zur frühneuzeitlichen Reichsgeschichte*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 91–132.

— (2002), »Die Wissenschaft der feinen Unterschiede. Das Präzedenzrecht und die europäischen Monarchien vom 16. bis zum 18. Jahrhundert«, *Majestas*, Jg. 10, S. 125–150.

— (2011), »Parteiische Vermittler? Die Westfälischen Friedensverhandlungen 1643–48«, in: Gerd Althoff (Hg.), *Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 124–146.

— (2014a), »Logik und Semantik des Ranges in der Frühen Neuzeit«, in: Ralph Jessen (Hg.), *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*, Frankfurt/M.: Campus, S. 197–227.

— (2014b), »Rituals of Decision-making? Early Modern European Assemblies of Estates as Acts of Symbolic Communication«, in: Yoshihisa Hattori (Hg.), *Political order and forms of communication in Medieval and Early Modern Europe*, Roma: Viella, S. 63–95.

Strange, Susan (1992), »States, Firms and Diplomacy«, *International Affairs (Royal Institute of International Affairs 1944–)*, Jg. 68, H. 1, S. 1–15.

Strathern, Andrew J./Pamela J. Stewart (1997), »Problems of Peace-Makers in Papua New Guinea: Modalities of Negotiation and Settlement«, *Cornell International Law Journal*, Jg. 30, H. 3, S. 681–699.

Strauss, Anselm (1988), *Negotiations. Varieties, contexts, processes, and social order*, San Francisco: Jossey-Bass.

Subrahmanyam, Sanjay (2012), *Courtly encounters. Translating courtliness and violence in early modern Eurasia*, Cambridge: Harvard University Press.

Suganami, Hidemi (1989), *The domestic analogy and world order proposals*, Cambridge: Cambridge University Press.

Susskind, Lawrence/Saleem H. Ali (2015), *Environmental diplomacy. Negotiating more effective global agreements*, Oxford: Oxford University Press.

Svedberg, Erika (2018), »East-West Negotiations«, in: Karin Aggestam/Ann E. Towns (Hg.), *Gendering Diplomacy and International Negotiation*, Cham: Springer, S. 259–279.

Swope, Kenneth M. (2002), »Deceit, Disguise, and Dependence. China, Japan, and the Future of the Tributary System, 1592–1596«, *The International History Review*, Jg. 24, H. 4, S. 757–782.

Szendy, Peter (2017), *All ears. The aesthetics of espionage*, New York: Fordham University Press.

Tacke, Veronika (2000), »Netzwerk und Adresse«, *Soziale Systeme*, Jg. 6, H. 2, S. 291–320.

— (2008), »Neutralisierung, Aktualisierung, Invisibilisierung. Zur Relevanz von Geschlecht in Systemen und Netzwerken«, in: Sylvia Marlene Wilz (Hg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 253–289.

Tait, David (1953), »The Political System of Konkomba«, *Africa: Journal of the International African Institute*, Jg. 23, H. 3, S. 213–223.

Tavares, Rodrigo (2016), *Paradiplomacy. Cities and states as global players*, New York, NY: Oxford University Press.

Tenbruck, Friedrich H. (1986), *Geschichte und Gesellschaft*, Berlin: Duncker & Humblot.

Termeer, Catrien J.A.M./Art Dewulf/Maartje van Lieshout (2010), »Disentangling Scale Approaches in Governance Research: Comparing Monocentric, Multilevel, and Adaptive Governance«, *Ecology and Society*, Jg. 15, H. 4, Art. 29.

Teschke, Benno (1998), »Geopolitical Relations in the European Middle Ages. History and Theory«, *International Organization*, Jg. 52, H. 2, S. 325–358.

Teubner, Gunther (1989), *Recht als autopoietisches System*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

— (1997), »Im blinden Fleck der Systeme: Die Hybridisierung des Vertrages«, *Soziale Systeme*, Jg. 3, H. 2, S. 313–326.

— (2016), »Contracting Worlds. The Many Autonomies of Private Law«, *Social & Legal Studies*, Jg. 9, H. 3, S. 399–417.

Thelen, Philip (2014), *Vergleich in der Weltgesellschaft. Zur Funktion nationaler Grenzen für die Globalisierung von Wissenschaft und Politik*, Bielefeld: Transcript.

Thiel, Christian (1973), »Funktion«, in: Hermann Krings/Hans Michael Baumgartner/Christoph Wild (Hg.), *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Bd. 1, München: Kösel, S. 510–519.

Thiessen, Hillard von (2010a), *Diplomatie und Patronage. Die spanisch-römischen Beziehungen 1605–1621 in akteurszentrierter Perspektive*, Epfendorf: Bibliotheca-Academica-Verlag.

— (2010b), »Diplomatie vom type ancien: Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens«, in: Hillard von Thiessen (Hg.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, Köln: Böhlau, S. 471–503.

— (2010c), »Switching Roles in Negotiation: Levels of Diplomatic Communication between Pope Paul V Borghese (1605–1621) and the Ambassadors of Philip III.«, in: Stefano Andretta/Jean-Claude Waquet/Christian Windler (Hg.), *Paroles de négociateurs: l'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Age à la fin du XIXe siècle*, Rom, S. 151–172.

Tischer, Anuschka (2005), »Diplomaten als Patrone und Klienten: der Einfluß personaler Verflechtungen in der französischen Diplomatie auf dem Westfälischen Friedenskongreß«, in: Rainer Babel (Hg.), *Le diplomate au travail. Entscheidungsprozesse Information und Kommunikation im Umkreis des Westfälischen Friedenskongresses*, München: Oldenbourg, S. 173–197.

— (2008), »Claude de Mesmes, Count d'Avaux (1595–1650): The Perfect Ambassador of the Early 17th Century«, *International Negotiation*, Jg. 13, H. 2, S. 197–209.

— (2011), »Der Wandel der Geschichte und die Kunst des Friedens: Geschichtsbilder und Historische Argumentationen im Kontext des Westfälischen Friedens«, in: Christoph Kampmann/Maximilian Lanzinner/Guido Braun (Hg.), *L'art de la paix. Kongresswesen und Friedensstiftung im Zeitalter des Westfälischen Friedens*, Münster: Aschendorff Verlag, S. 441–462.

Towns, Ann E./Birgitta Niklasson (2018), »Where Are the Female Ambassadors? Gender and Status Hierarchies in Ambassador Postings«, in: Karin Aggestam/Ann E. Towns (Hg.), *Gendering Diplomacy and International Negotiation*, Cham: Springer, S. 25–44.

Trautner, Tobias (1999), *Die Einmischung in innere Angelegenheiten und die Intervention als eigenständige Verbotstatbestände im Völkerrecht*, Frankfurt/M.: Peter Lang.

Treverton, Gregory F. (2008), »Intelligence Analysis: Between ›Politicization‹ and Irrelevance«, in: Roger Z. George/James B. Bruce (Hg.), *Analyzing Intelligence: Origins, Obstacles and Innovations*, Washington, DC: Georgetown University Press, S. 91–104.

Truschke, Audrey (2016), »Translating the Solar Cosmology of Sacred Kingship«, *The Medieval History Journal*, Jg. 19, H. 1, S. 136–141.

Kelsen, Hans (1967), *Principles of international law*, Robert W. Tucker (Hg.), New York: Holt, Rinehart and Winston.

Turner, Victor W. (1964), »Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage.«, in: June Helm (Hg.), *Symposium on new approaches to the study of religion*, Seattle: American Ethnological Society, S. 4–20.

Turton, David (1979), »War, Peace and Mursi Identity«, *Senri Ethnological Studies*, Jg. 3, S. 179–210.

Tushman, Michael L./Thomas J. Scanlan (1981), »Boundary Spanning Individuals: Their Role in Information Transfer and Their Antecedents«, *The Academy of Management Journal*, Jg. 24, H. 2, S. 289–305.

Tyrell, Hartmann (2005), »Singular oder Plural – Einleitende Bemerkungen zu Globalisierung und Weltgesellschaft«, in: Bettina Heintz/Richard Münch/Hartmann Tyrell (Hg.), *Weltgesellschaft. Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen*, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 1–50.

Urry, John (2012), *Mobilities*, Cambridge: Polity Press.

Vaiou, Maria (2015), *Diplomacy in the early Islamic world. A tenth-century treatise on Arab-Byzantine relations ; The book of messengers of kings (Kitāb Rusul al-mulūk) of Ibn Al-Farrā'*, London: Tauris.

van den Berghe, Pierre L./Gene M. Mesher (1980), »Royal incest and inclusive fitness«, *American Ethnologist*, Jg. 7, H. 2, S. 300–317.

van der Dennen, Johan M. G. (2014), »Peace and War in Nonstate Societies. An Anatomy of the Literature in Anthropology and Political Science«, *Common Knowledge*, Jg. 20, H. 3, S. 419–489.

van der Vleuten, Anna/Mieke Verloo (2012), »Ranking and benchmarking: The political logic of new regulatory instruments in the fields of gender equality and anti-corruption«, *Policy & Politics*, Jg. 40, H. 1, S. 71–86.

van Gennep, Arnold (1960), *The rites of passage*, Chicago: University of Chicago Press.

van Wicquefort, Abraham (1682), *L'Ambassadeur Et Ses Fonctions*, La Haye: Veneur.

— (1730), *L'ambassadeur et ses fonctions*: Chez les Janssons a Waesberge.

Vaporis, Constantine N. (2008), *Tour of duty. Samurai, military service in Edo, and the culture of early modern Japan*, Honolulu: University of Hawai'i Press.

Vattel, Emer de (1835 [1758]), *Le Droit des gens, ou Principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains, par Vattel. Nouvelle édition… augmentée de quelques remarques nouvelles et d'une bibliographie choisie et systématique du droit de la nature et des gens, par M. de Hoffmanns, précédée d'un Discours sur l'étude du droit de la nature et des gens, par Sir James Mackintosh,… traduit en français par M. P. Royer-Collard*, Paris: J.-P. Aillaud.

Vayda, Andrew P. (1971), »Phases of the Process of War and Peace among the Marings of New Guinea«, *Oceania*, Jg. 42, H. 1, S. 1–24.

Vec, Miloš (1998), *Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat. Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation*, Frankfurt/M.: Klostermann.

Veenstra, Jan R. (1998), *Magic and divination at the courts of Burgundy and France. Text and context of Laurens Pignon's Contre les devineurs (1411)*, Leiden: Brill.

Venzke, Ingo (2010), »International Bureaucracies from a Political Science Perspective – Agency, Authority and International Institutional Law«, in: Armin von Bogdandy/Rüdiger Wolfrum/Jochen von Bernstorff u.a. (Hg.), *The Exercise of Public Authority by International Institutions*, Bd. 210, Berlin: Springer, S. 67–98.

Veracini, Lorenzo (2010), *Settler colonialism. A theoretical overview*, Houndmills/ Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Vesting, Thomas (2011a), *Die Medien des Rechts: Schrift*, Weilerswist: Velbrück.

— (2011b), *Die Medien des Rechts: Sprache*, Weilerswist: Velbrück.

Vilpišauskas, Ramūnas (2013), »Eurozone Crisis and European Integration. Functional Spillover, Political Spillback?«, *Journal of European Integration*, Jg. 35, H. 3, S. 361–373.

Vogd, Werner (2007), »Empirie oder Theorie? Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative«, *Soziale Welt*, Jg. 58, H. 3, S. 295–321.

— (2014), »Empirische Sozialforschung und komplexer Kommunikationsbegriff«, in: Thomas Malsch/Marco Schmitt (Hg.), *Neue Impulse für die soziologische Kommunikationstheorie*, Wiesbaden: Springer, S. 11–52

Volger, Helmut (2007), *Grundlagen und Strukturen der Vereinten Nationen*, München: De Gruyter Oldenbourg.

Vollmer, Hendrik (1996), »Akzeptanzbeschaffung: Verfahren und Verhandlungen«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 25, H. 2, S. 147–164.

Voss, Ingrid (1987), *Herrschertreffen im frühen und hohen Mittelalter. Untersuchungen zu den Begegnungen der ostfränkischen und westfränkischen Herrscher im 9. und 10. Jahrhundert sowie der deutschen und französischen Könige vom 11. bis 13. Jahrhundert*, Köln: Böhlau.

Wagoner, Phillip B. (1996), »›Sultan among Hindu Kings‹. Dress, Titles, and the Islamicization of Hindu Culture at Vijayanagara«, *The Journal of Asian Studies*, Jg. 55, H. 4, S. 851–880.

Walbridge, John Tuthill (1998), »Explaining Away the Greek Gods in Islam«, *Journal of the History of Ideas*, Jg. 59, H. 3, S. 389–403.

Walthall, Anne (2008), »Introducing Palace Women«, in: Anne Walthall (Hg.), *Servants of the dynasty. Palace women in world history*, Berkeley: University of California Press, S. 1–21.

Waltz, Kenneth N. (1979), *Theory of international politics*, Reading: Addison-Wesley.

Wang, Aihe (2000), *Cosmology and political culture in early China*, Cambridge: Cambridge University Press.

Wang, Q. Edward (1999), »History, Space, and Ethnicity. The Chinese Worldview«, *Journal of World History*, Jg. 10, H. 2, S. 285–305.

Wang, Yuan-kang (2013), »Explaining the Tribute System. Power, Confucianism, and War in Medieval East Asia«, *Journal of East Asian Studies*, Jg. 13, H. 2, S. 207–232.

Warner, W. Lloyd (1931), »Muringin Warfare«, *Oceania*, Jg. 1, H. 4, S. 457–494.

Watson, Adam (1984), *Diplomacy. The dialogue between states*, London: Methuen.

— (1992), *The evolution of international society. A comparative historical analysis*, London: Routledge.

Weber, Cynthia (1995), *Simulating sovereignty. Intervention, the state, and symbolic exchange*, Cambridge: Cambridge University Press.

Wefers, Sabine (2007), »Handlungsträger, Aktionsfelder und Potentiale von Außenpolitik im Spätmittelalter«, in: Sonja Dünnebeil/Christine Ottner (Hg.), *Außenpolitisches Handeln im ausgehenden Mittelalter. Akteure und Ziele*, Wien: Böhlau, S. 59–71.

Weikert, Katherine (2017), »The Princesses Who Might have been Hostages: The Custody and Marriages of Margaret and Isabella of Scotland, 1209–1220s«, in: Matthew Bennett/Katherine Weikert (Hg.), *Medieval hostageship, c. 700 – c. 1500. Hostage, captive, prisoner of war, guarantee, peacemaker*, New York: Routledge, S. 122–139.

Weiner, Annette B. (1992), *Inalienable Possessions. The Paradox of Keeping-While-Giving*, Berkeley: University of California Press.

Weisbrode, Kenneth (2014), *Old diplomacy revisited. A study in the modern history of diplomatic transformations*, New York: Palgrave Macmillan.

Weisglas, Frans/Gonnie de Boer (2007), »Parliamentary Diplomacy«, *The Hague Journal of Diplomacy*, Jg. 2, H. 1, S. 93–99.

Welsh, Jennifer M. (1999), »Edmund Burke and the Commonwealth of Europe: The Cultural Bases of International Order«, in: Iver B. Neumann/Ian Clark (Hg.), *Classical theories of international relations*, Houndmills/Basingstoke: Macmillan Press; St. Martin's Press, S. 173–192.

Wendt, Alexander (1992), »Anarchy is what States Make of it: The Social Construction of Power Politics«, *International Organization*, Jg. 46, H. 2, S. 391–425.

— (1999), *Social theory of international politics*, Cambridge: Cambridge University Press.

— (2004), »The state as person in international theory«, *Review of International Studies*, Jg. 30, H. 2, S. 289–316.

— (2015), *Quantum mind and social science. Unifying physical and social ontology*, Cambridge: Cambridge University Press.

Werner, Wouter G./Jaap H. de Wilde (2001), »The Endurance of Sovereignty«, *European Journal of International Relations*, Jg. 7, H. 3, S. 283–313.

West, Candace/Don H. Zimmerman (1987), »Doing Gender«, *Gender & Society*, Jg. 1, H. 2, S. 125–151.

Wettering, Frederick L. (2010), »Counterintelligence. The Broken Triad«, *International Journal of Intelligence and CounterIntelligence*, Jg. 13, H. 3, S. 265–300.

Weule, Karl (1915), *Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift*, Stuttgart: Franckh.

Whitby, Michael (1995), »From frontier to palace: the personal role of the emperor in diplomacy«, in: Jonathan Shepard/Simon Franklin (Hg.), *Byzantine diplomacy. Papers from the Twenty-fourth Spring Symposium of Byzantine Studies, Cambridge, March 1990*, Aldershot: Variorum, S. 295–303.

White, Geoffrey M./Karen Ann Watson-Gegeo (1990), »Disentangling Discourse«, in: Karen Ann Watson-Gegeo (Hg.), *Disentangling. Conflict discourse in Pacific societies*, Stanford: Stanford University Press, S. 3–49.

Wichowski, Alexis (2015), »›Secrecy is for losers‹: why diplomats should embrace openness to protect national security«, in: Corneliu Bjola/Marcus Holmes (Hg.), *Digital Diplomacy. Theory and Practice*, Hoboken: Taylor and Francis, S. 52–70.

Wielers, Margret (1959), *Zwischenstaatliche Beziehungsformen im frühen Mittelalter. (Pax, Foedus, Amicitia, Fraternitas)*, München: Uni-Druck.

Wight, Martin (1978), *Power politics*, New York: Holmes & Meier.

Wilangowski, Gesa (2017), *Frieden schreiben im Spätmittelalter. Vertragsdiplomatie zwischen Maximilian I., dem römisch-deutschen Reich und Frankreich*, Berlin: de Gruyter.

Wilcox, Joel (1991), »Barbarian ›psyche‹ in Heraclitus«, *The Monist*, Jg. 74, H. 4, S. 624–637.

Wilkinson, Toby A. (2001), »Social Stratification«, in: Donald B. Redford (Hg.), *The Oxford encyclopedia of ancient Egypt. P – Z*, Oxford: Oxford Univ. Press, S. 301–305.

Williams, Lynn (2004), »Forms of address and epistolary etiquette in the diplomatic and courtly worlds of Philip IV of Spain«, *Bulletin of Spanish Studies*, Jg. 81, H. 1, S. 15–36.

Wills, John E. (1984), *Embassies and Illusions. Dutch and Portuguese envoys to K'ang-hsi, 1666–1687*, Cambridge: Council on East Asian Studies, Harvard University.

Wimmer, Hannes (1996), *Evolution der Politik. Von der Stammesgesellschaft zur modernen Demokratie*, Wien: WUV.

— (2000), *Die Modernisierung politischer Systeme. Staat – Parteien – Öffentlichkeit*, Wien: Böhlau.

— (2009), *Gewalt und das Gewaltmonopol des Staates*, Wien: Lit.

Wohlan, Martina (2013), *Das diplomatische Protokoll im Wandel*, Tübingen: Mohr Siebeck.

Wolpert, Andrew (2001), »The genealogy of diplomacy in classical Greece«, *Diplomacy & Statecraft*, Jg. 12, H. 1, S. 71–88.

Wong, Seanon S. (2015), »Emotions and the communication of intentions in face-to-face diplomacy«, *European Journal of International Relations*, Jg. 22, H. 1, S. 144–167.

Wonka, Arndt (2007), »Technocratic and independent? The appointment of European Commissioners and its policy implications«, *Journal of European Public Policy*, Jg. 14, H. 2, S. 169–189.

Woodburn, James C. (1979), »Minimal politics: The political organization of the Hadza of North Tanzania«, in: William Alfred Shack/Percy Saul Cohen (Hg.), *Politics in leadership. A comparative perspective*, Oxford: Clarendon Press, S. 244–266.

Wouters, Cas (1990), »Social Stratification and Informalization in Global Perspective«, *Theory, Culture & Society*, Jg. 7, H. 4, S. 69–90.

Wunderlich, Jens-Uwe (2012), »The EU an Actor Sui Generis? A Comparison of EU and ASEAN Actorness«, *JCMS: Journal of Common Market Studies*, Jg. 50, H. 4, S. 653–669.

Yājñavalkya/Vijñāneśvara/Bālambhaṭṭa/Śrīśa Candra Vasu (1918), *Yajnavalkya Smriti. With the commentary of Vijnaneśvara called the Mitaksara and notes from the gloss of Bâlambhaṭṭa*, Allahabad: The Paṇini Office.

Yamada, Masamichi (2011), »The second military conflict between ›Assyria‹ and ›Hatti‹ in the reign of Tukulti-Ninurta I«, *Revue d'assyriologie et d'archéologie orientale*, Jg. 105, H. 1, S. 199–220.

Yang, Shao-yun (2013), »›What Do Barbarians Know Of Gratitude?‹ The Stereotype of Barbarian Perfidy and its Uses in Tang Foreign Policy Rhetoric«, *Tang Studies*, Jg. 2013, H. 31, S. 28–74.

Yarhi-Milo, Keren (2018), »After Credibility. American Foreign Policy in the Trump Era«, *Foreign Affairs*, Jg. 97, H. 1, S. 68–77.

Yi-Chong, Xu (2017), »Leaders in International Organisations«, *Social Alternatives*, Jg. 36, H. 3, S. 43–49.

Yi-Chong, Xu/Patrick Weller (2004), *The governance of world trade. International civil servants and GATT/WTO*, Cheltenham: Elgar.

— (2008), »›To be, but not to be seen‹: Exploring the Impact of International Civil Servants«, *Public Administration*, Jg. 86, H. 1, S. 35–51.

Yoffee, Norman (2004), *Myths of the archaic state. Evolution of the earliest cities, states and civilizations*, New York: Cambridge University Press.

Young, H. Peyton (1995), »Dividing the Indivisible«, *American Behavioral Scientist*, Jg. 38, H. 6, S. 904–920.

Youssef, Ramy (2015), »Staatliche Unterstützung von Terrororganisationen als Möglichkeit hybrider Bedrohungsprojektion«, in: Anton Dengg/Michael Schurian (Hg.), *Vernetzte Unsicherheit – Hybride Bedrohungen im 21. Jahrhundert*, Wien:

Bundesministerium für Landesverteidigung und Sport, Republik Österreich, S. 173–190.

— (2016), »On the Social Constitution of Structures, Actions, and Events«, in: Andre Meyer/Ramy Youssef/Lili Zhu (Hg.), *Structures and Events. A Dialogue Between History and Sociology*, S. 5–31.

— (2018), »Rankings statt Stellenordnungen? Funktionen und Folgen von Leistungsvergleichen in internationalen Organisationen«, in: Christopher Dorn/Veronika Tacke (Hg.), *Vergleich und Leistung in der funktional differenzierten Gesellschaft*, Wiesbaden: Springer VS, S. 41–71.

— i.E., »Angemessenheit und Höflichkeit in der modernen Gesellschaft: Zwischen Individualisierung, Technisierung und Moralisierung«, in: Jacqueline Bellon/Bruno Gransche/Sebastian Nähr-Wagener (Hg.), *Soziale Angemessenheit – Forschung zu Kulturtechniken des Verhaltens*, Wiesbaden: Springer VS

Zakharine, Dmitri (2005), *Von Angesicht zu Angesicht. Der Wandel direkter Kommunikation in der ost- und westeuropäischen Neuzeit*, Konstanz: UVK.

Zartman, I. William (1989), »Prenegotiation: phases and functions«, *International Journal*, Jg. 44, H. 2, S. 237–253.

Zeidler, Jürgen (2005), »Fremde im alten Ägypten. Zur kulturellen Konstruktion von Fremdheit«, in: Ulrike Riemer/Peter Riemer (Hg.), *Xenophobie – Philoxenie. Vom Umgang mit Fremden in der Antike*, Stuttgart: Steiner, S. 31–64.

Zollschan, Linda T. (2010), »Orality and the Politics of Roman Peacemaking«, in: Craig R. Cooper (Hg.), *Politics of orality*, Leiden/Boston: Brill, S. 171–190.

Zotz, Thomas (1993), »In Amt und Würden. Die Eigenart ›offizieller‹ Positionen im Mittelalter«, in: Shulamit Volķov (Hg.), *Zur Sozial- und Begriffsgeschichte des Mittelalters*, Gerlingen: Bleicher, S. 1–23.

Index

Ägypten 148, 168, 216, 408 *vgl.* *Amarna*-Diplomatie
Ähnlichkeit/Analogie 132, 287
– als Ontologie 58, 84, 117ff., 132, 135ff., 168ff.
– domestic analogy 282f.
– Missverständnisse durch 139f.
– Rollenübertragung durch 287f.
– Selbstähnlichkeit der Diplomatie 287, 292ff.
– von Fremden 57f., 139ff.
– vs. Funktion 40, 47f.
Amarna-Diplomatie 120, 168, 194, 408
Ambivalenz 29f.
– Produktivität von 107f., 140f., 230, 287, 335f., 417
– Rationalität von 235, 237
– und Absicht 104, 108, 216, 317ff.
– von Fremdheit 90f., 113, 122
– von Geheimnissen 219f., 387f.
– von Systemstrukturen 29f., 112f., 234, 246, 287, 367
Archive 158, 205f., 216
Avis, Haus von 124 Fn. 9

baqt 216 *vgl.* Verträge
boundary spanner s. Grenzstellen

China 127, 129, 149 Fn. 3, 257, 310
Corps, diplomatisches 259, 338

Delegation *s.* Stellvertretung
Demokratie 90f., 220, 306, 342, 363, 379f., 408f. *vgl.* Verhandlungen
Differenzierungsform 31f.
– funktionale 67, 75 Fn. 4, 187, 206, 260f.
– hierarchische 149f., 350ff.
– segmentäre 51–55, 187, 260, 264f., 267f.
– Zentrum/Peripherie 116f., 135f., 148f., 150f., 158, 170, 260f., 267f.
Diplomaten, diplomatische Akteure 28 *vgl.* Rollen
– als Leistungsrollen 299f.
– Artefakte als 99ff. *vgl.* wampum-Diplomatie; *message sticks*
– Aufgaben des 35f., 71, 206, 237f., 284f.
– Ausbildung von 290, 327f., 408
– Bekanntheit/Prominenz von 75, 158, 213f., 290, 292, 335
– Boten als 72f., 99–102, 180ff., 387
– Ehepartner von 180f., 328ff.
– Entlohnung von 158, 189, 299, 327ff.
– »falsche« 139ff.
– Geschenke an 128 Fn. 13, 190, 222
– Frauen als 71, 74, 89, 136, 180, 332–338

– Händler als 140, 195f.
– Haushalte von 328, 350f.
– Herolde als 88, 194f., 207
– Herrscher als 126f., 150, 173–180
– Identifikation von 62, 139f.
– Immunität von 28f., 47, 61f., 74, 99, 108, 207, 230, 235, 258
– Instruktionen von 175, 182, 230, 235, 239–247, 351, 389f., 391
– Karrieren von 189, 221f., 326ff., 349, 355f.
– Kontrollierbarkeit von 235, 246, 297f., 399
– Loyalität von 68, 189f., 221f., 239, 299, 327, 394
– Ministerialbeamte als 289f., 292, 349
– Priester als 197f.
– Redner als 69f., 182
– Rekrutierung von 69–73, 155f., 187, 221f., 224, 290, 327f., 332f.
– Sanktionierung von 99, 238, 351
– Substituierbarkeit von 70 Fn. 3, 156, 224, 272, 292ff., 395
– Soldaten als 67, 75 Fn. 4, 136, 192–195, 230, 272, 342
– Spitzenpolitiker als 261f., 292, 352ff.
– Wahrnehmung von 26, 158, 183
Diplomatie
– /Außenpolitik 270ff., 274, 284, 306, 354
– als Kommunikation 23f.
– als Konfliktlösung 53, 72, 235
– als Subsystem der Weltpolitik 274f.
– als Vermittlung/Integration 18, 34–39, 270, 282f.
– alte/neue 384
– bi- und multilaterale 284–288
– Code der 277–282, 361
– *everyday diplomacy* 258f.
– jenseits der Politik 275
– Programme der 280f.
– Reflexionstheorien der 35f., 279, 407f. *vgl.* Selbstbeschreibung
– regionale (Paradiplomatie) 292ff.
– supranationale 292f.
– *track I + II* 306, 379
Diskurs, Diskursformation 25, 173, 316 *vgl.* Semantik
Dritte
– anonyme/generalisierte/ unbeteiligte 29, 85, 169, 230f., 282, 359, 372ff.
– Gesandte als 232f.
– Mediation durch 72, 103, 232 Fn. 3, 288, 375, 403
– Systeme als 42, 269
Dynastien 180f., 205 *vgl.* Verwandtschaft

Ebenen, soziale 18, 21, 33, 37
– Differenzierung von 52f., 155f., 158, 201, 263, 319f., 322, 332, 357
– als Metaphorik 293
Emotionen 105f., 224, 396 *vgl.* instrumentell/expressiv
Erwartungen
– als soziale Struktur 27
– Enttäuschungserklärungen und 86, 119, 132, 347
– kognitive (Lernen) 44, 86, 114, 146, 287, 342ff., 342, 408
– normative 29, 114, 237

Formalität/Informalität
– der internationalen Verwaltung 297f., 300
– und Geschlechterdifferenzen 180f., 328f., 332f.
– von Rang/Status 323f.
Fremde, Fremdheit
– als Gäste 61ff., 85, 89, 99, 120ff., 128f., 138

– Diplomaten als 252, 256–259
– Exotisierung/Pejorisierung von 119, 126, 131, 140ff., 168, 259
– Erstkontakt mit 58, 136
– Funktion von 61, 112f.
– Inhibierung von 58
– Inklusion von 58, 120f.
– Klassifikation von 81–84, 133–136
– Normalität von 258f.
Freundschaft 85, 165, 169, 189f., 331, 377 *vgl.* Kontakte
Frieden 53, 61, 72, 81, 88, 92f., 206, 212, 217, 415
Funktionen, funktionale Analyse 39ff., 48f.
– manifeste/latente 41, 180f., 245, 312 Fn. 8, 340 Fn. 17

Geheimnis, Geheimhaltung 36, 91, 219ff., 279f., 392ff.
Gerüchte 99 Fn. 3, 140f., 221ff., 355, 401,
Gesandte *s.* Diplomaten
Geschichte 79, 205
– /Mythos 78–81, 205, 215
– als Vorbild 215
– Distanzierung durch 383
– Statusbegründung durch 203f., 215
Geselligkeit 145, 262f., 328, 335f.
Gesellschaft 30f., 111f., 251 *vgl.* Weltgesellschaft
– Differenzierung der 32
– Grenzen von 49f., 111f., 251
– Plural/Singular 42, 111, 118f., 251
– Subsysteme von 51, 140f., 264f.
Gesetz des Wiedersehens 222f., 394 *vgl.* Kontakte; Interaktionen

Grenzen
– als Schwellen 18, 87–90, 94, 119, 131, 229f., 269, 284 *vgl.* Prinzip der kleinen Schritte
– Anerkennung von 42f., 56–64, 88ff.
– »Durchlässigkeit« von 261
– Grenzbewusstsein vs. Imperialismus 48, 130f., 135, 169 Fn. 3, 170, 266, 316
– Grenzsysteme 43, 125, 140, 235, 237, 240, 244f., 390f. *vgl.* Kontakte
– Infiltration von *s.* Spionage
– Räumlichkeit von *s.* Raum
– Symbolisierung von 43, 50, 62, 261f.
– Verletzung von *s.* Krieg
Grenzstellen 339ff. *vgl.* Stellvertretung
– Rotation von 355f.
– formale/informale Kontakte von 328–331, 339–343
– Handeln/Erleben von 342
– Spitzenstellen als 352
– Statusdifferenzierung von 350ff.
– Typologie weltpolitischer 341ff.
– Verantwortlichkeit von 346f., 399
Griechenland, antikes 128 Fn. 13, 138, 169 Fn. 3, 207, 215, 219, 235 Fn. 5

Hierarchie *s.* Differenzierungsform
Höflichkeit/Takt 318
– auf Vorder- und Hinterbühnen 310
– als Indifferenz 103f., 128f., 244f.
– Diplomatie als 227
– und diplomatische Autonomie 237, 310, 408f.

Imperialismus *s.* Grenzen
instrumentell/expressiv 106 Fn. 12, 312 Fn. 8, 318, 345, 353, 392, 397
Interaktionen 24, 33
– /Gesellschaft 51ff., 177, 210, 311
– /Wahrnehmung 26, 33, 78, 83, 140, 158, 183, 208
– erreichbare Größe 53ff., 68, 154, 315
– funktionale Spezifikation von 22, 48, 255
– Gedächtnis in 93, 208f.
– in Oberschichten/Eliten 145f., 261ff.
– Konflikt/-aversion in 54f., 97f., 230f., 244f.
– kontraktogene 369f. *vgl.* Verhandlungen
– Pathologien von 103, 315
– *recipient design* in 182f.
– Unersetzbarkeit von 177, 319f.
– Zeithorizonte von 78f., 206, 375, 389,
– Zusammenhänge/Episodisierung von 92f., 108, 130, 150–155 *vgl.* Gesetz des Wiedersehens
Interessen/Intentionen 18f., 20, 35ff., 188f., 232, 255f., 290, 306, 315
– /Normen 405f., 408
– funktionale Spezifikation von 255
– Rationalität von 396
internationale Verwaltung 294ff. *vgl.* Organisationen, diplomatische
– /Diplomatie 294f.
– als Abstellgleis 292
– Anerkennung der 297
– Autonomie der 295ff., 299
– *epistemic communities* der 299f.
– Funktion der 295
– *international civil servants* der 297ff.
– Juridifizierung der 302f. *vgl.* Völkerrecht
– Nationalismus/
– Kosmopolitanismus in 299ff.
– Pathologien der 297
– Publikum der 299ff.
– Quantifizierung 301ff.
Irokesen *s. wampum*-Diplomatie

Japan 131 Fn. 15, 140f., 150, 156, 257

Kausalität 17f., 93, 212, 359 *vgl.* Zeit
Kissinger, Henry A. 354
Klatsch *s.* Gerüchte
Kolonialismus 100, 412
Kommunikation 23–27
– Adressierbarkeit für 25
– Ereignishaftigkeit der 25ff.
– Geltung von 370f.
– indirekte 318f.
– per *lingua franca* 125 Fn. 12
– Substanzialisierung von 81, 83ff., 185f.
– verbale/nonverbale 24f., 182f., 319
– Wahrnehmung 26, 182f., 203, 208f., 210f., 243, 317, 319, 337
Konbaung-Dynastie 140
Konflikte 53f., 98, 228–231
– Darstellung von 106, 310
– Eskalation von 88, 310, 345
– Freund/Feind in 59ff., 85ff., 90
– Stabilität von 231f.
– Vermeidung von 97ff.
– Zulassung von 229f., 239
Konsularwesen 305f., 327
Kontakte, Kontaktnetze 74
– als Ressource 66, 75, 112, 121, 145, 355
– als Systeme 42f., 314f., 346f.

– auf »Augenhöhe« 103, 146, 325, 351f., 360
– diffuse/spezifische 67, 257, 271
– Ebenen von 76, 163ff., 297f.,
– Freiheit/Limitation von 73, 144f., 228f., 257f.
– Institutionalisierung von 346f.
– Monopolisierung von 187, 192, 349
– private/dienstliche 180f., 328ff., 342f., 355f., 377
– Selektion von 43, 75, 145, 271

Kontingenzformeln 361
– in stratifizierten Gesellschaften 204f.
– Legitimität als 361f.
– Souveränität als 363–367

Kosmologien 112ff.
– Konsistenz/Ambivalenz von 112, 115f., 119, 158, 170
– Universalismus/Partikularismus von 84, 134ff.

Kriege 68, 88ff., 194f., 217

Lebensstil 19f., 116, 259

Legitimation *s.* Demokratie; Verhandlungen

Ludwig XII. 244

Ludwig XIV. 255

Macartney-Mission 127, 246

Macht 156f., 357ff.
– /Gewalt 156f., 360
– /Wahrheit 158, 378
– als Technik 358
– Gleichgewicht der 18, 37, 56, 365 Fn. 3
– Kettenbildung durch 151 Fn. 4, 194
– Konvertierbarkeit von 158f., 376ff.
– soft power 377

mad man-Theorie 354

Makuria 216

Massenmedien 252ff.
– Effizienzsteigerung durch 253, 308f.
– Inszenierung für 195, 282, 310f.
– Öffentlichkeit durch 308f.
– Themenwahl durch 288, 309f.
– Verfügbarkeit von 252f.

Maximilian I. 244

message sticks 100

Mikro-/Makro *s.* Ebenen, soziale

Militär 66, 192–195, 230, 272, 342f.

Mobilität
– durch Organisationen 197, 328f.
– Risiken der 62, 189ff., 174, 177, 230 Fn. 1, 355
– von diplomatischen Akteuren 180f., 189, 197
– von Herrschern 174ff., 199

Moral
– /Ehre 126, 134, 158f., 195
– /Kosmologie 135 Fn. 24, 158
– in Interaktionen 103, 126, 229
– Minimalmoral 258 *vgl.* Höflichkeit
– Moralfähigkeit 116, 119f., 259

Motive *s.* Interessen/Intentionen

Netzwerke *s.* Kontakte

Nimwegen, Kongress von 235 Fn. 4

Nixon, Richard M. 354

Normen *s.* Erwartungen

Öffentlichkeit, öffentlich 299 *vgl.* Publikum
– /geheim 219
– /privat 180, 330f.
– höfische 121
– moderne 254, 308f.

Organisationen, diplomatische 319ff. *vgl.* internationale Verwaltung
– /Familien 328ff.
– /Korporationen 155f., 188f.

– Adressierbarkeit von 320, 339
– Ämter/Stellen in 156, 182–190, 287f., *vgl.* Grenzstellen
– Arbeit in 326-328
– Autonomie von 320ff.
– Besoldung in 189, 299, 327ff.
– Informalität in 300, 350f., 355, 394, 404
– *locals/cosmopolitans* in 299ff., 328
– Programmierung von 320–323
– Unsicherheitsabsorption in 321, 399f.

Paradoxie *s.* Ambivalenz
Patronage 124, 162, 187f., 190, 223f., 290
Persien 128 Fn. 13, 138, 255
Politik 41f.
– als Binnen-/Weltpolitik 42f., 170, 199, 268ff., 282–286, 306
– Code der 266ff.
Praxeologie 19f., 41, 155 Fn. 6, 212 Fn. 6, 278, 289, 340 Fn. 17, 405 Fn. 3
Prinzip der kleinen Schritte 58, 88f., 375, 395ff. *vgl.* Grenzen
Prinzipale/Agenten 96f., 162, 183ff., 189f., 235 Fn. 4, 296, 299f., 386, 389, 387, 398 *vgl.* Stellvertretung
Protokoll *vgl.* Zeremoniell
– Abweichungen vom 335f.
– als Programm 28, 258, 280
– Un-/Gleichheit 30, 323, 329, 335, 351f.
– und Status
Proxenie 121
Publikum
– /Öffentlichkeit 307
– als *rationalized others* 282
– als Rolle 299, 306
– Interessen des 306
– Kontakte zur Diplomatie 305f.
– transnationales 282

Qianlong-Kaiser 127
Qing-Dynastie 140

Rang 103f., 260
– als Präzedenz 123, 210, 255, 335
– Konflikte um 150, 168, 218
– und Geschlecht 336f.
Rationalität 40, 113, 237, 296f., 396f.
– Handlungs-/Systemrationalität 331f.
Raum, Räumlichkeit
– /Zeit 53, 192, 224
– neutraler/exterritorialer 62, 72, 90, 174, 176, 257 Fn. 3, 261
– politischer »Ebenen« 292f.
– Segregation und 257, 328
Religion 198
– /Kosmologie 134, 151
– /Opium 40
– als Motivationsmittel 197ff.
– interreligiöser Dialog 275
– Missionierung 133ff., 198
Repräsentation *vgl.* Stellvertretung
– der Gesellschaft 154, 263
– Semantik der 182, 191
Reuveni, David 139f.
Reziprozität 56f.
– Addressierbarkeit und 57f.
– balanced/generalized 60f., 107 Fn. 13
– Fähigkeit zur 165, 218
– Grenzen der 58f.
– negative 59f.
– Un-/Gleichheit durch 56, 71f., 165f.
– Tribute und 140, 165f., 176, 197, 216
Rhetorik 69, 103, 183, 190, 214, 229
Rituale
– als Kommunikationsvermeidung 55, 97f.
– Ambivalenzen von 102f., 105, 125ff.

– des Übergangs 62, 88f.
– Distanzierung von 129
– Imitation von 127f.
– Proskynese als 127ff.
– *ritual communities* 126
– Zeitbezüge von 78, 210f.
Rollen 28f.
– Kombination von 67f., 174f. *vgl.* Status
– Komplementarität von 165, 299
– Konflikte zwischen 67f., 77, 299f., 332, 394
– Konformität 221, 351

Sachdimension 28f., 55, 65, 163f.
Schriftlichkeit 158ff.
– /Interaktion 115 Fn. 5, 128, 140, 182f., 387
– /Mündlichkeit 112
– Gedächtnis durch 118, 158
– Vertrauen in 127, 158, 317
– Widerspruch und 127f., 158
Selbst-/Fremdbeschreibung 41, 47f., 51, 70, 113, 147, 153, 261, 276f., 278, 282f., 331f.
Semantik/Sozialstruktur 32f., 114–118
Souveränität 364ff.
– als Heuchelei 266, 323, 367
– Semantik der 139, 364
– und Gleichheit 147f., 259
Sozialdimension
– Autonomie der 44, 226
– Differenzierung der 56
– Generalisierung in der 29f.
Spionage 74
– Diplomatie als 36, 182, 221f., 237f., 243, 272
– Funktion der 272, 343f., 400
– Misstrauen in 139, 221
– Vertrauen durch 400f.
Sport 105, 207, 275
Staat, Staatlichkeit 18, 20, 36f.
– /Politik 266f.
– Auflösung von 261f.
– Gewaltmonopol 287, 360
– Staatszentriertheit der Forschung 267f., 276, 282, 287, 293 Fn. 5
– vormoderner 150f.
– Weltstaat/Weltstaatlichkeit 42, 267f.
Städte
– als diplomatische Akteure 150, 157, 170f., 219
– diplomatische Segregation in 328
Status 67f., 258
– /Rang 140ff., 261f.
– als Gattungszugehörigkeit 146, 169f., 214, 216, 218
– in diplomatischen Organisationen 323ff., 335, 350ff., 354
– In-/Kongruenz von 332
– Interaktionsabhängigkeit des 123f., 140ff.
– Neutralisierung von 145, 176f.
– Un-/Gleichheit des 145ff., 150, 169, 328f.
– von Stellvertretern 180, 352
Stellvertretung
– als Substitution 185f.
– Äquivalente für 90f., 101
– Kettenbildung durch 287f.
– Konfliktaustragung durch 232ff., 310, 345f.
– mit Vollmacht 90, 169, 182f., 192f., 244
– und Engagement 174f., 191, 232–235, 352f., 396
– und Status 129, 182f., 350ff.
– und Synchronisation 88, 192, 386ff., 392
Systeme, soziale
– Emergenz von 18, 26
– Mensch als Umwelt von 25f.

Takt *s.* Höflichkeit
Teil/Ganzes 18f., 34ff., 270
Telekommunikation
– Autonomie durch 385ff.
– E-Mail 318
– *schmoozing* in 318
– Wahrnehmung in 318f.
Tikopia 79f.
translatio imperii 215

Umayyaden-Dynastie 216

Verantwortung 99ff., 346f., 399, 404, 408f.
Verbindlichkeit
– durch Interaktionen 93, 107
– durch Schriftlichkeit 158, 216
– Relativierung von 346f.
Verhandlungen *vgl.* Interaktionen
– /Verfahren 312, 368ff.
– Akzeptanz/Legitimation und 54, 104, 156, 311f., 365, 369–379, 379 *vgl.* Demokratie
– *arguing/bargaining* in 370, 379
– Dauer von 91
– Drohungen in 195, 197, 238, 310, 359, 376f., 401
– Ergebnisse von 90, 93, 106ff., 237, 286f., 313f., 359, 368–372
– *fait accompli* in 367, 391
– Geld in 195f., 377
– Generalisierung durch 370–378
– Kapitulations- 192, 195, 217
– Mediation in *s.* Dritte
– Termine für 212, 385, 389
– Unterbrechung in 103ff., 212, 234, 335, 387f.
– Verständigung in 370
– Vorverhandlungen 89, 180,376f.
Verträge
– Abschluss von 158, 168
– Akzeptanz von 168, 372
– Ambivalenzen in 287
– als Mehrsystemereignisse 406
– Schwurformeln in 158
– Garantien für 174, 192, 375
– *oblivio*-Klausel in 158
– Überlieferung von 216
Vertrauen/Misstrauen 84f.
– Ebenen des 396
– in Systeme 403f.
– persönliches 158, 174, 189f., 223ff., 395f.
– und Abwesenheit 158, 177, 189f.
Vertrautheit 79ff., 112, 221, 259
Verwandte, Verwandtschaft
– /Genealogie 162, 205
– *ad hoc* 58, 62, 84
– als Verhandlungsmasse 74, 89, 378
– Bündnisfunktion der 66, 74, 181f.
– Endogamie/Exogamie/Inzest 59f., 76, 144, 180f.
– Immunität durch 74
Vijayanagar-Dynastie 124 Fn. 9
Völkerrecht 405ff. *vgl.* Normen
– /Verwaltung 314
– als Diskurs 366, 408
– als Gedächtnis 370, 407f.
– als Wissenschaft 36f.
– *colère publique* und 314, 406
– Experten des 370, 408
– Funktion/Leistungen des 406
– Konsistenz des 367, 407f.
– Rechtscharakter des 405f.
– vormodernes 195, 207
– vs. Interessen 405, 409

wampum-Diplomatie 99ff.
Welt
– als Lebenswelt/Common Sense 80–84, 111–115
– als Sinnhorizont 31 Fn. 3
– Beschreibung der *s.* Kosmologien

Weltgesellschaft 31, 111ff., 140, 251–254, 264ff., 311, 321 *s.* Gesellschaft
Weltpolitik 42, 48ff.
– /internationale Beziehungen 49, 269f.
– als System 269
– als Weltenpolitik 125
– Differenzierung der 271f.
Wirtschaft 195f., 264, 276, 326f., 361
– Diplomatie der 275
Wissenschaft 378f., 407f.

Yanomamö 105
Yukpa 59, 80f.

Zeit, Zeitdimension
– Autonomie der 56f., 203f., 382ff.
– Generalisierung der 29
– Gleichzeitigkeit 24f., *vgl.* Kausalität
– Horizonte der 78f., 203ff., 382f.
– Imperialismus/Souveränität und 315, 392
– Semantiken der 92, 204ff., 383f.
Zentrum/Peripherie *s.* Differenzierungsform
Zeremoniell 206ff.
– /Ritual 206ff.
– /Substanz 126f.
– als Programm 155f.
– Heuchelei von 170
– Inkognito als 176f.
– Sollbruchstellen im 245f.
– Zeremonialwissenschaft 124 Fn. 10, 150, 407
Zweck-/Konditionalprogramme 239ff., 294ff., 302ff., 330ff., 339, 348